
Märchen, Abenteuer
und Geschichten für Jung und Alt
Hans Christian Andersen


HARVARD
ET
ACADEMIAE
HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
SIGILLUM
CHRISTO
ECCLESIAE



G. E. Richa

Greenwich

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt.

Holzstiche
aus dem xylographischen Atelier
von Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.


L. Sichling sc.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt

von

H. C. Andersen.

Vollständigste Ausgabe.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich

und

siebenundzwanzig Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter, Osterwald und Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Sechste durch die „neuesten“ Mährchen des Verfassers vermehrte Auflage.

Erstes Bändchen.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1864.

Inhalt des ersten Bändchens.

Das Feuerzeug.

Da kam ein Soldat die Landstraße heraufmarschirt — eins, zwei! eins, zwei! Seinen Tornister hatte er auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite; denn er kam aus dem Kriege und wollte nach Hause. Da begegnete ihm auf der Landstraße eine alte Hexe; die sah recht ekelhaft aus, die Unterlippe hing ihr bis auf die Brust herab.

„Guten Abend, Soldat!“ sagte sie. „Was hast Du da für einen hübschen Säbel, und für einen großen Tornister! Du siehst ja recht wie ein ächter Soldat aus! Du sollst nun auch so viel Geld bekommen, wie Du nur haben willst!“

„Schönen Dank, Du alte Hexe!“ sagte der Soldat.

„Siehst Du da den großen Baum?“ sagte die Hexe, und zeigte auf einen Baum, der neben ihnen am Wege stand. „Der ist inwendig ganz hohl! Nun klettere hinauf auf den Gipfel, da ist ein Loch, durch welches Du tief in den Baum hinabgleiten kannst. Ich will Dir einen Strick um den Leib binden, damit ich Dich wieder in die Höhe ziehen kann, wenn Du mich rufst.“

„Was soll ich denn da unten im Baume?“ fragte der Soldat.

„Geld holen!“ sagte die Hexe. „Du mußt nur wissen, wenn Du auf den Boden des Baumes gekommen bist, so stehst Du in einem großen Gange; da ist's ganz hell, denn es brennen dort Hunderte von Lampen. Du siehst da drei Thüren, die kannst Du

öffnen: die Schlüssel stecken darin. Gehst Du in die erste Kammer, so siehst Du mitten auf der Diele einen großen Kasten, und oben auf demselben einen Hund, der hat Augen so groß wie Theetassen, aber darum kümmere Dich nicht. Ich gebe Dir meine blaugewürfelte Schürze, die kannst Du auf der Diele ausbreiten; dann gehst Du rasch hin und nimmst den Hund, setzest ihn auf meine Schürze, öffnest den Kasten, und nimmst Dir so viele Schillinge, wie Du willst. Es ist lauter Kupfergeld. Willst Du aber lieber Silber, so mußt Du in die zweite Kammer gehen; aber da sitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen so groß wie Mühlräder; doch kehre Dich nicht daran, setz' ihn nur auf meine Schürze und nimm Dir von dem Gelde nach Belieben. Willst Du aber Gold haben — das kannst Du auch bekommen, so viel als Du nur tragen kannst, wenn Du in die dritte Kammer gehst. Aber der Hund, der hier auf dem Geldkasten sitzt, hat zwei Augen, von denen jedes so groß ist wie der runde Thurm. Das ist ein Hund, kannst Du glauben! Aber kehre Dich nicht an ihn, setze ihn nur auf meine Schürze, so thut er Dir nichts; und dann nimm Dir aus der Kiste so viel Gold, wie Du willst."

„Das wäre nicht übel!" sagte der Soldat. „Aber was soll ich Dir denn geben, Du alte Hexe? denn haben willst Du doch auch gewiß etwas, kann ich mir denken."

„Nein," sagte die Hexe, „nicht einen Schilling will ich haben. Du sollst mir bloß das alte Feuerzeug mitbringen, das meine Großmutter vergaß, als sie zuletzt da unten war."

„Nun, so binde mir den Strick um den Leib," sagte der Soldat.

„Hier ist er," sagte die Hexe, „und hier ist meine blaugewürfelte Schürze."

Da kletterte der Soldat auf den Baum, rutschte durch das Loch hinunter, und stand, wie die Hexe gesagt hatte, in dem großen Gange, wo die vielen Hunderte von Lampen brannten.

Nun machte er die erste Thür auf. Hu! da saß der Hund mit den Augen wie Theetassen, und glotzte ihn an.

„Du bist ein guter Kerl!“ sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe, nahm so viele Schillinge, als er in den Taschen lassen konnte, machte den Kasten wieder zu, setzte den Hund darauf und ging in die zweite Kammer. Potz tausend! da saß der Hund mit Augen wie Mühlräder.

„Sie mich nur nicht so scharf an,“ sagte der Soldat, „Dir möchten sonst am Ende die Augen wehthun.“ Und da setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe; aber als er das viele Silbergeld sah, warf er alle seine kupfernen Schillinge wieder weg und füllte die Taschen und den Tornister mit dem blanken Silber. Nun trat er in die dritte Kammer. Nein, das war gräßlich! Der Hund hier hatte Augen so groß wie der runde Thurm, und sie liefen ihm wie Räder im Kopfe herum.

„Guten Abend!“ sagte der Soldat und griff an die Mütze, denn so ein Hund war ihm noch nicht vorgekommen. Als er ihn aber ein wenig betrachtet hatte, dachte er: nun ist's genug! setzte den Hund auf den Boden und öffnete die Kiste. Gott bewahre! was lag da für eine Menge Goldes! Dafür hätte er ganz Kopenhagen, alle Zuckerpuppen, alle Zinnsoldaten, alle Peitschen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen können. Das war ein Schatz! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte, von sich, und stopfte Taschen, Tornister, Mütze und Stiefel so voll Goldstücke, daß er nur noch mit genauer Noth gehen konnte. Nun hatte er Geld! Den Hund setzte er oben auf den Kasten, warf die Thür zu, und rief in den Baum hinein:

„Zieh mich nun wieder in die Höhe, Du alte Hexe!“

„Hast Du auch das Feuerzeug?“ fragte die Hexe.

„Das ist wahr,“ sagte der Soldat, „das habe ich rein vergessen.“ Und nun ging er hin und holte das Feuerzeug; die Hexe zog ihn wieder aus dem Baume herauf, und da stand er nun auf der Landstraße und hatte Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze voll von Gold.

„Was willst Du mit dem Feuerzeuge?“ fragte der Soldat.

„Das geht Dich nichts an!“ sagte die Hexe, „Du hast ja Dein Geld, gieb mir nun das Feuerzeug.“

„Dummes Zeug!“ sagte der Soldat. „Willst Du mir gleich sagen, was Du damit vorhast, sonst ziehe ich meinen Säbel und haue Dir den Kopf ab.“

„Nein!“ sagte die Hexe.

Da zog der Soldat seinen Säbel und hieb ihr den Kopf ab; da lag sie. Er aber band all' sein Geld in ihre Schürze, nahm diese wie einen Bündel auf den Nacken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging geradeswegs in die Stadt hinein.

Das war eine schöne Stadt, und in dem schönsten Wirthshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und die besten Speisen, denn er war nun ja reich, da er so unendlich viel Geld hatte.

Dem Aufwärter, der seine Stiefel putzen sollte, schien es zwar, als wären das ein Paar lächerlich alter Stiefel für so einen reichen Herrn. Aber der Soldat hatte ja noch keine neuen kaufen können. Den folgenden Tag, da bekam er Stiefel und Kleider, die waren fein! Nun war der Soldat ein vornehmer Herr, und sie erzählten ihm von all' den Merkwürdigkeiten ihrer Stadt, und von dem Könige und was für eine schöne Prinzessin seine Tochter sei.

„Wo kann man die wohl zu sehen bekommen?“ fragte der Soldat.

„Die kann man gar nicht zu sehen bekommen,“ sagten sie Alle zusammen. „Die wohnt in einem großen kupfernen Schlosse mit vielen Thürmen und Mauern. Nur der König darf bei ihr aus- und eingehen, weil ihr prophezeiet ist, sie solle an einen simpeln Soldaten verheirathet werden, und das will der König nicht haben.“

„Die Prinzessin möchte ich wohl einmal sehen,“ dachte der Soldat, aber an Erlaubniß dazu war ja gar nicht zu denken.

Indessen lebte er lustig und in Freuden, ging in's Theater, fuhr in den Schloßgarten und gab den Armen viel Geld. Das Letztere war wohlgethan, aber er wußte ja von alten Zeiten her, wie Einem

zu Muthe ist, wenn man keinen Heller in der Tasche hat. Er war nun reich, hatte schöne Kleider und bekam viele Freunde, die ihm alle Tage sagten: er sei ein ganz einziger Mensch, so ein rechter Cavalier, und das mochte der Soldat gar zu gern hören. Da er nun jeden Tag Geld ausgab und nie etwas einnahm, so hatte er zuletzt nur noch zwei Schilling übrig, und mußte das schöne Logis, wo er bis jetzt gewohnt hatte, wieder verlassen, und in ein kleines Dachstübchen hinaufziehen, mußte seine Stiefel selbst putzen und mit der Stopfnadel zusammennähen, und keiner von seinen bisherigen Freunden kam zu ihm, denn es waren gar zu viele Treppen zu steigen.

Es war ein ganz dunkler Abend, und Licht konnte er sich nicht kaufen; aber da fiel ihm ein, daß in dem Feuerzeuge, welches er aus dem hohlen Baume geholt hatte, noch ein kleiner Lichtstumpf lag. Er nahm das Feuerzeug also zur Hand; aber sowie er schlug und die Funken umherflogen, sprang auf einmal die Thür auf, und der Hund mit den Augen so groß wie Theetassen stand vor ihm und fragte: „Was befehlen der Herr?“

„Potztausend!“ sagte der Soldat, „da hab' ich ja ein vortreffliches Feuerzeug, da kann ich ja leicht bekommen, was ich mir wünsche. Schaff' mir ein bischen Geld!“ sagte er zum Hunde, und wips! war er fort; wips war er wieder da, und hatte einen schweren Beutel mit Schillingen zwischen den Zähnen.

Nun wußte der Soldat, was das für ein prächtiges Feuerzeug war; schlug er einmal, so erschien der Hund mit dem Kupfergelde, schlug er zweimal, so kam der, welcher die Silbermünzen hatte; schlug er dreimal, so kam der mit dem Golde. Nun bezog er gleich wieder seine prächtigen Zimmer, zog schöne neue Kleider an, und da kannten ihn auch gleich alle seine Freunde wieder — und sie hielten alle so viel von ihm!

Da dachte er einmal bei sich selbst: „Es ist doch sonderbar, daß man die schöne Prinzessin nicht zu sehen bekommen kann. Sie soll so sehr schön sein, sagen Alle; aber was kann das helfen, wenn sie

immer in dem kupfernen Schlosse mit den vielen Thürmen sitzt? Sollte es denn ganz unmöglich sein, sie zu Gesicht zu bekommen? Wo ist nur mein Feuerzeug?" Und er schlug mit dem Stahl an den Stein, und wips! kam der Hund mit den Augen so groß wie Theetassen.

„Es ist freilich mitten in der Nacht," sagte er, „aber ich möchte so gern die schöne Prinzessin sehen, nur auf einen Augenblick!"

Gleich war der Hund aus der Thür, und ehe der Soldat es für möglich hielt, sah er ihn schon mit der Prinzessin zurückkehren, die auf des Hundes Rücken saß und schlief und die so schön war, daß Jedermann gleich sehen konnte, sie müsse eine ächte Prinzessin sein. Der Soldat konnte es nicht lassen, er mußte sie küssen, denn ein Soldat war er durch und durch.

Nun lief der Hund mit der schönen Prinzessin wieder zurück. Aber am anderen Morgen, als König und Königin am Theetische saßen, erzählte die Prinzessin: sie hätte diese Nacht einen ganz sonderbaren Traum gehabt von einem Hunde und einem Soldaten, auf dem Hunde wäre sie geritten und der Soldat hätte sie geküßt.

„Das ist eine schöne Geschichte!" sagte die Königin, und nun mußte in der nächsten Nacht eine von den alten Hofdamen am Bette der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob die Prinzessin wirklich träumte, oder wie es sich damit verhielte.

Der Soldat hatte aber eine schreckliche Sehnsucht, die schöne Prinzessin wieder zu sehen, und da kam der Hund bei der Nacht, nahm die Prinzessin auf den Rücken und lief was er konnte mit ihr davon. Aber die alte Hofdame zog schnell Wasserstiefel an und lief eben so flink hinterher, und als der Hund in ein großes Haus hineinlief, dachte sie: nun weiß ich, wo's ist! und schrieb mit Kreide ein Kreuz an die Hausthür. Darauf ging sie wieder nach Hause und legte sich schlafen, und der Hund kam auch wieder mit der Prinzessin. Als er aber bemerkte, daß an das Haus, worin der Soldat wohnte, ein Kreuz gemacht war, nahm er auch ein Stück Kreide und schrieb Kreuze an alle Hausthüren in der gan-

zen Stadt und das war sehr vernünftig, denn nun konnte ja die Hofdame die rechte Thür nicht wiederfinden, weil ja auf allen Thüren Kreuze standen.

Früh am andern Morgen kamen der König, die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin die Nacht gewesen wäre.

„Hier ist es!“ sagte der König, als er die erste Thür mit einem weißen Kreuze sah.

„Nein, hier ist's, mein lieber Mann,“ sagte die Königin, welche eine andere Thür mit einem Kreuze daran sahe.

„Aber hier ist eins — und da ist auch eins!“ riefen Alle, denn wohin sie sahen, überall waren Kreuze an den Hausthüren, und sie merkten nun wohl, daß es nichts helfen konnte, länger zu suchen.

Die Königin war aber eine kluge Frau; die konnte mehr, als in der Kutsche fahren. Sie nahm ihre goldene Scheere und schnitt ein ganzes Stück Seidenzeug entzwei, und nähte aus den Stücken einen niedlichen kleinen Sack; den füllte sie mit der allerfeinsten Buchweizengrütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken, und als das geschehen war, schnitt sie ein kleines Loch in den Sack, so daß, wenn die Prinzessin sich bewegte, die Grütze auf dem ganzen Wege herausrieseln mußte.

In der Nacht kam der Hund wieder, nahm die Prinzessin auf den Rücken und lief mit ihr zum Soldaten, der ganz gewaltig viel von ihr hielt und für sein Leben gern ein Prinz gewesen wäre, um die Prinzessin nur zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte es gar nicht, daß vom Schlosse bis zum Fenster des Soldaten der ganze Weg mit Grütze bestreut war. Am Morgen sahen König und Königin nun wohl, wo ihre Tochter gewesen war, und da nahmen sie den Soldaten und warfen ihn in's Gefängniß.

Da saß er! Hu, wie war's hier dunkel und langweilig, und obendrein sagten sie zu ihm: „Morgen sollst Du gehangen werden!“

Das war nicht angenehm zu hören; und das Feuerzeug hatte er auch im Gasthof vergessen.

Am folgenden Morgen konnte er durch die Eisenstangen seines kleinen Fensters sehen, wie die Leute aus der Stadt strömten, um hin hängen zu sehen; er hörte die Trommeln, und sah die Soldaten marschiren. Die Leute liefen alle hinaus, und da war auch ein Schusterbursche mit Schurzfell und Pantoffeln darunter, der lief in solchem Galop, daß ihm sein einer Pantoffel vom Fuß und gerade gegen die Mauer flog, hinter welcher der Soldat saß und durch die Eisenstangen guckte.

„Ei, Du Schusterbursche!“ rief der Soldat. „Du brauchst nicht so zu laufen, es wird doch nicht eher etwas daraus, als bis ich komme. Aber willst Du nach meiner Wohnung laufen und mir da mein Feuerzeug holen, so sollst Du vier Schilling haben. Nimm aber Deine Beine zusammen!“

Der Schusterbursche wollte die vier Schillinge gern verdienen, und lief nach dem Feuerzeug, gab es dem Soldaten, und — nun sollt ihr etwas zu hören bekommen.

Draußen vor der Stadt war ein großer Galgen gebaut, rund umher standen viele Soldaten und viele Hunderttausende von Menschen. König und Königin saßen auf einem prächtigen Throne, den Richtern und dem ganzen Rathe gerade gegenüber.

Der Soldat stand schon auf der obersten Sprosse der Leiter, aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er: man pflege ja doch einem armen Sünder, ehe er seine Strafe leide, immer einen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Er möchte so gern noch eine Pfeife Taback rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekäme.

Der König wollte nun auch nicht nein sagen, und da nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug ein= — zwei= — dreimal an den Stein, und da standen die Hunde alle drei, der mit Augen wie Theetassen, der mit Augen wie Mühlräder, und der, welcher Augen hatte, wie der runde Thurm.

„Helft mir nun aus der Noth,“ rief der Soldat, „daß ich nicht gehangen werde!“ und da fuhren die Hunde gleich los auf die Richter und den Rath, nahmen den Einen bei den Beinen, den Andern bei der Nase, und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft, so daß sie beim Herabfallen in tausend Stücke zerschlugen.

„Mich nicht, ich will nicht!“ sagte der König, aber der größte Hund nahm König und Königin, und schleuderte sie alle beide hinter den Uebrigen her. Da erschraken die Soldaten, und das Volk rief: „Soldat, Soldat! Du sollst unser König werden und die schöne Prinzessin zur Frau haben!“

Da setzten sie den Soldaten in des Königs Kutsche, und die drei Hunde tanzten vor dem Wagen her und riefen Hurrah! und die Jungen pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentirten das Gewehr.

Nun kam die Prinzessin aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin; das gefiel ihr gar nicht schlecht. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde saßen mit zu Tische und machten große Augen.

Der kleine Claus und der große Claus.

Es waren einmal in einem Dorfe zwei Männer, die beide einen und denselben Namen hatten, sie hießen beide Claus, aber der eine von ihnen hatte vier Pferde, der andere nur eins. Um sie von einander unterscheiden zu können, nannte man den, der vier Pferde hielt, den großen Claus, und den, der nur eins hatte, den kleinen Claus. Nun wollen wir hören, wie es den Beiden gegangen ist denn dies ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Claus für den großen Claus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen; dann half der große Claus dem kleinen wieder mit allen seinen vier Pferden einmal in der Woche und zwar am Sonntage. Halloh! wie schwenkte der kleine Claus dann seine Peitsche über allen fünf Pferden, die ja nun an diesem einen Tage so gut wie seine eigenen waren. Die Sonne schien so schön, alle Glocken läuteten zur Kirche, die Leute hatten ihre Sonntagskleider an und gingen, mit dem Gesangbuch unterm Arm, in die Kirche, um die Predigt zu hören, und sie sahen den kleinen Claus, der mit fünf Pferden pflügte und so vergnügt war, daß er immer wieder mit der Peitsche knallte und rief: „Hui, alle meine fünf Pferde!"

„Das mußt Du nicht sagen," sagte der große Claus, „Dir gehört ja doch nur das eine Pferd."

Als aber wieder Einer vorbeikam, der in die Kirche wollte,

vergaß der kleine Claus, daß er's nicht sagen sollte, und rief: „Hui, alle meine fünf Pferde!"

„Na, ich bitte Dich nun, laß das bleiben," sagte der große Claus, „denn sagst Du's noch einmal, so schlage ich Dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle liegen bleibt, und dann ist's vorbei mit Deinen fünf Pferden!"

„Ich will's wahrhaftig nicht wieder sagen!" sagte der kleine Claus; als aber wieder Leute vorübergingen, und ihm guten Tag zunickten, wurde er so vergnügt, und meinte, es sehe doch so stattlich aus, fünf Pferde zum Pflügen zu haben, daß er mit der Peitsche knallte, und rief: „Hui, alle meine fünf Pferde!"

„Ich will Dir Deine fünf Pferde huien!" sagte der große Claus, nahm einen Zaunpfahl und schlug das einzige Pferd des kleinen Claus vor den Kopf, so daß es todt zu Boden stürzte.

„Ach, nun habe ich nicht ein einziges Pferd mehr!" sagte der kleine Claus, und fing an zu weinen. Nachher zog er dem Pferde die Haut ab, trocknete sie an der Luft, steckte sie in einen Sack, nahm den Sack auf den Rücken und ging in die Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Der Weg, den er zu gehen hatte, war so weit; er mußte durch einen großen dunkeln Wald, und das Wetter wurde fürchterlich schlecht. Er verirrte sich ganz und gar, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend, und vor Mitternacht konnte er nun weder zur Stadt, noch wieder nach Hause kommen.

Dicht am Wege lag ein großer Bauerhof; die Fensterladen waren verschlossen, aber das Licht schimmerte doch hindurch. Da könnte ich ja wohl die Nacht bleiben, dachte der kleine Claus, ging hin und klopfte an.

Die Bauerfrau machte auf; als sie aber hörte, was er wollte, sagte sie: er solle nur wieder hingehen, wo er hergekommen wäre, sie herbergte nicht, und ihr Mann wäre nicht zu Hause.

„Nun, so muß ich hier draußen liegen," sagte der kleine Claus, und die Bauerfrau schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Dicht am Hause stand ein Heuschober, und zwischen Haus und Schober lag ein kleines Schauer mit einem flachen Strohdache.

„Da oben kann ich ja liegen!“ sagte der kleine Claus, als er das Dach sah, „das ist ja ein prächtiges Bett. Der Storch wird ja wohl nicht kommen und mich in's Bein beißen?“ Denn es war ein Storchnest auf dem Dache, und ein lebendiger Storch stand daneben.

Nun kletterte der kleine Claus auf das Schauer, legte sich auf's Dach und reckte und streckte sich, um recht weich und bequem zu liegen. Die Fensterladen schlossen oben nicht dicht an und daher konnte er gerade in die Stube hineinsehen.

Da war ein großer Tisch gedeckt mit Wein und Braten und wunderschönem Fisch. Die Bauerfrau und der Küster saßen am Tische, sonst Niemand; sie schenkte ihm ein, und er verarbeitete den Fisch, denn Fische mochte er ganz besonders gern.

„Wer doch etwas davon abbekommen könnte!“ sagte der kleine Claus, und machte einen langen Hals gegen das Fenster. Himmel, was stand da für ein leckerer Kuchen! Das war ja ein Herrenessen!

Nun hörte er Jemanden die Landstraße heraufkommen; es war der Mann jener Bauerfrau, welcher nach Hause kam.

Das war ein guter Mann, aber er hatte die sonderbare Krankheit, daß er keinen Küster leiden konnte; kam ihm ein Küster vor die Augen, so wurde er ganz rasend. Daher war der Küster auch hingegangen, um der Frau guten Tag zu sagen, als der Mann nicht zu Hause war, und die gute Frau setzte ihm das Beste vor, was sie nur hatte. Da sie nun aber den Mann kommen hörten, erschraken sie, und die Frau bat den Küster, er möchte doch in eine große leere Kiste kriechen, die da hinten im Winkel stand. Das that er, denn er wußte, daß der arme Mann keinen Küster sehen konnte. Die Frau versteckte geschwind all' das schöne Essen und den Wein im Backofen; denn hätte der Mann es zu sehen bekommen, so hätte er gewiß gefragt, was das zu bedeuten habe.

„Ach ja!“ seufzte der kleine Claus oben auf dem Schauer, als er all' das schöne Essen bei Seite bringen sah.

„Ist Jemand da oben?“ fragte der Bauer und guckte zu dem kleinen Claus hinauf. „Was hast Du da oben zu liegen? Komm doch lieber mit hinein in die Stube.“

Da erzählte der kleine Claus, wie er sich verirrt hätte, und bat, ob er nicht die Nacht da bleiben könnte.

„Ja, versteht sich,“ sagte der Bauer, „aber nun wollen wir erst sehen, daß wir etwas zu leben bekommen!“

Die Frau kam Beiden freundlich entgegen, deckte einen langen Tisch und gab ihnen ein großes Faß voll Grütze. Der Bauer war hungrig und speiste mit großem Appetite, aber der kleine Claus mußte immer an den schönen Braten, Fisch und Kuchen denken, die im Backofen standen.

Unter dem Tisch zu seinen Füßen lag der Sack mit der Pferdehaut, denn wir wissen ja, daß er ausgegangen war, um in der Stadt die Haut zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm gar nicht schmecken, und da trat er auf den Sack, so daß die trockne Haut im Sacke knirrte.

„St!“ sagte der kleine Claus zu seinem Sack, aber zugleich trat er noch einmal darauf, so daß sie noch lauter knirrte, als vorher.

„Na, was hast Du da in Deinem Sacke?“ fragte der Bauer.

„O, das ist ein Zaubermann!“ sagte der kleine Claus, „er sagt, wir sollen die Grütze nicht essen, er hat den ganzen Ofen voll Braten, Fisch und Kuchen gehext.“

„Was zum Henker!“ sagte der Bauer, und machte geschwind den Ofen auf, wo all' die schönen Speisen standen, welche die Frau da versteckt hatte, von denen er aber glaubte, daß der Zaubermann im Sacke sie hergehext habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte gleich das Essen auf den Tisch, und da aßen sie Beide Fisch und Braten und Kuchen. Nun trat der kleine Claus wieder auf seinen Sack, so daß die Haut knirrte.

„Was sagt er nun?“ fragte der Bauer.

„Er sagt,“ antwortete der kleine Claus, „daß er uns auch drei

Flaschen Wein hergehext habe, die da in der Ecke hinter dem Ofen stehen!“ Nun mußte die Frau auch den Wein, den sie versteckt hatte, herlangen, und der Bauer trank und wurde ganz lustig; so einen Zauberer, wie der kleine Claus im Sacke hatte, hätte er auch gar gern gehabt.

„Kann er auch den Teufel herhexen?“ fragte der Bauer, „den möchte ich wohl einmal sehen, denn jetzt bin ich recht lustig.“

„Ja,“ sagte der kleine Claus, „mein Zauberer kann Alles, was ich verlange. Nicht wahr, Du?“ fragte er, und trat auf den Sack, so daß er knirrte. „Hörst Du, er sagt ja! Aber der Teufel sieht häßlich aus, es ist besser, wir lassen ihn unbesehen!“

„O, ich bin gar nicht bange; aber wie mag er aussehen?“

„Der sieht leibhaftig aus wie ein Küster!“

„Hu,“ sagte der Bauer, „das ist gräßlich! Du mußt wissen, ich kann die Küster nicht leiden! Aber es ist einerlei, ich weiß ja, daß es der Teufel ist, so werde ich mich wohl darin finden. Jetzt hab' ich Courage! aber laß ihn mir nicht zu nahe kommen.“

„Ich will meinen Zauberer fragen,“ sagte der kleine Claus trat auf den Sack und hielt sein Ohr daran.

„Was sagt er?“

„Er sagt, Du sollst hingehen und die Kiste aufmachen, die dort, in der Ecke steht, so wirst Du den Teufel sehen; aber halt den Deckel gut fest, damit er nicht herausschlüpft.“

„Willst Du mir halten helfen?“ sagte der Bauer und ging zu der Kiste, wo die Frau den wirklichen Küster versteckt hatte, der nun in dem Kasten saß und sich ängstigte.

Der Bauer hob den Deckel ein wenig in die Höhe und guckte hinunter: „Hu!“ schrie er, und sprang zurück, „ja, nun habe ich ihn gesehen; er sieht ganz aus wie unser Küster! Nein, das ist schrecklich!“

Auf diese Angst mußte getrunken werden, und so tranken sie bis tief in die Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt Du mir verkaufen,“ sagte der Bauer,



„fordere, was Du willst! ja, ich gebe Dir gleich einen ganzen Scheffel voll Geld!“

„Nein, das geht nicht!“ sagte der kleine Claus; „bedenke doch, welchen Nutzen ich von diesem Zauberer haben kann.“

„Ach, ich möchte ihn aber doch schrecklich gern haben!“ sagte der Bauer, und ließ nicht ab zu bitten und zu betteln.

„Na,“ sagte der kleine Claus zuletzt, „weil Du doch so gut gewesen bist, und hast mir Herberge gegeben, so soll's mir nicht darauf ankommen. Du sollst den Zauberer für einen Scheffel voll Geld haben, aber gehäuftes Maß muß ich bekommen.“

„Das sollst Du haben,“ sagte der Bauer, „aber die Kiste da hinten mußt Du auch mitnehmen, die will ich nicht eine Stunde länger in meinem Hause behalten; man kann nicht wissen, ob er nicht noch darin sitzt.“

Der kleine Claus gab dem Bauer seinen Sack mit der trocknen Pferdehaut, und bekam dafür einen gehäuften Scheffel voll Geld. Zugleich schenkte der Bauer ihm noch eine große Schiebkarre, um das Geld und die Kiste darauf fortzubringen.

Da nahm der kleine Claus Abschied von seinem Bauer, und fuhr davon mit dem Gelde, der Kiste und dem Küster, der noch immer darin saß.

Auf der anderen Seite des Waldes war ein großer, tiefer Bach; das Wasser floß so stark, daß man kaum gegen den Strom anschwimmen konnte. Es war eine große neue Brücke darüber gemacht, und mitten auf dieser hielt der kleine Claus stille, und sagte ganz laut, so daß der Küster in dem Kasten es hören konnte:

„Nein, was soll ich doch mit der dummen Kiste? Die ist so schwer, als wenn lauter Steine darin wären! Ich bin's müde, sie weiter zu fahren; ich will sie hier nur in's Wasser werfen. Schwimmt sie dann nach Hause, so ist's gut, und thut sie's nicht, so ist's auch gut.“

Nun faßte er die Kiste mit der einen Hand, und hob sie ein wenig in die Höhe, als ob er sie in's Wasser stürzen wollte.

„Halt, um's Himmels willen!“ rief da der Küster im Kasten, „laß mich doch erst heraus!“

„Hu,“ sagte der kleine Claus, und that, als ob er bange würde. „Er sitzt noch darin! Rasch mit ihm in's Wasser, damit er versaufe.“

„O nein, o nein!“ rief der Küster, „ich gebe Dir einen ganzen Scheffel voll Geld, wenn Du mich erst herausläßest!“

„Ja, das ist was Anderes!“ sagte der kleine Claus und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus und stieß den leeren Kasten in's Wasser, und nun ging's nach Hause, wo der kleine Claus einen ganzen Scheffel voll Geld bekam; einen hatte er ja schon vorher von dem Bauer bekommen; nun hatte er seine ganze Schiebkarre voll Geld!

„Sieh, das Pferd habe ich recht gut bezahlt erhalten!“ sagte der kleine Claus bei sich selbst, als er nach Hause kam, und in seiner Stube all' das Geld auf einen Haufen mitten auf die Diele schüttete. „Das wird den großen Claus ärgern, wenn er hört, wie reich ich durch mein eines Pferd geworden bin; aber so recht rein heraus will ich's ihm doch nicht erzählen!“

Nun schickte er einen Jungen zum großen Claus und ließ ihn um ein Scheffelmaß bitten.

„Was mag der zu messen haben!“ dachte der große Claus und bestrich den Boden des Scheffels mit Theer, damit etwas von dem, was darin gemessen würde, daran hängen bliebe; und das geschah auch, denn als er sein Scheffelmaß wieder bekam, hingen drei neue Achtschillingsstücke daran.

„Alle Wetter!“ sagte der große Claus und lief gleich hin zu dem kleinen: „wo hast Du all' das Geld her?“

„O, das habe ich für meine Pferdehaut bekommen, die ich gestern Abend verkaufte!“

„Das ist wahrhaftig gut bezahlt!“ sagte der große Claus, lief geschwind hin, nahm eine Axt und schlug alle seine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab, und fuhr damit in die Stadt.

„Häute, Häute, wer kauft frische Häute!“ rief er durch die Straßen.

Da kamen alle Schuster und Gerber gelaufen, und fragten ihn, wie viel er für die Häute haben wollte.

„Einen Scheffel Geld für die Haut!“ sagte der große Claus.

„Bist Du toll?“ sagten sie alle zusammen, „glaubst Du, daß wir das Geld scheffelweis haben?“

„Häute, Häute, wer kauft frische Häute!“ rief er wieder, aber Allen, die ihn fragten, was die Haut kosten sollte, antwortete er: einen Scheffel voll Geld.

„Er will uns zu Narren haben,“ sagten sie Alle, und da nahmen die Schuster ihre Knieriemen und die Gerber ihre Schurzfelle, und fingen an, auf den großen Claus loszuprügeln.

„Häute, Häute!“ äfften sie ihm nach, „warte, wir wollen Dir das Leder gerben, daß Du an uns denken sollst; hinaus mit ihm aus der Stadt!“ riefen sie, und der große Claus mußte laufen, was das Zeug halten wollte; so viel Prügel hatte er noch in seinem Leben nicht bekommen.

„Na,“ sagte er, als er nach Hause kam, „das will ich dem kleinen Claus bezahlen. Todtschlagen will ich ihn dafür!“

Aber zu Hause beim kleinen Claus war die alte Großmutter gestorben; sie war zwar immer bissig und giftig gegen ihn gewesen; aber er war doch ganz betrübt, und legte die Alte in sein warmes Bett, damit sie wo möglich wieder in's Leben käme; da sollte sie die ganze Nacht liegen; er selbst wollte hinten im Winkel sitzen und auf einem Stuhle schlafen, wie er's früher schon öfter gethan hatte.

Als er da nun saß, ging die Thür auf, und der große Claus kam mit seiner Axt herein; er wußte wohl, wo das Bett des kleinen Claus stand, ging gerade darauf los, und schlug die todte Großmutter vor den Kopf, in der Meinung, daß es der kleine Claus wäre.

„Sieh da!“ sagte er, „nun sollst Du mich nicht mehr zum Narren haben!“ und damit ging er wieder davon.

„Das ist ja ein rechter Bösewicht, der Kerl!“ sagte der kleine Claus; „der wollte mich todtschlagen! Es ist ein Glück für die

alte Großmutter, daß sie schon todt war, sonst hätte er sie wirklich um's Leben gebracht!"

Nun zog er der alten Großmutter ihre Sonntagskleider an, lieh sich ein Pferd von dem Nachbar, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hinteren Stuhl, so daß sie nicht fallen konnte, und fuhr mit ihr davon durch den Wald. Als die Sonne aufging, kamen sie an ein Wirthshaus; da hielt der kleine Claus stille und ging hinein, um sich etwas zu leben geben zu lassen.

Der Krugwirth hatte viel, viel Geld; er war auch ein guter Mann, aber hitzig, als steckte er voll Pfeffer und Taback.

„Guten Morgen," sagte er zu dem kleinen Claus, „Du hast Dich heute ja früh auf die Beine gemacht!"

„Ja," sagte der kleine Claus, „ich muß in die Stadt mit meiner alten Großmutter, die sitzt draußen auf dem Wagen, und ich kann sie nicht bewegen, hereinzukommen. Willst Du ihr nicht ein Glas Meth hinausbringen? Aber Du mußt ein bischen laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören."

„Ja, das will ich wohl thun!" sagte der Krugwirth und schenkte ein großes Glas Meth ein, und damit ging er hinaus zur alten Großmutter, die auf dem Wagen saß.

„Hier bringe ich Ihr ein Glas Meth von Ihrem Sohn!" sagte der Krugwirth, aber die todte alte Frau sagte kein Wort, sondern saß ganz stille.

„Kann Sie nicht hören!" rief der Krugwirth so laut er nur konnte, „hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohn!"

Noch einmal rief er ihr dasselbe zu, und da noch einmal, aber als sie sich gar nicht vom Flecke rührte, wurde er böse und warf ihr das Glas in's Gesicht, so daß ihr der Meth über die Nase lief, und sie rücklings in den Wagen fiel, denn sie war nur so hingestellt und nicht festgebunden.

„Hilf Himmel," rief der kleine Claus, sprang aus der Thür und faßte den Krugwirth beim Kragen, „Du hast meine Groß-

mutter todtgeschlagen! Sieh her, da ist ein großes Loch an ihrer Stirn!"

„Ach, welch ein Unglück," rief der Krugwirth und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; „das kommt von meiner Heftigkeit! Lieber, süßer, kleiner Claus! ich will Dir einen ganzen Scheffel voll Geld geben, und Deine Großmutter begraben lassen, als wenn's meine eigene wäre; aber schweig doch nur stille, denn sonst hauen sie mir den Kopf ab, und den wollt' ich ungern missen."

Da bekam der kleine Claus einen Scheffel voll Geld, und der Krugwirth ließ die alte Großmutter begraben, als wenn's seine eigene wäre.

Als der kleine Claus nun mit all' seinem Gelde wieder nach Hause kam, schickte er gleich seinen Jungen hinüber zum großen Claus, und ließ ihn auf einige Augenblicke um ein Scheffelmaß bitten.

„Was zum Henker!" sagte der große Claus, „hab' ich ihn denn nicht todtgeschlagen? Da muß ich doch gleich mal selbst zusehen," und da ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Claus.

„Nein, wo hast Du all' das Geld her?" fragte er und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld sah, das noch dazugekommen war.

„Du hast nicht mich, sondern meine alte Großmutter todtgeschlagen!" sagte der kleine Claus; „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel voll Geld dafür bekommen."

„Das ist wahrhaftig gut bezahlt!" sagte der große Claus und lief schnell nach Hause, nahm eine Axt und schlug seine alte Großmutter todt, legte sie auf einen Wagen, fuhr in die Stadt zum Apotheker, und fragte, ob er nicht einen todten Menschen kaufen wollte.

„Was ist das für einer, und wo habt Ihr die Leiche her?" fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!" sagte der große Claus, „die habe ich todtgeschlagen; für einen Scheffel voll Geld könnt Ihr sie bekommen!"

„Gott bewahre!" sagte der Apotheker. „Was sprecht Ihr für

Zeug! Sagt doch so etwas nicht, das kann Euch den Kopf kosten!" Und nun stellte er ihm vor, was für ein schreckliches Verbrechen er begangen habe, was für ein schlechter Mensch er sei, und welche Strafe er verdient habe. Der große Claus erschrak dermaßen, daß er aus der Apotheke heraus und auf den Wagen hinauf sprang, aus Leibeskräften auf die Pferde peitschte, und nach Hause jagte. Der Apotheker aber und alle Leute hielten ihn für toll und ließen ihn fahren, wohin er wollte.

„Das will ich Dir bezahlen!" sagte der große Claus, als er wieder auf der Landstraße wär, „ja, das will ich Dir bezahlen, Du kleiner Claus!" Und sobald er nach Hause gekommen war, nahm er den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Claus und sagte: „Du hast mich schon wieder zum Narren gehabt! erst habe ich meine Pferde todtgeschlagen, und nun meine alte Großmutter! Das ist Alles Deine Schuld, aber Du sollst mich nicht wieder zum Narren haben!" Und da faßte er den kleinen Claus um den Leib, steckte ihn in den Sack, nahm den Sack auf den Rücken und rief ihm zu: „Nun gehe ich hin und werfe Dich in's Wasser!"

Es war ein weiter Weg bis an den Bach, und der kleine Claus war auch nicht leicht. Der Weg ging dicht an der Kirche vorbei, die Orgel spielte, und die Leute sangen so schön! — Da setzte der große Cläus seinen Sack mit dem kleinen Claus bei der Kirchenthür nieder, und dachte: es wäre wohl eben so gut, wenn er erst einmal in die Kirche ginge und einen Gesang mitsänge; der kleine Claus konnte ja nicht herauskommen, und die Leute waren alle in der Kirche; und so ging er hinein.

„Ach ja, ach ja!" seufzte der kleine Claus in seinem Sacke; er drehte sich hin und her, aber es war nicht möglich, das Band loszumachen; indem kam ein alter, alter Hirte daher mit schneeweißem Kopfe und auf einen großen Stock gestützt; er trieb eine ganze Heerde von Kühen und Stieren; die stießen an den Sack, worin der kleine Claus saß, so daß er umfiel.

„Ach ja,“ seufzte der kleine Claus, „ich bin noch so jung und soll schon in's Himmelreich.“

„Und ich armer Kerl bin schon so alt,“ sagte der Hirte, „und kann noch nicht hineinkommen!“

„Mach mir den Sack auf,“ rief der kleine Claus, „kriech' Du an meiner Stelle hinein, so kommst Du gleich in's Himmelreich.“

„Ja, das will ich herzlich gern thun,“ sagte der Hirte, machte den Sack auf und der kleine Claus sprang heraus.

„Willst Du das Vieh für mich hüten?“ sagte der alte Mann und kroch in den Sack; der kleine Claus band ihn zu, und ging nun seiner Wege mit all' den Kühen und Stieren.

Bald nachher kam der große Claus aus der Kirche, nahm den Sack auf den Rücken und fand ihn nun so leicht — denn der alte Hirte war kaum halb so schwer als der kleine Claus. „Wie ist er mir jetzt leicht,“ sagte der große Claus, „das macht doch wohl, weil ich erst einen Gesang mitgesungen habe!“ Und nun ging er hin zum Bache, warf den Sack mit dem alten Hirten in das tiefe Wasser und rief ihm nach — denn er glaubte ja, es wäre der kleine Claus —: „Sieh da, nun sollst Du mich nicht mehr zum Narren haben!“

Darauf ging er nach Hause; aber als er an den Kreuzweg kam, begegnete ihm der kleine Claus mit seiner ganzen Heerde!

„Was Henker!“ sagte der große Claus, „bist Du nicht ersoffen?“

„Ja, in's Wasser hast Du mich ja vor einer halben Stunde geworfen,“ antwortete der kleine Claus.

„Aber wo hast Du denn all' das schöne Vieh her?“ fragte der große Claus.

„Das ist Seevieh,“ sagte der kleine Claus, „ich will Dir die ganze Geschichte erzählen, und bedanke mich auch noch vielmals, daß Du mich in's Wasser geworfen hast; nun bin ich oben darauf, nun bin ich reich, kannst Du glauben! — Mir war so bange, als ich in dem Sacke steckte; der Wind pfiff mir um die Ohren, als Du mich von der Brücke hinab in's kalte Wasser warfst. Ich ging

gleich zu Grunde; aber ich stieß mich nicht; denn es wächst da unten das schönste, weichste Gras, und ich fiel mitten darauf. Gleich ging der Sack auf, und eine wunderschöne Jungfrau in schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz in dem nassen Haar faßte mich an der Hand, und sagte: „Bist Du da, kleiner Claus? Da hast Du für's Erste einiges Vieh! eine Meile weiter hinauf steht noch eine ganze Heerde auf der Straße, die will ich Dir auch noch verehren!" — Nun sah ich, daß der Bach eine große Landstraße für das Seevolk bildet. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren sie von der See her weit in's Land hinein, bis dahin, wo der Bach zu Ende ist. Da war es schön, die prächtigsten Blumen wuchsen da und das schönste Gras, die Fische im Wasser schwammen mir um die Ohren herum, wie hier oben die Vögel in der Luft umherfliegen. Was waren da für feine Leute, und was für Vieh grasete da an den Gräben und Hecken!"

„Aber, warum bist Du denn gleich wieder zu uns heraufgekommen?" fragte der große Claus; „das hätte ich nicht gethan, wenn es da unten so schön ist."

„Ja," sagte der kleine Claus, „das war gerade recht politisch von mir: Du hörst ja, daß die Seejungfer mir sagte, eine Meile weiter hinauf stände noch eine ganze Heerde für mich auf der Straße — und unter Straße versteht sie den Bach, denn anderswohin kann sie ja nicht kommen. Der Bach hat aber viele Krümmungen; bald geht er hierhin, bald dahin; das ist ja ein großer Umweg. Nun, da ist's kürzer, hier quer durch's Land zu gehen; dabei spare ich beinahe eine halbe Meile und komme geschwinder zu meinem Seevieh."

„O, was bist Du für ein glücklicher Mensch!" sagte der große Claus. „Was meinst Du, sollte ich auch wohl einiges Seevieh bekommen, wenn ich auf den Grund des Baches ginge?"

„Ja, das sollte ich denken!" sagte der kleine Claus, „aber ich kann Dich im Sacke nicht dahin tragen, Du bist mir zu schwer!

Willst Du aber selbst bis an den Bach gehen, und dort in den Sack kriechen, so will ich Dich gern hineinwerfen!"

„Danke, danke!" sagte der große Claus; „aber bekomme ich kein Seevieh, wenn ich hinunter komme, so nimm Dich in Acht, dann bekommst Du Prügel, und das recht tüchtige!"

„O nein, mach's nur nicht gar zu arg!" und da gingen sie hin zum Bache. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser sah, lief es eilig hinein, um zu trinken.

„Sieh, wie sie laufen," sagte der kleine Claus, „es verlangt sie recht, wieder auf den Grund zu kommen!"

„Ja, aber nun hilf mir erst," sagte der große Claus, „denn sonst giebt's Prügel!" Und da kroch er in den Sack, der auf dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Leg' noch einen Stein mit hinein, sonst möchte ich nicht auf den Grund gehen!" sagte der große Claus.

„Es wird wohl gehen!" sagte der kleine Claus, legte aber doch noch einen tüchtigen Stein in den Sack, band ihn fest zu, stieß ihn hinein, und: plump! da lag der große Claus im Wasser und ging gleich zu Grunde.

„Mir ist bange, er findet kein Seevieh!" sagte der kleine Claus, und trieb sein Vieh nach Hause.

Die Prinzessin auf Erbsen.

Es war einmal ein Prinz, der wollte gern eine Prinzessin zur Frau haben, aber es sollte durchaus eine ächte Prinzessin sein. Da reiste er durch die ganze Welt, um eine solche zu suchen; aber überall war Etwas im Wege. Prinzessinnen gab es genug; aber ob es ächte Prinzessinnen waren, dahinter konnte er nicht recht kommen; immer fand sich Etwas, was nicht so recht richtig war. So kam er endlich wieder nach Hause und war ganz mißmuthig, denn er wollte so gern eine ächte Prinzessin haben.

Eines Abends wurde es ein furchtbares Wetter; es blitzte und donnerte, der Regen strömte herunter; es war ganz schrecklich! Da klopfte es an das Stadtthor, und der alte König ging selbst hinaus, um es zu öffnen.

Es war eine Prinzessin, die draußen stand. Aber Gott bewahre, wie sah die aus! das Wasser lief ihr aus dem Haar und den Kleidern, in die Schnäbel der Schuhe lief es hinein, und bei den Fersen wieder hinaus, und da sagte sie, daß sie eine ächte Prinzessin wäre.

„Na, das wollen wir schon erfahren!“ dachte die alte Königin; aber sie sagte kein Wort, ging in die Schlafkammer, nahm alle Betttücher herunter, und legte eine Erbse auf den Boden der Bettstelle. Darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie auf die Erbse, und dann noch zwanzig Kissen voll Eiderdunen auf die Matratzen.

Da sollte die Prinzessin die Nacht schlafen.

Am Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen hätte.

„Ach, entsetzlich schlecht!“ sagte die Prinzessin, „ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugethan. Gott weiß, was da im Bette war, ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es ist entsetzlich!“

Da konnte man nun wohl sehen, daß sie eine ächte Prinzessin war, da sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Kissen von Eiderdunen hindurch die Erbse gefühlt hatte. So feinfühlend kann nur eine ächte Prinzessin sein!

Der Prinz nahm sie also zur Frau, denn nun wußte er ja, daß er eine ächte Prinzessin bekam; aber die Erbse kam in's Kunstcabinet, und da ist sie noch, wenn nicht Jemand sie weggenommen hat.

Sieh, das war eine schöne Geschichte!

Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen sind ganz verwelkt!“ sagte die kleine Ida. „Sie waren gestern Abend noch so schön, und nun lassen sie alle Blätter hängen! Wie geht das zu?“ fragte sie den Studenten, der im Sopha saß; denn von dem hielt sie viel, der konnte ihr so schöne Geschichten erzählen, und schnitt ihr so hübsche Bilder: Herzen, worin kleine Damen tanzten, Blumen und Schlösser, worin Thüren sich auf und zu machen ließen — das war ein lustiger Student! „Warum sehen meine Blumen heute so kläglich aus?“ fragte sie wieder, und zeigte ihm ein großes Bouquet, das ganz verwelkt war.

„Weißt Du, was ihnen fehlt?“ sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht zu Ball gewesen, daher lassen sie heute den Kopf hängen.

„Aber die Blumen können ja nicht tanzen?“ sagte die kleine Ida.

„Ja wohl können sie tanzen!“ sagte der Student, „wenn es dunkel wird und wir Anderen schlafen, springen sie lustig umher; es geht keine Nacht hin, wo sie nicht Ball haben!“

„Können Kinder auch mit auf den Ball kommen?“

„Ja,“ sagte der Student, „ganz kleine Gänseblümchen und Lilienconvallen.“

„Wo tanzen denn die niedlichen Blumen?“

„Bist Du noch nie vor dem Thore bei dem großen Schlosse

gewesen, wo im Sommer der König wohnt, und wo der schöne Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, die an Dich herankommen, wenn Du ihnen Brotkrumen zuwirfst! Da wird der Ball gegeben!“

„Ich war gestern mit der Mutter da,“ sagte Ida, „aber die Bäume waren alle ohne Blätter, und Blumen waren gar nicht mehr zu sehen. Wo sind sie denn? Im Sommer waren ja so viele da?“

„Sie sind drinnen im Schlosse,“ sagte der Student. „Du mußt wissen, sobald der König mit all' seinen Hofleuten wieder in die Stadt zieht, laufen die Blumen gleich aus dem Garten in's Schloß und machen sich da lustig. Das solltest Du sehen! Die beiden schönsten Rosen setzen sich auf den Thron und sind König und Königin; die rothen Hahnenkämme stellen sich in Reihen zur Seite, und machen tiefe Diener, das sind die Kammerjunker. Dann kommen alle die niedlichsten Blumen, und dann ist Ball. Die blauen Veilchen stellen kleine Seecadetten vor, die tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche sie Fräulein nennen. Die Tulpen und die großen gelben Lilien sind alte Frauen, die geben Achtung, daß gut getanzt wird und daß Alles ordentlich hergeht.“

„Aber,“ fragte die kleine Ida, „dürfen denn die Blumen so auf des Königs Schloß Ball geben?“

„Es weiß Keiner etwas davon,“ sagte der Student. „Mitunter kommt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter mit dem großen Schlüsselbunde; der muß aufpassen; aber so wie die Blumen seine Schlüssel rasseln hören, sind sie ganz stille und verstecken sich hinter den langen seidenen Fenstergardinen. „Es riecht hier so nach Blumen!“ sagt dann der alte Schloßverwalter, aber sehen kann er sie nicht.

„Das ist drollig!“ sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. „Aber könnte ich denn die Blumen nicht auch sehen?“

„Ja wohl kannst Du sie sehen!“ sagte der Student. „Sieh nur einmal durch's Fenster, wenn Du wieder nach dem Schlosse hinausgehst, da kannst Du sie sehen. Ich that's heute; da lag

eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha und reckte und streckte sich; das war eine Hofdame."

„Können die Blumen aus den botanischen Gärten auch dahin kommen? oder ist der Weg für sie zu weit?" fragte Ida.

„Nein, zu weit nicht; sie können ja fliegen, wenn sie wollen. Hast Du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen von rother, gelber und weißer Farbe; die sehen ja aus wie Blumen und sind es auch wirklich gewesen. Sie sind vom Stengel gesprungen, haben die Blätter wie kleine Flügel geschwungen und sind umher geflogen — und weil sie sich gut aufgeführt haben, so ist's ihnen erlaubt, auch bei Tage auszufliegen, statt ruhig auf ihren Stengeln zu sitzen, und so sind denn aus den Blättern wirkliche Flügel geworden. Das hast Du ja selbst gesehen! Es kann aber wohl sein, daß die Blumen im botanischen Garten nie im Schlosse gewesen sind und nichts davon wissen, daß es dort des Nachts so lustig hergeht. Aber ich will Dir was sagen! Dann wird er sich einmal wundern, der botanische Professor, der hier nebenan wohnt, Du kennst ihn ja? Wenn Du wieder in seinen Garten kommst, so sag' es nur einer von den Blumen, daß großer Ball auf dem Schlosse ist. Die erzählt es dann all' den anderen, und sie fliegen alle von dannen. Kommt dann der Professor in den Garten, so ist nicht eine einzige Blume da, und er wird gar nicht begreifen können, wo sie geblieben sind."

„Aber wie können die Blumen es einander erzählen? Blumen können ja nicht sprechen!"

„Nein, sprechen können sie nicht!" erwiderte der Student; „aber sie machen Pantomimen! Hast Du nicht schon gesehen, wenn es ein wenig weht, wie die Blumen dann nicken und alle grünen Blätter bewegen? Das sind Pantomimen, und die verstehen sie so gut, wie wir die Sprache."

„Kann denn der Professor ihre Pantomimen verstehen?" fragte Ida.

„Ja, gewiß kann er das. Neulich kam er des Morgens in

seinen Garten und sah eine große Brennnessel, die mit den Blättern einer schönen rothen Nelke Pantomimen machte. Du bist so schön, sagte sie, und ich liebe Dich so herzlich! Solche Reden kann der Professor aber gar nicht leiden; er schlug also die Brennnessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger; aber da verbrannte er sich, und seit der Zeit wagt er nicht mehr, Brennnesseln anzurühren."

„Das war lustig!" sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie können Sie dem Kinde so etwas einreden!" sagte der langweilige Kanzleirath, der zum Besuch gekommen war und sich in die Ecke des Sopha's gesetzt hatte. Der mochte den Studenten gar nicht leiden und schalt immer, wenn er ihn die lustigen, närrischen Bilder schnitzen sah; bald einen Mann, der mit einem Herzen in der Hand am Galgen hing, das war nämlich ein Herzdieb, bald eine alte Hexe, die auf einem Besenstiele ritt und ihren Mann auf der Nase trug; das konnte der Kanzleirath gar nicht leiden, und dann sagte er, wie eben jetzt: „Wie können Sie dem Kinde so etwas einreden! Das sind ja dumme Phantastereien!"

Aber die kleine Ida fand es doch ganz spaßhaft, was der Student von den Blumen erzählte, und mußte immer wieder daran denken. Die Blumen ließen die Köpfe hängen, weil sie sich müde getanzt hatten, sie waren gewiß krank. Sie ging also mit ihnen zu ihrem anderen Spielzeug, das auf einem niedlichen kleinen Tische stand (die ganze Schieblade war aber auch noch voll von schönen Sachen). Im Puppenbett lag ihre Puppe Sophie, und schlief, aber die kleine Ida sagte zu ihr: „Du mußt wirklich aufstehen, Sophie, und diese Nacht mit der Schieblade fürlieb nehmen; die armen Blumen sind krank und müssen in Deinem Bette liegen, vielleicht werden sie dann wieder munter!" und da nahm sie die Puppe aus dem Bette; die machte aber ein schiefes Gesicht, und sagte kein Wort, denn sie war böse, weil sie ihr Bett verlassen mußte.

Nun legte Ida die Blumen in's Puppenbett, zog die Decke hoch über sie herauf und sagte: sie sollten nur hübsch stille liegen, sie wollte ihnen Fliederthee kochen, damit sie morgen wieder munter

würden und aufstehen könnten, und dabei zog sie die Gardinen dicht um das kleine Bett, damit die Sonne den armen kranken Blumen nicht in die Augen schiene.

Den ganzen Abend mußte sie an die Erzählung des Studenten denken, und als sie nun selbst zu Bette sollte, lief sie erst noch einmal zum Fenster hinter die Gardinen, wo die Blumen ihrer Mutter, schöne Hyacinthen und prächtige Tulpen, standen, und flüsterte ihnen zu: „Ich weiß wohl, Ihr sollt diese Nacht zu Ball!“ Aber die Blumen thaten, als verständen sie es nicht, und rührten kein Blatt; die kleine Ida aber wußte wohl, was sie wußte.

Als sie nun zu Bette gebracht war, lag sie noch lange Zeit und dachte darüber nach, wie schön es doch sein müsse, die prächtigen Blumen auf des Königs Schloß tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen auch wohl da gewesen sind?“ Aber da fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Mitten in der Nacht wachte sie wieder auf; sie hatte von den Blumen und von dem Studenten geträumt, auf den der Kanzleirath schalt und sagte: er wolle ihr etwas einreden. In der Schlafkammer, wo Ida lag, war es ganz stille; die Nachtlampe brannte auf dem Tische und Vater und Mutter schliefen.

„Ob meine Blumen wohl noch in Sophiens Bett liegen?“ sagte sie bei sich selbst, „ich möchte es gar zu gern wissen!“ Sie richtete sich ein wenig im Bette auf und sah nach der Thür, die halb offen stand. Die Blumen lagen noch da unter all' dem anderen Spielzeug. Sie horchte, und da kam's ihr vor, als hörte sie auf dem Fortepiano spielen, aber ganz leise und so allerliebst, wie sie es noch nie gehört hatte.

„Nun tanzen gewiß meine Blumen!“ sagte sie, „ach, wie gern möchte ich das sehen;“ aber sie wagte nicht aufzustehen; denn dann erwachten ja Vater und Mutter. „Kämen sie doch nur hier herein!“ sagte sie; aber die Blumen kamen nicht, und das Clavier fuhr fort, so wunderschön zu spielen — da konnte sie es nicht lassen, es war gar zu schön; sie kroch aus ihrem kleinen Bette,

schlich ganz sachte an die Thür und guckte in die Stube hinein. Nein, wie war das lustig, was sie da erblickte.

Es war keine Nachtlampe in der Stube, und doch war's ganz helle, der Mond schien durch die Fenster gerade in die Stube hinein, es war beinahe so hell wie am Tage. Alle Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen auf der Diele; vor dem Fenster war nicht eine einzige zu sehen, da standen nur die leeren Töpfe; auf der Diele aber tanzten die Blumen so niedlich rund um einander herum, machten ordentlich Kette und hielten einander an den langen grünen Blättern, wenn sie sich eine um die andere herumschwangen. Aber da hinten am Clavier saß eine große gelbe Lilie. Ida hatte sie gewiß schon einmal gesehen; ja, sie erinnerte sich noch ganz gut, daß der Student gesagt hatte: „Nein, wie sieht die dem Fräulein Line ähnlich!" aber da hatten sie ihn Alle ausgelacht. Nun sah Ida es selbst, daß die lange gelbe Blume dem Fräulein ähnlich sah; sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen, bald legte sie das lange gelbe Gesicht auf die eine, bald auf die andere Seite, und schlug mit dem Kopfe den Takt zu der schönen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun sah sie, wie ein großer blauer Crocus auf den Tisch sprang, wo ihr Spielzeug stand. Er ging gerade auf das Puppenbett zu und zog die Gardinen zur Seite; da lagen die kranken Blumen; die standen aber gleich auf und nickten den anderen da unten zu, daß sie auch mit tanzen wollten. Der alte Nußknacker, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und machte seine Verbeugung vor den schönen Blumen, die gar nicht mehr krank aussahen, und mit den anderen lustig herumhüpften.

Da war's, als fiele etwas vom Tische. Ida sah hin; es war die Fastnachtsruthe, die vom Tische heruntergesprungen war, und die auch mit zu den Blumen zu gehören schien. Sie war auch wirklich ganz niedlich, und oben auf ihr saß eine kleine Wachspuppe, die gerade so einen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie der Kanzleirath. Die Fastnachtsruthe sprang mit ihren drei rothen

Beinen mitten unter die Blumen und stampfte heftig mit den Füßen, denn sie tanzte Mazurka und den Tanz konnten die anderen Blumen nicht; die waren zu leicht, um stampfen zu können.

Die Wachspuppe auf der Ruthe wurde auf einmal groß und lang, guckte über die Papierblumen, von denen sie umgeben war, weg, und rief: „Wie können Sie dem Kinde so etwas einreden? Das sind ja dumme Phantastereien!“ und da glich die Wachspuppe ganz accurat dem Kanzleirath mit seinem breiten Hut; ebenso gelb und grämlich sah sie aus. Aber die Papierblumen schlugen sie an ihre dünnen Beine und da kroch sie wieder zusammen, und wurde zu einer ganz winzig kleinen Wachspuppe. Das war spaßhaft anzusehen! Die kleine Ida konnte sich des Lachens nicht enthalten. Die Ruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mit tanzen, er mochte wollen oder nicht, er mochte sich groß und lang machen oder wieder zu der kleinen gelben Wachspuppe mit dem großen schwarzen Hut zusammenschrumpfen, das half Alles nichts. Endlich legten aber die anderen Blumen Fürbitte für ihn ein, besonders die, welche im Puppenbette gelegen hatten, und da ließ die Fastnachtsruthe ihn endlich in Ruhe. Indem klopfte es ganz laut in der Schieblade, wo Ida's Puppe Sophie bei dem anderen Spielzeug lag. Der Nußknacker lief an den Rand des Tisches, legte sich der Länge nach auf den Bauch und es gelang ihm, die Schieblade ein wenig herauszuziehen. Da stand Sophie auf, und sah sich ganz verwundert um. „Hier ist ja wohl Ball!“ sagte sie, „warum hat Niemand mir davon gesagt?“

„Willst Du mit mir tanzen?“ sagte der Nußknacker.

„Ja, Du bist der Rechte zum Tanzen!“ sagte sie und wandte ihm den Rücken. Sie setzte sich auf die Schieblade und dachte, es würde wohl eine von den Blumen kommen und sie engagiren; aber es kam keine; sie hustete also: hm, hm! hm, hm! aber es kam doch keine. Der Nußknacker aber tanzte ganz allein und machte seine Sachen gar nicht schlecht.

Da nun keine von den Blumen Sophie zu sehen schien, ließ

sie sich von der Schieblade herunter auf den Fußboden plumpsen. Das gab großen Allarm; die Blumen kamen alle gelaufen, und fragten, ob sie auch Schaden genommen hätte? und waren so artig und theilnehmend, besonders die, welche in ihrem Bette geschlafen hatten; aber Sophie hatte keinen Schaden genommen. Und die Blumen der kleinen Ida bedankten sich noch vielmal für das schöne Bett und hatten Sophie so lieb! Sie führten sie in die Mitte der Stube in den hellen Mondschein und tanzten mit ihr, und die anderen Blumen schlossen alle einen Kreis um sie — da war Sophie zufrieden, und sagte: sie möchten nur gern ihr Bett noch länger behalten, sie läge ebenso gern in der Schieblade, das machte ihr gar nichts aus!

Aber die Blumen sagten: „Vielen, herzlichen Dank; aber wir können so lange nicht leben; morgen sind wir ganz todt! Aber sag' der kleinen Ida, sie solle uns draußen im Garten begraben, wo der Canarienvogel liegt, dann wachsen wir nächsten Sommer wieder heraus aus der Erde und werden noch viel schöner!"

„Nein, sterben müßt ihr nicht!" sagte Sophie und küßte die Blumen; indem ging die Saalthür auf und eine ganze Menge der schönsten Blumen kam herein getanzt. Ida konnte gar nicht begreifen, woher sie kamen, gewiß waren es Blumen aus des Königs Schloß. Voran gingen zwei wunderschöne Rosen mit kleinen goldnen Kronen auf dem Kopfe, das waren König und Königin, dann kamen die prächtigsten Levkojen und Nelken und grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Musik bei sich, große Mohnblumen und Bauerrosen; die bliesen in Erbsenschoten, so daß sie ganz roth um den Kopf wurden. Die blauen Glockenblumen und die kleinen weißen Schneeblümchen klingelten dazu, als hätten sie Schellen am Kopfe; das war eine sonderbare Musik! Und da kamen noch viele andere Blumen, blaue Veilchen, rothe Bellis, Gänseblümchen und Liliençonvallen, die traten auch mit in die Reihen und tanzten alle zusammen! Und die Blumen küßten einander; das war allerliebst anzusehen.

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht; da schlich auch die kleine Ida wieder in's Bett, wo sie von Allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am anderen Morgen aufstand, ging sie geschwind zu ihrem Tischchen, um zu sehen, ob die Blumen noch da wären; sie zog die Gardinen des kleinen Bettes zur Seite — ja, da lagen sie alle zusammen, aber sie waren ganz welk, viel welker als gestern. Sophie lag in der Schieblade, wohin Ida sie gelegt hatte, und sah sehr schläfrig aus.

„Weißt Du nicht mehr, was Du mir sagen solltest?" sagte die kleine Ida, aber Sophie sah ganz dumm aus und sagte kein Wort.

„Du bist recht unartig," sagte Ida, „und sie haben doch Alle so schön mit Dir getanzt." Da nahm sie eine kleine Pappschachtel, auf welcher schöne Vögel gezeichnet standen; die machte sie auf und legte die todten Blumen hinein. „Das soll Euer Sarg sein," sagte sie, „und wenn nachher meine norwegischen Vettern kommen, so wollen wir Euch draußen im Garten begraben, damit Ihr im Sommer wieder aus der Erde herauswachsen und noch viel schöner werden könnt."

Die norwegischen Vettern waren zwei muntere Knaben, und hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüste geschenkt, und die brachten sie mit, um sie Ida zu zeigen. Diese erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und da wurde beschlossen, die Blumen zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüsten auf den Schultern voran, hinter ihnen die kleine Ida mit den todten Blumen in der niedlichen Pappschachtel. Im Garten wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erst die Blumen, senkte sie dann mit der Schachtel in die Erde, und Adolph und Jonas schossen mit den Armbrüsten über's Grab weg, denn Gewehre oder Kanonen hatten sie nicht.

Daumenliese.

Es war einmal eine Frau, die wollte so gern ein kleines Kind haben, und wußte doch gar nicht, wie sie dazu kommen sollte. Sie ging also zu einer alten Hexe und sagte: „Ich möchte über die Maßen gern ein kleines Kind haben, willst Du mir nicht sagen, wie ich dazu kommen kann?“

„Ja, dazu kann ich wohl rathen!“ sagte die Hexe. „Da hast Du ein Gerstenkorn, das ist aber nicht von der Art, wie sie auf des Bauern Acker wachsen, oder wie die Hühner sie zu fressen bekommen. Lege das in einen Blumentopf, dann sollst Du einmal etwas zu sehen bekommen!“

„Danke, danke!“ sagte die Frau und gab der Hexe zwölf Schillinge. Dann ging sie nach Hause, pflanzte das Korn, und gleich wuchs eine schöne Blume heraus, die ganz wie eine Tulpe aussah, deren Blätter sich aber wie eine Knospe dicht zusammenschlossen.

„Das ist eine niedliche Blume!“ sagte die Frau und küßte die rothen und gelben Blätter, aber so wie sie die Blume küßte, öffnete diese sich mit einem starken Knall, und nun konnte man sehen, daß es eine wirkliche Tulpe war, aber auf dem grünen Stuhl, mitten in der Blume, saß ein ganz kleines, kleines Mädchen, so fein und niedlich und nicht länger, als ein Daumen breit ist, daher hieß sie Daumenliese.

Eine niedliche lackirte Wallnußschale bekam sie als Wiege, blaue

Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Rosenblatt ihr Oberbette. Da schlief sie des Nachts, aber bei Tage spielte sie auf dem Tische; da hatte die Frau einen Teller voll Wasser hingesetzt, auf dessen Rande ein ganzer Kranz von Blumen lag, deren Stengel im Wasser steckten; ein großes Tulpenblatt schwamm auf dem Wasser und auf diesem durfte Daumenliese sitzen und von einer Seite des Tellers zur anderen schiffen; zwei weiße Pferdehaare dienten ihr als Ruder. Das sah einmal hübsch aus! Singen konnte sie auch, und sie sang so fein und niedlich — so etwas hatte man noch in seinem Leben nicht gehört!

Einmal, als sie des Nachts in ihrem hübschen Bette lag, kam eine häßliche Kröte durch's Fenster gehüpft; es war nämlich eine Scheibe entzwei. Die Kröte war so häßlich, so groß und naß, und sprang geradesweges auf den Tisch, auf welchem Daumenliese unter dem rothen Rosenblatte lag und schlief.

„Das wäre eine hübsche Frau für meinen Sohn!“ sagte die Kröte, nahm die Wallnußschale, worin Daumenliese schlief, und hüpfte mit ihr durch die Scheibe in den Garten hinein.

Da floß ein großer, breiter Bach; an dem Ufer aber war ein breiter, tiefer Sumpf, in welchem die Kröte mit ihrem Sohne wohnte. Uh! wie war der abscheulich und häßlich! Er glich ganz und gar seiner Mutter, und: „koax, koax, brekke-ke-kex!“ das war Alles, was er sagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußschale erblickte.

„Sprich nicht so laut, sonst wacht sie auf!“ sagte die alte Kröte, „sie könnte uns noch entwischen, denn sie ist so leicht wie eine Schwanendune! Wir wollen sie auf eins der breiten Teichrosenblätter in dem Bache setzen; das ist für sie so gut wie eine Insel! Da kann sie uns nicht wieder weglaufen, während wir da unten im Morast die Staatsstube in Ordnung bringen, in welcher Ihr Beiden wohnen sollt.“

Mitten im Bache wuchsen viele Teichrosen mit den breiten grünen Blättern, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen; das größte

Blatt war zugleich am weitesten von allen anderen entfernt; dahin schwamm die Kröte, und setzte die Wallnußschale mit Daumenliese darauf.

Die arme Kleine erwachte ganz früh am Morgen, und als sie sah, wo sie sich befand, fing sie bitterlich an zu weinen, denn an allen Seiten des grünen Blattes war Wasser, und an's Land zu kommen, war ganz unmöglich.

Die alte Kröte saß unten im Sumpfe und putzte ihre Stube mit Schilf und Teichrosenknospen — denn sie wollte es recht hübsch für ihre neue Schwiegertochter einrichten — dann schwamm sie mit dem häßlichen Sohn zu Daumliesens Blatt, um ihr kleines Bett zu holen, das in die Brautkammer gestellt werden sollte, ehe sie selbst dahin käme. Die alte Kröte verneigte sich tief vor ihr im Wasser und sagte: „Hier siehst Du meinen Sohn, der soll Dein Mann werden, dann könnt Ihr Beiden da unten im Schlamme ganz prächtig wohnen!"

„Koax, koax, brekke-ke-kex!" das war Alles, was der Sohn sagen konnte.

Da nahmen sie das niedliche kleine Bett und schwammen damit fort, aber Daumenliese saß ganz allein auf dem grünen Blatte und weinte, denn sie mochte nicht bei der häßlichen alten Kröte im Schlamme wohnen, und ihren garstigen Sohn mochte sie nicht zum Manne haben. Die kleinen Fische, die unten im Wasser schwammen, hatten die Kröte gesehen, und hatten gehört, was sie sagte; sie steckten also die Köpfe hervor, und wollten das kleine Mädchen auch einmal besehen. Als sie es aber sahen, fanden sie es ganz allerliebst, und es that ihnen recht leid, daß sie zu der häßlichen alten Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nicht geschehen! Sie rottirten sich also im Wasser um den grünen Stengel des Blattes, auf welchem sie saß, zusammen, zernagten ihn mit den Zähnen, und da schwamm das Blatt mit Daumenliesen dahin, den Bach hinunter, weit weg, wohin die Kröte nicht mehr kommen konnte.

Daumenliese segelte an vielen Städten vorbei, und die kleinen

Vögel, die in den Büschen saßen und sie schwimmen sahen, sangen: „Welch ein allerliebstes kleines Mädchen!“ und das Blatt schwamm mit ihr weiter und weiter; es war eine ganze Reise, die Daumenliese machte.

Ein niedlicher kleiner weißer Schmetterling flatterte immer um sie herum und setzte sich zuletzt auf das Blatt nieder, denn Daumenliese gefiel ihm, und sie war auch ganz vergnügt, weil die Kröte sie ja nun nicht mehr erreichen konnte, und weil es da so schön war, wo sie segelte; die Sonne schien auf dem Wasser, daß es glänzte wie das reinste Gold! Da nahm sie ihren Gürtel, band das eine Ende an den Schmetterling, und das andere befestigte sie an dem Blatte, und nun glitt das Blatt viel geschwinder stromabwärts und sie mit, denn sie stand ja auf dem Blatte.

Indem kam ein großer Maikäfer geflogen; sowie der sie sahe, packte er sie mit den Klauen um den schlanken Leib, und flog mit ihr auf einen Baum; aber das grüne Blatt schwamm weiter den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war ja an's Blatt gebunden und konnte nicht loskommen.

Ach, wie erschrak die arme Daumenliese, als der Käfer mit ihr auf den Baum flog, aber am meisten bedauerte sie doch den kleinen Schmetterling, den sie an's Blatt gebunden hatte, der mußte ja todthungern, wenn er nicht loskam. Aber daran kehrte der Maikäfer sich nicht. Der setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt im Baume, gab ihr den süßen Saft von Blumen zu trinken und sagte: sie wäre ganz allerliebst, obgleich sie nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Käfer hätte. Darauf kamen alle die anderen Maikäfer, die auf dem Baume wohnten und machten Besuche; sie sahen Daumenliese, und die Käferfräulein zuckten die Fühlhörner und sagten: „Wie sieht sie kläglich aus, sie hat nur zwei Beine!“ „Und Fühlhörner hat sie gar nicht!“ sagte eine andere. „Sie ist so dünn im Leibe, wie ein Mensch! Pfui, wie ist sie häßlich!“ sagten alle Käferinnen, und doch war Daumenliese ganz allerliebst! Der Maikäfer, der sie geraubt hatte, meinte das auch, aber weil

die Anderen alle sagten, sie wäre häßlich, so glaubte er es zuletzt selbst und wollte sie gar nicht haben, sie möchte nur gehen, wohin sie wollte. Und sie flogen mit ihr vom Baume herunter, und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da saß sie und weinte, weil sie so häßlich wäre, daß selbst die Maikäfer sie gar nicht haben wollten. Aber sie war dennoch schön, so schön, wie man sich's nur denken kann, so fein und klar, wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer hindurch lebte die arme Daumenliese allein in dem großen Walde. Sie flocht sich aus Grashalmen ein Bett und hing es unter ein großes Klettenblatt; da war sie doch geschützt gegen Wind und Regen; sie aß den Honig aus den Blumen und trank den Thau, der jeden Morgen auf den Blättern stand; und so verging der Sommer und der Herbst, aber nun kam der Winter, der lange, kalte Winter. Die Vögel, die so schön gesungen hatten, flogen alle weg, die Bäume und Blumen verwelkten, das große Klettenblatt, unter dem sie gewohnt hatte, rollte sich zu einem gelben welken Stengel zusammen, und es fror sie schrecklich; denn ihre Kleider waren entzwei und sie selbst war so fein und klein, die arme Daumenliese, es konnte nicht anders sein, sie mußte todtfrieren. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, von der sie getroffen wurde, war für sie, was für uns eine ganze Schaufel voll sein würde, denn wir sind groß, und sie war nur einen Zoll lang. Da hüllte sie sich in ein welkes Blatt ein, aber das wollte auch nicht recht wärmen; sie zitterte vor Frost am ganzen Leibe.

Dicht vor dem Walde, worin sie sich nun befand, lag ein großes Kornfeld, aber das Korn war schon lange fort, nur die nackten dürren Stoppeln guckten aus der gefrorenen Erde hervor. Für sie war das aber ein ganzer Wald, — o wie zitterte sie vor Kälte, als sie ihn durchwanderte. So kam sie an die Thür der Feldmaus, die hatte ein kleines Loch unter den Stoppeln und wohnte darin warm und gut, hatte die Stube voll Korn, und eine schöne Küche und Speisekammer noch dazu. Die arme Daumenliese stellte sich

in die Thür, wie arme Bettelmädchen zu thun pflegen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hätte seit zwei Tagen keinen Bissen zu essen bekommen.

„Du armes Ding!“ sagte die Feldmaus, denn im Grunde war es eine recht gute alte Feldmaus, „komm in meine warme Stube, Du kannst mit mir zu Mittag essen!“

Da Daumenliese ihr nun gefiel, sagte sie: „Du kannst den Winter hindurch bei mir bleiben, aber Du mußt mir dann meine Stube hübsch rein halten und mir Geschichten erzählen, denn die mag ich gern hören;“ und Daumenliese that, was die gute alte Feldmaus verlangte, und hatte es da über die Maßen gut.

„Nun bekommen wir bald Besuch!“ sagte die Feldmaus, „mein Nachbar pflegt mich alle Woche einmal zu besuchen. Der steht sich noch besser als ich; er hat große Säle in seinem Hause und auf dem Leibe einen prächtigen schwarzen Sammetpelz! Könntest Du den zum Manne bekommen, dann wärest Du gut versorgt; aber er kann nicht gut sehen. Du mußt ihm die hübschesten Geschichten erzählen, die Du nur weißt!“

Aber Daumenliese machte sich nichts aus dem Nachbar, sie wollte ihn gar nicht haben; denn er war ein Maulwurf. Und er kam in seinem schwarzen Sammetpelz und machte seine Visite; er war so reich und so gelehrt, sagte die Feldmaus, seine Wohnung, Küche und Keller waren über zwanzigmal größer als die der Feldmaus; und gelernt hatte er auch sein Theil, und klug war er, aber die Sonne und die schönen Blumen konnte er nicht leiden, von denen sagte er allerlei Böses, denn er hatte sie niemals gesehen. Daumenliese mußte nun singen, und sie sang die beiden Lieder: „Fliege, Käfer, fliege!“ und „Auf der Wiese geht der Mönch.“ Da wurde der Maulwurf in sie verliebt um ihrer schönen Stimme willen, aber er sagte nichts, denn er war ein kluger, sinniger Mann.

Er hatte sich neulich einen Gang von seinem Hause zu dem der Feldmaus gegraben, und gab der Feldmaus und Daumenliese Erlaubniß, dort zu spazieren, so oft sie wollten. Doch bat er, nicht

vor dem todten Vogel, der im Gange läge, zu erschrecken, das war ein ganzer Vogel mit Schnabel und Federn, der war gewiß erst neulich beim Anfange des Winters gestorben und gerade da begraben, wo der Maulwurf seinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm ein Stück Zunder in den Mund, denn das scheint ja im Dunkeln wie Feuer, und ging voran und leuchtete ihnen in dem langen dunkeln Gange; als sie nun zu dem todten Vogel kamen, setzte der Maulwurf seine breite Schnauze gegen die Decke des Ganges, und stieß die Erde auf, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hindurchschien. Mitten in dem Gange lag eine todte Schwalbe, die schlanken Flügel waren dicht an die Seiten gedrückt, Kopf und Füße unter die Federn gezogen, der arme Vogel war gewiß vor Kälte gestorben. Daumenliese that's recht leid um ihn, sie hatte die kleinen Vögel so lieb, die ja im Sommer so schön gesungen und gezwitschert hatten; aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen kurzen Beinen an und sagte: „Nun piept er nicht mehr! Es ist doch etwas Klägliches um so einen Vogel! Gottlob, von meinen Kindern ist kein einziges ein Vogel geworden; so ein armes Ding hat ja Nichts als sein Quivit, und muß im Winter verhungern!“

„Ja, darin müßt Ihr als ein vernünftiger Mann mir Recht geben,“ sagte die Feldmaus. „Was hat so ein Vogel von all' seinem Quivit, wenn der Winter kommt? Nichts weiter als Hunger und Frost; aber das soll wohl für vornehm gelten!“

Daumenliese sagte kein Wort, aber als die anderen Beiden den Rücken wandten, bog sie sich nieder, schob die Federn, die über dem Kopfe des Vogels lagen, zur Seite und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. „Vielleicht war er es, der mir im Sommer so schön vorgesungen hat,“ dachte sie, „wie viele Freude hat er mir verschafft, der liebe, schöne Vogel!“

Der Maulwurf stopfte das Loch zu, durch welches der Tag hindurchschimmerte, und folgte den Damen nach Hause. Aber in der folgenden Nacht konnte Daumenliese durchaus nicht schlafen; sie

stand also auf und flocht aus Heu einen großen, schönen Teppich, in welchen sie dann den todten Vogel einwickelte, nachdem sie ihn mit weicher Baumwolle, die sie im Hause der Feldmaus gefunden, bedeckt hatte, damit er wärmer in der kalten Erde liege.

„Leb' wohl, Du lieber, kleiner Vogel!“ sagte sie. „Leb' wohl und habe Dank, daß Du so schön gesungen, als die Bäume grünten und die Sonne so warm auf uns herabschien!“ Und sie legte ihren Kopf an des Vogels Brust — aber wie erschrak sie, als sie merkte, daß es in derselben klopfte. Es war das Herz des Vogels. Der Vogel war nicht todt, er war nur erstarrt, und mit der Wärme kehrte das Leben in ihn zurück.

Im Herbst fliegen die Schwalben alle in die warmen Länder; aber wenn sich eine verspätet, und von der Kälte ereilt wird, so fällt sie erstarrt zur Erde, und findet in dem kalten Schnee ihr Grab.

Daumenliese zitterte ordentlich, so war sie erschrocken; denn der Vogel war ja sehr, sehr groß gegen sie, die nur einen Zoll lang war; aber sie faßte Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krausemünzblatt, das ihr selbst als Decke gedient hatte, und legte es über des Vogels Kopf.

In der folgenden Nacht schlich sie wieder hinunter zu dem Vogel. Nun war er schon ganz lebendig, aber noch sehr matt; nur einen Augenblick konnte er seine kleinen Augen öffnen und Daumenliese ansehen, die mit einem Stückchen brennenden Schwammes neben ihm stand — denn eine andere Leuchte hatte sie nicht.

„Hab' Dank, hab' Dank, Du liebes, liebes Kind!“ sagte die kranke Schwalbe, „ich bin schon gut durchwärmt; bald kehren meine Kräfte wieder, und ich kann wieder fliegen in dem schönen, warmen Sonnenschein!“

„O,“ sagte sie, „es ist draußen so kalt, es schneit und friert! Bleib Du nur in Deinem warmen Bette, ich will Dich pflegen!“

Und sie brachte dem Vogel Wasser in einem Blumenblatte, und er erzählte ihr, wie er den einen Flügel an einem Dornbusch verletzt hätte, und hinter den anderen Schwalben zurückgeblieben wäre,

als sie weit, weit hinweg zu warmen Ländern flogen. Zuletzt war er zur Erde gefallen, und wie er hierher gekommen, konnte er sich nicht mehr erinnern.

Den ganzen Winter blieb er nun da unten, und Daumenliese pflegte ihn, und gewann ihn immer lieber; aber Maulwurf und Feldmaus erfuhren nicht das Mindeste davon, denn die konnten ja die arme kranke Schwalbe gar nicht leiden.

Als aber im Frühjahr die Erde von den Strahlen der Sonne durchwärmt wurde, sagte die Schwalbe der kleinen Daumenliese Lebewohl, und diese öffnete ihr das Loch, das der Maulwurf gemacht hatte. Die Sonnenstrahlen fielen hell und warm zu ihnen hinein, und die Schwalbe fragte Daumenliese, ob sie nicht mit wollte, sie könnte auf ihrem Rücken sitzen, und dann wollten sie weit hinaus fliegen in den schönen grünen Wald. Aber Daumenliese wußte, daß sie durch eine heimliche Flucht die alte Feldmaus betrüben würde.

„Nein, ich kann nicht,“ sagte sie.

„Nun, leb' wohl! leb' wohl! Du liebes, gutes Mädchen!“ sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Daumenliese sah ihr nach, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn die arme Schwalbe war ihr sehr lieb geworden.

„Quivit! quivit!“ sang der Vogel und flog in den grünen Wald hinein!

Daumenliese war sehr traurig, sie konnte nun gar nicht mehr in den warmen Sonnenschein hinauskommen. Das Korn, welches über dem Hause der Feldmaus gesäet war, wuchs so hoch in die Höhe, daß es einen dichten, dunkeln Wald für die arme Kleine bildete, die ja nur einen Zoll lang war.

„Nun kannst Du im Sommer an Deiner Aussteuer nähen!“ sagte die Feldmaus zu ihr, denn jetzt hatte der Nachbar im schwarzen Sammetpelz, der langweilige Maulwurf, um sie geworben. „Du sollst Wollenzeug und Leinenzeug haben; ich will Dir etwas

auf den Leib und unter den Leib geben, wenn Du des Maulwurfs Frau wirst!“

Daumenliese mußte auf der Handspindel spinnen, und die Feldmaus nahm noch vier Spinnen dazu in Dienst, die mußten Tag und Nacht spinnen und weben. Jeden Abend machte der Maulwurf seine Visite und sagte immer, wenn doch der Sommer nur erst zu Ende wäre, dann schiene doch die Sonne nicht mehr so warm, die unausstehliche Sonne, welche jetzt die Erde steinhart brennte; ja, wenn der Sommer zu Ende wäre, dann sollte auch die Hochzeit sein! Aber Daumenliese freute sich nicht auf das Ende des Sommers, denn sie mochte den langweiligen Maulwurf gar nicht leiden. Jeden Morgen beim Aufgang der Sonne und jeden Abend um Sonnenuntergang schlich sie zur Thür hinaus, und wenn der Wind die Halme auseinandertrieb, so daß sie den blauen Himmel sehen konnte, dachte sie, wie hell und schön es doch hier draußen sei, und wünschte noch einmal die liebe Schwalbe wieder zu sehen; aber die Schwalbe kam nicht wieder, die war gewiß in weiter Ferne in dem schönen grünen Wald.

Als nun der Herbst herankam, hatte Daumenliese ihre Aussteuer fertig.

„Um vier Wochen ist Deine Hochzeit!“ sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Daumenliese weinte und sagte: sie wollte den langweiligen alten Maulwurf gar nicht haben.

„Dummes Zeug!“ sagte die Feldmaus, „sei nur nicht eigensinnig, sonst beiße ich Dich mit meinem weißen Zahn. Es ist ja ein ganz netter Mann! So einen schwarzen Sammetpelz wie er hat selbst die Königin nicht! Er hat Alles vollauf in Küche und Keller! Danke Du Gott, daß Du so einen Mann bekommst!“

So sollte denn also Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon da, um Daumenliese zu holen, sie sollte mit ihm tief unten in der Erde wohnen, und nie an's Tageslicht, nie in die warme Sonne kommen, denn die konnte er ja nicht leiden. Das arme Kind war so betrübt! Von der schönen Sonne, die sie bei der Feld-

maus doch noch von der Thür aus hatte sehen können, sollte sie nun auf ewig Abschied nehmen.

„Leb' wohl, Du klare Sonne!“ sagte sie, indem sie die Hände emporstreckte, und sich ein wenig von der Thür der Feldmaus entfernte; denn das Korn war schon geerntet, und es standen nur noch die Stoppeln auf dem Felde. „Leb' wohl, leb' wohl!“ sagte sie und schlang ihre kleinen Arme um ein rothes Blümchen, das dort stand. „Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn Du sie wieder siehst!“

„Quivit, quivit!“ sagte es da über ihrem Haupte; sie sahe auf; es war die kleine Schwalbe, die just vorüber flog. Die war sehr froh, als sie Daumenliese wieder erblickte, und diese erzählte ihr nun, wie ungern sie den häßlichen Maulwurf zum Manne haben wollte, und daß sie tief unten in der Erde wohnen sollte, wo die Sonne niemals schiene; und dabei ward sie so traurig, daß sie es nicht lassen konnte, sie mußte bitterlich weinen.

„Der kalte Winter kommt,“ sagte die kleine Schwalbe, „ich fliege fort zu warmen Ländern, willst Du mir dahin folgen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen! Binde Dich nur mit Deinem Leibband fest, so fliegen wir weit weg von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunkeln Stube, über die Berge weg in warme Länder, wo die Sonne noch viel schöner scheint als hier, wo ewiger Sommer herrscht und immer schöne Blumen blühen. Fliege Du nur mit mir, Du süße kleine Daumenliese, die mir das Leben rettete, als ich erstarrt in der dunkeln Erde lag!“

„Ja, ich fliege mit Dir!“ sagte Daumenliese, und setzte sich auf des Vogels Rücken, stellte die Füße auf die ausgebreiteten Flügel, und befestigte ihren Gürtel an einer der stärksten Federn. Da flog die Schwalbe hoch hinauf in die Luft über Wälder und Seen, und über die hohen Berge, die von ewigem Schnee bedeckt sind, und die Luft da oben war so kalt, daß Daumenliese fror; aber dann kroch sie unter des Vogels warme Federn und steckte

nur das Köpfchen hervor, um all' die Herrlichkeit zu sehen, die sich unter ihr ausbreitete.

So kamen sie in die warmen Länder. Da schien die Sonne viel klarer als hier, der Himmel war zweimal so hoch, und an Gräben und Zäunen wuchsen die schönsten grünen und blauen Trauben. In den Wäldern hingen Citronen und Apfelsinen, da duftete es von Myrthen und Krausemünze, und auf den Straßen spielten die lieblichsten Kinder mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter, und es wurde noch schöner und schöner. Unter den prächtigsten grünen Bäumen stand am blauen See ein schimmernd weißes Marmorschloß aus uralter Zeit. Weinranken wanden sich um die hohen Pfeiler, an deren Spitze viele Schwalbennester hingen, und in einem von diesem wohnte die Schwalbe, die Daumenliese getragen hatte.

„Hier ist mein Haus," sagte sie, „aber willst Du unter den prächtigsten Blumen, die dort unten wachsen, Dir selbst eine aussuchen, so will ich Dich hinunter bringen, und Du sollst es dort so gut haben, wie Du's nur wünschen kannst."

„Das ist ja herrlich!" sagte sie und klaschte in die kleinen Hände.

Es lag dort eine große weiße Marmorsäule, die umgefallen und in drei Stücke gebrochen war, aber zwischen diesen wuchsen die schönsten großen weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Daumenliese hinunter und setzte sie auf eins der breiten Blätter; aber wie erstaunte Daumenliese; ein kleiner Mann, so weiß und durchsichtig wie Glas, saß mitten in der Blume. Eine niedliche goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, und schöne glänzende Flügel an den Schultern, er war nicht größer als Daumenliese selbst. Es war der Engel dieser Blume. In jeder Blume saß so ein kleiner Mann oder ein kleines Weib, aber dieser Mann war König über alle zusammen.

„Gott, wie ist er schön!" flüsterte Daumenliese der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erschrak nicht wenig vor der Schwalbe, denn sie war ja ein wahrer Riesenvogel gegen ihn, aber als er Daumen-



liese sah, ward er sehr froh; so ein wunderschönes Mädchen hatte er noch nie gesehen. Er nahm also seine goldene Krone von dem Kopfe und setzte sie ihr auf, fragte, wie sie hieße, und ob sie seine Frau werden wollte, dann sollte sie Königin über alle Blumen werden. Ja, das war noch ein Mann! Das war ein anderer Mann als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem Sammetpelze! Sie gab also dem schönen Prinzen ihr Jawort, und da kam von jeder Blume ein Herr oder eine Dame, so niedlich, daß es eine rechte Lust anzusehen war, und Jeder brachte Daumenliese ein Geschenk; aber das Beste von allen waren zwei schöne Flügel von einer großen weißen Fliege. Die wurden an Daumenliesens Rücken geheftet, und nun konnte sie auch von Blume zu Blume fliegen. Das war eine Freude! Und die kleine Schwalbe saß in ihrem Neste oben an dem Pfeiler, und sang ihnen vor, so gut sie nur konnte, im Herzen aber war sie doch betrübt, denn sie hielt so viel von Daumenliese, und hätte sich am liebsten nie von ihr getrennt.

„Du sollst nicht mehr Daumenliese heißen," sagte der Blumenengel zu ihr, „das ist ein häßlicher Name, und Du bist ja so schön. Wir wollen Dich Maja nennen!"

„Leb' wohl! leb' wohl!" sagte die kleine Schwalbe, und flog wieder weg aus dem warmen Lande, weit, weit weg nach Dänemark; da hatte sie ein kleines Nest an einem Fenster, hinter welchem der Mann wohnt, der die Mährchen erzählt; dem sang sie ihr „Quivit, quivit!" und von dem wissen wir diese ganze Geschichte.

Der unartige Knabe.

Es war einmal ein alter Dichter, so recht ein guter alter Dichter. Als er einmal des Abends in seiner Stube saß, wurde es draußen ein furchtbares Wetter, der Regen strömte vom Himmel herab; aber der alte Dichter saß warm und gut hinter seinem Ofen, in welchem das Feuer loderte und die Bratäpfel schnurrten.

„Die jetzt nicht unter Dach sind, behalten doch keinen trocknen Faden am Leibe," sagt der gute alte Dichter.

„O, macht auf! Mich friert, und ich bin so naß!" rief da plötzlich ein Kind. Das stand weinend an der Thür und klopfte, während der Regen strömte und der Wind an allen Fenstern rasselte.

„Du armes Ding!" sagte der alte Dichter, und ging hin, um die Thür zu öffnen. Da stand ein kleiner Knabe, der war ganz nackend, und das Wasser lief ihm aus dem langen gelben Haar; er zitterte vor Kälte, und wäre er nicht in die warme Stube gekommen, so hätte er gewiß in dem furchtbaren Unwetter umkommen müssen.

„Du armer Junge!" sagte der alte Dichter, und nahm den Knaben bei der Hand. „Komm nur her, ich will Dich wohl erquicken. Wein und Bratäpfel sollst Du haben, denn Du bist ja ein allerliebstes Kind!"

Das war der Knabe auch wirklich. Seine Augen glichen zwei hellen Sternen, und obgleich sein Haar von Wasser triefte, ringelte

es sich doch in schönen Locken. Er sah recht aus, wie ein kleiner Engel, aber er war so blaß, und zitterte vor Frost am ganzen Leibe! In der Hand hielt er einen niedlichen kleinen Bogen, der war aber vom Regen ganz verdorben, und die Farben der bunten Pfeile liefen alle in einander.

Der alte Dichter setzte sich hinter seinen Ofen und nahm den Kleinen auf den Schooß, er drückte ihm das Wasser aus den triefenden Haaren, erwärmte ihm die Hände zwischen den seinigen und kochte ihm süßen Wein. Da kam der Knabe wieder zu sich, seine Wangen rötheten sich, er sprang vom Schooße herab und tanzte um den alten Dichter herum.

„Du bist ja ein lustiger Bursche!“ sagte der Alte. „Wie heißest Du?“

„Ich heiße Amor,“ antwortete der Knabe. „Kennst Du mich nicht? Da liegt mein Bogen; der schießt gut, das kannst Du glauben! — Sieh, jetzt wird das Wetter wieder gut, und der Mond scheint wieder hell durch's Fenster!“

„Aber Dein Bogen ist ja ganz verdorben,“ sagte der alte Dichter.

„Das wäre schlimm,“ sagte der Knabe, nahm den Bogen zur Hand und besah ihn von allen Seiten. „O, er ist schon wieder trocken geworden und hat keinen Schaden gelitten; die Sehne sitzt ganz straff — ich will ihn gleich einmal probiren!“ Und nun spannte er den Bogen, legte einen Pfeil darauf, zielte und schoß den alten Dichter gerade in's Herz hinein! „Siehst Du wohl, daß mein Bogen nicht verdorben war!“ sagte er lachend und lief davon.

Der unartige Junge! So den alten Dichter zu schießen, der ihn in die warme Stube genommen hatte, der ihm so freundlich begegnet war, ihm schönen Wein und die besten Aepfel gegeben hatte.

Der arme Dichter lag an der Erde und weinte, denn der Pfeil war ihm wirklich gerade in's Herz hineingeflogen. „Pfui,“ sagte er, „was ist der Amor für ein unartiger Junge! Das will ich allen Kindern erzählen, damit sie sich vor ihm in Acht nehmen, und nicht mit ihm spielen; denn er macht ihnen nur Kummer und Herzeleid!“

Und alle guten Kinder, denen er dieses erzählte, Knaben und Mädchen, nahmen sich nun vor dem bösen Amor in Acht; aber er narrte sie doch, denn er ist entsetzlich schlau. — Wenn die Studenten aus den Vorlesungen kommen, läuft er neben ihnen her in einem schwarzen Rock und mit dem Buch unter'm Arm. Sie können ihn gar nicht erkennen und gehen Arm in Arm mit ihm, als wenn er auch ein Student wäre — aber dann stößt er ihnen unversehens den Pfeil in die Brust. — Wenn die Mädchen vom Prediger kommen oder in der Kirche confirmirt werden, so ist er auch hinter ihnen her. Ja, immer ist er hinter den Leuten her! Im Theater sitzt er in den großem Kronleuchter und brennt in hellen Flammen, so daß die Menschen glauben, er sei eine Flamme, aber bald merken sie etwas Anderes. Er streift im Schloßgarten und auf dem Walle umher, ja einmal hat er sogar Deinen Vater und Deine Mutter gerade in's Herz hineingeschossen. Frage sie nur, so wirst Du hören, was sie Dir sagen. Ja, es ist ein böser Knabe, der Amor, mit dem mußt Du Dich niemals abgeben. Hinter allen Leuten ist er her. Denk' einmal, er schoß einmal sogar auf Deine alte Großmutter einen Pfeil ab! Aber das ist lange her, und es ist vorübergegangen; indessen, so etwas vergißt sie niemals! Pfui, Du böser Amor! Doch nun kennst Du ihn und weißt, was er für ein unartiger Junge ist!

Der Reisekamerad.

Der arme Johannes war betrübt, denn sein Vater war krank und mußte sterben. Es war Niemand außer den Beiden in der kleinen Stube, die Lampe auf dem Tische war beinah ausgebrannt, und es war schon spät am Abend.

„Du warst ein guter Sohn, Johannes!“ sagte der kranke Vater, „der liebe Gott wird Dir in der Welt wohl forthelfen!“ und er sah ihn an mit den ernsten, milden Augen, athmete noch einmal tief auf und war todt; doch schien's, als schlummerte er nur ein wenig. Johannes aber weinte; nun hatte er in der ganzen Welt keine Seele, weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf den Knien und küßte des todten Vaters Hand, weinte viele bittere Thränen, aber zuletzt schloß er seine Augen und schlief ein, mit dem Kopfe auf der harten Bettkante.

Da hatte er einen sonderbaren Traum, er sah, wie Sonne und Mond sich vor ihm neigten, und seinen Vater sah er wieder frisch und gesund und hörte ihn lachen: — so hatte er immer gelacht, wenn er recht vergnügt war. Ein reizendes Mädchen mit einer goldenen Krone in dem langen schönen Haar reichte ihm die Hand, und der Vater sagte: „Siehst Du, was für eine schöne Braut Du bekommen hast? Sie ist die Schönste in der ganzen Welt!“ — Da erwachte er, und all' das Schöne, was er im Traume gesehen

hatte, war verschwunden, sein Vater lag todt und kalt im Bette, und er war ganz allein; der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben. Johannes ging dicht hinter dem Sarge her; nun sollte er den guten Vater, der so viel von ihm gehalten hatte, niemals wiedersehen; er hörte, wie man Erde auf den Sarg warf, sah noch die letzte Ecke desselben — noch eine Schaufel voll Erde warf man darauf, und auch sie war verschwunden. Da war's ihm, als wollte sein Herz vor Kummer brechen, so traurig war er. Rund um ihn her sangen sie Sterbegesänge; das klang so feierlich, daß ihm dabei die Thränen in die Augen kamen; er weinte, und das that ihm wohl in seiner Trauer. Die Sonne schien prächtig auf die grünbelaubten Bäume, als wollte sie sagen: „Sei nicht so traurig, Johannes! siehst Du nicht, wie schön und blau der Himmel ist, da ist Dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es Dir immerdar wohlergehen möge."

„Ich will immer gut sein," sagte Johannes, „dann komme ich auch einmal in den Himmel zu meinem Vater, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir uns wiedersehen! Wie viel werde ich ihm dann erzählen können, und was wird er mir dann nicht Alles zeigen, wie viel Schönes wird er mich im Himmel lehren, wie er es schon hier auf Erden that. O, was wird das für eine Freude werden!"

Johannes dachte sich diese Freude so lebhaft, daß er dabei lächeln mußte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel saßen in den Kastanienbäumen und zwitscherten: „Quivit, quivit!" und waren so lustig, obgleich sie mit zum Begräbniß waren; aber sie wußten wohl, daß der todte Mann nun im Himmel war und Flügel hatte, viel größer und schöner, als ihre eigenen, und daß er glücklich war, weil er hier auf Erden fromm und gut gelebt hatte; und das machte sie so lustig. Johannes sah, wie sie von dem grünen Baume in die weite Welt hinausflogen, und da bekam er auch Lust, mitzufliegen. Aber erst schnitt er ein großes hölzernes Kreuz für seines Vaters Grab,

und als er es am Abend dorthin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen schön geschmückt, das hatten fremde Leute gethan; denn sie hielten Alle viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächsten Morgen schnürte Johannes sein kleines Bündel und steckte sein ganzes Erbtheil in die Tasche; es waren funfzig Thaler und einige Schillinge; damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuvor ging er noch auf den Kirchhof zu seines Vaters Grabe, betete ein Vaterunser und sagte: „Leb' wohl, Du lieber Vater! ich will ein guter Mensch werden, dann darfst Du auch für mich wohl den lieben Gott bitten, daß er's mir wohlergehen lasse!"

Draußen auf dem Felde standen die Blumen alle frisch und schön im warmen Sonnenschein, und als Johannes kam, nickten sie im Winde, als wollten sie sagen: „Willkommen im Grünen! Ist's hier nicht prächtig?" Aber Johannes wandte sich noch einmal um zur alten Kirche, in welcher er als kleines Kind getauft war, und wo er alle Sonntag mit dem Vater gesungen und gebetet hatte. Da sah er oben im Thurme in einem der Löcher den kleinen Kirchenkobold mit der rothen spitzen Mütze stehen und mit gekrümmtem Arme sein Gesicht beschatten, denn die Sonne schien ihm gerade in die Augen hinein. Johannes nickte ihm ein Lebewohl zu, und der kleine Kobold schwang seine rothe Mütze, legte die Hand auf's Herz und warf ihm Kußhände zu, um zu zeigen, wie gut er's mit ihm meinte, und daß er ihm eine recht, recht glückliche Reise wünschte.

Johannes dachte, wie viel Schönes er nun wohl in der großen prächtigen Welt zu sehen bekommen werde, und ging weiter und immer weiter, so weit, wie er früher noch nie gewesen war, er kannte zuletzt die Städte gar nicht mehr, durch die er kam, und auch die Menschen nicht, denen er begegnete — er war schon unter lauter Fremden.

Die erste Nacht mußte er auf dem Felde in einem Heuschober

schlafen, ein anderes Bett gab es dort nicht. Aber das war gerade ganz allerliebst, meinte er, der König hätte kein besseres Lager. Das ganze weite Feld mit dem Bach, dem Heuschober und dem blauen Himmel oben darüber war ja ein prächtiges Schlafgemach. Das grüne Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war seine Fußdecke, die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken waren große Blumensträuße, und als Waschbecken diente ihm der ganze Bach mit seinem klaren frischen Wasser, aus welchem das Schilf ihm guten Abend! und guten Morgen! zunickte. Der Mond hing als Nachtlampe hoch oben an der blauen Decke; das war eine Nachtlampe, die seine Bettgardinen gewiß nicht in Brand steckte; Johannes konnte also ruhig schlafen; und das that er auch und wachte erst auf, als die Sonne schon aufging und die kleinen Vögel ringsum sangen: „Guten Morgen! guten Morgen! bist Du noch nicht aufgestanden?“

Die Glocken läuteten; es war ein Sonntag; die Leute gingen in die Kirche und Johannes ging mit ihnen, hörte Gottes Wort und sang einen Psalm, und es war ihm, als säße er zu Hause in seiner Kirche, in welcher er getauft war, und wo er mit seinem Vater so manchen Vers gesungen hatte.

Auf dem Kirchhofe waren viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte Johannes an seines Vaters Grab, das auch bald so verwildert aussehen würde, da er es ja nicht reinigen und schmücken konnte. Er setzte sich also hin und schnitt das Gras ab, richtete die umgefallenen hölzernen Kreuze wieder auf, und legte die Todtenkränze, die vom Winde weggerissen waren, an ihre Stelle, indem er dachte: Vielleicht thut's Einer auch bei meines Vaters Grabe, da ich es nicht mehr kann.

Vor der Kirchhofsthür stand auf seine Krücke gestützt ein alter Bettler. Johannes gab ihm die Schillinge, welche er noch hatte, und ging vergnügt und glücklich weiter in die weite Welt hinaus.

Gegen Abend zog ein schreckliches Unwetter herauf. Johannes eilte, unter Dach zu kommen, aber bald ward's finstere Nacht. Da

kam er endlich an eine kleine Kirche, die einsam auf einer Anhöhe lag. Zum Glücke war die Thür nicht verschlossen; er schlüpfte also hinein, um hier zu bleiben, bis das schlimme Wetter sich gelegt hätte.

„Hier will ich mich in einen Winkel setzen!“ sagte er, „ich bin ganz müde, und kann ein bischen Ruhe wohl gebrauchen.“ Und er setzte sich nieder, faltete die Hände und sprach sein Abendgebet, und eh' er sich dessen versah, lag er in süßem Schlaf und träumte, während es draußen donnerte und blitzte.

Als er erwachte, war's mitten in der Nacht; das Ungewitter hatte sich verzogen, und der Mond schien durch die Fenster hell zu ihm hinein. Mitten in der Kirche stand ein offener Sarg, darin lag eine Leiche. Johannes wurde gar nicht bange, er hatte ja ein gutes Gewissen, und wußte wohl, daß die Todten Niemandem etwas thun; die lebendigen bösen Menschen sind es, welche uns schaden können. Solche lebendige böse Menschen standen neben dem todten Manne in der Kirche, und wollten ihn nicht im Sarge liegen lassen, sondern ihn vor die Kirchenthür hinauswerfen, den armen todten Mann!

„Warum wollt Ihr das?“ fragte Johannes, „das ist ja unrecht; laßt ihn in Jesu Namen schlafen!“

„O, dummes Zeug!“ sagten die beiden häßlichen Männer; „er hat uns angeführt! Er war uns Geld schuldig und konnte nicht bezahlen; nun ist er obendrein gestorben, und wir bekommen keinen Schilling. Dafür wollen wir uns rächen, und er soll wie ein Hund vor der Kirchenthür liegen.“

„Ich habe nicht mehr als funfzig Thaler!“ sagte Johannes, „das ist mein ganzes Erbtheil; aber das könnt Ihr bekommen, wenn Ihr mir versprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu lassen. Ich will auch ohne Geld schon fertig werden, ich habe gesunde starke Glieder, und der liebe Gott wird mir wohl helfen!“

„Ja,“ sagten die garstigen Männer, „wenn Du für ihn be-

zahlst, so wollen wir ihm nichts thun, darauf kannst Du Dich verlassen!“ Und sie nahmen das Geld, und lachten laut auf über seine Gutmüthigkeit und gingen ihres Weges. Johannes aber legte die Leiche im Sarge wieder zurecht, faltete ihr die Hände, und ging zufrieden weiter durch den großen Wald.

Ringsum spielten die niedlichen kleinen Elfen lustig in dem Mondlicht, das in langen Streifen durch die dichten Zweige fiel. Sie ließen sich durch Johannes gar nicht stören, denn sie wußten wohl, daß er ein guter, unschuldiger Mensch war, und nur vor bösen lassen sie sich nicht gern sehen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger und hatten ihr langes gelbes Haar mit goldenen Kämmen aufgesteckt; zwei und zwei schaukelten sich auf den Thautropfen, die auf den Blättern und den langen Halmen lagen; mitunter rollte ein Tropfen herunter, dann fielen sie in das hohe Gras hinein, und das gab ein Gelächter und ein Lärmen von all' den anderen kleinen Knirpsen. Es war lustig anzusehen! Auch sangen sie, und Johannes konnte ganz deutlich all' die schönen Weisen unterscheiden, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große bunte Spinnen mit silbernen Kronen auf dem Kopfe mußten von einer Hecke zur anderen lange hängende Brücken und große Paläste bauen, die, wenn der feine Thau darauf fiel, wie Glas im hellen Mondlicht schimmerten. So ging's bis an den hellen Morgen, bis die Sonne aufging. Da verkrochen sich die kleinen Elfen geschwind in die Blumenknospen, und der Wind nahm ihre Brücken und Schlösser und führte sie als große Spinngewebe durch die Luft.

Johannes trat eben aus dem Walde heraus, als eine starke Mannsstimme ihm nachrief: „Holla, Kamerad, wohin geht die Reise?“

„In die weite Welt!“ sagte Johannes. „Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Bursche, aber unser Herr Gott hilft mir wohl hindurch!“

„Ich will auch in die weite Welt!“ sagte der fremde Mann, „wollen wir Beide zusammen reisen?“

„Ja wohl,“ sagte Johannes, und da reiseten sie denn zusammen, und gewannen einander bald sehr lieb, denn sie waren alle Beide gute Menschen. Aber Johannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger war als er: er war beinahe durch die ganze Welt gekommen und wußte von allem Möglichen, was darin ist, zu erzählen.

Die Sonne war schon hoch gestiegen, als sie sich unter einen großen Baum setzten, um ihr Frühstück zu verzehren; in dem Augenblicke kam eine alte Frau gegangen. O, wie war die alt! Sie ging ganz krumm, stützte sich auf ihren Krückstock und trug auf dem Rücken ein Bündel Reiser, die sie im Walde gesammelt hatte. Ihre Schürze hatte sie aufgebunden, und Johannes sah drei große Ruthen von Farrenkraut und Weidenzweigen daraus hervorgucken. Als sie ganz nahe bei ihnen war, glitt sie mit einem Fuße aus, und fiel mit einem heftigen Schrei zu Boden, denn sie hatte ein Bein gebrochen, die arme alte Frau!

Johannes wollte sie gleich nach Hause tragen; allein der Fremde machte seinen Ranzen auf, nahm eine Büchse heraus und sagte, er hätte da eine Salbe, mit welcher er ihr Bein bald wieder heilen wollte, so daß sie selbst nach Hause gehen könnte, als wenn sie nie ein Bein gebrochen hätte. Aber dann sollte sie ihm die drei Ruthen geben, welche sie in der Schürze hätte.

„Das wäre gut bezahlt!“ sagte die Alte, und nickte ganz sonderbar mit dem Kopfe; sie wollte sich gar nicht gern von den Ruthen trennen; aber mit gebrochenem Beine dazuliegen, war auch nicht angenehm; also gab sie ihm die Ruthen, und nicht sobald hatte er der alten Mutter das Bein mit seiner Salbe gerieben, als sie auch aufsprang und besser gehen konnte, als vorher. So kräftig war die Salbe; die war aber auch in keiner Apotheke zu haben.

„Was willst Du mit den Ruthen machen?“ fragte Johannes nun seinen Reisegefährten.

„Das sind für mich drei schöne Blumensträuße!“ sagte er, „die gefallen mir gar sehr; denn ich bin ein sonderbarer Mensch.“

So gingen sie noch ein gutes Stück Weges.

„Nein, wie zieht's da dunkel herauf!“ sagte Johannes, und zeigte mit dem Finger nach dem Horizonte, „das sind ja schrecklich dunkle Wolken!“

„Nicht doch,“ sagte der Reisegefährte, „das sind keine Wolken, das sind Berge. Die schönen großen Berge, auf denen man hoch über den Wolken in die frische Luft hinaufsteigt. Da ist's prächtig, kannst Du glauben! Morgen werden wir gewiß so weit in die Welt hinausgekommen sein!

Die Berge waren nicht so nahe, wie es den Anschein hatte; sie mußten noch einen ganzen Tag gehen, ehe sie dahin gelangten, wo die schwarzen Wälder bis an den Himmel hinanwuchsen, und Steine lagen, so groß wie eine Stadt. Es war nicht leicht, da hinaufzuklimmen, deshalb gingen auch Johannes und sein Kamerad in's Wirthshaus, um dort auszuruhen, und für den Marsch am folgenden Tage neue Kräfte zu sammeln.

Unten in der großen Schenkstube des Wirthshauses hatten sich viele Menschen versammelt; denn es hatte dort ein Mann mit einem Puppenspiel so eben sein kleines Theater aufgestellt, und die Leute saßen rundumher, um die Komödie zu sehen; aber ganz voran hatte ein alter dicker Schlachter Platz genommen, und zwar den allerbesten; sein großer Bullenbeißer — uh, wie sah der grimmig aus! — saß ihm zur Seite.

Nun ging die Komödie an, und das war eine schöne Komödie mit einem König und einer Königin; die saßen auf dem prächtigsten Throne, hatten goldene Kronen auf dem Kopfe und lange Schleppen an den Röcken, denn mit Schleppen brauchten sie nicht zu sparen. Die niedlichsten hölzernen Puppen mit Glasaugen und großen Knebelbärten standen an den Thüren und machten sie auf und zu, damit frische Luft in die Stube käme! Das war eine schöne Komödie, und gar nicht traurig; aber als die Königin eben aufstand und durch die Stube ging — Gott mag wissen, was dem großen Bullenbeißer einfiel; aber weil der Schlachter ihn nicht fest-

hielt, machte er einen Satz auf's Theater und packte die Königin mit seinen großen Zähnen mitten um den dünnen Leib, so daß sie: knick, knack! sagte — es war schrecklich!

Der arme Mann, welcher die Komödie aufführte, war ganz erschrocken und betrübt wegen seiner Königin, denn sie war seine schönste Puppe, und nun hatte ihr der alte häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebissen! Aber als die Leute weg waren, sagte der Fremde (der nämlich, welcher mit Johannes gekommen war), er wollte sie wohl wieder curiren; und da nahm er seine Kruke, und schmierte die Puppe mit der Salbe, welche der armen alten Frau so schön geholfen hatte, als sie das Bein gebrochen. Sobald die Puppe geschmiert war, ward sie wieder ganz, ja sie konnte nun sogar von selbst ihre Glieder rühren, man brauchte gar nicht an der Schnur zu ziehen; die Puppe war so gut wie ein lebendiger Mensch, nur freilich daß sie nicht sprechen konnte. Nun war der Puppenspieler recht vergnügt; nun brauchte er die Puppe gar nicht mehr zu halten, sie konnte ja von selbst tanzen! das konnte von allen anderen nicht eine einzige!

Hernach, als es Nacht geworden, und die Leute im Wirthshause alle zu Bett waren, hörte man Jemanden schrecklich tief seufzen, und das so oft, daß am Ende Alle aufstanden, um zu sehen, wer das wohl wäre? Der Mann, welcher die Komödie gemacht hatte, ging zu seinem kleinen Theater, denn von daher schienen die Seufzer zu kommen. Hier lagen die Puppen alle durcheinander, der König sammt all' seinen Trabanten, und eben diese waren's, welche so kläglich seufzten, und den Puppenspieler mit ihren großen Glasaugen anstierten; sie wollten nämlich auch gern ein Bischen geschmiert werden, wie die Königin, um sich auch von selbst bewegen zu können. Die Königin warf sich auf die Knie, hob ihre schöne goldene Krone empor, und bat: „Nimm nur die Krone hin, aber schmiere meinen Gemahl und meine Hofleute!“ Da konnte der arme Mann, dem die Königin und alle die anderen Puppen gehörten, die Thränen nicht zurückhalten; es that ihm wirklich leid um

sie, und er versprach dem Reisegefährten die ganze Einnahme des folgenden Abends, wenn er nur vier, fünf seiner schönsten Puppen schmieren wollte; aber der Reisegefährte sagte: er wollte weiter gar nichts von dem Puppenspieler haben, als seinen großen Säbel; und als er den bekam, schmierte er sechs Puppen, die fingen gleich an zu tanzen, und das so niedlich, daß alle Mädchen, die lebendigen Menschenmädchen nämlich, welche sie springen sahen, auch gleich zu tanzen anfingen. Der Kutscher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, sammt allen Fremden, auch Feuerzange und Feuerschaufel, aber die beiden fielen um, so wie sie den ersten Sprung machten — das war eine lustige Nacht!

Am folgenden Morgen ging Johannes mit seinem Reisegefährten weg und die hohen Berge hinauf und durch die großen schwarzen Fichtenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß zuletzt die Kirchthürme unter ihnen wie kleine rothe Beeren auf einem großen grünen Teppich aussahen, und sie konnten so weit, weit in die Ferne sehen, viele Hundert Meilen weit! — So viel hatte Johannes noch nie von der schönen Welt auf einmal gesehen, und die Sonne schien so warm durch die frische blaue Luft, und die Jäger bliesen in den Bergen so schön auf dem Waldhorn, daß ihm vor Freude die Thränen in die Augen traten, und er sagen mußte: „Du lieber, guter Herr Gott! ich möchte Dich küssen, weil Du so gut gegen uns bist und uns all' die Pracht und Herrlichkeit gegeben hast!“

Der Reisegefährte stand auch mit gefaltenen Händen und sah über den Wald in die Dörfer hinaus in den warmen Sonnenschein. In dem Augenblicke erklang es wunderbar schön über ihren Häuptern; sie sahen in die Höhe; ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft; der war so schön, und sang, wie sie noch nie einen Vogel hatten singen hören; aber der Gesang ward immer schwächer; der Schwan neigte den Kopf, und sank langsam zur Erde nieder — da lag er todt zu ihren Füßen, der schöne Vogel.

„Zwei so schöne Flügel,“ sagte der Reisegefährte, „so weiß und

groß wie die des Vogels hier sind Geldes werth; die will ich mitnehmen! Siehst Du nun, wie gut es war, daß ich den Säbel bekam?“ und mit einem Schlage hieb er dem todten Schwane beide Flügel ab; die wollte er behalten.

Nun reiseten sie viele, viele Meilen über die Berge hinaus, bis sie zuletzt an eine große Stadt mit vielen Hundert Thürmen kamen, die im Sonnenlichte wie Silber glänzten; mitten in der Stadt lag ein prächtiges Marmorschloß, gedeckt mit rothem Golde — darinnen wohnte der König.

Johannes und sein Gefährte wollten nicht gleich in die Stadt hineingehen, sondern blieben in dem Wirthshause vor dem Thore, um sich erst noch umzukleiden, denn sie wollten recht schmuck aussehen, wenn sie ihren Einzug hielten. Der Wirth erzählte ihnen: der König wäre ein herzensguter Mann, der keinem Menschen etwas zu Leide thäte; aber seine Tochter, ja Gott bewahre! das sei eine böse Prinzessin! Schön war sie, man konnte sich kein lieblicheres Mädchen denken; aber was half das, sie war eine ganz arge Hexe und hatte schon manchem schönen Prinzen das Leben gekostet. Jedermann durfte um sie freien; mochte er ein Prinz, ein Edelmann oder ein Bettelmann sein, das war ganz einerlei; nur mußte er ihr drei Fragen beantworten; konnte er das, so wollte sie ihn heirathen, und er sollte nach ihres Vaters Tode König über das ganze Land werden; konnte er aber die drei Fragen nicht beantworten, so ließ sie ihn hängen oder köpfen, so schlimm und gottlos war die schöne Prinzessin. Ihr Vater, der alte König, nahm sich die Sache sehr zu Herzen, denn er konnte ihr ihre Bosheit nicht verbieten; er hatte nämlich einmal gesagt: er wollte mit ihren Liebesgeschichten nichts zu thun haben, sie möge es damit halten, wie sie wolle. So mancher Prinz nun auch gekommen war, um die Fragen zu beantworten und die Prinzessin zu bekommen, so war es doch keinem gelungen, und sie waren alle ohne Gnade gehängt oder geköpft; man hatte sie ja bei Zeiten gewarnt, sie hätten das Freien sein lassen können. Der alte König war über all' dies Elend so

betrübt, daß er alle Jahre einen ganzen Tag mit allen seinen Soldaten auf den Knien lag und um die Bekehrung seiner Prinzessin bat; aber sie wollte sich nicht bekehren. Die alten Frauen, welche Branntwein tranken, färbten diesen schwarz, bevor sie ihn tranken, so traurig waren sie; und mehr konnte man doch unmöglich von ihnen verlangen.

„Die häßliche Prinzessin!“ sagte Johannes, „sie müßte etwas mit der Ruthe haben, das würde ihr gut thun. Ich sollte nur an ihres Vaters Stelle sein, ich wollte ihr das Köpfen und Hängen wohl vertreiben!“

Während sie noch sprachen, hörten sie draußen Hurrah! schreien. Die Prinzessin ritt vorbei, und war so wunderschön, daß alle Leute ihre Bosheit vergaßen und sie mit einem Hurrah! begrüßten. Zwölf schöne Jungfrauen in weißen seidenen Kleidern mit goldenen Tulpen in den Händen ritten ihr zur Seite auf kohlschwarzen Pferden; die Prinzessin saß auf einem schneeweißen Pferde, geschmückt mit Diamanten und Rubinen, in einem Kleide von lauterem Golde; die Gerte in ihrer Hand glich einem Sonnenstrahle, die goldene Krone auf ihrem Kopfe den kleinen Sternen am Himmel, und ihr Mantel bestand aus Tausend und aber Tausenden der schönsten Schmetterlingsflügel; dennoch war sie viel schöner, als all' ihre Kleider.

Als Johannes sie erblickte, ward er blutroth im Gesichte und konnte kein Wort hervorbringen; die Prinzessin sah accurat so aus, wie das schöne Mädchen mit der goldenen Krone, von welchem er in der Nacht, als sein Vater starb, geträumt hatte. Er fand sie über die Maßen schön und mußte sich in sie verlieben, er mochte wollen oder nicht. Es wäre gewiß nicht wahr, dachte er, daß sie eine so arge Hexe sei, welche die Leute hängen und köpfen ließe, wenn sie nicht rathen können, was sie verlangte. „Es darf ja Jeder um sie werben, selbst der ärmste Bettelmann — ich will auch hinauf auf's Schloß, ich kann's nicht lassen!“

Alle riethen ihm, er sollte es nicht thun, es würde ihm gewiß so gehen, wie all' den Anderen. Der Reisegefährte rieth ihm auch



davon ab, aber Johannes meinte, es würde wohl gehen, bürstete seine Schuhe und seinen Rock, wusch Gesicht und Hände, kämmte sein schönes gelbes Haar und ging nun ganz allein in die Stadt und auf das Schloß.

„Herein!“ rief der alte König, als Johannes an die Thür klopfte. — Johannes trat ein, und der alte König kam ihm in Schlafrock und gestickten Pantoffeln entgegen; die goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, das Scepter in der einen Hand, und den Reichsapfel in der anderen. „Warte ein Bischen!“ sagte er, und nahm den Reichsapfel unter den Arm, um Johannes die Hand geben zu können. Aber sobald er hörte, daß Johannes als Freier käme, fing er so heftig an zu weinen, daß Scepter und Apfel auf die Erde fielen, und daß er sich die Augen mit dem Schlafrocke trocknen mußte, der arme alte König.

„Laß es bleiben!“ sagte er, „es geht Dir schlecht, eben so wie den Anderen. Komm nur einmal her und sieh!“ Und da führte er Johannes in den Lustgarten der Prinzessin. Da sah's schrecklich aus! In jedem Baume hingen drei, vier Königssöhne, die um die Prinzessin gefreit, aber nicht errathen hatten, was sie rathen sollten. Bei jedem Windstoß klapperten die Knochen, so daß die kleinen Vögel erschrocken aus dem Garten flogen. Die Blumen waren an Menschenknochen aufgebunden, und in den Blumentöpfen standen grinsende Todtenköpfe! Das war ein rechter Garten für eine Prinzessin.

„Da siehst Du's!“ sagte der alte König, „es wird Dir gehen, wie all' den Anderen. Laß es also bleiben; Du machst mich sonst noch unglücklicher, denn ich nehme mir die Sache sehr zu Herzen.“

Johannes küßte dem guten alten Könige die Hand, und sagte: es würde wohl gehen, er hielte viel zu viel von der schönen Prinzessin.

In dem Augenblicke kam die Prinzessin selbst mit allen ihren Damen in den Schloßgarten geritten, sie gingen also zu ihr hinaus, um guten Tag zu sagen. Sie war ganz allerliebst, reichte

Johannes die Hand, und er hielt darum noch viel mehr von ihr, als vorher; gewiß, eine so arge Hexe, wie die Leute sagten, konnte sie nicht sein. Nun gingen sie in den Saal, und die kleinen Mädchen präsentirten ihnen Confect und Pfeffernüsse; aber der alte König war so betrübt, daß er gar nichts essen mochte, und überdies waren die Pfeffernüsse ihm zu hart.

Es wurde beschlossen, daß Johannes am folgenden Morgen wieder auf's Schloß kommen sollte; dann wollten die Richter und der Rath sich versammeln, um zu hören, wie er mit dem Rathen fertig würde. Ginge die Sache gut, so sollte er noch zweimal rathen; aber bis dahin hatte sich noch Keiner gefunden, der einmal richtig rieth, und deshalb hatten sie alle das Leben lassen müssen.

Johannes machte sich keine Sorgen, wie es gehen würde; er war lustig und guter Dinge, dachte an die schöne Prinzessin und glaubte ganz gewiß, der liebe Gott würde ihm wohl helfen; aber wie? das wußte er nicht, darüber mochte er auch nicht weiter grübeln. Er tanzte vor Freude die Landstraße entlang, als er nach dem Wirthshause zurückging, wo der Reisegefährte auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht müde werden, zu erzählen, wie liebenswürdig die Prinzessin gegen ihn gewesen, und wie schön sie wäre; er hatte eine rechte Sehnsucht nach dem folgenden Tage, wo er wieder auf's Schloß kommen sollte, um sein Glück im Rathen zu versuchen.

Aber der Reisegefährte schüttelte bedenklich den Kopf und war ganz traurig. „Ich halte so viel von Dir," sagte er, „wir hätten noch lange beisammen bleiben können, und nun soll ich Dich schon verlieren! Du lieber, armer Johannes, ich möchte um Dich weinen, aber ich will Dir heute — vielleicht den letzten Abend unseres Zusammenseins — Deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht von Herzen lustig; morgen, wenn Du fort bist, habe ich Zeit genug zu weinen."

Alle Leute in der Stadt hatten es gleich erfahren, daß ein neuer Freier um die Prinzessin gekommen wäre; deshalb war all-

gemeine Trauer. Das Schauspielhaus ward verschlossen, die Kuchenfrauen umwanden ihre Zuckerpuppen mit schwarzem Flor, der König und die Priester lagen in der Kirche auf den Knien. Alles war in Trauer und Thränen, denn es konnte ja dem armen Johannes gewiß nicht besser gehen, als es allen anderen Freiern gegangen war.

Gegen Abend ließ der Reisegefährte eine große Bowle Punsch auftragen und sagte zu Johannes: sie wollten nun recht lustig sein und auf die Gesundheit der Prinzessin trinken. Aber als Johannes zwei Gläser getrunken hatte, wurde er so müde und schläfrig, daß ihm die Augen zufielen und er in tiefen Schlaf versank. Der Reisegefährte hob ihn ganz sachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett; und als es finstere Nacht geworden war, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und band sie fest an seine Schultern, steckte die größte Ruthe, welche er von der alten Frau, die da fiel und das Bein brach, bekommen hatte, in die Tasche, öffnete das Fenster und flog über die Stadt weg zum Schlosse, wo er sich in der Ecke eines Fensters, das zu der Schlafkammer der Prinzessin führte, versteckte.

In der Stadt war's ganz stille; da schlug die Uhr drei Viertel auf Zwölf, das Fenster ging auf, und die Prinzessin kam in einem großen weißen Mantel und mit langen schwarzen Flügeln heraus, und flog über die Stadt weg zu einem großen Berge. Aber der Reisegefährte machte sich unsichtbar, flog hinterher, und peitschte die Prinzessin mit seiner Ruthe dermaßen, daß ordentlich Blut kam, wohin er schlug. Uh, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind erfaßte den Mantel der Prinzessin, so daß er wie ein großes Schiffssegel sich nach allen Seiten hin ausbreitete.

„Wie es hagelt! wie es hagelt!" sagte die Prinzessin bei jedem Schlage, den sie bekam, und der ihr gewiß recht heilsam war. Endlich kam sie an den Berg und klopfte an. Es rollte wie Donner, als der Berg sich öffnete; die Prinzessin ging hinein, und der

Reisegefährte hinterher, denn es konnte ihn Niemand sehen, er war ja unsichtbar. Sie gingen durch einen langen hohen Gang, dessen Wände von vielen Tausend glühenden Spinnen glänzten, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Nun kamen sie in einen großen von Gold und Silber gebauten Saal, an dessen Wänden rothe und blaue Blumen von der Größe der Sonnenblumen prangten; aber pflücken konnte man die Blumen nicht, denn die Stengel waren giftige Schlangen, und die Blumen Feuer, das ihnen aus dem Munde brannte. Die ganze Decke war mit schimmernden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäusen besetzt, die mit den dünnen Flügeln schlugen — ein seltsamer Anblick! Mitten im Saale stand ein Thron auf vier Pferdegerippen, die ein Sielenzeug von rothen Feuerspinnen trugen, der Thron selbst war von milchweißem Glase, und die Kissen bestanden aus kleinen schwarzen Mäusen, die sich einander in den Schwanz bissen. Ueber dem Throne hing ein Dach von rosenrothem Spinngewebe, das mit kleinen blauen Fliegen besetzt war, welche wie Edelsteine schimmerten. Auf dem Throne saß ein alter Zauberer mit einer Krone auf dem häßlichen Kopfe und einem Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf die Stirn, ließ sie neben sich auf dem prächtigen Throne sitzen, und nun begann die Musik. Große schwarze Heuschrecken spielten die Maultrommel, und eine Eule schlug sich selbst auf den Bauch, denn sie hatte keine Trommel. Das war ein lächerliches Concert! Kleine schwarze Kobolde tanzten mit einem Irrlicht auf der Mütze im Saale. Niemand sah den Reisegefährten, der sich hinter den Thron gestellt hatte, um Alles genau zu hören und zu sehen. Die Hofleute, welche nun hereingelassen wurden, waren höchst galant und vornehm, aber wer nur gute Augen hatte, konnte leicht sehen, wie es mit ihnen bestellt war. Sie waren weiter nichts als Besenstiele mit Kohlköpfen, denen der Zauberer Leben eingehext und goldgestickte Kleider gegeben hatte. Doch darauf kam's ja auch gar nicht an, Hofleute werden ja doch nur zur Schaustellung gebraucht.

Als nun ein wenig getanzt war, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier bekommen hätte, und fragte, woran sie morgen früh denken sollte, wenn er auf's Schloß käme, um ihre Gedanken zu errathen.

„Höre," sagte der Zauberer, „ich will Dir was sagen: denke an etwas recht Leichtes, so wird er gewiß nicht darauf verfallen. Denk' an einen Deiner Schuhe: das erräth er nicht. Dann laß' ihm den Kopf abhauen, aber vergiß nicht, wenn Du morgen wiederkommst, mir seine Augen mitzubringen; denn die will ich essen."

Die Prinzessin verneigte sich tief, und sagte, sie wollte die Augen nicht vergessen. Der Zauberer machte nun den Berg auf, und sie flog wieder nach Hause, der Reisegefährte aber hinterher, und prügelte sie mit seiner Ruthe dermaßen, daß sie über das schreckliche Hagelwetter laut aufseufzte, und all' was sie konnte eilte, um ihr Kammerfenster zu erreichen; der Reisegefährte aber flog zurück in's Wirthshaus, wo Johannes noch in tiefem Schlafe lag, band seine Flügel ab, und legte sich auch auf's Bett, und daß er müde war, ist wohl kein Wunder.

Ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte, stand auch der Reisegefährte auf, und erzählte, er hätte diese Nacht einen sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem Schuh gehabt, und bat Johannes, er möchte sie doch fragen, ob sie nicht an ihren Schuh gedacht hätte. Das war's ja, was er vom Zauberer im Berge gehört hatte, aber er wollte Johannes nichts davon sagen, und bat ihn bloß, zu fragen, ob sie nicht an ihren Schuh gedacht hätte.

„Ich kann ja danach fragen," sagte Johannes, „vielleicht ist es ganz richtig, was Du geträumt hast, denn ich glaube immer, daß der liebe Gott mir helfen wird. Aber ich will Dir doch Lebewohl sagen, denn rathe ich verkehrt, so werde ich Dich niemals wiedersehen."

Und sie küßten einander, und Johannes ging in die Stadt und auf das Schloß. Der ganze Saal war voll von Menschen,

die Richter saßen in ihren Lehnstühlen und lehnten den Kopf an weiche Kissen; denn sie hatten ja so viel in ihren Kopf zu bringen. Der alte König stand auf und trocknete seine Augen mit einem weißen Taschentuche. Nun trat die Prinzessin ein; sie war noch schöner als gestern und grüßte freundlich nach allen Seiten, aber Johannes reichte sie die Hand, und sagte: „Guten Morgen, mein Lieber!“

Nun sollte Johannes errathen, woran sie gedacht hätte. Ach, wie blickte sie ihn freundlich an, aber so wie sie das eine Wort: Schuh hörte, wurde sie kreideweiß und zitterte am ganzen Körper; das konnte aber Alles nicht helfen, Johannes hatte richtig gerathen.

Der Tausend! wie war der alte König froh, er schlug einen Purzelbaum über den anderen, und alle Leute klatschten ihm und Johannes Beifall zu, der ja zum ersten Male richtig gerathen hatte.

Der Reisegefährte war auch nicht wenig froh, als er erfuhr, wie gut es gegangen wäre; Johannes aber faltete die Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm gewiß auch die beiden anderen Male helfen würde. Am folgenden Morgen sollte nun wieder gerathen werden.

Der Abend verging wie der gestrige. Johannes schlief, und der Reisegefährte flog hinter der Prinzessin her zum Berge, und prügelte sie noch stärker als das erste Mal, denn er hatte dieses Mal zwei Ruthen genommen. Niemand sah ihn, er aber sah und hörte Alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken; und das erzählte er Johannes, als wenn's ihm geträumt hätte. Da konnte denn Johannes nun wohl richtig rathen, und das gab große Freude auf dem Schlosse. Der ganze Hof schlug Purzelbäume, wie man's am Tage vorher vom Könige gesehen hatte, aber die Prinzessin lag auf dem Sopha und konnte kein Wort hervorbringen. Nun kam's darauf an, ob Johannes auch das dritte Mal richtig rieth. Ging es gut, so sollte er die schöne Prinzessin zur Frau haben, und nach des alten Königs Tode das ganze

Reich erben; rieth er verkehrt, so sollte er das Leben missen, und der Zauberer sollte seine schönen blauen Augen verzehren.

Am Abend vorher ging Johannes früh zu Bette, betete sein Abendgebet und schlief ruhig ein. Der Reisegefährte aber legte seine Flügel wieder an, schnallte den Säbel an die Seite, nahm alle drei Ruthen mit sich, und flog zum Schlosse.

Es war eine stockfinstere Nacht; es stürmte, daß die Ziegel von den Dächern flogen und die Bäume im Garten, an denen die Gerippe hingen, wie Schilf im Sturme schwankten; jeden Augenblick blitzte es, und ununterbrochen rollte der Donner; so ging's die ganze Nacht. Nun flog das Fenster auf, und die Prinzessin kam heraus. Sie war bleich wie der Tod, aber sie lachte des Unwetters, das ihr noch nicht stark genug zu sein schien; ihr großer weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, wie ein großes Schiffssegel, aber der Reisegefährte peitschte sie mit seinen drei Ruthen dermaßen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte, und sie zuletzt kaum noch aus der Stelle konnte. Endlich erreichte sie den Berg.

„Es hagelt und stürmt," sagte sie, „mein Lebelang bin ich nicht in einem solchen Wetter gewesen."

„Man kann des Guten auch zu viel bekommen," sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen hätte. Gelänge es ihm auch zum dritten Male, so hätte er gewonnen, und sie könnte nie wieder zum Berge kommen, und müßte all' ihre Zauberkünste aufgeben; das machte ihr großen Kummer.

„Er soll's nicht rathen," sagte der Zauberer. „Ich will schon etwas aussinnen, woran er nie gedacht hat, er müßte denn ein größerer Zauberer sein, als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!" Und da ergriff er die Prinzessin bei beiden Händen und tanzte mit ihr herum, und all' die kleinen Kobolde und Irrlichter tanzten mit, die kleinen rothen Spinnen sprangen auf und ab an der Wand — das flimmerte und glimmerte wie lauter feurige Blumen. Die

Eule schlug die Trommel, die Heimchen zirpten, und die Heuschrecken spielten die Maultrommel — das war ein lustiger Ball! —

Als sie nun genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin nach Hause, denn man hätte sie sonst auf dem Schlosse vermissen können. Der Zauberer sagte, er wolle sie begleiten, um so viel länger die Freude ihrer Gesellschaft zu genießen.

Nun flogen sie fort in dem schrecklichen Wetter, und der Reisegefährte schlug ihnen seine drei Ruthen auf dem Rücken entzwei; in seinem Leben war der Zauberer noch nicht in solchem Hagelwetter gewesen. Vor dem Schlosse sagte er der Prinzessin gute Nacht, und flüsterte ihr zu gleicher Zeit zu: „denk' an meinen Kopf!“ aber der Reisegefährte hörte es, und so wie die Prinzessin durch's Fenster geschlüpft war, und der Zauberer umkehren wollte, packte er ihn an seinem langen schwarzen Barte, und hieb ihm mit dem Säbel seinen garstigen Hexenkopf dicht an den Schultern ab; den Rumpf warf er für die Fische in die See, den Kopf aber tauchte er in's Wasser, und band ihn danach in sein seidenes Taschentuch, nahm dieses mit nach Hause und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen gab er sein Taschentuch an Johannes, sagte ihm aber, er solle es nicht eher öffnen, als wenn die Prinzessin fragte, was sie dächte.

Es waren so viele Menschen in dem großen Saale auf dem Schlosse, daß sie wie zusammengebundene Radieschen an und auf einander standen. Die Rathsherren saßen in ihren Stühlen mit den weichen Kopfkissen, und der alte König hatte neue Kleider angezogen und seine goldene Krone sammt dem Scepter frisch poliren lassen, aber die Prinzessin war ganz bleich und trug einen kohlschwarzen Rock, als wenn sie zum Begräbnisse wollte.

„Woran denke ich jetzt?“ fragte sie, und gleich machte Johannes sein Schnupftuch auf, und entsetzte sich selbst nicht wenig, als er den garstigen Hexenkopf sahe. Alle schauderten, denn es war ein schrecklicher Anblick! Die Prinzessin aber saß wie eine Statue da und konnte kein Wort hervorbringen; endlich erhob sie sich und

reichte Johannes die Hand; er hatte ja richtig gerathen. Sie sah nicht den Einen, nicht den Anderen an, sondern seufzte tief: „Nun bist Du mein Herr! Heute Abend halten wir Hochzeit!“

„So ist's recht!“ sagte der alte König, „das gefällt mir!“ Und alle Leute riefen Hurrah, die Wachtparade machte Musik auf den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen ihren Zuckerpuppen die schwarzen Flöre ab, denn nun war allgemeine Freude. Drei ganze gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt gestellt, und Jeder konnte sich ein Stück davon abschneiden. Die Springbrunnen sprudelten den schönsten Wein, und kaufte man beim Bäcker einen Schillingskringel, so bekam man als Zugabe sechs große Klöße, und noch dazu Klöße mit Rosinen.

Am Abend war die ganze Stadt illuminirt, die Soldaten schossen mit Kanonen und die Jungen mit Knallerbsen, und auf dem Schlosse wurde gegessen und getrunken, geklingt und gesprungen. Die vornehmsten Herren und die schönsten Fräulein tanzten alle mit einander, und in weiter Ferne konnte man sie singen hören:

„Hier giebt's viele schmucke Dirnen,
Die verlangt nach einem Schwing-um;
Sie begehren Tambourmärsche —
Schmucke Dirne, dreh Dich flink um.
Tanzet, stampfet,
Daß die Sohlen falleralla!“

Aber die Prinzessin war ja noch immer eine Hexe und hatte Johannes gar nicht lieb; das fiel dem Reisegefährten ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flasche mit einigen Tropfen, und sagte ihm, er sollte vor das Brautbette ein großes Faß voll Wasser setzen; wenn dann die Prinzessin in's Bette steigen wollte, sollte er ihr einen kleinen Stoß geben, so daß sie in's Wasser fiele; dann sollte er, nachdem er die Tropfen und die Federn hineingeworfen hätte, sie dreimal

untertauchen, so würde sie von der Hexerei befreit und würde ihn sehr lieb gewinnen.

Johannes that Alles, was der Reisegefährte ihm gerathen hatte. Die Prinzessin schrie laut auf, als er sie unter's Wasser tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer schwarzer Schwan mit funkelnden Augen; als sie zum zweiten Male aus dem Wasser kam, war der Schwan weiß bis auf einen schwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott und ließ zum dritten Male das Wasser über dem Schwan zusammenschlagen, und in demselben Augenblicke verwandelte er sich in die wunderschönste Prinzessin. Sie war noch schöner als vorher, und dankte ihm mit Thränen in den schönen Augen, daß er sie von ihrer Verzauberung erlöset hätte.

Am folgenden Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaat, und nun ging's an's Gratuliren den lieben langen Tag; zuletzt kam auch der Reisegefährte mit dem Stock in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn einmal über das andere und sagte, er solle nicht wegreisen, er solle bei ihm bleiben, denn ihm verdankte er ja sein ganzes Glück. Aber der Reisegefährte schüttelte den Kopf und sagte mild und freundlich: „Nein, meine Zeit ist um. Ich habe meine Schuld bezahlt. Erinnerst Du Dich noch des Todten, den böse Menschen in seiner Ruhe stören wollten? Du gabst Alles, was Du hattest, hin, um ihm zur Ruhe in seinem Grabe zu verhelfen. Der todte Mann bin ich!“ — In demselben Augenblicke war er verschwunden.

Die Hochzeit dauerte einen ganzen Monat. Johannes und die Prinzessin hielten unendlich viel von einander, und der alte König lebte noch manchen Tag, und ließ ihre kleinen Kinder auf seinen Knien reiten, und mit seinem Scepter spielen; Johannes aber war König über das ganze Reich.

Das kleine Meerweibchen.

Draußen, in dem fernen Meere ist das Wasser so blau wie die Blätter der schönsten Kornblumen, und so klar wie das reinste Gold; aber es ist sehr tief, so tief, daß kein Ankertau den Grund erreicht, und daß man viele Kirchthürme auf einander stellen müßte, wenn sie vom Grunde bis an die Oberfläche des Wassers reichen sollten. Da unten wohnen die Meerleute.

Nun muß man ja nicht glauben, daß es dort weiter nichts als weißen Sand giebt; nein, es wachsen dort die seltsamsten Bäume und Pflanzen mit so geschmeidigen Stengeln und Blättern, daß sie bei der geringsten Bewegung des Wassers sich rühren, als hätten sie Leben. Durch die Zweige schlüpfen die Fische, große und kleine, wie hier oben in der Luft die Vögel. An der allertiefsten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs; die Mauern sind von Korallen und die langen spitzen Fenster vom klarsten Bernstein, aber das Dach bilden Muschelschalen, die, jenachdem das Wasser geht, sich öffnen oder schließen. Das sieht prächtig aus, denn in jeder Muschel liegen strahlende Perlen, von denen eine jede einzelne eines Königs Krone zieren würde.

Der Meerkönig da unten war lange Jahre Wittwer gewesen aber seine alte Mutter hatte ihm die Wirthschaft geführt. Das war eine kluge Frau, aber sie war stolz, sehr stolz auf ihren Adel; deswegen trug sie zwölf Austern am Schwanze, die übrigen Großen

durften nur sechs tragen. Sonst verdiente sie alles Lob, besonders weil sie ihre Enkelinnen, die kleinen Meerprinzessinnen, so lieb hatte. Das waren sechs wunderschöne Kinder; aber die jüngste war doch von allen die schönste; ihre Haut schimmerte so fein und klar, wie ein Rosenblatt, ihre Augen waren so blau, wie die tiefste See, aber wie all' die anderen hatte sie keine Füße, ihr Körper endigte in einem Fischschwanze.

Den lieben langen Tag spielten die Kinder im Schlosse, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden wuchsen. Die großen Bernsteinfenster wurden geöffnet und dann schwammen die Fische zu ihnen hinein, wie bei uns die Schwalben hereinkommen, wenn wir die Fenster öffnen, aber die Fische schwammen dreist zu den kleinen Prinzessinnen hin, aßen aus ihren Händen und ließen sich streicheln.

Vor dem Schlosse war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen; die Früchte strahlten wie Gold, und die Blumen wie brennendes Feuer, während Stengel und Blätter sich ununterbrochen bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau, wie Schwefelflammen. Ueber dem Ganzen lag ein wunderbar blauer Schimmer, fast hätte man glauben sollen, man stände gar nicht auf dem Grunde des Meeres, sondern hoch oben in der Luft und sähe über und unter sich nichts als den Himmel. Bei Windstille konnte man die Sonne sehen; sie glich einer Purpurblume, deren Kelche alles Licht entströmt.

Jede der kleinen Prinzessinnen hatte im Garten ihr eigenes Beet, wo sie graben und pflanzen konnte, so viel sie wollte. Eine gab ihrem Blumenbeet die Gestalt eines Wallfisches, eine andere dem ihrigen die eines kleinen Meerweibes; aber die jüngste machte ihr Beet ganz rund wie die Sonne und hatte nur Blumen, die roth wie diese schimmerten. Sie war ein wunderbares Kind, still und nachdenksam; und während die anderen Schwestern die seltsamsten Dinge, die sie aus gestrandeten Schiffen hatten, als Zierrath aufstellten, fand sie, außer an den rosenrothen Blumen, die

der Sonne am Himmel glichen, nur an einer kleinen Marmorstatue Gefallen — das war ein schöner, aus dem weißen klaren Stein gehauener Knabe, der durch Strandung auf den Meeresgrund gekommen war. Sie pflanzte neben dem Bilde eine rosenrothe Thränenweide, welche herrlich emporwuchs und ihre frischen Zweige über das Bild hin bis an den blauen Meeresgrund senkte, wo der violette Schatten sich gleich wie die Zweige bewegte — es sah aus, als spielten Gipfel und Wurzeln mit einander und wollten sich küssen.

Keine größere Freude gab es für die kleine Prinzessin, als von der Menschenwelt da draußen zu hören; die alte Großmutter mußte Alles erzählen, was sie nur wußte, von Schiffen und Städten, von Menschen und Thieren, und besonders schien ihr das wundervoll schön, daß da oben auf der Erde die Blumen dufteten; das thaten sie auf dem Grunde des Meeres nicht; und daß die Wälder grün wären, und die Fische, die man in den Zweigen sähe, so schön und kräftig sängen, daß es eine rechte Lust wäre — es waren die kleinen Vögel, welche die alte Großmutter Fische nannte, weil sonst die Kinder, die noch niemals einen Vogel gesehen hatten, sie ja nicht verstanden hätten.

„Wenn Ihr funfzehn Jahre alt seid," sagte die Großmutter, „so soll's Euch erlaubt sein, aus dem Meere aufzutauchen, um im Mondschein auf den Klippen zu sitzen und die vorübersegelnden mächtigen Schiffe zu sehen; auch Wälder und Städte sollt Ihr sehen!" Im nächsten Jahre war eine von den Schwestern funfzehn Jahre alt; aber die anderen — ja, eine war immer ein Jahr jünger als die andere; die jüngste mußte also noch ganze fünf Jahre warten, ehe sie vom Meeresgrunde auftauchen, und sehen durfte, wie's bei uns aussieht. Aber die eine versprach den anderen zu erzählen, was sie am ersten Tage gesehen, und was sie am schönsten gefunden hätte; denn ihre Großmutter erzählte nicht genug, es war noch so Vieles, worüber sie gern Auskunft gehabt hätten.

Keine hatte größere Sehnsucht, als die jüngste, gerade die, welche am längsten warten mußte, und welche immer so still und gedankenvoll war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster und sah hinauf durch das dunkelblaue Wasser, in welchem die Fische mit Flossen und Schwänzen schlagend sich munter herumtummelten. Auch den Mond und die Sterne konnte sie sehen; die sahen zwar bleich aus, aber durch's Wasser erschienen sie viel größer, als sie uns erscheinen; wurden sie dann und wann von einer schwarzen Wolke verdunkelt, so wußte sie, daß entweder ein Wallfisch über ihrem Kopfe hinwegschwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menschen — die dachten gewiß nicht daran, daß ein niedliches kleines Meerweibchen unter ihnen stand und seine weißen Hände gegen den Kiel emporstreckte.

Nun war die älteste Prinzessin funfzehn Jahre alt, und durfte auf die Meeresfläche hinaufsteigen.

Als sie zurückkam, hatte sie hundert Dinge zu erzählen, aber am schönsten, sagte sie, wäre es doch, im Mondschein auf einer Sandbank in der stillen See zu liegen und an der nahen Küste die große Stadt zu sehen, wo die Lichter gleichwie hundert Sterne blitzten, die Musik zu hören, und das Gelärm und Getöse von Wagen und Menschen, die hohen Kirchthürme mit den vielen Spitzen zu sehen, und das Geläute der Glocken zu hören; gerade weil sie dorthinauf nicht kommen konnte, sehnte sie sich nach allem diesen am allermeisten.

O! wie horchte die jüngste Schwester auf; und wenn sie nun des Abends an dem offenen Fenster stand und durch das dunkelblaue Wasser hinaufsah, dachte sie an die große Stadt mit all' dem Lärm und Getümmel und meinte selbst den Klang der Kirchenglocken da unten hören zu können.

Ein Jahr später erhielt die andere Schwester Erlaubniß aufzutauchen und zu schwimmen, wohin sie wollte. Sie tauchte auf gerade als die Sonne unterging, und dieser Anblick däuchte ihr der schönste. Der ganze Himmel, sagte sie, hätte wie Gold aus-

gesehen, und die Wolken — ja, deren Schönheit konnte sie nicht genug beschreiben! Rothe und violette Wolken waren über ihr hingesegelt, aber schneller noch als die Wolken flog wie ein langer weißer Schleier ein Schwarm von wilden Schwänen über's Wasser gegen die Sonne hin. Sie schwamm ihnen nach, aber die Sonne sank und der Rosenschimmer erlosch auf der Meeresfläche und den Wolken.

Das folgende Jahr kam die dritte Schwester hinauf; sie war von allen die dreisteste, deshalb schwamm sie den großen breiten Fluß hinauf, der sich in's Meer ergoß. Schöne grüne Berge sah sie mit Wein umrankt; Schlösser und Häuser guckten hervor zwischen prächtigen Wäldern; sie hörte die Vögel singen, und die Sonne schien so warm, daß sie von Zeit zu Zeit unter's Wasser tauchen mußte, um ihr glühendes Gesicht zu kühlen. In einer kleinen Bucht traf sie einen ganzen Haufen kleiner Menschenkinder; die sprangen da ganz nackt herum und platschten im Wasser; sie wollte mit ihnen spielen, aber die Kinder liefen erschrocken davon, und es kam ein kleines schwarzes Thier — (das war ein Hund; aber einen Hund hatte sie ja noch niemals gesehen) — und bellte sie so schrecklich an, daß sie ganz bange wurde und in die offene See zurückschwamm. Aber niemals konnte sie die prächtigen Wälder vergessen, die grünen Berge und die niedlichen Kinder, die im Wasser schwammen, obgleich sie keinen Fischschwanz hatten.

Die vierte Schwester war nicht so dreist; sie blieb mitten auf dem wilden Meere, und erzählte, daß es gerade da am allerschönsten wäre; man sähe viele Meilen weit im Kreise umher, und der Himmel stände wie eine große Glasglocke über dem Meere. Schiffe hatte sie auch gesehen, aber in weiter Ferne; sie hatten den Möven geglichen, und die lustigen Delphine hatten Purzelbäume geschossen, und die großen Wallfische Wasser aus ihren Nasenlöchern gespritzt, so daß sie sich von hundert Springbrunnen umgeben geglaubt hatte.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schwester; ihr Geburtstag war gerade im Winter, und deshalb sah sie, was die anderen das

erste Mal nicht gesehen hatten. Die ganze See war grün, und rund umher schwammen große Eisberge, von denen jeder wie eine Perle schimmerte, und doch viel höher war, als die höchsten Thürme der Menschen. Sie erschienen in den seltsamsten Gestalten und blitzten wie Diamanten. Das kleine Meerweibchen hatte sich auf einen der größten gesetzt, und alle Segler waren erschrocken um die Stelle herumgekreuzt, an welcher sie saß, und den Wind mit ihren langen Haaren spielen ließ; aber gegen Abend hatte sich der Himmel mit Wolken bezogen; es hatte geblitzt und gedonnert, während die schwarze See, die gewaltigen Eisberge hoch emporschleudernd, in dem rothen Lichte der Blitze erglühte. Auf allen Schiffen herrschte Angst und Grausen; man zog die Segel ein; sie aber saß ruhig auf ihrem schwimmenden Eisberge und sah die blauen Blitze im Zickzack in die schäumende See hinunterfahren.

Wenn eine von den Schwestern zuerst über's Wasser kam, war sie immer entzückt von der Neuheit und Schönheit dessen, was sie gesehen; aber da sie nun als erwachsene Mädchen hinaufsteigen durften, so oft sie wollten, wurden sie gleichgültig und sehnten sich nach der Heimath; und nach Verlauf eines Monats sagten sie: es wäre da unten bei ihnen doch am allerschönsten und so recht gemüthlich fänden sie es doch nirgend anders als dort.

Manchmal stiegen die fünf Schwestern des Abends Arm in Arm über's Wasser; ihre Stimmen waren schön, schöner als die der Menschen; und wenn ein Sturm heraufzog, der manches Schiff zu zerschellen drohte, schwammen sie vor den Schiffen her und sangen mit lieblicher Stimme: wie schön es sei auf dem Grunde des Meeres, und baten die Seeleute, sich nur nicht vor der Tiefe zu fürchten; aber diese konnten die Worte nicht verstehen und glaubten, es wäre der Sturm; freilich bekamen sie auch von den Schönheiten der Tiefe nichts zu sehen; denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen erst todt hinunter zu des Meerkönigs Schloß.

Wenn die Schwestern so am Abend Arm in Arm durch's Meer

hinaufstiegen, blieb die jüngste ganz allein zurück und sah ihnen nach, und es war ihr, als müßte sie weinen; aber die Meerfrauen haben keine Thränen und leiden also desto mehr.

„Ach, wäre ich doch erst funfzehn Jahre alt!“ sagte sie, „ich weiß, daß ich gewiß die Welt dortoben, und die Menschen, welche sie bewohnen, sehr lieb gewinnen werde.“

Endlich war sie denn funfzehn Jahre alt.

„Sieh, nun haben wir Dich auch von der Hand!“ sagte ihre Großmutter, die alte Königin-Wittwe. „Komm nun her, ich will Dich schmücken gleich Deinen Schwestern!“ und sie setzte ihr einen Kranz von weißen Lilien in's Haar; aber jedes Blatt in den Blumen war die Hälfte einer Perle; und die Alte ließ, um den hohen Rang der Prinzessin zu zeigen, acht große Austern sich an ihrem Schwanze festklammern.

„Das thut so weh!“ sagte das kleine Meerweibchen.

„Ja, wenn man geputzt sein will, so muß man auch ein Bischen dafür leiden!“ sagte die Alte.

Ach, sie hätte so gern die ganze Pracht von sich geworfen, und den schweren Kranz zur Seite gelegt, ihre rothen Blumen im Garten standen ihr viel besser; aber sie durfte an ihrem Putze nichts ändern. Nun sagte sie der Alten Lebewohl! und stieg so leicht und klar wie eine Blase aus dem Wasser auf.

Die Sonne war eben untergegangen, als sie ihr Haupt über's Meer erhob, aber alle Wolken schimmerten noch wie Gold und Rosen, und mitten in der blaßrothen Luft strahlte klar und schön der Abendstern, die Luft war mild und frisch, und das Meer war still und spiegelglatt. Ein großes Schiff mit drei hohen Masten lag vor Anker; nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn es rührte sich kein Lüftchen, und überall im Tauwerke und auf den Stangen saßen Matrosen. Musik erscholl und Gesang, und als der Abend dunkler wurde, zündete man Hunderte von bunten Lampen an; das sah fast aus, als wehten in der Luft die Flaggen aller Nationen. Das kleine Meerweibchen schwamm zum Kajüten-

fenster, und so oft sie vom Wasser emporgehoben wurde, konnte sie durch die spiegelhellen Scheiben in die Kajüte hineinsehen, in welcher viele reich geputzte Menschen standen; aber der Allerschönste von ihnen war doch der junge Prinz mit den großen schwarzen Augen. Er war gewiß nicht über sechzehn Jahre alt, und heute war sein Geburtstag; der wurde hier auf dem Schiffe gefeiert. Die Matrosen tanzten auf dem Verdecke, und als der junge Prinz heraustrat, stiegen Hunderte von Raketen gen Himmel; das leuchtete wie der helle Tag, so daß das kleine Meerweibchen ganz erschrocken unter's Wasser tauchte; aber bald steckte sie doch das kleine Köpfchen wieder hervor, und da war's, als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herunterfielen. Dergleichen Feuerkünste hatte sie noch nie gesehen, große Sonnen schnurrten rund um, prächtige Feuerfische schwangen sich hoch in die Luft, und alles dieses spiegelte sich ab in der stillen, klaren See. Auf dem Schiffe selbst war's so hell, daß man jedes kleine Tau erkennen konnte und noch vielmehr die Menschen. O, wie schön war doch der junge Prinz; und er drückte den Leuten die Hände und scherzte und lachte, während die lieblichen Töne der Musik weit hinausschallten in die schöne, stille Nacht.

Es war schon spät, aber das kleine Meerweibchen konnte ihr Auge von dem Schiffe und dem schönen Prinzen nicht abwenden Die bunten Lampen erloschen, die Raketen stiegen nicht mehr gen Himmel, es ertönte kein Kanonenschuß mehr; aber in der Tiefe sauste und brauste es. Sie saß inzwischen auf dem Wasser und ließ sich von den Wellen schaukeln, um dann und wann in die Kajüte hineinsehen zu können. Aber das Schiff begann sich schneller zu bewegen; ein Segel nach dem anderen breitete sich aus, die Wogen gingen stärker, große Wolken zogen herauf, und in der Ferne rollte der Donner. O, das mußte ein schreckliches Wetter werden! Daher zogen die Matrosen alle Segel ein. In fliegender Fahrt wiegte sich das große Schiff auf der wilden See, das Wasser erhob sich zu hohen schwarzen Bergen, die über dem Maste zusam-

menzuschlagen drohten, aber wie ein Schwan tauchte das Schiff zwischen den mächtigen Wogen unter und stieg wieder empor auf dem thurmhohen Wasser. Das däuchte dem kleinen Meerweibchen eine lustige Fahrt, aber dem Schiffsvolke däuchte es nicht so; das Schiff knatterte und zitterte, die dicken Planken der Wände bogen sich unter den starken Schlägen der See, der Mast zerknickte wie ein Rohr, und das Schiff fiel auf die Seite, während das Wasser in den Raum drang. Nun sah das kleine Meerweibchen, daß die Leute in Gefahr waren, sie mußte sich selbst vor den auf dem Wasser treibenden Balken und Brettern des Schiffes in Acht nehmen. Einen Augenblick war's so stockfinster, daß sie nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, aber wenn's blitzte, ward es wieder so hell, daß sie Alles auf dem Schiffe erkennen konnte; da tummelte sich Jeder so gut er konnte; den jungen Prinzen suchte sie vornehmlich, und sie sah ihn, als das Schiff zerborst, in die tiefe See versinken. Das freute sie zuerst, denn nun kam er ja zu ihr; — aber da fiel's ihr ein, daß die Menschen ja im Wasser nicht leben können, und daß er nicht anders als todt zu ihres Vaters Schlosse kommen konnte. Sterben — nein, das durfte er nicht; sie schwamm also mitten unter die Balken und Planken, die auf dem Meere trieben, vergaß ganz, daß sie von ihnen zerschmettert werden konnte; tauchte tief unter's Wasser, und stieg wieder hoch empor zwischen den Wogen- und kam zuletzt zu dem jungen Prinzen, der fast nicht weiter konnte in der stürmenden See; Arme und Beine begannen ihm zu ermatten, die schönen Augen schlossen sich, er hätte sterben müssen, wäre das kleine Meerweibchen ihm nicht zu Hülfe gekommen. Sie hielt ihm den Kopf über Wasser, und ließ sich mit ihm treiben, wohin die Wellen wollten.

Am Morgen war das schlimme Wetter vorüber, vom Schiffe war nicht eine Spur zu sehen, die Sonne stieg roth und hell aus dem Wasser hervor, es schien als ob des Prinzen Wangen sich belebten, aber seine Augen blieben noch geschlossen. Das Meerweibchen küßte ihn auf die hohe Stirn und strich sein nasses Haar

zurück; ihr schien's, als gliche er der Marmorstatue in ihrem kleinen Garten, und sie küßte ihn wieder, und wünschte, er möchte doch leben.

Nun sah sie vor sich festes Land, die blauen Berge, von deren Gipfel der weiße Schnee schimmerte, als wären's Schwäne, die dort lägen; unten an der Küste waren schöne grüne Wälder, und vor diesen lag eine Kirche oder ein Kloster, was es war, wußte sie nicht, aber ein Gebäude war es. Citronen= und Apfelsinenbäume wuchsen im Garten, und vor der Pforte standen hohe Palmen. Die See machte hier eine kleine Bucht, da war das Wasser spiegelblank, aber sehr tief; hieher, an die Klippe, an welcher die See den feinen Sand aufgespült hatte, schwamm sie mit dem jungen Prinzen, legte ihn in den Sand, und sorgte besonders dafür, daß sein Kopf erhaben in dem warmen Sonnenschein läge.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und es kamen viele junge Mädchen in den Garten. Da schwamm das kleine Meerweibchen hinaus in die See und verbarg sich hinter hohen Steinen, die aus dem Wasser hervorragten, bedeckte Kopf und Brust mit dem Schaum des Meeres, so daß kein Mensch ihr kleines Antlitz sehen konnte, und schaute aus, wer nun wohl zu dem armen Prinzen käme.

Es dauerte nicht lange, so kam ein junges Mädchen; die schien sehr heftig zu erschrecken, als sie ihn erblickte, aber nur auf einen Augenblick, da holte sie mehrere Menschen, und das Meerweibchen sah, daß der Prinz wieder in's Leben kam, und Allen um ihn her freundlich zulächelte; ihr lächelte er aber nicht zu; er wußte ja auch nicht, daß sie ihn gerettet hatte. Sie wurde so betrübt, daß sie, nachdem man den Prinzen in das große Gebäude geführt hatte, traurig untertauchte, und zu des Vaters Schloß zurückkehrte.

Immer war sie still und gedankenvoll gewesen, aber nun ward sie es noch viel mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal dort oben gesehen hätte, aber sie erzählte ihnen nichts.

Manchen Abend und manchen Morgen stieg sie dort auf, wo



sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie des Meeres Früchte reiften und gepflückt wurden, sie sah, wie der Schnee auf den hohen Bergen schmolz, aber den Prinzen sah sie nicht und deshalb kehrte sie mit jedem Tage trauriger zurück. Es war ihr einziger Trost, in ihrem kleinen Garten zu sitzen, und die schöne Marmorstatue, die dem Prinzen ähnlich war, mit ihren Armen zu umschlingen; aber ihrer Blumen wartete sie nicht; die wuchsen wild über die Gänge hinaus und flochten ihre langen Stengel und Blätter in die Zweige der Bäume, so daß es dort ganz dunkel wurde.

Zuletzt konnte sie es nicht länger aushalten, sondern sagte es einer von ihren Schwestern; und da erfuhren es gleich die anderen alle, aber Niemand weiter als sie und noch ein paar andere Meerweibchen, die es Keinem weiter erzählten, als nur ihren genauesten Freundinnen. Eine von diesen wußte, wer der Prinz war, sie hatte auch das Fest auf dem Schiffe gesehen und gehört, woher er war, und wo sein Königreich lag.

„Komm, kleine Schwester!“ sagten die anderen Prinzessinnen; und Arm in Arm stiegen sie in einer langen Reihe vor des Prinzen Schlosse aus dem Meere auf.

Dies war aus einer hellgelben, glänzenden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, von denen eine bis zum Meere herunterführte. Prächtig vergoldete Kuppeln erhoben sich über dem Dache, und zwischen den Säulen, die das ganze Gebäude umgaben, standen Marmorbilder, die zu leben schienen. Durch das klare Glas der hohen Fenster sah man hinein in die prächtigsten Säle, in denen kostbare Gardinen und Teppiche von Seide hingen, und deren Wände mit großen Malereien so schön geschmückt waren, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Mitten im größten Saale plätscherte ein großer Springbrunnen, dessen Strahl bis an die Glaskuppel in der hohen Decke schoß, durch welche die Sonne ihr Licht auf das Wasser und auf die schönen Pflanzen warf, welche in dem großen Bassin wuchsen.

Nun wußte sie, wo er wohnte, und dahin schwamm sie manchen

Abend und manche Nacht; sie ging viel näher an's Land, als je eine von den anderen zu gehen gewagt hatte, ja sie wagte sich sogar in den schmalen Canal unter dem prächtigen Marmoraltan, der einen langen Schatten über das Wasser warf. Hier saß sie und schaute nach dem jungen Prinzen hin, der in dem hellen Mondschein ganz allein zu wandern wähnte.

Sie sah ihn manchen Abend mit Musik in seinem prächtigen Boote mit wehenden Flaggen segeln; sie guckte aus dem grünen Schilf hervor, und faßte der Wind ihren langen silberweißen Schleier, so glaubte Jeder, der es sah, es sei ein Schwan, der mit den Flügeln schlüge.

Des Nachts, wenn die Fischer bei Fackelschein auf dem Meere lagen, hörte sie oft aus ihrem Munde viel Gutes von dem jungen Prinzen, und es freute sie, daß sie ihm das Leben gerettet hatte, da er halbtodt auf den Wellen trieb, und sie dachte daran, wie fest sein Haupt auf ihrer Brust geruht, und wie herzlich sie ihn geküßt hatte; — und er wußte nichts davon, konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mit jedem Tage wurden ihr die Menschen lieber, und immer sehnlicher wurde ihr Wunsch, zu ihnen hinaufsteigen zu können. Die Welt der Menschen erschien ihr bei weitem größer, als ihre eigene — sie konnten ja auf Schiffen über das Meer hinfliegen, auf den hohen Bergen bis über die Wolken steigen, und die Länder, welche sie besaßen, erstreckten sich mit Wäldern und Feldern weiter, als der Blick des Auges reichte. Es gab so Vieles, was sie gern gewußt hätte, aber die Schwestern konnten ihr nicht über Alles Antwort geben; sie fragte also die alte Großmutter, und die war mit der oberen Welt, wie sie sehr richtig das Festland nannte, gar wohl bekannt.

„Wenn die Menschen nicht ertrinken," fragte das kleine Meerweibchen, „können sie dann immer leben, sterben sie gar nicht, wie wir hier unten im Meere?"

„Ja wohl," sagte die Alte, „sie müssen auch sterben, und ihre

Lebenszeit ist kürzer als die unsrige. Wir leben dreihundert Jahre, aber wenn wir dann aufhören, zu sein, so werden wir zu Schaum auf dem Wasser, und haben nicht einmal ein Grab hier unten bei unseren Lieben. Wir haben keine unsterbliche Seele, uns erwartet kein anderes Leben, wir sind gleich dem grünen Schilf; ist das einmal geschnitten, so kann es nimmer wieder grünen! Die Menschen dagegen haben eine Seele, die immer lebt, lebt, auch wenn der Leib zu Erde wird; die steigt hinauf durch die klare Luft zu den schimmernden Sternen! Gleichwie wir aus dem Meere auftauchen und der Menschen Länder sehen, so tauchen sie auf zu unbekannten schönen Stätten, die unser Auge nimmer schauen wird."

„Warum bekamen wir keine unsterbliche Seele?" sagte das kleine Meerweibchen ganz betrübt; „ich wollte gern alle meine hundert Jahre hingeben, um nur einen Tag ein Mensch zu sein, und dann Antheil an der himmlischen Welt zu erlangen!"

„Solche Gedanken mußt Du Dir nicht machen!" sagte die Alte, „wir haben es hier viel besser, sind viel glücklicher, als die Menschen dort oben!"

„Ich soll also sterben, und wie der Schaum auf dem Meere zerfließen, soll nicht mehr die Musik der Wellen hören, nicht die schönen Blumen sehen und die rothe Sonne! Kann ich denn gar nichts thun, um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?"

„Nein," sagte die Alte, „nur wenn ein Mensch Dich so lieb gewänne, daß Du ihm mehr wärest als Vater und Mutter, wenn er mit seiner ganzen Seele an Dir hinge und mit dem Gelübde ewiger Treue vom Priester seine rechte Hand in die Deinige legen ließe, dann flösse seine Seele über in Deinen Leib, und Du bekämest Antheil an dem Glücke der Menschen. Er gäbe Dir eine Seele, und behielte doch seine eigene! Aber das kann nie geschehen. Was hier im Meere gerade das Schönste ist, Dein Fischschwanz — den finden sie auf der Erde häßlich; sie verstehen es nicht besser; man muß dort zwei klotzige Stützen, Beine genannt, besitzen, um für schön zu gelten."

Da seufzte das kleine Meerweibchen und blickte traurig auf ihren Fischschwanz.

„Laß uns vergnügt sein!“ sagte die Alte; „wir wollen hüpfen und springen in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben — das ist wahrhaftig Zeit genug, hernach kann man desto ruhiger in seinem Grabe schlafen. Heut’ Abend haben wir Hofball!“

Das war eine Pracht, wie man sie auf Erden niemals sieht. Wände und Decke des großen Tanzsaales waren von dickem, aber klarem Glas. Viele hundert kolossale Muschelschalen — rosenrothe und grasgrüne — standen auf beiden Seiten mit einem blauen brennenden Feuer, welches den ganzen Saal erleuchtete und durch die Wände schien, so daß die See da draußen ganz erhellt war; man konnte alle die unzähligen großen und kleinen Fische sehen, die zur Glaswand geschwommen kamen; an einigen schimmerten die Schuppen purpurroth, an anderen glänzten sie wie Gold und Silber. — Mitten durch den Saal floß ein breiter Strom, und auf diesem tanzten Meermänner und Meerfrauen zu ihrem eigenen schönen Gesange. So schöne Stimmen findet man nicht bei den Menschen auf Erden. Das kleine Meerweibchen sang von Allen am schönsten, und Alle klatschten ihr lauten Beifall zu; da fühlte sie für einen Augenblick Freude im Herzen; denn nun wußte sie, daß sie die allerschönste Stimme auf Erden und im Meere hatte! Aber bald mußte sie doch wieder an die Welt dort oben denken; sie konnte den schönen Prinzen nicht vergessen, und nicht den Kummer, daß sie nicht wie er eine unsterbliche Seele besäße. Deshalb schlich sie aus ihres Vaters Hause, und während drinnen Alles sang und sich freute, saß sie betrübt in ihrem kleinen Garten. Da hörte sie ein Waldhorn durch das Wasser klingen, und dachte: nun segelt er gewiß dort oben, er, der mir lieber ist als Vater und Mutter, er, dem meine Gedanken allezeit folgen, und in dessen Hand ich das Glück meines Lebens legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen. Während meine Schwestern in dem Schlosse meines Vaters tanzen, will ich zur

Meerhexe gehen, zu ihr, vor der ich allezeit mich fürchtete, vielleicht kann sie mir rathen oder helfen!

Nun ging das kleine Meerweibchen aus ihrem Garten und zu dem brausenden Malstrom, hinter welchem die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie noch nie gemacht; da wuchsen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sand dehnte sich bis zum Malstrom hin, wo das Wasser gleich brausenden Mühlrädern herumwirbelte, und Alles, was es faßte, mit sich in die Tiefe hinabriß; mitten durch diese zermalmenden Wirbel mußte sie gehen, um in das Gebiet der Hexe zu kommen; und hier führte der Weg eine lange Strecke über warmen sprudelnden Schlamm, welchen die Hexe ihr Torfmoor nannte. Hinter diesem lag ihr Haus mitten in einem seltsamen Walde. Alle Bäume und Büsche waren halb Thier, halb Pflanze; es waren Polypen, die gleich hundertköpfigen Schlangen aus der Erde hervorschossen; ihre langen schleimigen Arme bildeten die Zweige, ihre Finger glichen geschmeidigen Würmern, und von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel war jedes Glied in Bewegung. Alles, was sie im Meere ergreifen konnten, umschnürten sie fest, und ließen es nicht wieder fahren. Das kleine Meerweibchen blieb vor diesem Walde erschrocken stehen; ihr Herz klopfte vor Angst, fast wäre sie umgekehrt; aber da dachte sie an den Prinzen und an der Menschen Seele, und das belebte wieder ihren Muth. Ihr langes flatterndes Haar band sie fest um den Kopf, damit die Polypen sie nicht daran ergreifen möchten; beide Hände legte sie über die Brust zusammen, und so flog sie, wie der Fisch durch's Wasser schießt, mitten unter die häßlichen Polypen hinein, welche die geschmeidigen Arme und Finger nach ihr ausstreckten. Sie sah, wie jeder von den Polypen etwas, was er ergriffen hatte, festhielt; mit hundert starken Armen umklammerte er es wie mit eisernen Banden — Menschen, die auf der See umgekommen und in die Tiefe gesunken waren, Schiffsruder und Kisten, Skelette von Landthieren, und — was das Allerschrecklichste war, auch ein kleines Meerweibchen, das sie gefangen und erstickt hatten.

Nun kam sie an einen großen, mit Schleim bedeckten Platz im Walde, wo große feiste Wasserschnecken, sich auf dem Rücken wälzend, ihren häßlichen weißgelben Bauch zeigten. In der Mitte dieses Platzes war ein Haus von den weißen Gebeinen gestrandeter Menschen errichtet, und da saß die Hexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde essen, wie Menschen wohl einen kleinen Kanarienvogel mit Zucker zu füttern pflegen. Die häßlichen fetten Wasserschnecken nannte sie ihre kleinen Küchlein, und ließ sie auf ihrer großen schwammigen Brust sich wälzen.

„Ich weiß wohl, was Du willst!“ sagte die Meerhexe, „das ist ein dummer Streich von Dir! Indessen sollst Du Deinen Willen haben; denn der bringt Dich in's Unglück, meine schöne Prinzessin! Du willst Deinen Fischschwanz gern los sein, und statt dessen zwei Stümpfe zum Gehen haben, wie die Menschen, damit der junge Prinz sich in Dich verliebe, und Du ihn und eine unsterbliche Seele bekommest!“ Dabei lachte die Hexe so laut und häßlich, daß die Kröte und die Schnecken auf die Erde herabfielen und sich dort wälzten. „Du kommst gerade zur rechten Zeit,“ sagte die Hexe; „morgen, wenn die Sonne aufgeht, hätte ich Dir nicht helfen können, bevor ein Jahr wieder um ist. Ich will Dir einen Trank kochen, mit dem mußt Du, wenn die Sonne aufgeht, an's Land schwimmen. Dort setze Dich auf den Strand und trinke ihn, so geht Dein Fischschwanz weg und schrumpft zu den Dingern zusammen, welche die Menschen Beine nennen; aber es thut weh, wie wenn ein scharfes Schwert Dich durchschnitte. Alle, die Dich sehen, werden sagen, Du seiest das schönste Menschenkind, das sie gesehen haben! Du behältst Deinen schwebenden Gang, keine Tänzerin wird es Dir gleichthun, aber bei jedem Schritte wird Dir's sein, als trätest Du auf scharfe Messer, und Dein Blut müßte fließen. Willst Du das Alles leiden, so will ich Dir helfen!“

„Ja!“ sagte das Meerweibchen mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und an die unsterbliche Seele.

„Aber bedenke wohl,“ sagte die Hexe, „wenn Du einmal mensch-

liche Gestalt angenommen hast, so kannst Du nie wieder zu einem Meerweibchen werden. Nie kannst Du durch das Wasser zu Deinen Schwestern und Deines Vaters Schloß hinabsteigen; und gewinnst Du nicht des Prinzen Liebe, so daß er um Deinetwillen Vater und Mutter vergißt, von ganzer Seele an Dir hängt, und vom Priester Eure Hände in einander legen läßt, so daß ihr Mann und Frau werdet, so bekommst Du keine unsterbliche Seele. Am ersten Morgen, nachdem er sich mit einer Anderen vermählt hat, muß Dein Herz brechen und Du wirst Schaum auf dem Wasser."

„Ich will es!" sagte das kleine Meerweibchen, und war blaß wie der Tod.

„Aber Du mußt mich auch bezahlen!" sagte die Hexe, „und es ist nicht wenig, was ich verlange. Du hast die schönste Stimme von Allen hier auf des Meeres Grund, damit denkst Du wohl ihn zu bezaubern, aber nein, die Stimme muß ich haben. Das Beste, was Du hast, mußt Du mir für meinen köstlichen Trank geben! Ich muß Dir darin ja mein eigen Blut zu trinken geben, damit der Trank scharf werde, wie ein zweischneidig Schwert."

„Aber wenn Du mir die Stimme nimmst," sagte das kleine Meerweibchen, „was bleibt mir dann noch übrig?"

„Deine schöne Gestalt," sagte die Hexe, „Dein schwebender Gang, Dein sprechendes Auge; damit kannst Du ein Menschenherz wohl bethören. Na, hast Du den Muth verloren? Streck' die kleine Zunge heraus, damit ich sie abschneide, so sollst Du dafür meinen kräftigen Trank haben.

„Es geschehe!" sagte das kleine Meerweibchen, und die Hexe setzte ihren Kessel an's Feuer, um den Zaubertrank zu kochen. „Es geht doch nichts über die Reinlichkeit!" sagte sie, und scheuerte den Kessel mit den Schnecken, die sie in einen Knoten zusammenband; darauf ritzte sie sich selbst in die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineinträufeln; der Dampf nahm die sonderbarsten Gestalten an, so daß man angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als er recht im

Kochen war, klang es wie das Weinen eines Krokodils. Endlich war der Trank fertig — er sah aus wie das klarste Wasser!

„Da hast Du ihn!“ sagte die Hexe und schnitt dem kleinen Meerweibchen die Zunge ab. Nun war es stumm und konnte weder singen noch sprechen.

„Wenn die Polypen Dich auf dem Rückwege durch meinen Wald greifen sollten,“ sagte die Hexe, „so laß nur einen Tropfen von diesem Trank auf sie fallen, und ihre Arme und Finger werden in tausend Stücke zerspringen!“ Aber das war nicht nöthig; die Polypen zogen sich erschrocken vor dem kleinen Meerweibchen zurück, als sie den schrecklichen Trank wie einen strahlenden Stern in ihrer Hand funkeln sahen. So kam sie bald durch den Wald, das Moor und den brausenden Malstrom.

Sie konnte ihres Vaters Schloß sehen, die Fackeln im großen Tanzsaale waren erloschen; gewiß schliefen schon Alle, aber doch wagte sie nicht, ihre Lieben noch einmal zu sehen, da sie ja stumm war, und sie für immer nun verlassen wollte. Es war, als wollte ihr das Herz vor Kummer zerspringen. Sie schlich sich in den Garten, nahm von dem Beete jeder Schwester eine Blume, warf tausend Kußhände dem Schlosse zu und stieg hinauf durch das dunkelblaue Meer.

Die Sonne war noch nicht hervorgekommen, als sie des Prinzen Schloß erblickte und die prächtige Marmortreppe hinaufstieg. Der Mond schien wundervoll klar. Das kleine Meerweibchen trank den scharfen, brennenden Trank, und es war ihr, als ginge ein zweischneidig Schwert durch all' ihre Glieder, sie fiel in Ohnmacht, und lag wie todt da. Als die Sonne über der See hervorblickte, erwachte sie und fühlte einen brennenden Schmerz; aber vor ihr stand der schöne junge Prinz und heftete seine kohlschwarzen Augen auf sie, so daß sie die ihrigen niederschlagen mußte. Da sah sie, daß ihr Fischschwanz verschwunden war, und daß sie so niedliche kleine weiße Beine hatte, wie ein Mägdlein nur haben kann; aber sie war ganz nackend und hüllte sich daher in ihr langes schwarzes

Haar. Der Prinz fragte, wer sie wäre, und wie sie dahin gekommen, und sie schaute ihn mit ihren dunkelblauen Augen so mild und doch so traurig an — sprechen konnte sie ja nicht! Da nahm er sie bei der Hand und führte sie in's Schloß. Bei jedem Schritte, den sie machte, war's, wie die Hexe vorhergesagt hatte, als träte sie auf spitze Nadeln und scharfe Messer, aber das duldete sie gern; an des Prinzen Hand stieg sie leicht, wie eine Blase aus dem Meere, die Treppe hinan, und er und Alle wunderten sich über ihren schwebenden, anmuthvollen Gang.

Köstliche Kleider von Seide und Mousselin wurden ihr jetzt angelegt; von Allen im Schlosse war sie die schönste, aber sie war stumm; konnte weder reden, noch singen. Schöne Sklavinnen, in Gold und Seide gekleidet, kamen herein und sangen vor dem Prinzen und seinen königlichen Aeltern; eine unter ihnen sang schöner als alle Anderen, und der Prinz klatschte in die Hände und lächelte sie an; da ward das kleine Meerweibchen sehr betrübt, sie wußte, daß sie selbst viel schöner hatte singen können. „O," dachte sie, „er sollte nur wissen, daß ich, um bei ihm zu sein, für alle Ewigkeit meine Stimme dahingegeben habe!"

Nun tanzten die Sklavinnen in niedlichen, schwebenden Reihen zu der herrlichsten Musik; da erhob das kleine Meerweibchen seine schönen weißen Arme, und schwebte auf den Spitzen der Zehen über den Boden hin, tanzte, wie noch kein Mensch getanzt hat; bei jeder Bewegung ward ihre Schönheit sichtbarer, und ihr Auge sprach tiefer zum Herzen, als der Gesang der Sklavinnen.

Alle waren entzückt, besonders der Prinz, der sie nun seinen kleinen Findling nannte, und sie tanzte und tanzte, obgleich jede Berührung des Fußbodens ihren Füßen stechende Schmerzen verursachte. Der Prinz sagte, sie sollte immer bei ihm sein, und sie bekam die Erlaubniß, vor seiner Thür auf einem Sammetkissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Mannskleidung machen, damit sie ihn zu Pferde begleiten könnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder,

wo die grünen Zweige ihr die Schulter streiften, und die kleinen Vögel hinter frischen Blättern sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge, und obgleich ihre feinen Füße bluteten, lachte sie dessen, und folgte ihm, bis sie die Wolken unter sich schwimmen sahen, gleich einer Schaar von Vögeln, die in fremde Länder ziehen.

Daheim auf des Prinzen Schloß, wenn in der Nacht die Anderen schliefen, ging sie hinaus auf die breite Marmortreppe, und kühlte ihre brennenden Füße in dem kalten Seewasser, und dachte an die da unten in der Tiefe.

Einmal in der Nacht kamen ihre Schwestern Arm in Arm, und sangen so traurig, während sie über das Wasser schwammen, und sie nickte ihnen zu, und die Schwestern erkannten sie, und erzählten, wie vielen Kummer sie ihnen Allen gemacht hätte. Seitdem besuchten die Schwestern sie jede Nacht, und einmal sah sie auch in weiter Ferne die alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht mehr aus dem Meere herausgekommen war, und den Meerkönig mit der Krone auf dem Kopfe, die streckten Beide ihr die Hände entgegen, aber sie wagten sich nicht so nahe an's Land, wie die Schwestern.

Mit jedem Tage wurde sie dem Prinzen theurer, er hatte sie so lieb, wie man nur ein gutes, liebes Kind haben kann; aber sie zu seiner Königin zu machen — das fiel ihm nicht ein, und seine Gemahlin mußte sie werden, sonst bekam sie keine unsterbliche Seele, sondern mußte an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf der See werden.

„Hältst Du von mir nicht mehr als von allen den Anderen?“ schien ihr Auge zu sagen, wenn er sie in seine Arme nahm, und sie auf ihre schöne Stirn küßte.

„Ja, Du bist mir sehr lieb,“ sagte der Prinz, „Du hast das beste Herz von Allen zusammen, Du bist mir am Innigsten ergeben, und Du gleichst einem jungen Mädchen, das ich einmal sah, das ich aber gewiß nicht wieder sehen werde. Ich befand mich auf einem Schiffe, welches strandete; die Wellen warfen mich an's Land

bei einem heiligen Tempel, in welchem mehrere junge Mädchen Dienste thaten; die jüngste unter ihnen fand mich am Strande, und rettete mir das Leben. Ich sah sie nur zwei Male; sie ist die Einzige in dieser Welt, die ich lieben könnte, aber Du gleichst ihr, Du verdrängst beinahe ihr Bild aus meiner Seele; sie gehört dem heiligen Tempel an, und deshalb hat mein gutes Glück Dich mir gesandt, wir wollen uns nimmer trennen!" — „Ach, er weiß nicht, daß ich ihm das Leben gerettet habe!" dachte das kleine Meerweibchen, „ich trug ihn über die See zum Walde, wo der Tempel steht; ich saß hinter dem Schaum und sah mich um, ob keine Menschen kämen. Ich sah das schöne Mädchen, das er lieber hat als mich!" und das Meerweibchen seufzte tief — weinen konnte sie nicht. „Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er gesagt, sie kommt nie in die Welt hinaus; sie begegnen sich nicht mehr, ich bin bei ihm, sehe ihn täglich, ich will ihn pflegen, ihn lieben, ihm mein Leben opfern!"

„Nun soll der Prinz heirathen," flüsterte man sich zu, „und zwar des Nachbarkönigs schöne Tochter! Das ist der Grund, weshalb man ein so prächtiges Schiff ausrüstet. Es heißt zwar, der Prinz reiset, um des Nachbarkönigs Lande zu besehen, aber es geschieht, um des Nachbarkönigs Tochter zu sehen; ein großes Gefolge wird ihn begleiten;" — aber das kleine Meerweibchen schüttelte den Kopf und lachte, sie kannte des Prinzen Gedanken besser, als alle Anderen. „Ich muß reisen," hatte er zu ihr gesagt, „ich muß die schöne Prinzessin sehen, meine Eltern verlangen es; aber zwingen wollen sie mich nicht, daß ich sie als meine Braut heimführe! Ich kann sie nicht lieben, sie gleicht nicht dem schönen Mädchen im Tempel, wie Du ihr gleichst; sollte ich einmal eine Braut erwählen, so würdest Du es eher sein, mein stummes Findelkind mit den sprechenden Augen!" und er küßte sie auf den rothen Mund, spielte mit ihrem langen Haar, und legte seinen Kopf an ihre Brust, und sie träumte von Menschenglück und einer unsterblichen Seele!

„Du fürchtest Dich doch nicht vor dem Meere, mein stummes Kind!“ sagte er, als sie auf dem prächtigen Schiffe standen, das ihn zu des Nachbarkönigs Landen führen sollte, und er erzählte ihr vom Sturm und von der Meeresstille, von den seltsamen Fischen in der Tiefe, und was der Taucher dort gesehen hatte, und sie lächelte bei seiner Erzählung, sie kannte ja viel besser als jeder Andere des Meeres Grund!

In der mondhellen Nacht, wenn außer dem Steuermann am Ruder Alle schliefen, saß sie auf dem Bord des Schiffes und blickte starr hinunter durch das klare Wasser, und es schien ihr, als sähe sie ihres Vaters Schloß, auf dessen Spitze die alte Großmutter mit der silbernen Krone stand und durch die sich kreuzenden Strömungen zu des Schiffes Kiel hinaufschaute. Die Schwestern kamen über's Wasser und blickten kummervoll auf sie, und rangen ihre Hände; sie winkte ihnen zu, lächelte und wollte erzählen, daß Alles gut und glücklich ginge; aber der Schiffsjunge näherte sich ihr, und die Schwestern tauchten unter, so daß er glaubte, das Weiße, was er gesehen, wäre nur der Schaum der See gewesen.

Am folgenden Morgen lief das Schiff bei des Nachbarkönigs prächtiger Stadt in den Hafen ein. Alle Kirchenglocken läuteten, von den hohen Thürmen bliesen Posaunen, und mit wehenden Fahnen und blinkenden Bajonetten standen die Soldaten in Reihe und Glied. An jedem Tag war ein Fest. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da, sie wurde in einem heiligen Tempel in weiter Ferne erzogen, da lernte sie alle königlichen Tugenden. Endlich traf sie ein.

Das kleine Meerweibchen war begierig, ihre Schönheit zu sehen, und sie mußte anerkennen, eine lieblichere Schönheit hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war so fein und durchsichtig, und hinter den langen dunkeln Wimpern lächelte ein Paar treuer, schwarzer Augen.

„Sie ist's!“ rief der Prinz, „sie ist's, die mir das Leben rettete, als ich wie todt am Strande lag!“ und er drückte seine erröthende

Braut in seine Arme. „O, ich bin allzuglücklich!“ sagte er zu dem kleinen Meerweibchen. „Was ich nie zu hoffen wagte, ist erfüllt. Du wirst Dich meines Glückes freuen, denn unter Allen hältst Du doch von mir am meisten!“ Und das kleine Meerweibchen küßte seine Hand, und schon glaubte sie, ihr Herz werde brechen. Sein Hochzeitsmorgen sollte ihr ja den Tod geben, und sie in Meeresschaum verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, Herolde ritten durch die Straßen und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altären brannte duftendes Oel in köstlichen Lampen. Die Priester schwangen die Weihrauchfässer, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen des Bischofs Segen. Das kleine Meerweibchen stand in Gold und Seide gekleidet hinter der Braut, und hielt ihre Schleppe, aber ihr Ohr hörte nicht die festliche Musik, ihr Auge sah nicht die heilige Ceremonie, sie dachte an ihre Todesnacht, an Alles, was sie in dieser Welt verloren hatte.

Noch am selben Abend gingen Braut und Bräutigam an Bord des Schiffes, die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten und mitten auf dem Schiffe war ein köstliches Zelt von Gold und Purpur mit den schönsten Kissen errichtet — da sollte das Brautpaar schlafen in der stillen, kühlen Nacht.

Die Segel schwellten im Winde, das Schiff glitt leicht über die klare See dahin.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet, und die Matrosen tanzten lustige Tänze auf dem Verdecke. Das kleine Meerweibchen mußte an jenen Tag denken, wo sie zuerst aus dem Meere auftauchte und dieselbe Pracht und Freude sah, und sie wirbelte sich im Tanze herum, wie eine verfolgte Schwalbe flog sie dahin, und Alle jubelten ihr Bewunderung zu — noch nie hatte sie so herrlich getanzt; es schnitt wie mit scharfen Messern durch ihre Füße; sie fühlte es nicht, es schnitt sie noch schmerzlicher durch's Herz. Sie wußte, es war der letzte Abend, daß sie ihn sah, um dessentwillen sie Familie und Heimath verlassen, ihre schöne Stimme

dahingegeben, unsägliche Schmerzen gelitten hatte, ohne daß er es nur ahnte. Es war die letzte Nacht, daß sie die gleiche Luft mit ihm einathmete, das tiefe Meer, den sternenklaren Himmel sah; eine ewige Nacht erwartete sie; eine Seele hatte sie nicht, konnte sie nicht mehr gewinnen. Und auf dem Schiffe war Alles voll Lust und Freude bis nach Mitternacht; und sie lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte seine schöne Braut, und sie spielte mit seinem Haar, und Arm in Arm gingen sie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Da ward's still auf dem Schiffe; nur der Steuermann stand am Ruder; das kleine Meerweibchen legte ihren weißen Arm auf den Rand des Deckes, und sah gen Osten nach der Morgenröthe; der erste Sonnenstrahl sollte sie ja tödten. Da sah sie ihre Schwestern aus dem Meere aufsteigen; sie waren bleich gleich ihr, ihr langes schönes Haar flatterte nicht mehr im Winde, es war abgeschnitten.

„Wir haben die Hexe gebeten, Dir zu helfen, daß Du diese Nacht nicht sterbest! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst Du, wie scharf? Bevor die Sonne aufgeht, mußt Du es in des Prinzen Herz stoßen, und wenn sein warmes Blut auf Deine Füße spritzet, dann wachsen sie wieder zu einem Fischschwanz zusammen, und Du wirst wieder ein Meerweibchen, kannst zu uns in's Wasser kommen, und Deine dreihundert Jahre leben, ehe Du zum todten, salzigen Meeresschaume zerfließest. Beeile Dich! Einer muß sterben, Du oder er, bevor die Sonne aufgeht. Unsere alte Großmutter ist so voll Grames, daß ihr weißes Haar abgefallen ist, wie das unserige unter der Scheere der Hexe. Tödte den Prinzen und komm zurück! Beeile Dich, siehst Du den rothen Streifen dort am Himmel? In einigen Minuten steigt die Sonne herauf, und Du mußt sterben.“ Und sie seufzten tief und sanken unter in den Wellen.

Das kleine Meerweibchen zog den Purpurteppich von dem Zelte weg, und sie sah die schöne Braut mit ihrem Kopfe an des Prinzen Brust gelehnt schlafen, und sie beugte sich, küßte ihn auf die hohe Stirn, sah gen Himmel, wo die Morgenröthe heller und heller

leuchtete, sah auf das scharfe Messer und heftete wieder den Blick auf den Prinzen, der im Traume die Braut bei Namen rief — sie also lag ihm allein im Sinne, und das Messer zitterte in des Meerweibchens Hand; — aber da warf sie es weit hinaus in die Wellen, und das Wasser spritzte hoch auf, und die Tropfen schimmerten roth wie Blut. Noch einmal blickte sie mit brechendem Auge auf den Prinzen, stürzte vom Schiffe in's Meer, und fühlte ihren Leib in Schaum zerfließen.

Nun stieg die Sonne aus dem Meere hervor, die Strahlen fielen mild und warm auf den todeskalten Meeresschaum, und das kleine Meerweibchen fühlte nicht den Tod, sie sah die klare Sonne, und vor derselben schwebten Hunderte durchsichtiger, herrlicher Geschöpfe, sie konnte durch dieselben hindurch des Schiffes weiße Segel und des Himmels rothe Wolken sehen; und die Stimme dieser Wesen war Melodie, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr sie hören konnte, gleich wie sie selbst von keinem menschlichen Auge gesehen wurden; ohne Flügel schwebten sie, von ihrer eigenen Leichtigkeit getragen, durch die Luft. Das kleine Meerweibchen sah, daß sie selbst gleich jenen einen Körper hatte, der sich mehr und mehr aus dem Schaume hervorhob.

„Wohin komme ich?" fragte sie, und ihre Stimme klang wie die der anderen Wesen, so geistig, daß keine irdische Musik sie wiedergeben kann.

„Zu den Töchtern der Luft!" antworteten die Anderen. „Das Meerweibchen hat keine unsterbliche Seele, und kann eine solche nie erlangen, als nur durch eines Menschen Liebe! Ihr ewiges Dasein hängt ab von einer fremden Macht. Die Töchter der Luft haben auch keine ewige Seele, aber sie können durch gute Werke eine solche erlangen. Wir fliegen in die heißen Länder, wo die Menschen in der glühenden Pestluft verschmachten, und wehen ihnen Kühlung zu. Wir verbreiten den Duft der Blumen durch die Luft, und senden Heilung und Erquickung. Wenn wir dreihundert Jahre das Gute zu thun gestrebt haben, so viel wir konnten, dann bekommen

wir eine unsterbliche Seele, und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menschen. Du armes kleines Meerweibchen hast von ganzem Herzen nach demselben Ziele gestrebt, wie wir, hast gelitten und geduldet, und in die Welt der Luftgeister Dich erhoben; nun kannst Du selbst in dreihundert Jahren Dir durch gute Werke eine ewige Seele erwerben."

Und das kleine Meerweibchen hob seine klaren Arme gegen Gottes Sonne empor, und zum ersten Male fühlte sie Thränen in ihren Augen. — Auf dem Schiffe war es wieder voll Lärm und Leben, sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen; wehmüthig schauten Beide auf den sprudelnden Schaum, als ob sie wüßten, daß sie sich in die Wogen gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie die Stirn der Braut, lächelte ihn an, und stieg mit den anderen Kindern der Luft hinauf zur rosenrothen Wolke, die in der Luft segelte.

„Nach dreihundert Jahren schweben wir so in Gottes Reich!"

„Auch früher können wir dahin kommen," flüsterte eine. „Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen, wo sich Kinder finden, und für jeden Tag, da wir ein gutes Kind finden, das seinen Eltern Freude macht, und ihre Liebe verdient, verkürzt Gott unsere Probezeit. Die Kinder wissen's nicht, wenn wir durch's Zimmer fliegen, und müssen wir vor Freude über seine Frömmigkeit lächeln, so wird von den dreihundert Jahren eins hinweggenommen; aber sehen wir ein unartiges und böses Kind, dann weinen wir Thränen des Kummers, und jede Thräne legt einen Tag zu unserer Probezeit hinzu!" —

Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so über die Maßen viel von schönen neuen Kleidern hielt, daß er all' sein Geld ausgab, um nur immer recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, machte sich nichts aus Komödie und Spazierfahrten, als nur um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und wenn man sonst von einem Könige sagt, er ist im Rathe, so sagte man hier immer: „der Kaiser ist in der Garderobe!" —

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es lustig her, täglich kamen viele Fremde an, und einmal kamen auch zwei Betrüger; die gaben sich für Weber aus, und sagten, sie könnten ein Zeug weben, so schön, wie man's sich nur wünschen kann. Nicht allein Farben und Muster wären von ungewöhnlicher Schönheit, sondern die Kleider, welche man aus diesem Zeuge machte, hätten die wunderbare Eigenschaft, daß sie für Jedermann unsichtbar wären, der entweder nicht für sein Amt paßte, oder auch unaussprechlich dumm wäre.

„Das sind ja prächtige Kleider," dachte der Kaiser, „wenn ich die anhabe, so kann ich ja leicht die Dummen von den Klugen unterscheiden, und auch dahinter kommen, welche Leute in meinem Reiche für ihr Amt untauglich sind! ja, das Zeug muß gleich für

mich gewebt werden! und er gab den beiden Betrügern viel Geld als Vorschuß, damit sie ungesäumt ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie stellten also zwei Webstühle auf, thaten, als wenn sie arbeiteten, aber hatten nicht einen Faden auf der Spule. Mir nichts, dir nichts verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie aber in ihre eigene Tasche, und arbeiteten mit leeren Webstühlen bis in die späte Nacht hinein.

„Ich möchte wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!“ dachte der Kaiser, aber es war ihm ordentlich ein bischen wunderlich um's Herz, wenn er daran dachte, daß ein Dummer oder zu seinem Amte Untauglicher es nicht sehen könnte; nun meinte er zwar, für sich selbst brauchte er nicht bange zu sein, aber er wollte doch lieber erst Jemanden hinschicken, ehe er selbst zusähe, wie es sich machte. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche wunderbare Eigenschaft das Zeug hatte, und alle waren begierig zu sehen, wie unbrauchbar oder dumm ihr Nachbar wäre.

„Ich will meinen alten ehrlichen Minister zu den Webern senden!“ dachte der Kaiser, „der kann am besten sehen, wie das Zeug sich ausnimmt; denn er hat Verstand, und Niemand führt sein Amt besser als er!“

Nun ging der brave alte Minister in den Saal, wo die Betrüger saßen und an leeren Stühlen arbeiteten. „Hilf Himmel!“ dachte der alte Minister und riß die Augen auf: „ich kann ja nicht das Mindeste sehen!“ Aber er sagte Niemand etwas davon.

Beide Betrüger baten, er möge die Gewogenheit haben, näher zu treten, und fragten ihn, ob das Muster nicht schön, die Farben nicht prächtig wären. Sie zeigten dabei auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister riß noch immer die Augen auf, aber sehen konnte er nichts, denn es war nichts da. „Herr Gott!“ dachte er, „sollte ich dumm sein? das hätte ich nimmer geglaubt, und das darf keine Seele erfahren. Oder sollte ich nicht zu meinem Amte taugen? Nein, ich darf's nicht sagen, daß ich das Zeug nicht sehen kann.“



„Nun, Sie sagen ja nichts?“ sagte der eine von den Webern.

„O, es ist wundervoll! ganz allerliebst!“ sagte der alte Minister und sah durch seine Brille, „dieses Muster, diese Farben! — ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir ganz außerordentlich gefällt!“

„Nun, das freut uns!“ sagten beide Weber, und nannten die Farben mit Namen, und beschrieben das seltsame Muster. Der alte Minister hörte genau zu, um dasselbe sagen zu können, wenn er zum Kaiser käme, und das that er auch.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, um es zur Weberei zu gebrauchen. Das steckten sie Alles in ihre Taschen, auf den Webstuhl kam nicht ein Faden, aber sie fuhren fort, nach wie vor an den leeren Stühlen zu weben.

Der Kaiser sandte bald noch einen andern ehrlichen Beamten hin, um nachzusehen, wie es mit dem Gewebe stände, und ob das Zeug nicht bald fertig wäre. Es ging dem Manne ebenso wie dem Anderen, er sah und sah, aber weil nichts außer dem leeren Webstuhl da war, so konnte er auch nichts sehen.

„Na, ist das nicht ein prächtiges Stück Zeug?“ fragten die beiden Betrüger, und zeigten und erklärten das schöne Muster, das gar nicht da war.

„Dumm bin ich nicht!“ dachte der Mann, „mein gutes Amt muß also für mich nicht ganz paßlich sein! Das wäre lächerlich genug, aber so etwas muß man sich nicht merken lassen!“ Er lobte also das Zeug, welches er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die prächtigen Couleuren und das schöne Muster. „Ja, es ist ganz allerliebst!“ sagte er zum Kaiser.

Alle Leute in der Stadt sprachen von dem prächtigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiser es selbst besehen, während es noch auf dem Webstuhl war. Mit einer ganzen Schaar auserlesener Männer, unter denen sich auch die beiden ehrlichen alten Beamten befanden, die es schon besehen hatten, ging er zu den beiden listigen

Betrügern, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Spule und ohne Faden.

„Nun, ist es nicht magnifique?“ sagten die beiden ehrlichen Beamten. „Wollen Ew. Majestät nur sehen, welches Muster, welche Farben!“ und dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, die Anderen könnten gewiß das Zeug sehen.

„Was zum Henker!“ dachte der Kaiser, „ich sehe nichts! Das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? tauge ich nicht zum Kaiser? das wäre das Entsetzlichste, was mir begegnen könnte! O, es ist sehr schön!“ sagte der Kaiser, „und hat meinen allerhöchsten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; daß er nichts sehen könnte, mochte er nicht sagen. Das ganze Gefolge, welches er bei sich hatte, sah und sah, aber sie konnten nicht mehr als alle Anderen heraussehen. Gleichwohl sagten sie, wie der Kaiser: „O, wie ist das schön!“ und riethen ihm, diese neuen prächtigen Kleider bei der bevorstehenden großen Procession zum ersten Male anzuziehen. „Es ist magnifique! allerliebst, excellent!“ so ging's von Mund zu Mund, und Alle waren von Herzen mit dem Gewebe zufrieden. Der Kaiser gab jedem der beiden Betrüger ein Ritterkreuz im Knopfloch zu tragen, und verlieh ihnen den Rang und Titel von Weberjunkern.

Die ganze Nacht, welche dem Tage der Procession voranging, saßen die Betrüger bei ihrer Arbeit und hatten sechzehn Lichter angezündet. Man konnte sehen, sie hatten alle Hände voll zu thun, um des Kaisers neue Kleider fertig zu bekommen. Sie thaten, als nähmen sie das Zeug vom Webstuhl, schnitten mit großen Scheeren in die Luft, nähten mit Nadeln ohne Zwirn, und sagten zuletzt: „so, nun sind die Kleider fertig!“

Der Kaiser kam selbst mit seinen vornehmsten Cavalieren dorthin, und beide Betrüger hoben einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: „sieh da, das sind die Beinkleider! Das ist der Rock! Hier der Mantel!“ und so weiter. „Es ist so leicht,

wie Spinngewebe! Man möchte glauben, man hätte gar nichts auf dem Leibe, aber das ist gerade das Schöne davon!"

„Ja!" sagten alle Kavaliere, aber sehen konnten sie nichts, denn es war nichts da.

„Wollen Ew. kaiserliche Majestät allergnädigst geruhen, Ihre Kleider abzulegen!" sagten die Betrüger, „so wollen wir Ihnen die neuen dort vor jenem großen Spiegel anlegen!"

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Betrüger stellten sich, als legten sie ihm jedes Stück von den neuen an, und der Kaiser drehte und wandte sich vor dem Spiegel herum.

„Gott, wie kleiden sie ihn schön! wie trefflich sitzen sie!" sagten Alle zusammen. „Welches Muster! welche Farben, das ist ein kostbarer Anzug!"

„Draußen steht man mit dem Thronhimmel, der bei der Procession über Ew. Majestät getragen werden soll!" sagte der Obercéremonienmeister.

„Gut, ich bin bereit!" sagte der Kaiser. „Sitzt es nicht gut?" und noch einmal wandte er sich vor dem Spiegel rund um, denn es sollte scheinen, als betrachtete er recht genau seinen Anzug.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, tappten mit den Händen an der Erde herum, als wollten sie die Schleppe aufnehmen, und gingen mit vorgestreckten Armen, als trügen sie etwas; daß sie aber nichts sehen konnten, durften sie sich nicht merken lassen.

So ging der Kaiser in Procession unter dem schönen Thronhimmel, und alle Menschen auf den Straßen und in den Fenstern riefen: „Himmel, wie sind des Kaisers neue Kleider wundervoll schön! Welch' eine prächtige Schleppe hat er am Mantel! Wie sitzt das Zeug unvergleichlich!" Niemand wollte sich merken lassen, daß er nichts sähe, denn dann wäre er ja dumm oder untauglich für sein Amt gewesen. So viel Glück hatte noch keines von des Kaisers Kleidern gemacht.

„Aber er hat ja gar nichts an!" sagte ein kleines Kind. „Herr

Gott, höret die Stimme der Unschuld!“ sagte der Vater, und Einer flüsterte dem Anderen zu, was das Kind gesagt hätte.

„Aber er hat ja gar nichts an!“ rief zuletzt das ganze Volk. Das ärgerte den Kaiser, denn es kam ihm vor, als hätten sie Recht, aber er dachte: „die Procession muß ich nun wohl aushalten!“ Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Der Engel.

„Jedesmal, wenn ein gutes Kind stirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde herab, nimmt das todte Kind auf seine Arme, breitet die großen, weißen Flügel aus und fliegt über alle Stellen, die dem Kinde lieb gewesen sind; pflückt dann eine Hand voll Blumen, die er mit zu dem lieben Gott hinaufnimmt, damit sie dort noch schöner blühen, als hier auf Erden. — Der liebe Gott drückt die Blumen alle an sein Herz, der Blume aber, die ihm die liebste ist, giebt er einen Kuß, und dann bekommt sie eine Stimme und kann mitsingen in dem Chore der Seligen.“ —

Sieh, das erzählte ein Engel Gottes, indem er ein todtes Kind zum Himmel trug, und wie im Traume hörte ihn das Kind, und sie flogen über alle Stellen in der Heimath, wo der Kleine gespielt hatte, und sie kamen durch Gärten mit lieblichen Blumen. — „Welche wollen wir mitnehmen und im Himmel pflanzen?“ fragte der Engel.

Und da stand ein schöner schlanker Rosenstock; aber eine böse Hand hatte den Stamm geknickt, so daß alle Zweige voll von großen halbaufgebrochenen Knospen verwelkt herunter hingen. —

„Der arme Baum!“ sagte das Kind, „nimm ihn, daß er da oben beim lieben Gott wieder aufblühe.“

Und der Engel nahm ihn, und küßte das Kind, und der Kleine öffnete seine Augen halb. — Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch das verachtete Marienblümchen und das wilde Stiefmütterchen.

„Nun haben wir Blumen!“ sagte das Kind, und der Engel nickte; aber sie flogen noch nicht hinauf in den Himmel.

Es war Nacht, es war ganz stille; sie blieben in der großen Stadt und schwebten auf und ab in einer der engsten Straßen, wo ganze Haufen von Stroh, Asche und allerlei Gerümpel lagen; es war ein Umzug gewesen! da lagen Scherben von Tellern, Gypsstücke, Lumpen, Böden von alten Hüten, kurz, lauter Dinge, die nicht gut aussahen.

Und der Engel zeigte in all' der Verwüstung auf die Scherben eines Blumentopfes und auf einen Klumpen Erde, welcher aus diesem herausgefallen war, und nur von den Wurzeln einer großen verwelkten Feldblume zusammengehalten wurde; die taugte aber gar nichts mehr, und war deshalb auf die Straße geworfen.

„Die wollen wir mitnehmen,“ sagte der Engel, „ich will Dir davon erzählen, während wir fliegen.“

Und nun flogen sie, und der Engel erzählte:

„Da unten in der engen Straße, in dem niedrigen Keller wohnte einmal ein armer kranker Knabe; der war von seiner ersten Kindheit an immer bettlägerig gewesen; wenn er einmal recht gesund war, so konnte er in dem kleinen Zimmer auf seinen Krücken ein paarmal auf- und abgehen, und das war Alles. — Einige Tage im Sommer fielen die Strahlen der Sonne eine halbe Stunde lang auf die kleinen Kellerfenster, und wenn dann der Knabe da saß und sich von der warmen Sonne bescheinen ließ und durch seine kleinen feinen Finger das rothe Blut durchschimmern sah, — dann hieß es: 'ja heute ist er draußen gewesen!' Er kannte den Wald in seinem wunderschönen Frühlingsgrün nur dadurch, daß des Nachbars Sohn ihm den ersten Buchenzweig brachte, und den hielt er dann über seinen Kopf und träumte, er sei unter den Buchen, wo die Sonne schien und die Vögel sangen. — Eines Frühlingstages brachte des Nachbars Sohn ihm auch Feldblumen, und unter diesen war zufällig eine mit einer Wurzel, die wurde daher in einen Blumentopf gepflanzt



und an's Fenster gestellt dicht neben das Bett. — Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie nahm zu, trieb neue Schösse und hatte jedes Jahr ihre Blüthen; sie wurde für den kranken Knaben der schönste Garten, sein kleiner Schatz auf dieser Erde; er begoß und pflegte sie, und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bekam, bis auf den allerletzten, der an dem niedrigen Fenster vorbeiglitt; und die Blume selbst wuchs in seine Träume hinein mit ihren Farben und mit ihrem Duft; — gegen sie wandte er sich im Sterben, als der liebe Gott ihn zu sich rief. Ein Jahr ist er jetzt bei Gott, ein Jahr hat die Blume verwelkt und vergessen am Fenster gestanden, und nun ist sie bei dem Umzuge mit dem Kehricht auf die Straße geworfen. — Und das ist die Blume, diese arme welke Blume, die wir mit in unsern Strauß genommen haben; denn sie hat mehr Freuden gewährt, als die reichste Prachtblume in dem Garten einer Königin!"

„Aber woher weißt Du das Alles?" fragte das Kind, welches der Engel zum Himmel hinauftrug. —

„Ich weiß das!" sagte der Engel. — „Ich bin ja selbst der kleine kranke Knabe gewesen, der auf den Krücken ging! — Meine Blume werde ich doch wohl kennen!"

Und das Kind öffnete die Augen ganz und sah dem Engel in das schöne, heitere Gesicht, und in demselben Augenblicke waren sie im Himmel, wo nur Freude und Glückseligkeit ist.

Und Gott drückte das todte Kind an sein Herz, da bekam es Flügel, wie der andere Engel, und flog mit ihm Hand in Hand, und Gott drückte die Blumen alle an sein Herz, aber die arme verwelkte Feldblume küßte er, und sie bekam eine Stimme und sang mit allen Engeln, die Gott umschwebten, einige ganz nahe, andere um diese herum, in großen Kreisen immer weiter weg in's Unendliche hinein, aber alle gleich selig.

Und sie sangen alle, groß und klein, das gute, liebe Kind und die arme Feldblume, die verwelkt unter dem Kehricht gelegen hatte in der engen dunklen Straße. —

Die Nachtigall.

In China, weißt Du wohl, ist der Kaiser ein Chinese, und Alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen. — Es sind nun viele Jahre her, aber gerade deshalb ist es der Mühe werth, die Geschichte zu hören, ehe sie vergessen wird! Das Schloß des Kaisers war das prächtigste in der ganzen Welt, ganz und gar aus feinem Porzellan, so kostbar, aber auch so zerbrechlich, daß man sich ordentlich in Acht nehmen mußte, es anzurühren. — Im Garten sah man die sonderbarsten Blumen, und an die allerprächtigsten waren silberne Glöckchen gebunden, welche klingelten, damit man nicht vorbeigehen sollte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, es war Alles so ausspeculirt in des Kaisers Garten, und er erstreckte sich so weit, daß der Gärtner selbst das Ende nicht wußte; ging man weiter, so kam man in den schönsten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. — Der Wald ging hinunter bis an's Meer, das tief und blau war; große Schiffe konnten bis dicht unter die Zweige segeln, und in diesen wohnte eine Nachtigall, die sang so lieblich, daß selbst der arme Fischer, welcher doch so viel Anderes zu thun hatte, stille stand und horchte, wenn er des Nachts draußen war, um die Netze aufzuziehen, und wenn er dann die Nachtigall hörte. „Mein Gott, wie das hübsch ist!“ sagte er, aber dann mußte er auf seine Arbeit achten, und vergaß den Vogel; doch in der folgenden Nacht, wenn sie wieder sang und der Fischer herauskam, sagte er wieder: „Mein Gott, wie das hübsch ist!“

Aus allen Landen der Welt kamen Reisende nach des Kaisers Stadt, und sie bewunderten diese, das Schloß und den Garten; aber wenn sie die Nachtigall hörten, sagten sie Alle: „Die ist doch das Beste!“ Und die Reisenden erzählten davon, wenn sie nach Hause kamen, und die Gelehrten schrieben viele Bücher von der Stadt, dem Schlosse und dem Garten, aber die Nachtigall vergaßen sie nicht; die wurde obenan gesetzt, und die das Dichten verstanden, schrieben die schönsten Gedichte von der Nachtigall im Wald am tiefen See.

Die Bücher gingen rund um die Welt und eins kam denn auch einmal zum Kaiser. Er saß in seinem goldenen Stuhle, las und las, und alle Augenblicke nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn, die prächtigen Beschreibungen von der Stadt, dem Schlosse und dem Garten zu lesen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!“ stand da geschrieben.

„Was Kuckuck,“ sagte der Kaiser, „die Nachtigall! die kenne ich ja gar nicht! ist so ein Vogel in meinem Kaiserreiche, noch dazu in meinem Garten? Das habe ich noch nie gehört! So etwas muß man erst aus Büchern erfahren!“

Und nun rief er seinen Kavalier; der war so vornehm, daß Niemand von geringerem Stande ihn anreden oder mit ihm sprechen durfte, und wenn man es wagte, ihn etwas zu fragen, so antwortete er nur: „P!“ und das hat nichts zu bedeuten.

„Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel sein, welcher Nachtigall heißt,“ sagte der Kaiser, „man sagt, sie sei das Allerbeste in meinem ganzen Reiche; warum hat man mir nie etwas davon gesagt?“

„Ich habe sie früher nie nennen hören!“ sagte der Kavalier, „sie ist nie bei Hofe präsentirt worden.“

„Ich will, daß sie heute Abend hierher kommen und singen soll!“ sagte der Kaiser. „Da weiß die ganze Welt, was ich habe, und ich weiß es nicht!“

„Ich habe sie früher nie nennen hören!“ sagte der Kavalier, „doch ich werde sie suchen, ich werde sie finden!“

Aber, wo war sie zu finden? der Kavalier lief Trepp' auf, Trepp' ab, durch Säle und Gänge; Niemand von Allen, die ihm begegneten, hatte etwas von der Nachtigall gehört, und der Kavalier lief wieder zurück zum Kaiser und sagte: es sei gewiß eine Erfindung von den Leuten, die Bücher schrieben. „Ihro Kaiserliche Majestät müssen nicht glauben, was geschrieben wird! es sind Erfindungen und ein Ding, das man die schwarze Kunst nennt.“

„Aber das Buch, worin ich es gelesen habe,“ sagte der Kaiser, „ist mir vom großmächtigen Kaiser von Japan gesandt worden, und daher kann es keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören, sie soll heute Abend hier sein! sie hat meine höchste Gnade! und kommt sie nicht, so soll nach dem Abendessen der ganze Hof auf den Magen gepaukt werden.“

„Tsing=pe!“ sagte der Kavalier, und lief wieder Trepp' auf, Trepp' ab, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit; denn sie wollten nicht gern auf den Magen gepaukt werden. — Da war ein Hin= und Herfragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, aber Niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein armes kleines Mädchen in der Küche; die sagte: „O Gott, die Nachtigall! die kenne ich recht gut! ja, wie die singen kann! alle Abend darf ich meiner armen kranken Mutter von den Ueberbleibseln der Tafel bringen; sie wohnt unten am Strande, und wenn ich dahin zurückgehe und im Walde einmal ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! die Thränen kommen mir dabei in die Augen; es ist gerade so, als wenn meine Mutter mich küßte!“

„Kleines Küchenmädchen!“ sagte der Kavalier, „ich werde Ihr ein festes Engagement in der Küche verschaffen, sammt der Erlaubniß, Se. Majestät den Kaiser speisen zu sehen, wenn Sie uns zur Nachtigall führen kann; denn sie ist eingeladen auf heute Abend.“

Und so zogen sie denn Alle zusammen hinaus in den Wald,



wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie so gingen, fing eine Kuh an zu brüllen.

„O!“ sagten die Hofjunker, „da haben wir sie! es ist doch eine ganz merkwürdige Kraft in einem so kleinen Thiere! Gewiß, ich habe sie früher schon einmal gehört!“

„Nein, das sind die Kühe, welche brüllen,“ sagte das kleine Küchenmädchen, „wir sind noch weit von der Stelle!“

Die Frösche quakten nun im Teiche.

„Herrlich,“ sagte der chinesische Oberhofprediger, „nun höre ich sie, es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken.“

„Nein, das sind die Frösche!“ sagte das kleine Küchenmädchen. „Aber nun werden wir sie bald hören!“

Da fing die Nachtigall an zu singen.

„Das ist sie,“ sagte das kleine Mädchen, „hört! hört! und da sitzt sie!“ und sie zeigte hin auf einen kleinen grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Ist es möglich!“ sagte der Kavalier, „so habe ich sie mir nicht gedacht! wie die simpel aussieht! sie hat gewiß ihre Farbe beim Anblick so vieler vornehmer Menschen verloren.“

„Kleine Nachtigall!“ rief das Küchenmädchen ganz laut, „unser gnädiger Kaiser wünschet, daß Sie ihm etwas vorsingen!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ sagte die Nachtigall und sang, daß es eine Lust war.

„Es klingt wie Glasglocken!“ sagte der Kavalier, „und seht die kleine Kehle, wie die gluckert, es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben; sie wird großen Erfolg bei Hofe haben!“

„Soll ich dem Kaiser noch einmal vorsingen?“ fragte die Nachtigall, denn sie glaubte, der Kaiser wäre mit dabei.

„Meine vortrefflichste Nachtigall!“ sagte der Kavalier, „ich habe die große Freude, Sie auf heute Abend zu einem Hoffeste einladen zu sollen, wo Sie Seine Kaiserliche Majestät mit Ihrem charmanten Gesange entzücken werden.“

„Der nimmt sich am schönsten im Grünen aus!“ sagte die

Nachtigall, doch folgte sie gerne, da sie hörte, daß der Kaiser es wünschte.

Auf dem Schlosse war's ordentlich ausgeputzt! Wände und Fußböden, die von Porzellan waren, glänzten von vielen tausend Goldlampen; die schönsten Blumen, die am besten klingelten, waren in den Gängen aufgestellt; da war ein Laufen und ein Zugwind, aber dann gerade klingelten alle Glocken, so daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saale, wo der Kaiser saß, war eine goldene Stange aufgerichtet; darauf sollte die Nachtigall sitzen; der ganze Hof war da, und das kleine Küchenmädchen hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thüre zu stehen; denn sie hatte ja nun den Rang und Titel eines wirklichen Küchenmädchens. Alle waren in ihrem größten Staate und Alle sahen den kleinen grauen Vogel an, dem der Kaiser zunickte.

Und die Nachtigall sang so schön, daß dem Kaiser die Thränen in die Augen kamen, Thränen rollten über seine Backen herab, und da sang die Nachtigall noch schöner; es ging recht zu Herzen; und der Kaiser war so froh, und er sagte, die Nachtigall sollte seinen Goldpantoffel haben, und ihn am Halse tragen. Aber die Nachtigall dankte, sie wäre schon genug belohnt.

„Ich habe Thränen in des Kaisers Augen gesehen, das ist für mich der größte Schatz! Die Thränen eines Kaisers haben eine eigenthümliche Gewalt. Der Himmel weiß, ich bin genug belohnt!“ und dann sang sie wieder mit ihrer süßen lieblichen Stimme.

„Es ist die liebenswürdigste Koketterie, die ich kenne!“ sagten die Damen rund umher und nahmen Wasser in den Mund, um zu glucken, wenn Jemand sie anredete: sie glaubten dann auch Nachtigallen zu sein; ja, sogar die Laquaien und Kammerjungfern ließen melden, daß auch sie zufrieden wären, und das will viel sagen, denn die sind am allerschwersten zu befriedigen. Ja, die Nachtigall machte ordentlich Glück. Sie sollte nun bei Hofe bleiben, ihr eigenes Bauer haben, sammt der Erlaubniß, zweimal des

Tages und einmal des Nachts auszufliegen. Ihr wurden zwölf Diener beigegeben, welche alle ein um ihren Fuß befestigtes seidenes Band hielten; und sie hielten gut fest. Es war nicht viel Vergnügen bei solcher Tour.

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel, und wenn Zwei einander begegneten, so sagte der Eine nur: „Nacht," und der Andere sagte „gall!" und dann seufzten sie, und verstanden einander; ja elf Bürgerkinder wurden nach ihr genannt, aber nicht ein einziges hatte nur einen Ton in der Brust.

Eines Tages kam ein großes Packet an für den Kaiser, darauf stand geschrieben: „Nachtigall."

„Da haben wir einmal wieder ein neues Buch über unsern berühmten Vogel!" sagte der Kaiser; aber das war kein Buch, sondern ein kleines Kunststück, welches in einer Schachtel lag, eine künstliche Nachtigall, welche der lebendigen ähnlich sehen sollte, aber überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren besetzt war; sobald man den Kunstvogel aufzog, konnte er eins von den Stücken singen, welche die wirkliche Nachtigall sang, und dann ging der Schwanz immer auf und nieder und glänzte von Gold und Silber. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf stand geschrieben: „Die Nachtigall des Kaisers von Japan ist arm gegen die des Kaisers von China."

„Das ist herrlich," sagten Alle, und der, welcher die Nachtigall gebracht hatte, bekam gleich den Titel: Kaiserlicher Oberhofnachtigallenbringer.

„Nun sollen sie zusammen singen! Das wird ein Duett abgeben!"

Und so mußten sie denn zusammen singen; aber es wollte nicht recht gehen; denn die wirkliche Nachtigall sang auf ihre Art, und der Kunstvogel ging auf Walzen. „Er ist nicht Schuld daran," sagte der Spielmeister, „er ist ganz besonders taktfest und ganz nach meiner Schule gebildet." Nun sollte denn der Kunstvogel allein singen. Er machte eben so viel Glück, wie die wirkliche

Nachtigall, und dann war er ja auch soviel schöner anzusehen: er glänzte wie lauter Armbänder und Tuchnadeln.

Dreiunddreißig Mal sang er ein und dasselbe Stück, und doch war er gar nicht müde; Alle hätten ihn gern wieder von vorn an gehört, aber der Kaiser meinte, nun sollte auch die wirkliche Nachtigall einmal wieder singen — aber wo war sie? Niemand hatte bemerkt, daß sie zum offenen Fenster hinausgeflogen war, hinaus in ihren grünen Wald.

„Aber was soll das bedeuten?“ sagte der Kaiser; und alle Hofleute schalten und meinten, die Nachtigall wäre ein höchst undankbares Thier. „Den besten Vogel haben wir doch!“ sagten sie, und zum vierunddreißigsten Male hörten sie dasselbe Stück, aber sie konnten es noch nicht ganz, denn es war so schwer; und der Spielmeister lobte den Vogel so außerordentlich, ja er versicherte, er wäre besser, als die wirkliche Nachtigall, nicht allein in Ansehung der Kleider und der vielen schönen Diamanten, sondern auch inwendig.

„Denn sehen Sie, meine Herrschaften, der Kaiser zuvörderst! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie zuvor berechnen, was kommen wird, aber beim Kunstvogel ist Alles bestimmt, so wird es gehen und nicht anders; man kann es erklären, man kann ihn auseinander nehmen, und die menschliche Einrichtung zeigen, wie die Walzen liegen, wie sie gehen und wie eins aus dem andern folgt.“

„Das sind ganz und gar meine Gedanken!“ sagten Alle, und der Spielmeister bekam Erlaubniß, am nächsten Sonntag den Vogel dem Volke zu zeigen; sie sollten ihn auch singen hören, sagte der Kaiser; und sie hörten ihn und wurden so vergnügt, als wenn sie sich in Thee lustig gemacht hätten; denn das ist nun einmal so recht chinesisch, und Alle sagten: „o!“ und hoben den Finger auf, den man 'Topflecker' nennt, und nickten dazu; aber die armen Fischer, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: „es klingt recht hübsch, es klingt auch beinahe so, aber es fehlt etwas daran, ich weiß nicht, was!“

Die wirkliche Nachtigall aber ward aus Land und Reich verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem seidenen Kissen, dicht neben des Kaisers Bett; alle Geschenke, die er bekam, Gold und Edelsteine, lagen rund um ihn her, und er war in Rang und Titel gestiegen zum „Hochkaiserlichen Nachttischsänger,“ im Range Numero eins zur linken Seite, denn der Kaiser hielt die Seite, an welcher das Herz sitzt, für die vornehmste, und das Herz sitzt an der linken Seite, auch bei einem Kaiser. Und der Spielmeister schrieb fünfundzwanzig Bände über den Kunstvogel, die waren so gelehrt und so lang und mit den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute sagten, sie hätten sie gelesen und verstanden; denn sonst wären sie ja dumm gewesen und auf den Bauch getrommelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr; der Kaiser, der Hof und alle Chinesen kannten jeden Kluck von dem Gesange des Kunstvogels auswendig; aber gerade deshalb fanden sie ihn so schön; sie konnten nun selbst mitsingen, und das thaten sie auch. Die Straßenjungen sangen: zizizi kluklukluck und der Kaiser sang es —! ja, ganz gewiß war es schön!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel im besten Singen war, und der Kaiser im Bette lag und zuhörte, sagte es: „swup!“ inwendig im Vogel; da sprang etwas: „surrrrr,“ alle Räder liefen um, und die Musik schwieg.

Der Kaiser sprang schnell aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt rufen; aber was konnte der helfen! Da ließ er den Uhrmacher holen, und endlich, nach vielem Hin- und Herreden und Nachsehen, wurde der Vogel wieder einigermaßen hergestellt, aber der Uhrmacher sagte, er müßte sehr geschont werden, denn die Zapfen wären fast abgenutzt, und es wäre nicht möglich, sie zu erneuern, wenigstens nicht so, daß es mit der Musik sicher ginge.

Das war denn eine große Betrübniß; nur ein einziges Mal im Jahre durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das hatte

auch noch seine Schwierigkeit; aber dann hielt der Spielmeister eine kleine Rede mit den schweren Worten, und sagte, es wäre so gut wie früher, und dann war es so gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, da kam über das ganze Land eine große Trauer; denn im Grunde hielten sie Alle viel von ihrem Kaiser; nun war er krank und konnte nicht leben, wie man sagte: ein neuer Kaiser war schon gewählt, und das Volk stand draußen auf der Straße und fragte den Kavalier, wie es dem Kaiser ginge.

„P!“ sagte er, und schüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und blaß lag der Kaiser in seinem großen prächtigen Bette; der ganze Hof glaubte ihn schon todt, und ein Jeder eilte, um den neuen Kaiser zu begrüßen; die Kammerdiener liefen aus, um davon zu schwatzen, und die Zofen hatten große Kaffeegesellschaft. Rund umher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man keine Fußtritte hören sollte, und daher war es so still, so still! Aber der Kaiser war noch nicht todt; steif und blaß lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetvorhängen und mit den schweren Goldtroddeln, hoch oben war ein Fenster geöffnet, und der Mond schien herab auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum Athem holen; es war ihm, als säße ihm etwas auf der Brust; er schlug die Augen auf, und sah, daß es der Tod war, welcher auf seiner Brust saß und seine goldene Krone aufgesetzt hatte; mit der einen Hand hielt er den goldenen Säbel, mit der andern die prächtige Fahne des Kaisers, und rund umher aus den Falten der großen Sammetvorhänge sahen die sonderbarsten Köpfe hervor, einige ganz häßlich und andere so lieblich, so milde: es waren alle bösen und guten Thaten des Kaisers, welche ihn nun ansahen, nun, da der Tod auf seinem Herzen saß.

„Weißt Du noch dies?“ flüsterten sie eins nach dem andern;

„weißt Du noch das?" und dann erzählten sie ihm so viel, daß der Schweiß auf seiner Stirne hervorbrach.

„Das habe ich nie gewußt!" sagte der Kaiser; „Musik, Musik, die große chinesische Trommel!" rief er, „damit ich nicht Alles höre, was sie sagen!"

Und sie fuhren fort; und der Tod nickte wie ein Chinese zu Allem, was sie sagten.

„Musik, Musik!" schrie der Kaiser. „Du lieber kleiner Kunstvogel! sing' doch, o sing'! ich habe Dir Gold und Kostbarkeiten gegeben, ich habe Dir selbst meinen Goldpantoffel um den Hals gehängt, sing' doch, o singe!"

Aber der Vogel stand still, es war ja Niemand da, ihn aufzuziehen, und sonst sang er nicht; der Tod aber fuhr fort, den Kaiser mit seinen großen leeren Augenhöhlen anzusehen, und dabei war es stille, schrecklich stille.

Da ertönte auf einmal ganz nahe am Fenster der lieblichste Gesang: es war die kleine lebendige Nachtigall, welche draußen auf dem Zweige saß; sie hatte von der schweren Krankheit ihres Kaisers gehört, und war nun gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen, und wie sie sang, wurden die Gestalten blasser und blasser, das Blut kam rascher und rascher in Lauf in des Kaisers schwachen Gliedern und selbst der Tod horchte auf und sagte: „fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!"

„Ja, willst Du mir auch den prächtigen Goldsäbel geben? willst Du mir die schöne Fahne, und willst Du mir des Kaisers Krone geben?"

Und der Tod gab alle die Kleinode für einen Gesang, und die Nachtigall sang weiter, und sie sang von dem stillen Kirchhofe, wo die weißen Rosen blühen, wo der Flieder duftet und das frische Gras von den Thränen der Hinterbliebenen bethaut wird; da bekam der Tod eine Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte wie ein kalter weißer Schatten zum Fenster hinaus.

„Dank, Dank!" sagte der Kaiser, „Du himmlischer kleiner

Vogel, Dich kenne ich wohl! Ich habe Dich verjagt aus Land und Reich und doch hast Du die schlimmen Gesichte von meinem Bette weggesungen, und den Tod von meinem Herzen. Wie soll ich es Dir lohnen?“

„Du hast mich schon belohnt!“ sagte die Nachtigall, „ich habe Thränen in Deinem Auge gesehen, als ich Dir zum ersten Male sang, das vergesse ich Dir nie! Das thut einem Sängerherzen wohl! — aber schlafe jetzt und werde frisch und gesund! ich will Dir vorsingen!“

Und sie sang — und der Kaiser fiel in einen süßen Schlaf, und o wie sanft, wie wohlthuend war der Schlaf. —

Die Sonne schien zum Fenster herein, als er gesund und frisch erwachte; von seinen Dienern war noch kein einziger zurückgekommen, denn sie glaubten ihn alle todt, aber die Nachtigall saß noch und sang.

„Du sollst immer bei mir bleiben,“ sagte der Kaiser, „Du sollst nur singen, wenn Du selbst Lust hast, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke.“

„Thue das nicht,“ sagte die Nachtigall, „was er vermochte, hat er ja gethan! behalte ihn auch ferner! ich kann nicht in dem Schlosse hausen, aber laß mich kommen, wenn mir's selbst beliebt; dann will ich des Abends dort beim Fenster auf dem Zweige sitzen und Dir singen, daß Du beides, froh und gedankenvoll werdest. Ich will Dir singen von den Glücklichen und von den Leidenden, ich will Dir singen von dem Guten und dem Bösen, welches um Dich verborgen ist. Der kleine Sänger fliegt weit umher, zu dem armen Fischer, zu des Bauern Hütte, zu Allen, die fern von Dir und Deinem Hofe sind. Ich liebe Dein Herz mehr, als Deine Krone, und doch hat die Krone einen gewissen Duft von Heiligkeit an sich. — Ich komme, ich singe, aber eins mußt Du mir versprechen!“ —

„Alles!“ sagte der Kaiser und stand da in seinem kaiserlichen

Ornate, welchen er selbst angelegt hatte, und hielt den schweren goldenen Säbel an sein Herz.

„Um eins bitte ich Dich! Erzähle Niemand, daß Du einen kleinen Vogel hast, der Dir Alles sagt, dann wird es noch weit besser gehen!“ Und da flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiser zu sehen; — — ja, da standen sie, und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!“

Ball und Kreisel.

Kreisel und Ball lagen bei einander in der Schublade unter anderem Spielzeuge; da sagte der Kreisel zum Ball: „Wollen wir nicht Braut und Bräutigam sein, da wir ja doch bei einander in der Schublade liegen?“ Der Ball aber, der von Saffian gemacht war und sich so viel einbildete, wie ein feines Fräulein, wollte nichts davon hören.

Am folgenden Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er übermalte den Kreisel mit Roth und Gelb, und schlug einen Messingnagel mitten hinein; das sah einmal prächtig aus, wenn der Kreisel herumtanzte.

„Sehen Sie mich einmal an!“ sagte er zum Ball. „Was sagen Sie nun? wollen wir nun nicht ein Paar werden, wir passen so gut für einander, Sie springen und ich tanze; glücklicher als wir Beiden wird so leicht Keiner werden!“

„Meinen Sie?“ sagte der Ball. „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Pantoffeln von Saffian gewesen sind, und daß ich einen Kork im Leibe habe?“

„Ja, aber ich bin von Mahagony,“ sagte der Kreisel, „und der Herr Bürgermeister hat mich mit eigenen Händen gedrechselt, er hat seine eigene Drechselbank, und es hat ihm viel Spaß gemacht, mich zu drechseln.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ sagte der Ball.

„Ich will nie wieder gepeitscht werden, wenn ich lüge,“ sagte der Kreisel.

„Sie setzen Ihre Worte nicht übel,“ sagte der Ball, „ich kann aber doch nicht, ich bin so gut wie verlobt mit einer jungen Schwalbe; so oft ich auffliege, steckt sie den Kopf aus dem Neste und sagt: „willst Du?“ Im Herzen habe ich ja gesagt, und das ist so gut wie eine halbe Verlobung, — aber das verspreche ich Ihnen, vergessen werde ich Sie nie!“

„Das wird mir nicht viel helfen,“ sagte der Kreisel, und nun sprachen sie nicht weiter mit einander.

Tags darauf wurde der Ball herausgenommen, der Kreisel sah, wie er gleich einem Vogel hoch in die Luft flog; man konnte ihn zuletzt gar nicht mehr sehen; zwar kam er jedesmal wieder zurück, aber immer machte er noch einen hohen Sprung, wenn er die Erde berührte, und das that entweder die Liebe oder der Kork, den er im Leibe hatte.

Das neunte Mal blieb er weg, und kam nicht wieder; der Knabe suchte und suchte, aber weg war er.

„Ich weiß wohl, wo er steckt,“ seufzte der Kreisel, „er ist im Schwalbenneste, und feiert da seine Hochzeit.“ Je mehr der Kreisel daran dachte, desto liebenswürdiger erschien ihm der Ball; daß er ihn nicht bekommen konnte, das machte seine Liebe nur noch heißer, daß einem Andern der Vorzug gegeben war — das war's, was er nicht vergessen konnte! und der Kreisel tanzte und schnurrte, aber immer dachte er an den lieben Ball, der schöner und schöner wurde in seinen Gedanken. — So vergingen viele Jahre — — da war es denn eine alte Liebe!

Der Kreisel war nicht mehr jung —! aber da ward er eines Tages ganz und gar übergoldet; so wunderschön hatte er noch niemals ausgesehen; er war jetzt ein Goldkreisel und sprang, daß es schnurrte. Ja, das war eine Pracht! aber auf einmal sprang er zu hoch und — weg war er! Man suchte und suchte, selbst im Keller, aber nirgends war er zu finden. —

„Wo war er geblieben?“

Er war in eine Tonne gesprungen, voll von allerlei Gerümpel, Kohlstrünken, Kehricht und Staub, der von der Dachrinne gefallen war. —

„Da liege ich gut! hier werde ich bald die schöne Vergoldung verlieren, und was ist das für Lumpengesindel, mit dem ich da zusammengerathen bin!“ — und dabei schielte er nach einem langen Kohlstrunk, welcher schrecklich nahe lag, und nach einem sonderbaren runden Dinge, fast wie ein Apfel; aber es war kein Apfel, — es war ein alter Ball, welcher viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte, und vom Wasser durchplatscht war.

„Gottlob, da sieht man doch einmal seines Gleichen, mit dem man ein Wort sprechen kann,“ sagte der Ball, und betrachtete den vergoldeten Kreisel. „Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauenhänden genäht, und habe einen Kork im Leibe, aber das kann mir Niemand mehr ansehen! Ich war eben im Begriffe mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, aber da fiel ich in die Dachrinne, und habe dort fünf Jahre gelegen und mich durchplatschen lassen. — Das ist eine lange Zeit für eine Jungfrau, können Sie glauben!“

Der Kreisel antwortete aber nichts, er gedachte seiner alten Braut, und je mehr er hörte, desto klarer wurde es ihm, daß sie es war. —

Da kam die Magd und wollte die Tonne umkehren; — „Heisa, da ist der Goldkreisel,“ sagte sie. — Und der Kreisel kam wieder in die Stube, zu Ehre und Ansehen, vom Ball aber hörte man nichts, und der Kreisel sprach nie von seiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Braut fünf Jahre in einer Wasserrinne gelegen hat, ja man erkennt die Geliebte nicht wieder, wenn man ihr in einer Kehrichttonne begegnet.

Die häßliche Ente.

Es war prächtig draußen auf dem Lande, es war Sommer, das Korn stand gelb, der Hafer grün, das Heu lag zu Schobern aufgehäuft in den grünen Wiesen, und da ging der Storch auf seinen langen rothen Beinen und schwatzte ägyptisch, denn diese Sprache hat er von seiner Mutter gelernt. — Rund um Felder und Wiesen waren große Wälder und mitten in den Wäldern tiefe Seen, — ja, es war wirklich wunderschön auf dem Lande! Mitten im Sonnenschein lag ein altes Landgut mit tiefen Kanälen rings herum, und von der Mauer hinunter in's Wasser wuchsen große Klettenblätter, die waren so hoch, daß kleine Kinder unter den größten aufrecht stehen konnten; — es war so wild durch einander, wie in dem dicksten Wald, und hier im wildesten Dickicht lag eine Ente auf ihrem Neste; — sie sollte ihre kleinen Enten ausbrüten; aber nun war ihr die Lust fast vergangen, weil es so lange dauerte, und sie so selten Besuch bekam; die anderen Entchen mochten lieber auf den Kanälen umherschwimmen, als unter den Klettenblättern sitzen und mit ihr plaudern.

Endlich knackte ein Ei nach dem andern: „pip! pip!“ sagte es! alle Eier waren lebendig geworden, und ein Kopf kam nach dem andern zum Vorschein. „Pat, pat,“ sagten sie, und darauf machten sich alle auf, so gut sie konnten, und schauten nach allen Sei-

ten unter den grünen Blättern hervor, und die Mutter ließ sie sehen, so viel wie sie wollten, denn Grün ist gut für die Augen.

„Wie die Welt doch groß ist,“ sagten die Kleinen, denn sie hatten nun freilich ganz anders Platz, als da sie noch in den Eiern saßen.

„Glaubt Ihr, das sei die ganze Welt,“ sagte die Mutter, „die streckt sich weit hinaus auf die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Pastoren Feld! aber da bin ich nie gewesen! — Ihr seid doch wohl alle da?“ und nun erhob sie sich, „nein, ich habe Euch nicht alle! Das größte Ei liegt noch da! wie lange soll das dauern? nun bin ich's bald müde!“ und da setzte sie sich wieder hin.

„Na, wie geht's?“ fragte eine alte Ente, die herauf kam, um ihr Visite zu machen.

„Das dauert so lange mit dem einen Ei!“ sagte die andere; „es will gar nicht aufgehen! aber nun sollst Du die anderen sehen! Das sind die niedlichsten Entchen, die ich mein Lebtage gesehen habe! sie sehen alle ihrem Vater ähnlich — der Taugenichts, er kommt nicht einmal her und besucht mich!“

„Laß mich das Ei sehen, das nicht aufgehen will,“ sagte die Alte. „Du kannst glauben, das ist ein Puter-Ei! So bin ich auch einmal angeführt worden, und ich hatte Mühe und Noth mit den Jungen; denn sie sind bange vor dem Wasser, will ich Dir sagen, ich konnte sie nicht hinein bringen; — ich rief und schalt, aber das half nicht! — Laß mich das Ei sehen! ja, richtig! das ist ein Puter-Ei! laß es liegen, und lehre die anderen Kleinen das Schwimmen.“

„Ich will doch noch ein Bischen darauf sitzen!“ sagte die Ente, „habe ich so lange gesessen, so will ich die Erntezeit doch auch noch daran wenden.“

„Meinethalben,“ sagte die alte Ente, und watschelte weg.

Endlich barst das große Ei. „Pip, pip!“ sagte das Kleine und purzelte heraus; aber wie war das groß und häßlich! Die

Ente sah es an: „Das ist doch ein gewaltig großes Geschöpf!“ sagte sie, „keins der anderen sieht so aus. Das wird ja doch wohl kein Puterküken sein? Nun, dahinter wollen wir bald kommen! In's Wasser soll es, und müßte ich es selbst hineinstoßen!“

Tags darauf war es ein wundervolles Wetter; die Sonne schien so freundlich auf all' die grünen Blätter; da stieg Mutter Ente mit der ganzen Familie hinunter zu dem Kanale: plumps, sprang sie in's Wasser. „Pat, pat,“ sagte sie, und das eine Entchen plumpte nach dem andern hinein. Das Wasser schlug ihnen über dem Kopfe zusammen; aber sie kamen gleich wieder zum Vorschein, und schwammen ganz allerliebst; die Beine gingen von selbst im Wasser, und alle waren drinnen, auch die häßliche graue schwamm mit.

„Nein, das ist kein Puter!“ sagte die Alte, „seh doch einer, wie hübsch sie die Beine braucht, wie aufrecht sie sich hält! das ist mein eigenes Kind! Eigentlich ist sie doch auch ganz hübsch, wenn man sie recht betrachtet; pat, pat, kommt nun mit mir, ich will Euch in die Welt einführen, und Euch im Entenhofe vorstellen, aber haltet Euch nahe zu mir, damit Keiner auf Euch tritt, und nehmt Euch in Acht vor den Katzen!“

Und so kamen sie in den Entenhof. Da war ein gräßlicher Lärm; denn zwei Familien stritten um die Ueberreste eines Aals, welche am Ende doch nur die Katze bekam.

„Seht, Kinder, so geht's in der Welt her,“ sagte die Mutter Ente und leckte den Schnabel; denn sie hatte auch Lust zum Aalbraten. „Braucht nun Eure Beine,“ sagte sie, „nehmt Euch zusammen, und verneigt Euch vor der alten Ente dort! sie ist die vornehmste von allen, — sie ist von spanischem Blute, daher ihre nobeln Manieren; und seht, sie hat einen rothen Lappen am Beine, das ist etwas außerordentlich Schönes, und die größte Auszeichnung, die eine Ente bekommen kann; das bedeutet, daß man sie nicht weggeben will, daß sie von Thieren und Menschen gekannt sein soll! — Die Füße nicht einwärts! ein wohlerzogenes Entchen setzt die Beine

weit auseinander, gerade wie Vater und Mutter! so, seht Ihr! verneigt Euch nun mit dem Halse und sagt: Pat!“

Und so thaten sie; aber die anderen Enten rings herum sahen sie an, und sagten ganz laut: „nun seht, den Schwarm sollen wir nun auch haben, als ob unser nicht schon genug wären, und pfui, wie sieht die eine häßlich aus, die wollen wir nicht dulden!“ und sogleich flog eine Ente hin und biß sie in den Nacken.

„Laßt sie doch in Ruhe,“ sagte die Mutter, „sie thut ja Keinem etwas!“

„Ja, aber sie ist so groß und so sonderbar, darum soll sie geneckt werden.“

„Das sind schöne Kinder, welche die Mutter hat,“ sagte die alte Ente mit dem Lappen am Beine. „Alle schön, bis auf das eine, das ist nicht geglückt! ich wünschte, sie könnte das umgestalten.“

„Das geht nicht, Ew. Gnaden,“ sagte die Mutter, „auch ist es zwar nicht eben schön, aber ein herzensgutes Kind, und schwimmt so gut wie eins von den anderen, ja wohl noch ein Bischen besser. Ich denke, sie wächst noch zurecht, oder sie nimmt vielleicht mit der Zeit etwas ab; sie hat so lange im Ei gesessen und deshalb hat's nicht die rechte Art!“ und dabei kratzte sie das Entchen im Nacken, und strich über das ganze Persönchen. „Auch ist's ein Entrich,“ fügte sie hinzu, „und da thut's nicht so viel; ich denke, er bekommt tüchtige Kräfte, und wird sich wohl durchschlagen.“

„Die anderen Enten sind niedlich,“ sagte die Alte, „thut nun, als ob Ihr zu Hause wäret, und findet Ihr einen Aalkopf, so könnt Ihr ihn mir bringen.“

Und darnach waren sie wie zu Hause.

Aber die arme junge Ente, die zuletzt aus dem Ei gekommen war, und so häßlich aussah, ward gebissen, geschlagen und geneckt von Enten und Hühnern. „Sie ist so groß,“ sagten Alle, und der Puterhahn, der mit Sporen zur Welt gekommen war, und deshalb glaubte, er sei ein Kaiser, machte sich so breit wie ein Schiff mit vollen Segeln, ging gerade auf sie zu, und dann kol-

lerte er und ward ganz roth dabei. Die arme kleine Ente wußte kaum, wo sie gehen oder stehen sollte; sie war ganz betrübt, weil sie so häßlich aussah, und zum Gespött für den ganzen Hühnerhof war.

So verging der erste Tag, und nachher ward es schlimmer und schlimmer. Die arme Ente ward von Allen gejagt, selbst die Geschwister waren boshaft gegen sie und sagten immer: „daß Dich die Katze holte, Du garstige Creatur, Du!“ und die Mutter sagte: „ach, wär'st Du doch weit von hier!“ und die Enten bissen sie, und die Hühner hackten nach ihr, und das Mädchen, das den Thieren Futter brachte, stieß sie mit dem Fuße. Da lief und flog sie über die Hecken; die kleinen Vögel in den Büschen fuhren erschreckt zusammen; „das macht, weil ich so häßlich bin!“ dachte das Entchen und schloß die Augen, aber lief dennoch weiter. So kam sie in ein großes Moor, wo wilde Enten wohnten; hier lag sie die ganze Nacht, und war so müde und so traurig! Am Morgen flogen die wilden Enten auf und sahen den neuen Kameraden; — „wer bist denn Du?“ fragten sie, und unsere kleine Ente drehte sich nach allen Seiten um, und grüßte, so gut sie konnte.

„Du bist aber doch gewaltig garstig!“ sagten die wilden Enten, „indessen das ist uns einerlei, wenn Du Dich nur nicht in unsere Familie verheirathest!“ Die Arme! — Sie dachte gewiß nicht an's Heirathen, sie wollte nur Erlaubniß haben, im Schilf zu liegen und etwas Moorwasser zu trinken.

Da lag sie denn auch zwei ganze Tage, — am dritten kamen zwei wilde Gänse, oder richtiger, Gänseriche, die waren vor nicht langer Zeit aus dem Ei gekrochen, und daher waren sie so naseweis.

„Hör', Kamerad,“ sagten sie, „Du bist so häßlich, daß ich Dich unglaublich gut leiden kann; willst Du mit uns kommen und Zugvogel sein? Nicht weit von hier in einem anderen Moore sind einige liebe, süße wilde Gänse, so schöne Fräulein, wie je ein

gickgack! gesagt hat. Du bist wahrhaftig im Stande, Dein Glück zu machen, so häßlich bist Du!“

Piff, paff! klang es in dem Augenblick herüber, und beide wilde Gänse lagen todt im Schilfe, und das Wasser ward blutroth; piff, paff! klang es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänse flogen auf aus dem Schilfe, und da knallte es wieder.

Es war eine große Jagd; die Jäger lagen rings um das Moor her, ja einige saßen in den Baumzweigen, die sich weit über das Moor hinstreckten; der blaue Dampf zog wie eine Wolke durch die dunkeln Bäume und senkte sich bis auf das Wasser; in dem Schlamme platschten die Jagdhunde, klatsch, klatsch; Schilf und Rohr wogte nach allen Seiten; das war ein Schreck für die arme Ente! Sie drehte den Kopf um, um ihn unter die Flügel zu bringen, und in dem Augenblick stand dicht neben ihr ein fürchterlich großer Hund, die Zunge hing ihm weit aus dem Halse, und die Augen funkelten gräulich häßlich; er öffnete seinen Rachen gerade gegen unsere Ente, zeigte ihr die scharfen Zähne und platsch! platsch! ging er wieder weg, ohne sie zu nehmen.

„Nun, Gott sei Dank!“ — seufzte sie, „ich bin so häßlich, daß selbst der Hund mich nicht fressen mag.“

Und nun blieb sie ganz still liegen, indeß der Hagel im Schilfe sausete, und Schuß auf Schuß fiel.

Erst spät am Tage ward es stille; aber die arme Kleine wagte noch nicht, sich zu erheben; sie wartete noch mehrere Stunden, ehe sie sich umsah, und dann eilte sie vom Moore weg, so schnell sie konnte; sie lief über Feld und Wiesen, und es war so ein Wind, daß sie Mühe hatte, von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte sie ein armes kleines Bauernhaus; das war so elend, daß es selbst nicht wußte, nach welcher Seite es umfallen sollte, und deshalb blieb es stehen. Der Wind sausete so um die arme kleine Ente, daß sie sich auf den Schwanz setzen mußte, um Widerstand zu leisten, und es ward schlimmer und schlimmer. Da bemerkte sie, daß die Thür, welche aus der einen



Angel gegangen war, so schief hing, daß sie durch die Spalte in die Stube witschen konnte, und das that sie.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrem Kater und ihrem Huhn, und der Kater, welchen sie Söhnchen nannte, konnte einen Katzenbuckel machen und spinnen, ja er knisterte sogar, aber dann mußte man ihn gegen das Haar streicheln. Das Huhn hatte ganz kleine niedrige Beine, und deshalb nannte man es Küken Kurzbein, es legte gute Eier, und die Frau liebte es wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen merkte man gleich den neuen Gast, und der Kater fing an zu miauen und das Huhn zu gackeln.

„Was giebt's da?“ fragte die Frau und sah rings umher, aber sie sah nicht gut und so glaubte sie, das junge Entchen sei eine fette Ente, die sich verirrt hätte.

„Das wäre ja ein prächtiger Fang!“ sagte sie, „nun kann ich ja Enteneier bekommen, wenn's nur kein Entrich ist! Das müssen wir versuchen!“

Und so ward die Ente zur Probe angenommen drei Wochen lang, aber es kam kein Ei. Und der Kater war Herr im Hause und das Huhn war die Madam, und immer sagten sie: wir und die Welt; denn sie meinten, sie wären die Hälfte der Welt, und noch dazu bei weitem die beste. Die Ente glaubte, man könne wohl anderer Meinung sein, aber das duldete das Huhn nicht.

„Kannst Du Eier legen?“ fragte es.

„Nein.“

„Nun, so halte den Mund!“

Und der Kater sagte: „Kannst Du einen Buckel machen, spinnen und knistern?“

„Nein.“

„Nun, so sollst Du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen.“

Und die Ente saß in der Ecke, und war schlechten Humors; da fiel es ihr ein, an frische Luft und Sonnenschein zu denken; sie

bekam eine so außerordentliche Lust, auf dem Wasser zu schwimmen, daß sie es nicht lassen konnte, dem Huhne davon zu sagen.

„Was Dir doch ankommt!“ sagte das Huhn, „Du hast nichts zu thun, daher brütest Du solche Grillen aus! Lege Eier oder spinne, so vergißt Du's.“

„Aber, es ist so köstlich, auf dem Wasser zu schwimmen!“ sagte die Ente, „so köstlich, wenn's Einem über dem Kopfe zusammenschlägt, und man bis auf den Grund hinuntertaucht.“

„Nun, das ist ein rechtes Vergnügen,“ sagte das Huhn, „Du bist verrückt geworden, glaube ich. Frage den Kater, der ist der klügste Mann, den ich kenne, ob er wohl auf dem Wasser schwimmen oder gar untertauchen möchte, ohne von mir zu reden. Frage sogar unsere Herrschaft, die alte Frau, klüger als die ist Niemand in der Welt; meinst Du, daß sie Lust habe, auf dem Wasser zu schwimmen, und sich das Wasser über dem Kopfe zusammenschlagen zu lassen?“

„Ihr versteht mich nicht,“ sagte die Ente.

„Ei was, verstehen wir Dich nicht, wer sollte Dich denn verstehen; Du willst doch wohl nicht klüger sein, als Kater und Frau, ohne von mir zu reden. Stell' Dich nicht so an, Kind, und dank' Du Deinem Schöpfer für all' das Gute, das man Dir gethan hat. Bist Du nicht in eine warme Stube gekommen, und hast einen Umgang, von dem Du etwas lernen kannst? Aber Du bist ein Dummrian, und es ist langweilig, mit Dir umzugehen! Mir kannst Du glauben, ich meine es gut mit Dir, ich sage Dir Unannehmlichkeiten, und daran soll man seine wahren Freunde erkennen! Nun gieb Dir einmal Mühe, spinnen oder knistern zu lernen.“

„Ich glaube, ich will in die weite Welt gehen,“ sagte das Entchen.

„Nun so gehe!“ antwortete das Huhn.

Und so ging die Ente; sie schwamm auf dem Wasser, sie tauchte unter, aber von allen Thieren ward sie übersehen wegen ihrer Häßlichkeit. Nun kam der Herbst, die Blätter in den Waldungen

wurden gelb und braun, der Wind faßte sie und tanzte mit ihnen herum, und oben in der Luft war es kalt; die Wolken hingen schwer hernieder von Hagel oder Schnee, und auf dem Zaun saß der Rabe und schrie „rab! rab!“ vor lauter Kälte; — ja es kann Einen frieren, wenn man nur daran denkt; der armen Ente ging es gewiß nicht gut!

Eines Abends, als die Sonne prächtig unterging, kam eine ganze Schaar großer schöner Vögel aus dem Gebüsche, die Ente hatte nie etwas so Schönes gesehen; sie waren glänzend weiß mit langen schlanken Hälsen; es waren Schwäne; sie stießen einen sonderbaren Laut aus, breiteten ihre prächtigen langen Flügel aus und flogen fort aus den kalten Gegenden zu wärmeren Ländern, zu offenen Seen! Sie stiegen so hoch, so hoch! und dem kleinen häßlichen Entchen ward ganz sonderbar zu Muthe: es drehte sich im Wasser um wie ein Mühlrad, streckte den Hals hoch empor gegen sie und stieß einen Schrei aus, so laut und so sonderbar, daß ihm selbst bange dabei wurde! — — Ach, es konnte sie nicht vergessen, die herrlichen Vögel, die glücklichen Vögel, und sobald es sie nicht mehr sehen konnte, tauchte es unter bis auf den Grund, und als es wieder hervorkam, war es wie außer sich. Das Entchen wußte nicht, wie die Vögel hießen, nicht, wohin sie flogen, doch liebte es sie, wie es noch nie Jemanden geliebt hatte; es beneidete sie nicht; wie konnte es ihm einfallen, sich eine solche Schönheit zu wünschen, es wäre ja zufrieden gewesen, wenn es nur im Entenhofe von den Enten geduldet wäre, das arme häßliche Thier!

Und der Winter ward so kalt, so kalt; die Ente mußte auf dem Wasser umherschwimmen, um es offen zu erhalten; aber jede Nacht ward die Oeffnung, in welcher sie schwamm, kleiner und kleiner; es fror, daß die Eisrinde krachte; die Ente mußte die Beine wacker brauchen, damit das Wasser nur nicht ganz zufröre; zuletzt ward sie matt, lag still und fror im Eise fest.

Früh am Morgen kam ein Bauer, der sah sie, schlug mit seinem Holzschuh das Eis entzwei und brachte sie nun seiner Frau nach Haus.

Da lebte sie wieder auf. Die Kinder wollten mit ihr spielen, aber unser Entchen glaubte, man wollte sie quälen, und fuhr in ihrem Schreck gerade in die Milchsatte, so daß die Milch in der Stube herumplatschte, die Frau schrie und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; und da flog sie in den Trog, worin die Butter war, und da wieder in die Mehltonne und wieder hinaus, — aber wie sie nun aussah! — — Die Frau schrie und schlug nach ihr mit der Feuerzange, und die Kinder jagten eins über's andere, um das Entchen zu fangen, und lachten und schrien; gut war es, daß die Thür aufstand; hinaus fuhr sie zwischen die Büsche in den frisch gefallenen Schnee — da lag sie halb wie im Traum.

Aber es würde gar zu traurig sein, all' die Noth und das Elend zu erzählen, welches sie in dem harten Winter aushalten mußte — sie lag im Moore unter dem Schilfe, als die Sonne wieder anfing wärmer zu scheinen; — die Lerchen sangen und der schöne Frühling war wieder da.

Da schwang sie mit einem Male ihre Flügel; sie brausten stärker als früher, und trugen sie kräftiger vorwärts, und ehe sie es recht wußte, war sie in einem großen Garten, wo die Apfelbäume in der Blüthe standen, wo die Syringen dufteten und von den langen grünen Zweigen niederhingen in die sich windenden Kanäle. O, da war es so schön, so frühjahrsfrisch! und gerade da kamen aus dem Dickicht drei schöne weiße Schwäne; sie brauseten mit den Federn und schwammen auf dem Wasser so leicht, so leicht! Das Entchen kannte die prachtvollen Thiere und ward von einer wunderbaren Wehmuth ergriffen.

„Ich will zu ihnen fliegen, zu den königlichen Vögeln," sagte sie, „sie werden mich tödten, weil ich, ich häßliches Thier, mich ihnen zu nähern wage! aber das ist einerlei! besser, von ihnen getödtet zu werden, als gebissen von den Enten, geschlagen vom Huhn, Fußtritte zu bekommen von dem Mädchen, das die Hühner füttert, und im Winter so viel leiden zu müssen!" — und sie flog in's Wasser und schwamm zu den prächtigen Thieren hin, die sahen

sie und schossen mit brausenden Federn ihr entgegen. „Tödtet mich nur,“ sagte das arme Thier, und bog seinen Kopf nieder auf das Wasser und erwartete den Tod — doch, was sah sie in dem Wasser! Sie sah unter sich ihr eigenes Bild, aber das war nicht mehr ein plumper schwarzgrauer Vogel, häßlich und widerlich; es war ein Schwan.

Es schadet nicht, im Entenhofe geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Das gute Geschöpf fühlte sich ordentlich gehoben durch alle die Sorge und Widerwärtigkeit, welche es erfahren hatte; nun wußte es sein Glück recht zu schätzen, und alle die Herrlichkeit, die ihm entgegenstrahlte. Und die großen Schwäne schwammen um ihn herum und streichelten ihn mit dem Schnabel.

Im Garten liefen kleine Kinder, die warfen Brot und Korn in's Wasser und das kleinste rief:

„Da ist ein neuer!“ und die anderen Kinder jubelten mit: „ja, da ist ein neuer gekommen!“ und sie schlugen in die Hände und tanzten in der Runde, sie liefen zu Vater und Mutter, und da ward Brot und Kuchen in's Wasser geworfen, und Alle sagten: „Der neue ist doch der beste! so jung und so schön!“ und die alten Schwäne neigten sich vor ihm; da fühlte sich der junge ganz beschämt, und steckte den Kopf hinten unter die Flügel, er wußte selbst nicht, was er thun sollte; er war allzuglücklich, aber doch nicht stolz, denn ein gutes Herz wird niemals stolz. Er dachte daran, wie er war verfolgt und verhöhnt worden, und hörte nun Alle sagen, daß er der schönste von allen schönen Vögeln sei; und die Syringen bogen ihre Zweige zu ihm nieder in's Wasser, und die Sonne schien so warm und so schön, da schlugen seine Federn, der schlanke Hals erhob sich und von Herzen jubelte er: „So viel Glück träumte mir nicht, als ich die häßliche Ente war!“

Das Marienblümchen.

Nun höre einmal zu!

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege liegt ein Lusthaus — Du hast es gewiß selbst schon gesehen; vorne ist ein kleiner Garten mit Blumen, und ein Stacket mit grünen Knöpfen; dicht dabei an einem Graben mitten im schönsten Grase wuchs ein kleines Marienblümchen; das wurde von der Sonne eben so schön und warm beschienen, wie die großen Prachtblumen drinnen im Garten, daher wuchs es Stunde für Stunde. Eines Morgens stand es ganz aufgeblüht da mit seinen zarten weißschimmernden Blättern, die wie Strahlen die kleine gelbe Sonne in der Mitte umgaben. Es dachte gar nicht daran, daß es da im Grase von Niemand gesehen würde, es war seelenvergnügt, wandte sich gerade gegen die warme Sonne, sah in sie hinein und hörte auf die Lerche, die in der Luft sang.

Das keine Marienblümchen war so glücklich, als ob es ein hoher Festtag wäre; und doch war's nur ein Montag. Die Kinder waren in der Schule, und während sie da auf ihren Bänken saßen und lernten, saß das Blümchen auf seinem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und von Allem rund umher, wie gut der liebe Gott ist; — und es war recht, als spräche die kleine Lerche das Alles so schön und deutlich aus, was jene in der Stille fühlte! — und die Blume sah mit einer Art Ehrerbietung

hinauf zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte; aber es betrübte sie nicht, daß sie selbst es nicht konnte. „Ich höre und sehe ja," dachte sie, „die Sonne scheint auf mich und der Wind küsset mich — o, wie bin ich doch reich begabet!"

Innerhalb des Stacketes standen viele steife vornehme Blumen. je weniger Duft sie hatten, desto mehr warfen sie sich in die Brust; Die Päonien bliesen sich auf, um größer zu sein, als die Rosen; — aber die Größe thut's nicht immer! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben; das wußten sie recht gut, und hielten sich gerade wie eine Kerze, damit man sie noch besser sehen sollte. Sie achteten gar nicht auf das kleine Blümchen da draußen, aber dieses sah desto mehr auf sie und dachte: „wie die reich und schön sind! ja, zu denen fliegt gewiß der prächtige Vogel nieder, die besucht er! Was für ein Glück, daß ich hier in der Nähe einen Platz bekommen habe, und diese Pracht mit ansehen kann!" Und gerade indem es so dachte: „quirrevit!" da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu Päonien oder Tulpen, nein, in's Gras hinunter zu dem armen Marienblümchen, welches vor lauter Freude so erschrocken war, daß es selbst nicht wußte, was es denken sollte.

Der kleine Vogel tanzte im Grase herum und sang: „Nein, wie ist das Gras doch zart! und sieh, welch eine süße kleine Blume, mit Gold im Herzen und Silber am Kleide!" Der gelbe Fleck im Marienblümchen sah ja auch wirklich aus wie Gold, und die kleinen Blätter rund umher schimmerten silberweiß.

Wie glücklich die kleine Marienblume war — nein, das glaubt Keiner! Der Vogel küßte sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor, und flog dann wieder hinauf in die blaue Luft. Es währte gewiß eine Viertelstunde, ehe die Blume wieder zu sich kam. Halb verschämt und doch so innig froh sah sie nach den Blumen drüben im Garten hinüber; die hatten ja die Ehre und das Glück, das ihr widerfahren war, mit angesehen; sie mußten begreifen, wie sie sich freute, aber die Tulpen standen da noch einmal so steif, wie vorher, und waren ganz spitz und roth im Gesichte; denn sie hatten

sich geärgert. Die Päonien aber waren so dickköpfig — bu! es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte das Marienblümchen etwas Gutes zu hören bekommen! Die arme kleine Blume konnte wohl sehen, daß sie nicht guter Laune waren, und das that ihr so herzlich leid. In dem Augenblicke kam ein Mädchen in den Garten hinein, mit einem scharfen, blanken Messer; es ging mitten unter die Tulpen und schnitt eine nach der andern ab. „Uh!" seufzte das kleine Marienblümchen, „das ist ja schrecklich, nun ist's mit ihnen vorbei!" Da ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Marienblümchen war froh, daß es draußen im Grase stand und eine arme kleine Blume war, es fühlte sich so recht dankbar; und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem schönen Vogel.

Am folgenden Morgen, da die Blume wieder frisch und fröhlich alle weißen Blätter wie kleine Arme in Licht und Luft hinausstreckte, erkannte sie die Stimme des Vogels; aber es war so traurig, was er sang! Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; sie war gefangen worden und saß nun in einem Bauer dicht am offenen Fenster. Sie sang von dem Glücke, frei umher zu fliegen, sang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der schönen Reise auf den Schwingen hinauf in die freie Luft. Der arme Vogel war nicht froh gestimmt; gefangen saß er da im engen Bauer!

Das kleine Marienblümchen hätte ihm so gern geholfen; aber wie es das anfangen sollte, ja, das war schwer zu sagen. Es vergaß schier, wie schön Alles rund umher war, wie warm die Sonne schien, wie schön weiß seine Blätter schimmerten — ach, es konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den es nicht im Stande war, etwas zu thun.

Da kamen plötzlich zwei kleine Knaben aus dem Garten heraus, der eine von ihnen hatte ein Messer in der Hand, groß und scharf, wie das, mit welchem das Mädchen die Tulpen abgeschnitten

hatte. Sie gingen gerade auf das kleine Marienblümchen zu, das gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

„Hier können wir einen schönen Rasen für die Lerche schneiden,“ sagte der eine Knabe, und fing an, in einem Viereck tief nieder zu schneiden, rund um das Marienblümchen, so daß dieses mitten im Rasen zu stehen kam.

„Reiß die Blume heraus!“ sagte der eine Knabe, und das Marienblümchen zitterte ordentlich vor Angst; denn herausgerissen zu werden, das hieß ja das Leben verlieren, und es wollte doch gerne leben, da es mit dem Rasen hinein in's Bauer sollte zu der gefangenen Lerche.

„Nein, laß sie sitzen,“ sagte der andere, „sie nimmt sich so hübsch aus!“ und so blieb sie sitzen und kam mit in's Bauer zu der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorene Freiheit, und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendraht im Bauer; die kleine Blume konnte nicht sprechen, nicht ein tröstendes Wort konnte sie ihm sagen, so gern sie auch wollte. So ging es den ganzen Vormittag.

„Hier ist kein Wasser!“ sagte die gefangene Lerche, „sie sind Alle hinausgegangen und haben mich vergessen; keinen Tropfen Wasser zu trinken! mein Hals ist trocken und brennend! in meinem Innern ist Feuer und Eis, und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben; muß den warmen Sonnenschein, das frische Grün verlassen, und all' die Schönheit, die Gott geschaffen hat!“ und dabei bohrte sie den kleinen Schnabel in den kühlen Rasen, um sich ein wenig zu erfrischen; da fiel ihr Auge auf das Marienblümchen, und der Vogel nickte ihm zu und küßte es und sagte: „Du mußt hier auch verwelken, du arme kleine Blume! Dich und den grünen Fleck da hat man mir gegeben für die ganze Welt, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes Deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr sagt mir nur, wie viel ich verloren habe!“

„Wer ihn doch trösten könnte!“ dachte die kleine Blume, aber sie konnte kein Blatt rühren, doch der Duft, der aus den feinen Blättern strömte, war viel stärker, als er sonst bei dieser Blume zu sein pflegt; das merkte auch der Vogel, und obgleich er vor Durst verschmachtete, und in seiner Pein die grünen Halme zerraufte, rührte er doch die kleine Blume gar nicht an.

Es war Abend, und noch kam Niemand, um dem armen Vogel einen Tropfen Wasser zu bringen; da streckte er seine schlanken Flügel aus, schüttelte sie krampfhaft, sein Gesang war ein wehmüthiges Pipi! Der kleine Kopf beugte sich gegen die Blume, und das Herz des Vogels brach vor Mangel und Sehnsucht. Da konnte die Blume nicht, wie am Abend vorher, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen, sie hing krank und traurig nieder zur Erde.

Erst am andern Morgen kamen die Knaben, und da sie den Vogel todt sahen, weinten sie, weinten viele Thränen und gruben ein niedliches Grab, das sie mit Blumenblättern schmückten. Die Leiche des Vogels kam in eine schöne rothe Schachtel, königlich sollte er begraben werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Bauer sitzen und Noth leiden, nun ward er hoch gefeiert und viel beweint.

Aber der Rasen mit der Marienblume wurde hinaus in den Staub auf die Straße geworfen, Niemand dachte an sie, die doch am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte, und ihn so gern trösten wollte.

Der standhafte Zinnsoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, lauter Brüder; denn sie waren alle aus einem alten zinnernen Löffel gemacht. Das Gewehr hielten sie im Arme, und das Gesicht geradeaus gerichtet; roth und blau, wunderschön war ihre Uniform. Das Allererste, was sie in dieser Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, war das Wort: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe, und klatschte dabei in die Hände; er hatte sie bekommen, weil sein Geburtstag war, und stellte sie nun auf dem Tische auf. Ein Soldat glich dem andern auf ein Haar; nur ein einziger zeichnete sich etwas aus; er hatte nur ein Bein; denn er war zuletzt gegossen, als nicht genug Zinn übrig war; doch stand er auf seinem einen Beine eben so fest, wie die anderen auf ihren zweien, und er gerade ist es, dessen Schicksale merkwürdig sind.

Auf dem Tische, wo sie aufgestellt wurden, stand viel anderes Spielzeug; aber was am meisten in die Augen fiel, das war ein Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenster konnte man gerade in die Stuben hineinsehen. Vor dem Schlosse standen kleine Bäume rund um einen kleinen Spiegel, der einen See vorstellen sollte; hier schwammen Schwäne von Wachs und bespiegelten sich. Alles das war recht niedlich, aber das Niedlichste war doch eine kleine Jungfer, die mitten in der offenen Schloßthür stand; sie war aus Papier geschnitten, aber sie trug einen Rock vom klarsten

Linon, und ein kleines blaues Band über die Schultern, wie ein Oberkleid; mitten in diesem saß ein schimmernder Goldflitter, eben so groß, wie ihr ganzes Gesicht. Die kleine Dame streckte ihre beiden Arme aus, denn sie war eine Tänzerin, und dabei hob sie das eine Bein so hoch in die Höhe, daß der Zinnsoldat es gar nicht finden konnte, und meinte, sie hätte, wie er, nur ein Bein.

„Das wäre eine Frau für mich," dachte er, „aber sie ist ein bischen vornehm; sie wohnt in einem Schlosse, ich habe nur eine Schachtel, und da sind unser fünfundzwanzig Mann darin, das ist kein Platz für sie! Indessen will ich suchen, ihre Bekanntschaft zu machen!" und nun legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabacksdose, die auf dem Tische stand; von da konnte er die kleine feine Dame recht beschauen, die auf einem Beine stehen blieb, ohne die Balance zu verlieren.

Als der Abend hereinbrach, kamen alle anderen Zinnsoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun fingen die Spielsachen an zu spielen, sie spielten Besuch, Krieg und Ball. Die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel, denn sie wollten mit dabei sein, aber der Deckel wollte nicht herunter. Der Nußknacker schlug einen Purzelbaum, und der Griffel sprang auf der Tafel herum; es war ein Spectakel, daß auch der Kanarienvogel erwachte und mitzusprechen anfing, noch dazu in Versen. Die beiden einzigen, die sich nicht von der Stelle rührten, waren der Zinnsoldat und die kleine Tänzerin; sie blieb in ihrer graziösen Stellung auf der Fußspitze mit ausgebreiteten Armen, er war eben so fest auf seinem einen Beine, sein Auge kam nicht einen Augenblick von ihr.

Nun schlug die Uhr zwölf, da sprang auf einmal das Schloß von der Schnupftabacksdose auf; aber es war kein Tabak darin; nein, heraus sprang ein kleiner schwarzer Zauberer, so ein kleines Kunststück.

„Zinnsoldat!" sagte der Zauberer, „willst Du Deine Augen wohl bei Dir behalten!"

Aber der Zinnsoldat that, als hörte er es nicht.

„Na, warte nur: morgen!“ sagte der Zauberer.

Als nun der Morgen da war und die Kinder aus dem Bette kamen, wurde der Zinnsoldat in's Fenster gestellt, und, that's nun der Zauberer oder der Zugwind — mit einem Male flog das Fenster auf, und der Zinnsoldat fiel über Kopf aus dem dritten Stock herunter. Das war eine schreckliche Fahrt, er kehrte das eine Bein in die Höhe und blieb auf dem Tschako stehen, mit dem Bajonnet zwischen den Pflastersteinen.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe kamen gleich herunter, um ihn zu suchen; aber obgleich sie beinahe auf ihn traten, konnten sie ihn doch nicht sehen. Hätte der Zinnsoldat gerufen: „hier bin ich!“ so würden sie ihn wohl gefunden haben; aber er fand es nicht schicklich, laut zu schreien, da er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen, ein Tropfen fiel dicker als der andere! es wurde ein wahrer Platzregen. Als der vorbei war, kamen zwei Straßenjungen.

„Sieh da,“ sagte der eine, „ein Zinnsoldat, der soll einmal segeln.“

Und sie machten ein Boot aus einer Zeitung, setzten den Zinnsoldaten hinein, und nun segelte er den Rinnstein hinunter; beide Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Himmel! was für Wogen gingen im Rinnstein, und was für ein Strom war da, ja, es hatte aber auch tüchtig gegossen. Das Papierboot wippte auf und nieder, und zwischendurch machte es so rasche Wendungen, daß dem Zinnsoldaten ganz schwindlig wurde; aber er blieb standhaft, veränderte keine Miene, sah gerade aus und hielt das Gewehr im Arm.

Mit einem Male trieb das Boot unter ein langes Rinnsteinbrett, da war es so dunkel, als wenn er in seiner Schachtel läge.

„Wo mag ich nun wohl hinkommen?“ dachte er, „ja, ja, das ist des Zauberers Schuld! Ach, säße nur die kleine Jungfer hier bei mir im Boote, dann möchte es gern noch einmal so dunkel sein!“

In dem Augenblicke kam eine große Wasserratte, die unter dem Rinnsteinbrette wohnte.

„Hast Du einen Paß?“ fragte die Ratte, „her mit dem Passe!“

Aber der Zinnsoldat schwieg stille, und hielt sein Gewehr noch fester. Das Boot schoß vorwärts und die Ratte hinterher. Hu, wie grimmig sie die Zähne fletschte und Stengeln und Strohhalmen zurief:

„Halt' ihn, halt' ihn, er hat den Zoll defraudirt, er hat den Paß nicht gezeigt!“

Aber der Strom wurde stärker und stärker! Der Zinnsoldat konnte schon den hellen Tag sehen, ehe das Brett aufhörte, aber er hörte auch einen brausenden Laut, bei dem wohl das tapferste Herz erbeben konnte. Denk' Dir, wo das Brett zu Ende war, stürzte der Rinnstein schnurstracks in einen großen Kanal hinein; das war für den Soldaten so gefährlich, als für uns eine Fahrt über einen mächtigen Wasserfall.

Nun war er schon so nahe, daß er nicht mehr anhalten konnte das Boot schoß hinaus; der arme Zinnsoldat hielt sich steif, so gut er konnte, Niemand sollte ihm nachsagen, daß er auch nur mit den Augen geblinzelt hätte. Das Boot sausete drei, vier Mal herum, und war voll Wasser bis zum Rande; es mußte sinken. Der Zinnsoldat stand bis an den Hals im Wasser; tiefer und tiefer sank das Boot, mehr und mehr lösete sich das Papier auf; nun ging das Wasser dem Soldaten über den Kopf — da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie wieder sehen sollte, und es klang vor seinen Ohren:

Gefahr, Gefahr, o Kriegesmann,
Den Tod sollst Du erleiden!

Nun ging das Papier auseinander, der Zinnsoldat stürzte hindurch — aber in demselben Augenblicke wurde er von einem großen Fische verschlungen.

Nein, wie war es dunkel drinnen! da war es noch schlimmer als unter dem Rinnsteinbrette; und dabei war es so enge — aber

der Zinnsoldat war standhaft, er lag da, so lang er war, das Gewehr im Arm.

Der Fisch schoß hin und her, er machte die entsetzlichsten Bewegungen; endlich ward er ganz stille, es fuhr wie ein Lichtstrahl durch ihn hin, das Licht schien ganz hell, und es rief Einer: „Zinnsoldat!“ Der Fisch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft, in die Küche gekommen, wo das Mädchen ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie faßte mit zwei Fingern den Zinnsoldaten mitten um den Leib, und trug ihn in die Stube, wo Alle begierig waren, den merkwürdigen Mann zu sehen, der Reisen gemacht hatte im Magen eines Fisches; — aber der Zinnsoldat war gar nicht stolz. Sie stellten ihn auf den Tisch, und da — nein, wie kann es doch wunderbar kommen in dieser Welt! — der Zinnsoldat war in derselben Stube, in welcher er früher gewesen war, er sah dieselben Kinder, dasselbe Spielzeug stand auf dem Tische; das schöne Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin; sie stand noch auf dem einen Beine und hielt das andere hoch in die Höhe; sie war auch standhaft; das rührte den Zinnsoldaten, er hätte Zinn weinen mögen, aber das schickte sich nicht. Er sah auf sie und sie sah auf ihn, aber sie sagten kein Wort.

Mittlerweile nahm der eine von den kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn kurz und gut in den Ofen. Einen Grund dazu gab er nicht an, gewiß war aber der Zauberer in der Dose Schuld daran.

Da stand nun der Zinnsoldat in voller Beleuchtung; er fühlte eine entsetzliche Gluth, ob die von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben hatte er gänzlich verloren, ob das nun auf der Reise geschehen, oder ob es eine Folge seiner Gemüthsbewegungen war, kann ich nicht sagen. Er sah auf die kleine Mamsell, sie sah auf ihn, und er fühlte es, er schmolz; aber noch stand er standhaft da, das Gewehr im Arme. Da ging eine Thür auf, der Wind faßte die Tänzerin, und wie eine Sylphide flog sie gerades Weges in den Ofen hinein zum

Zinnsoldaten, loderte hell auf, und — weg war sie; da schmolz der Soldat zu einem Klumpen zusammen, und als das Mädchen Tags darauf die Asche herausnahm, fand sie seine Ueberreste in der Gestalt eines kleinen Zinnherzens; von der Tänzerin hingegen war nur noch der Goldflitter übrig, und der war kohlschwarz gebrannt.

Der Garten des Paradieses.

Es war einmal ein Königssohn; kein Mensch hatte so viele und so schöne Bücher, wie er; Alles, was in dieser Welt geschehen war, konnte er da herauslesen und abgebildet sehen in prächtigen Bildern. Von jedem Land und jedem Volk konnte er genaue Nachricht bekommen, aber wo der Garten des Paradieses zu finden wäre, davon stand kein Wort in den Büchern; und der, gerade der lag ihm am meisten im Sinne.

Als er noch ganz klein war und eben anfangen sollte zur Schule zu gehen, hatte ihm seine Großmutter erzählt, daß jede Blume im Paradiesgarten der süßeste Kuchen wäre, und die Staubfäden der feinste Wein; auf der einen stände Geschichte, auf der andern Geographie oder deutsche Sprache; man brauche nur die Kuchen zu essen, so wüßte man seine Lection; je mehr man äße, desto mehr begriffe und behielte man von Geschichte, Geographie oder deutscher Sprache.

Das glaubte er damals, aber nach und nach, als er größer und klüger ward und mehr lernte, sah er wohl ein, daß die Herrlichkeit im Garten des Paradieses doch noch eine ganz andere gewesen sein müsse.

„O, warum brach doch Eva den Apfel von dem Baum der Erkenntniß? Warum aß Adam von der verbotenen Frucht? Das hätte ich sein sollen, so wäre es nicht geschehen! nimmer hätte die Sünde in die Welt kommen sollen!“

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebzehn Jahre alt war. — Der Paradiesgarten erfüllte alle seine Gedanken.

Eines Tages ging er in's Holz; er ging allein, denn das war sein größtes Vergnügen.

Der Abend brach herein, die Wolken zogen sich zusammen, es ward ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuse wäre, aus der das Wasser hervorstürzte; es war so dunkel, wie es sonst wohl des Nachts im tiefsten Brunnen sein mag. Bald glitt er in das nasse Gras, bald fiel er über nackte Steine, die aus dem felsigen Boden hervorragten. Alles triefte von Wasser, der arme Prinz behielt keinen trockenen Faden am Leibe. Er mußte über große Steinblöcke kriechen, wo das Wasser aus dem hohen Moose herabträufelte. Er war nahe daran umzufallen; da hörte er ein wunderbares Sausen und vor sich sah er eine große erleuchtete Höhle. Mitten in derselben brannte ein Feuer, an dem man einen ganzen Hirsch hätte braten können, und das geschah auch; der schönste Hirsch mit seinem zackigen Geweihe war an den Spieß gesteckt und ward langsam gedreht zwischen zwei umgehauenen Tannenbäumen. — Eine ältliche Frau, groß und stark, als wäre sie ein verkleideter Mann, saß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem andern hinein. „Komm nur näher!“ sagte sie, „setze Dich an's Feuer und laß Dein Zeug trocknen.“

„Hier ist ein häßlicher Zugwind,“ sagte der Prinz und setzte sich auf den Fußboden.

„Der wird noch schlimmer, wenn meine Söhne nach Hause kommen!“ antwortete die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde; meine Söhne sind die vier Winde der Welt, verstehest Du mich?“

„Wo sind Deine Söhne?“ fragte der Prinz.

„Auf dumme Fragen ist nicht gut antworten,“ sagte die Frau. „Meine Söhne leben auf eigene Hand, sie spielen Fangball mit den Wolken da oben!“ und dabei zeigte sie hinauf in's Blaue.

„Ah so,“ sagte der Prinz. — „Ihr sprecht übrigens etwas

hart und seid überhaupt nicht so sanft, wie die Frauen, die ich sonst um mich sehe."

„Ja, die mögen wohl nichts Anderes zu thun haben! Ich muß hart sein, wenn ich meine Buben in Zucht halten soll, aber das kann ich, obgleich sie steife Nacken haben; siehst Du die vier Säcke da an der Wand? Vor denen haben sie eben so viel Respect, als Du vor der Ruthe hinter dem Spiegel gehabt hast. Ich puffe sie zusammen, will ich Dir sagen, und dann kommen sie in den Sack; da machen wir nicht viel Umstände; dort sitzen sie und kommen nicht heraus, als bis es mir gefällt. — Aber da haben wir den einen!"

Das war der Nordwind; der trat herein mit einer eisigen Kälte, große Stücke Hagel tanzten über den Fußboden und Schneeflocken flogen um ihn her. Er hatte Beinkleider und eine Jacke von Bärenfell an; eine Kappe von Seehundsfell hing ihm über die Ohren; lange Eiszapfen hingen ihm am Bart, und ein Hagelkorn nach dem andern rutschte unter dem Kragen der Jacke hervor.

„Gehen Sie doch nicht gleich an's Feuer!" sagte der Prinz. „Sie können leicht Frost an Gesicht und Hände bekommen."

„Frost?" sagte der Nordwind und lachte laut, „Frost, das ist gerade mein größtes Vergnügen! Was bist Du denn aber für ein Spindelbein? Wie kommst Du in die Höhle der Winde?"

„Er ist mein Gast!" sagte die Alte, „und bist Du mit der Erklärung nicht zufrieden, so kommst Du in den Sack! Nun weißt Du meine Meinung."

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, von wo er kam und wo er den ganzen Monat gewesen war.

„Vom Eismeer komme ich," sagte er, „ich bin auf der Bäreninsel gewesen, mit den russischen Wallfischfängern. Ich saß und schlief am Steuerruder, als sie vom Nordkap segelten; wenn ich zwischendurch ein wenig aufwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine; das ist ein lächerlicher Vogel, der macht einen raschen

Schlag mit den Flügeln und dann hält er sie unbeweglich ausgestreckt und hat Schwung genug."

„Mach's nur nicht so weitläufig!" sagte die Mutter der Winde. „Und so kamst Du also zur Bäreninsel?"

„Da ist es prächtig! ein Fußboden recht zum Tanzen gemacht, flach wie ein Teller; halb aufgethauter Schnee mit Moos, scharfe Steine und Skelette von Wallfischen und Eisbären lagen da, die sahen aus, wie die Arme und Beine von Riesen mit einem muffigen Grün überzogen. Man sollte glauben, die Sonne habe nie auf sie geschienen. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen sehen könnte; das war ein Haus, gebaut von einem Wrack und mit Wallfischhaut überzogen, die Fleischseite nach außen, voll von Grün und Roth; auf dem Dache saß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging an den Strand, sah in die Vogelnester, sah auf die nackten Jungen, welche schrien und das Maul aufsperrten; da blies ich in die Tausende von Kehlen hinein, und sie lernten das Maul halten. Unten wälzten sich die Wallrosse wie lebendige Kaldaunen oder wie Riesenwürmer mit Schweineköpfen und ellenlangen Zähnen."

„Du erzählst gut, mein Sohn!" sagte die Mutter, „mir läuft dabei das Wasser im Munde zusammen."

„So ging's denn zum Fang; der Harpun ward in des Wallrosses Brust gestoßen, daß der dampfende Blutstrahl wie ein Springbrunnen über das Eis schoß. Da dachte ich auch an mein Spiel; ich blies auf und ließ meine Segler, die felsenhohen Eisberge, die Böte einklemmen; hui! wie da Alle pfiffen und schrien, aber ich pfiff lauter; die todten Wallfischleiber, Kisten und Tauwerk mußten sie auf dem Eise auspacken; ich schüttelte Schneeflocken um sie her und ließ sie in den eingeklemmten Böten südwärts treiben, um Seewasser zu kosten. Die kommen nicht wieder nach der Bäreninsel."

„So hast Du ja Böses gethan!" sagte die Mutter der Winde.

„Was ich Gutes gethan habe, können Andere erzählen," sagte er, „aber da haben wir meinen Bruder aus dem Westen, den habe

ich am liebsten von Allen; er riecht so nach der See und hat so eine recht gesunde Kälte an sich."

„Ist das der kleine Zephyr?" fragte der Prinz.

„Ja, freilich ist das der Zephyr," sagte die Alte, „aber so klein ist er eben nicht mehr. Vor Zeiten war er ein hübscher Junge, aber nun ist das vorbei."

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte eine Art Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine Keule von Mahagony-Holz, gehauen in den amerikanischen Mahagony-Wäldern. Geringeres durfte es nicht sein.

„Wo kommst Du her?" sagte die Mutter.

„Aus den Waldwüsten," sagte er, „wo die dornigen Lianen eine Hecke bilden zwischen jedem Baum, wo die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt, und die Menschen unnütz zu sein scheinen."

„Was machtest Du da?"

„Ich sah auf den tiefen Fluß, sah, wie er vom Felsen stürzte und zu Staub zerschlagen gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen; sah einen Büffel im Flusse schwimmen, aber der Strom riß ihn fort; er trieb mit einer Schaar wilder Enten, die flogen auf, wo das Wasser stürzte; der Büffel mußte hinunter; das gefiel mir, und ich blies einen Sturm zusammen, daß die uralten Bäume krachend zu Boden stürzten und zu Splittern zerschellten."

„Und sonst hast Du nichts gethan?" sagte die Alte.

„Ich habe Purzelbäume geschossen in den Savannen, ich habe die wilden Pferde getrieben und Kokosnüsse geschüttelt; ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen! Aber man soll nicht Alles sagen, was man weiß, das weißt Du wohl, Du Alte!" und da küßte er seine Mutter dermaßen, daß sie beinahe rücklings umgefallen wäre; das war ein wilder Bursche.

Nun kam der Südwind mit Turban und fliegendem Beduinenmantel.

„Hier ist's tüchtig kalt, hier draußen," sagte er, und warf Holz in's Feuer, „man merkt, daß der Nordwind zuerst gekommen ist."

„Hier ist's so heiß, daß man einen Eisbären braten könnte," sagte der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär," sagte der Südwind.

„Wollt Ihr in den Sack!" fragte die Alte. „Setz' Dich dort auf den Stein und erzähle, wo Du gewesen bist."

„In Afrika, Mutter!" antwortete er. Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern; was für ein Gras wächst da in der Ebene, grün wie die Oliven! da tanzte das Gnu, und der Strauß lief mit mir in die Wette, aber ich bin doch schneller zu Fuß. Ich kam in die Wüste in den gelben Sand; da sieht's aus wie auf dem Grunde des Meeres. Ich begegnete einer Karavane; sie schlachteten ihr letztes Kameel, um Wasser zum Trinken zu bekommen, aber sie bekamen nicht viel. Von oben brannte die Sonne, von unten glühte der Sand. Kein Ende hatte die ausgedehnte Wüste. Da wälzte ich mich in dem feinen losen Sande und wirbelte ihn zu großen Säulen auf, das war ein Tanz! — Du hättest einmal sehen sollen, wie verblüfft das Dromedar dastand, und wie der Kaufmann den Kaftan über den Kopf zog. Er warf sich vor mir nieder, wie vor Allah, seinem Gott. Nun sind sie begraben, aber es steht eine Pyramide von Sand über ihnen Allen, wenn ich die einmal wegblase, so wird die Sonne die weißen Knochen bleichen, da können dann die Reisenden sehen, daß früher Menschen hier gewesen sind. Sonst würde man es in der Wüste nicht glauben!"

„Du hast also nur Böses gethan!" sagte die Mutter. „Marsch in den Sack!" und ehe er es dachte, hatte sie den Südwind um den Leib gefaßt und im Sacke, der wälzte sich auf dem Fußboden herum, aber sie setzte sich darauf, und da mußte er stille liegen.

„Das sind verzweifelt muntere Burschen!" sagte der Prinz.

„Ja, wahrhaftig!" antwortete sie, „aber pariren müssen sie. Da haben wir den vierten!"

Das war der Ostwind, der war gekleidet wie ein Chinese.

„So, kommst Du von der Ecke?“ sagte die Mutter, „ich glaubte, Du wärest im Paradiesgarten gewesen?“

„Dahin fliege ich erst morgen,“ sagte der Ostwind, „morgen sind es hundert Jahre, seit ich dort war. Ich komme jetzt von China, wo ich um den Porzellanthurm tanzte, daß alle Glocken klangen. Unten auf der Straße wurden die Beamten geprügelt, daß die Bambusrohre auf ihren Schultern zersplitterten; und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grad; sie schrien: Dank, Dank, mein väterlicher Wohlthäter! aber sie meinten's nicht so, und ich klingelte dazu mit den Glocken und sang, tsing, tsang, tsu!“

„Du bist ein ausgelassener Bube,“ sagte die Alte, „es ist gut, daß Du morgen in den Paradiesgarten kommst, das fördert immer Deine Bildung; trinke nur tüchtig aus der Quelle der Weisheit und bringe mir eine kleine Flasche voll mit.“

„Das will ich,“ sagte der Ostwind. „Aber warum hast Du denn meinen Bruder aus dem Süden in den Sack gesteckt? laß ihn heraus! er soll mir vom Vogel Phönix erzählen, von dem Vogel will die Prinzessin im Paradiesgarten immer hören, wenn ich ihr alle hundert Jahre einen Besuch mache. Mach den Sack auf! Du bist auch meine süßeste Mutter, und ich will Dir zwei Taschen voll Thee schenken, so frisch und grün, wie ich ihn an Ort und Stelle pflückte.“

„Nun denn, um des Thee's willen und weil Du ja doch mein Herzblatt bist, will ich den Sack öffnen.“ Das that sie, und der Südwind kroch hervor, aber er ließ die Ohren gewaltig hängen, weil der fremde Prinz das gesehen hatte.

„Da hast Du ein Palmblatt für die Prinzessin,“ sagte der Südwind, „das Blatt hat mir der alte Vogel Phönix, der einzige, der in der Welt war, gegeben, er hat mit seinem Schnabel seine ganze Lebensbeschreibung während der hundert Jahre, die er gelebt hat, darauf gekritzelt; nun kann sie es selbst lesen. Ich sah, wie der Vogel Phönix selbst Feuer an sein Nest legte, sich darauf

setzte und verbrannte, wie die Frau eines Hindus. — Wie knisterten die grünen Zweige und was war das für ein Rauch und ein Duft! Zuletzt ging Alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönix ward zu Asche, aber sein Ei lag glühend roth im Feuer; es barst mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; der ist nun Herrscher über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat ein Loch in's Blatt, das ich Dir gab, gebissen, das ist sein Gruß an die Prinzessin."

„Nun laßt uns auch etwas essen," sagte die Mutter der Winde, und da setzten sie sich Alle, um den gebratenen Hirsch zu verzehren, und der Prinz saß neben dem Ostwind, daher wurden sie bald gute Freunde.

„Hör', sag' mir einmal," begann der Prinz, „was ist das für eine Prinzessin, von der so viel gesprochen wird, und wo liegt der Garten des Paradieses?"

„Ho, Ho!" sagte der Ostwind, „willst Du da hin? ja so flieg morgen mit mir; aber das muß ich Dir denn doch sagen, kein Mensch ist da gewesen seit Adam und Eva's Zeit. Die kennst Du ja wohl aus der biblischen Geschichte?"

„Ja, freilich!" sagte der Prinz.

„Damals, als sie vertrieben wurden, sank der Garten des Paradieses unter die Erde, aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all' seine Herrlichkeit. Die Königin der Feen wohnt darin; da liegt die Insel der Seligkeit, wohin der Tod nie dringt, und wo das Leben so schön ist! Setz' Dich morgen auf meinen Rücken, so will ich Dich mitnehmen; ich denke, das läßt sich machen! Aber nun schwatze nicht mehr, denn ich will schlafen."

Und darauf schliefen sie Alle. Früh am Morgen erwachte der Prinz und war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß er schon weit über den Wolken war. Er saß auf dem Rücken des Ostwinds, der ihn treulich festhielt; sie waren so hoch in der Luft, daß Wälder

und Felder, Flüsse und Seen sich ausnahmen wie eine große illuminirte Landkarte.

„Guten Morgen!“ sagte der Ostwind. „Du könntest übrigens wohl noch ein wenig schlafen, denn es ist nicht viel zu sehen an dem flachen Lande unter uns, wenn Du nicht vielleicht Lust hast, Kirchen zu zählen; die stehen wie Kreidepünktchen da unten auf dem grünen Brette.“ Es waren Felder und Wiesen, welche er das grüne Brett nannte.

„Es war unartig, daß ich von Deiner Mutter und Deinen Brüdern nicht Abschied nahm,“ sagte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt,“ sagte der Ostwind, und nun flogen sie noch schneller von dannen; man konnte es hören in den Gipfeln der Bäume; wenn sie drüber hinfuhren, rauschten alle Zweige und Blätter; man konnte es sehen an dem Meere und an den Seen, denn wo sie flogen, gingen die Wellen höher und die großen Schiffe neigten sich tief in's Wasser, wie schwimmende Schwäne.

Gegen Abend, als es dunkel ward, sahen die großen Städte recht drollig aus: die Lichter brannten da unten, bald hier, bald dort; es war gerade, als wenn man an einem Stück verbrannten Papiers die vielen Fünkchen sieht, die den Küster bedeuten, der mit seinen Jungen ausgeht. Und der Prinz klatschte in die Hände, aber der Ostwind bat ihn, das zu lassen, und sich lieber fest zu halten, sonst könne er leicht fallen und an einer Kirchthurmspitze hängen bleiben.

Der Adler in den dunklen Wäldern flog schnell genug, aber der Ostwind flog schneller. Der Kosak auf seinem kleinen Pferde jagte über die Steppe, aber der Prinz jagte noch ganz anders.

„Nun kannst Du den Himalaya sehen,“ sagte der Ostwind, „das ist der höchste Berg in Asien; nun kommen wir bald an den Garten des Paradieses!“ Darauf drehten sie mehr gegen Süden und bald duftete es da von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchsen wild, und am wilden Wein hingen rothe und

weiße Trauben. Hier stiegen sie beide nieder, streckten sich in's weiche Gras, wo die Blumen dem Winde zuwinkten, als wollten sie sagen: „Willkommen, willkommen!“

„Sind wir nun in dem Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

„Nein, noch nicht!“ sagte der Ostwind, „aber wir kommen bald hin. Siehst Du die Felsenwand dort und die große Höhle, wo die Weinranken hängen wie große grüne Gardinen? Da sollen wir durch. — Hüll' Dich in Deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter und es ist eisig kalt. Der Vogel, der an der Höhle vorbei fliegt, hat den einen Flügel hier draußen im warmen Sommer und den anderen drinnen im kalten Winter.“

„So, das ist der Weg in den Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

Nun gingen sie denn in die Höhle; hui, wie war es da eisig kalt, aber das dauerte nicht lange. Der Ostwind breitete seine Flügel aus, und sie glänzten wie das reinste Feuer; — nein, welche Höhle! Die großen Steinblöcke, von denen das Wasser tröpfelte, hingen über ihnen in den sonderbarsten Gestalten; bald war es so eng, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und breit wie in der freien Luft. Es sah aus wie Grabkapellen mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl durch den Weg des Todes in den Garten des Paradieses?“ sagte der Prinz, aber der Ostwind antwortete keine Silbe, zeigte vorwärts, und das schönste blaue Licht strahlte ihnen entgegen. — Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr wie ein Nebel und zuletzt so klar wie eine weiße Wolke im Mondschein. Nun waren sie in der schönsten milden Luft, so frisch wie auf den Bergen, so duftend wie bei den Rosen des Thals.

Da strömte ein Fluß, so klar wie die Luft selbst, und die Fische waren wie Silber und Gold; purpurrothe Aale, die bei jeder Biegung blaue Funken sprühten, spielten unten im Wasser, und die breiten Blätter der Teichrose hatten die Farben des Regenbogens,

die Blume selbst war eine rothgelb brennende Flamme, der das Wasser Nahrung gab, wie das Oel der Lampe; eine feste Brücke von Marmor, aber so fein und künstlich geschnitten, als wäre sie von Spitzen und Glasperlen, führte über das Wasser zu der Insel der Seligkeit, wo der Garten des Paradieses blühte.

Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Gesänge von seiner Kindheit, aber in so lieblich schwellenden Tönen, wie keine menschliche Stimme hienieden singen kann. Waren es Palmenbäume oder riesengroße Wasserpflanzen, die hier wuchsen, so große saftvolle Bäume hatte der Prinz noch nie gesehen; in langen Kränzen hingen da die seltsamsten Schlingpflanzen, wie man sie in Farben und Gold auf dem Rande der alten Heiligenbücher findet, oder wie sie sich da durch die Anfangsbuchstaben durchschlingen. Es waren die sonderbarsten Zusammensetzungen von Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Im Grase dicht daneben stand eine Schaar Pfauen mit ausgebreiteten strahlenden Schwänzen. Ja wirklich, so war es! — aber nein, als der Prinz sie berührte, merkte er, daß es nicht Thiere, sondern Pflanzen waren: es waren große Kletten, die hier wie die prächtigen Schwänze der Pfauen strahlten. Löwen und Tiger sprangen wie geschmeidige Katzen zwischen den grünen Hecken, die wie die Blumen des Oelbaums dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Holztaube, glänzend wie die schönste Perle, klatschte mit ihren Flügeln des Löwen Mähne, und die sonst so scheue Antilope stand und nickte mit dem Kopfe, als ob sie auch mitspielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieses; ihre Kleider glänzten wie die Sonne, und ihr Gesicht war mild wie das einer glücklichen Mutter, wenn sie sich recht über ihre Kinder freuet. Sie war so jung und schön, und es folgten ihr die schönsten Mädchen, jedes mit einem funkelnden Sterne im Haare.

Der Ostwind gab ihr das beschriebene Blatt vom Vogel Phönix, und ihre Augen strahlten vor Freude; sie nahm den Prinzen bei

der Hand und führte ihn in ihr Schloß, wo die Wände Farben hatten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn man's gegen die Sonne hält; die Decke war eine einzige strahlende Blume, und je mehr man hineinsah, desto tiefer schien ihr Kelch. Der Prinz trat an's Fenster und sah durch eine der Scheiben, da sah er den Baum der Erkenntniß mit der Schlange, und Adam und Eva standen daneben. „Sind die nicht vertrieben?“ fragte er, und die Fee lächelte und erklärte ihm, so habe auf jeder Scheibe die Zeit ihr Bild hier eingebrannt, aber nicht ein Bild, wie man's sonst wohl sieht, nein, das Bild hatte Leben; die Blätter der Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen wie in einem Spiegelbilde. Und er sah durch eine andere Scheibe, da war Jakob's Traum; die Leiter stieg gerade hinein in den Himmel, und die Engel mit großen Flügeln schwebten auf und nieder. Ja, Alles, was geschehen war in dieser Welt, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben; so künstliche Malereien konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen großen, hohen Saal, dessen Wände mit transparenten Malereien bedeckt schienen, ein Gesicht schöner als das andere; da waren Millionen von Seligen, die lächelten und sangen, so daß es in eine Melodie zusammenfloß; die allerobersten waren so klein, so klein — kleiner als die geringste Rosenknospe, wenn man sie wie ein Pünktchen auf das Papier zeichnet. Und mitten im Saal stand ein großer Baum mit hängenden üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntniß, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tropfte ein rother schimmernder Thautropfen; es war, als weinte der Baum blutige Thränen.

„Laß uns nun in's Boot steigen!“ sagte die Fee, „wir wollen Erfrischungen genießen, draußen auf dem schwellenden Wasser! das Boot schaukelt, doch kommt's nicht von der Stelle; aber alle Lande der Welt gleiten an unseren Augen vorüber.“ Und es war wunderbar zu sehen, wie die ganze Küste sich bewegte. Da kamen

die hohen, schneebedeckten Alpen, mit Wolken und schwarzen Tannen, das Horn erklang so wehmüthig tief, und im Thale jodelte lustig der Hirte. Jetzt senkten die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige nieder in's Boot, kohlschwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser, und die seltsamsten Thiere und Blumen ließen sich sehen am Ufer: das war Neuholland, der fünfte Welttheil, der mit einer Aussicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte die Gesänge der Priester und sah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommel und der beinernen Tuba. Aegyptens in die Wolken ragende Pyramiden, umgestürzte Säulen und Sphinxe segelten vorbei. Nordlichte brannten über den Jökuln des Nordens, das war ein Feuerwerk, wie Keiner es nachmachen kann. Der Prinz war so glücklich, — und er sah hundert Mal mehr als was wir hier erzählen.

„Und immer darf ich hier bleiben?“ fragte er.

„Das kommt auf Dich selbst an!“ antwortete die Fee. „Lässest Du Dich nicht, wie Adam, verführen, das Verbotene zu thun, so kannst Du immer hier bleiben.“

„Ich werde die Aepfel auf dem Baum der Erkenntniß nicht anrühren!“ sagte der Prinz. „Hier sind ja tausend Früchte so schön wie die!“

„Prüfe Dich selbst, und bist Du nicht stark genug, so gehe mit dem Ostwind, der Dich brachte; er fliegt nun zurück, und kommt in hundert Jahren nicht wieder; die Zeit wird hier für Dich vergehen, als wären es hundert Stunden; aber es ist eine lange Zeit für Versuchung und Sünde. Jeden Abend, wenn ich von Dir gehe, muß ich Dir zurufen: 'kommt mit!' ich muß mit der Hand Dir winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn da wächst mit jedem Schritte Deine Sehnsucht: Du kommst in den Saal, wo der Baum der Erkenntniß stehet; ich schlafe unter den duftenden hängenden Zweigen, Du wirst Dich über mich beugen, aber drückst Du einen Kuß auf meinen Mund, so sinkt das Paradies tief in die Erde, und es ist für Dich verloren. Der scharfe Wind der Wüste

wird Dich umsausen, der kalte Regen von Deinem Haar träufeln, Kummer und Noth wird Dein Erbtheil."

„Ich bleibe hier!" sagte der Prinz, und der Ostwind küßte ihn auf die Stirne und sagte: „Sei stark, so sehen wir uns nach hundert Jahren wieder! Leb wohl, leb wohl!" und der Ostwind breitete seine großen Flügel aus; sie glänzten wie das Wetterleuchten in der Erntezeit, oder wie das Nordlicht im kalten Winter. „Leb wohl, leb wohl!" klang es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen in Reihen wie flatternde Bänder und gaben das Geleit bis an die Grenze des Gartens.

„Nun fangen unsere Tänze an," sagte die Fee; „am Schlusse, wo ich mit Dir tanze, wirst Du beim Scheiden der sinkenden Sonne sehen, wie ich Dir winke, Du wirst mich rufen hören: komm mit! Aber folge mir nicht! hundert Jahre hindurch muß ich den Ruf jeden Abend wiederholen; mit jedem Abend wächst Deine Kraft, zuletzt denkst Du nimmer daran. Heute ist das erste Mal; ich habe Dich gewarnt!"

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchsichtigen Lilien; die gelben Staubfäden der Lilien waren kleine goldene Harfen, welche wie Saitenton und Flötenlaut klangen. Liebliche Mädchen, leicht und schlank, die reizenden Formen unverhüllt von dem wallenden Florgewande, schwebten tanzend umher und sangen, wie schön das Leben sei, und daß der Tod sich nimmer nahen, daß des Paradieses Garten ewig blühen solle.

Und die Sonne ging unter; der ganze Himmel war reines Gold, und in dem purpurnen Glanze schimmerten die Lilien gleich den schönsten Rosen, und der Prinz trank von dem schäumenden Wein, den die Mädchen ihm reichten, und er fühlte eine Seligkeit wie nie zuvor; er sah, wie der Hintergrund des Saales sich öffnete, und da stand der Baum der Erkenntniß in einem Glanze, der sein Auge blendete; der Gesang tönte herüber, so sanft und schön wie seiner Mutter Stimme, und es war, als sänge sie: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!"

Und zärtlich winkte die Fee und rief: „komm mit, komm mit!“ und er stürzte ihr entgegen, vergaß sein Gelübde, vergaß es schon am ersten Abend, und sie winkte und lächelte.

Der Duft, der würzige Duft ringsum ward stärker, lieblicher tönten die Harfen, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, in welchem der Baum wuchs, nickten und sängen: „Alles muß man kennen! der Mensch ist der Erde Herr!“ und es waren nicht mehr blutige Thränen, die von den Blättern des Baumes der Erkenntniß tropften, es waren rothe, funkelnde Sterne, so schien's ihm.

„Komm mit, komm mit!“ klangen die bebenden Töne, und bei jedem Schritte brannten die Wangen des Prinzen heißer, sein Blut strömte rascher.

„Ich muß,“ sagte er, „es ist ja keine Sünde, kann unmöglich Sünde sein! warum der Schönheit und der Freude nicht folgen? sie schlafen sehen will ich! damit ist ja nichts verloren, wenn ich sie nur nicht küsse, und küssen will ich Sie nicht — ich bin stark, ich habe einen festen Willen!“

Und die Fee warf ihr glänzendes Gewand von sich, bog die Zweige auseinander und im nächsten Augenblicke war sie darinnen verborgen.

„Noch habe ich nicht gesündigt!“ sagte der Prinz, „und ich will es auch nicht;“ und er schlug die Zweige zur Seite, da schlief sie — schön, wie nur die Fee im Garten des Paradieses es sein kann; sie lächelte im Traum, er bog sich über sie, und sah Thränen beben zwischen ihren Wimpern. „Weinst Du über mich?“ lispelte er, „weine nicht, Du lieblichstes Weib! Nun erst begreife ich das Glück des Paradieses, es strömt durch mein Blut, durch meine Gedanken, des Cherubs Kraft und ewiges Leben fühle ich in meinem irdischen Körper; laß es auf ewig Nacht für mich werden; eine Minute wie diese ist Reichthum genug!“ und er küßte die Thräne von ihrem Auge, sein Mund berührte den ihrigen — da erscholl ein furchtbarer Donnerschlag, so tief und schrecklich, wie es noch

Keiner jemals gehört hat, und Alles stürzte zusammen: die reizende Fee, das blühende Paradies versank, es sank so tief, so tief, der Prinz sah es sinken in die schwarze Nacht; wie ein kleiner schimmernder Stern strahlte es in weiter Ferne. Todeskälte durchfuhr seine Glieder, er schloß seine Augen und lag lange wie todt.

Der kalte Regen fiel auf sein Gesicht, der scharfe Wind blies um seine Stirn, da kehrten seine Gedanken zurück. „Was habe ich gethan?“ sagte er, „ich habe gesündigt, wie Adam; gesündigt, und das Paradies ist tief hinunter gesunken!“ und er öffnete sein Auge; den Stern in weiter Ferne, den Stern, welcher funkelte wie das versunkene Paradies, sah er noch — es war der Morgenstern am Himmel.

Er erhob sich und war in dem großen Walde nahe bei der Höhle der Winde; und die Mutter der Winde saß an seiner Seite, sie sah unwillig aus und hob ihren Arm in die Höhe.

„Schon den ersten Abend?“ sagte sie, „ich dachte es wohl; ja, wärest Du mein Sohn, Du solltest fürwahr in den Sack!“

„Da hinein soll er!“ sagte der Tod; das war ein starker alter Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen schwarzen Flügeln. „In den Sarg soll er gelegt werden, aber jetzt nicht; ich merke mir ihn, laß ihn nur noch eine Weile auf der Erde wandern und seine Sünde versöhnen, laß ihn gut und besser werden! — ich komme einmal. Wenn er es am wenigsten erwartet, stecke ich ihn in den schwarzen Sarg; den setze ich auf meinen Kopf und fliege dem Sterne zu; auch da blüht des Paradieses Garten; ist er dann gut und fromm, so soll er hinein, aber ist sein Kopf und sein Herz noch voll von Sünde, so sinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies versank, und nur alle tausend Jahre hole ich ihn wieder, damit er tiefer sinke oder auf dem Sterne bleibe, dem funkelnden Sterne da oben!

Der Schweinehirt.

Es war einmal ein armer Prinz, der hatte ein Königreich; das war zwar ganz klein, aber doch immer groß genug, um darauf zu heirathen, und heirathen wollte er.

Nun war es ja freilich etwas dreist von ihm, daß er zu des Kaisers Tochter sagen mochte: „willst Du mich?" aber er that es doch, denn sein Name war weit und breit berühmt, und es waren hundert Prinzessinnen, die ja! und schönen Dank! dazu gesagt hätten — aber wir wollen sehen, ob sie das that.

Nun hört nur:

Da, wo der Vater des Prinzen begraben lag, wuchs ein Rosenstock — o, ein wunderschöner Rosenstock, der blühte nur alle fünf Jahre einmal und trug dann auch nur eine Blume, aber das war eine Rose! die duftete so süß, daß man alle seine Sorgen und Bekümmernisse vergaß, wenn man daran roch; und ferner hatte er eine Nachtigall, die konnte singen, als ob alle die schönsten Melodien in ihrer kleinen Kehle säßen. Rose und Nachtigall sollte die Prinzessin haben; daher wurden beide in große silberne Futterale gesteckt und ihr zugesandt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal tragen, wo die Prinzessin war und mit ihren Hofdamen „Besuch" spielte; als sie nun die großen Futterale mit den Geschenken sah, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Ach, wenn's doch nur eine kleine Misekatz wäre!“ sagte sie — aber da kam der Rosenstock zum Vorschein mit der schönen Rose.

„Nein, wie ist die niedlich gemacht!“ sagten alle Hofdamen.

„Sie ist mehr als niedlich!“ sagte der Kaiser, „sie ist scharmant!“

Aber die Prinzessin befühlte sie und war nahe daran zu weinen.

„Pfui, Papa!“ sagte sie, „sie ist gar nicht gemacht, sie ist natürlich!“

„Pfui!“ sagten die Hofleute, „sie ist natürlich!“

„Aber laßt uns doch erst sehen, was in dem andern Futterale ist, ehe wir böse werden!“ meinte der Kaiser, und da kam die Nachtigall hervor, die sang so schön, daß man zuerst nichts Böses von ihr zu sagen wußte.

„Superbe! charmant!“ sagten die Hofdamen, denn sie schwatzten alle mit einander französisch, die eine noch schlechter, als die andere.

„Wie der Vogel mich an die Spieldose der hochseligen Kaiserin erinnert!“ sagte ein alter Kavalier; „ach ja, es ist ganz derselbe Ton, derselbe Vortrag!“

„Ja, ja,“ sagte der Kaiser und weinte dazu, wie ein kleines Kind.

„Ich will doch nicht hoffen, daß der Vogel ein natürlicher Vogel ist!“ sagte die Prinzessin.

„Ja, es ist ein natürlicher Vogel!“ sagten Die, welche ihn gebracht hatten.

„Nun, so laßt den Vogel fliegen,“ sagte die Prinzessin, und wollte den Prinzen durchaus nicht vor sich lassen.

Der ließ sich aber nicht abschrecken; er bemalte sein Gesicht mit Braun und Schwarz, zog die Mütze weit über die Ohren und klopfte an.

„Guten Tag, Herr Kaiser!“ sagte er, „könnte ich wohl hier auf dem Schlosse in Dienst kommen?“

„Ja wohl,“ sagte der Kaiser, „ich brauche gerade Einen, der auf die Schweine passet, denn deren haben wir hier viele!“

So wurde also der Prinz als kaiserlicher Schweinehirt angestellt. Er bekam eine schlechte kleine Kammer unten beim Schweinestalle, da mußte er bleiben; aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und am Abend hatte er einen niedlichen kleinen Kochtopf gemacht; rund herum hingen kleine Glocken, und sobald der Topf kochte, klingelten diese ganz allerliebst und spielten die alte Melodie:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!“

aber das Allerkünstlichste war doch, daß, wenn man den Finger in den Dampf des Kochtopfes hielt, man gleich riechen konnte, was für Gerichte auf jedem Heerde in der ganzen Stadt gekocht wurden — sieh, das war etwas ganz Anderes, als die Rose.

Nun kam die Prinzessin mit allen ihren Hofdamen heranspaziert; als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah ganz vergnügt aus; denn sie konnte auch spielen: „Ach, du lieber Augustin,“ es war das einzige Stück, welches sie konnte, aber das spielte sie auch mit einem Finger.

„Das ist ja mein Stück!“ sagte die Prinzessin, „ei, das muß ein gebildeter Schweinehirt sein! hör', geh' einmal hinein, und frag' ihn, was das Instrument kostet.“

Und eine von den Hofdamen mußte hineinlaufen, aber sie zog vorher Holzpantoffeln an.

„Was willst Du für den Kochtopf haben?“ fragte die Hofdame.

„Ich will zehn Küsse von der Prinzessin haben!“ sagte der Schweinehirt.

„Gott bewahre!“ sagte die Hofdame.

„Ja, billiger kann ich's nicht lassen!“ antwortete der Schweinehirt.

„Er ist ein unartiger Mensch!“ sagte die Prinzessin und ging fort; — aber als sie ein Stückchen gegangen war, klangen die Glocken so schön:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!“

„Hör'!“ sagte die Prinzessin, „frag' ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen haben will.“

„Nein, danke!“ sagte der Schweinehirt, „zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte den Kochtopf.“

„Das ist doch unausstehlich!“ sagte die Prinzessin, „aber dann müßt ihr vor mir stehen, damit Keiner es zu sehen bekommt.“

Und die Hofdamen stellten sich vor sie hin und breiteten ihre Kleider aus; da bekam der Schweinehirt die zehn Küsse und die Prinzessin den Kochtopf.

Das war eine Lust! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es war kein Schornstein in der ganzen Stadt, von dem sie nicht wußten, was da gekocht ward, weder beim Kammerherrn, noch beim Schuhflicker. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände.

„Wir wissen, wer heute Biersuppe und Pfannkuchen hat! wir wissen, wer heute Karbonade und Rührei hat! wie interessant!“

„Ja, aber haltet mir reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter!“

„Ih, Gott bewahre!“ sagten sie alle.

Der Schweinehirt, — das heißt, der Prinz, aber sie wußten ja nicht anders, als daß er nur ein häßlicher Schweinehirt war, — ließ keinen Tag hingehen, ohne etwas zu arbeiten; er machte also eine Schnarre, wenn man die herumschwenkte, so erklangen alle Walzer und Hopser, die man seit Erschaffung der Welt gehört hat.

„Ah, das ist superb!“ sagte die Prinzessin, indem sie vorbeiging, „ich habe nie eine schönere Composition gehört! Geh' doch einmal hinein, und frag' ihn, was das Instrument kostet — aber ich küsse nicht!“

„Er will hundert Küsse von der Prinzessin!“ sagte die Hofdame, welche hineingegangen war, um ihn zu fragen.

„Ich glaube, er ist nicht recht klug!“ sagte die Prinzessin und



ging; doch als sie ein Stück Weges gegangen war, blieb sie stehen. „Man muß die Kunst aufmuntern!“ sagte sie, „ich bin des Kaisers Tochter. Sag' ihm, er solle zehn Küsse von mir haben, wie gestern, die übrigen kann er sich von meinen Hofdamen geben lassen.“

„O — aber wir wollten so ungern!“ sagten die Hofdamen.

„Ach was, Schnack!“ sagte die Prinzessin, „wenn ich ihn küssen kann, so könnt Ihr es auch! Denkt daran, daß ich Euch Lohn und Brot gebe!“ und so mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein gehen.

„Hundert Küsse von der Prinzessin,“ sagte er, „oder ein Jeder behält, was er hat.“

„Stellt Euch herum!“ sagte sie, und alle Hofdamen stellten sich vor sie hin, und er küßte.

„Was ist denn das für ein Auflauf, da unten beim Schweinestall?“ sagte der Kaiser, welcher auf den Altan getreten war; er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf: „das sind ja die Hofdamen; ich muß wohl einmal zu ihnen herunter!“ und da zog er seine Pantoffeln hinten auf; denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Daß dich! wie er sich sputete!

Sobald er hinunter in den Hof gekommen war, ging er ganz sachte, und die Hofdamen hatten so viel mit dem Zählen der Küsse zu thun, damit Alles ehrlich zugehe, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er erhob sich auf die Zehen.

„Was, zum Teufel, ist das?“ sagte er, als er sah, daß sie sich küßten, und schlug sie mit seinem Pantoffel um die Ohren, gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß bekam.

„Marsch hinaus!“ sagte der Kaiser; denn er war sehr böse, und beide, Prinzessin und Schweinehirt, wurden aus dem Kaiserthum hinausgeworfen.

Da stand sie nun und weinte, der Schweinehirt schalt, und der Regen strömte herab.

„Ach, ich unglückliches Menschenkind!“ sagte die Prinzessin, „hätte ich doch den schönen Prinzen genommen! ach, wie bin ich unglücklich!“

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte das Braun und Schwarz vom Gesichte, warf die häßlichen Kleider ab, und trat nun hervor in seinem Prinzenrocke, so schön, daß die Prinzessin sich vor ihm verneigen mußte.

„Ich kann Dich nur verachten, Du!“ sagte er, „einen ehrlichen Prinzen wolltest Du nicht haben! die Rose und die Nachtigall wußtest Du nicht zu schätzen, aber den Schweinehirten konntest Du küssen für ein Spielwerk! Nun hast Du es so gut!“

Da ging er hinein in sein Königreich und schlug ihr die Thür vor der Nase zu; — nun konnte sie ja freilich singen:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!“

Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und beinahe noch ein Gäßchen dazu mit Silbermünzen pflastern konnte; aber das that er nicht, er wußte sein Geld anders zu brauchen, und gab er einen Schilling aus, so bekam er einen Thaler wieder; so ein Kaufmann war er — und da starb er.

Der Sohn bekam nun all' dies Geld. Der lebte aber lustig und in Freuden, ging jede Nacht auf die Maskeraden, machte Papierdrachen von Thalerzetteln, und nahm Doppellouid'ors statt der Steine zum Jungfernschrittwerfen über den See; da mußte denn das Geld wohl schwinden, und das that es auch; zuletzt hatte er nur noch zwei Groschen und kein anderes Zeug, als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun bekümmerten seine Freunde sich nicht mehr um ihn, da sie ja nicht mehr mit ihm über die Straße gehen konnten, aber einer von ihnen, der ein gutes Herz hatte, schickte ihm einen alten Koffer und sagte: „Pack ein!"

Das war recht schön, aber er hatte nichts einzupacken, also setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war ein possirlicher Koffer. Sobald man auf das Schloß drückte, konnte er fliegen; der Kaufmannssohn that es, und hui — da flog der Koffer mit ihm durch den Schornstein hoch hinauf in die Wolken, weiter und weiter fort; es krachte im Boden und

ihm ward ganz bange; denn wäre der Boden entzweigegangen, so hätte er einen hübschen Purzelbaum gemacht. Gott bewahre!

So kam er denn in's Türkenland. Den Koffer versteckte er in dem Walde unter trockenen Blättern, und ging in die Stadt hinein; das konnte er ganz gut thun, denn bei den Türken gingen sie alle gerade so wie er, in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Hör', Du Türkenamme," sagte er, „was ist das für ein Schloß mit den hohen Fenstern hier dicht bei der Stadt?"

„Da wohnt die Tochter des Königs," sagte sie, „es ist ihr prophezeit worden, daß sie durch einen Geliebten sehr unglücklich werden soll, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht König und Königin mit dabei sind."

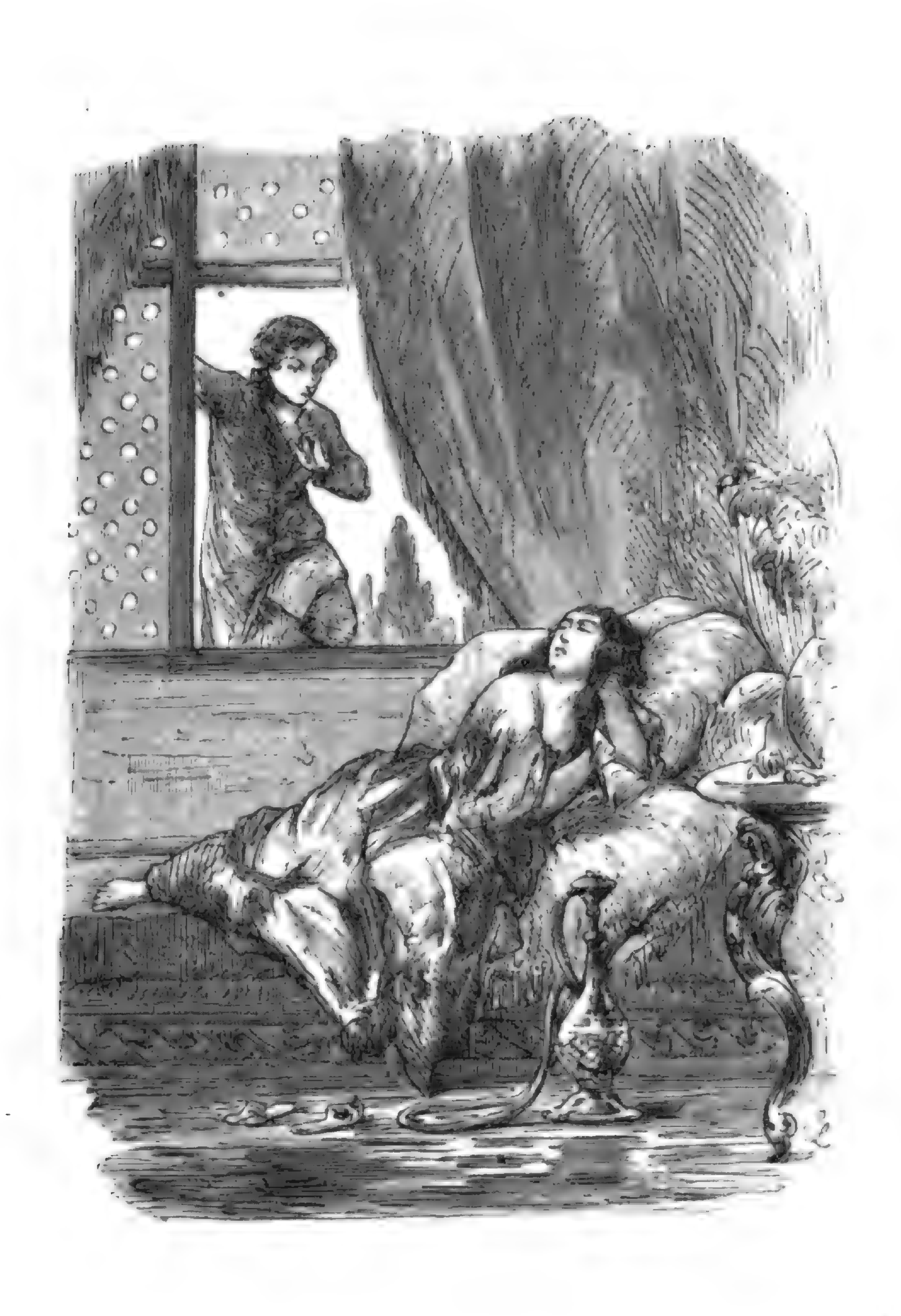
„Danke," sagte der Kaufmannssohn, und ging hinaus in den Wald, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch's Fenster zu der Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und schlief; sie war so schön, daß der Kaufmannssohn sie küssen mußte; sie erwachte davon und war nicht wenig erschrocken, aber er sagte, er wäre der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herabgekommen wäre, und damit gab sie sich zufrieden.

So saßen sie denn neben einander, und er erzählte ihr Geschichten von ihren Augen: das waren die schönsten dunklen Seen, und die Gedanken schwammen darin wie Meerfrauen; und er erzählte von ihrer Stirn: die war ein Schneeberg mit prächtigen Sälen und Bildern, und er erzählte vom Storch, der die süßen kleinen Kinder bringt.

O, das waren schöne Geschichten! und da freiete er um die Prinzessin, und sie sagte gleich ja!

„Aber Sie müssen am Sonnabend herkommen," sagte sie, „da sind König und Königin bei mir zum Thee; die werden sich freuen, daß ich den Türkengott bekomme! Aber sehen Sie doch zu, daß Sie ein recht hübsches Mährchen erzählen können, denn das mögen



meine Aeltern überaus gerne; meine Mutter hat es gern recht moralisch und aristokratisch, und mein Vater lustig, so daß man darüber lachen kann!“

„Ja, ich bringe kein anderes Brautgeschenk, als ein Mährchen,“ sagte er, und damit trennten sie sich, aber die Prinzessin gab ihm einen ganz mit Goldstücken besetzten Säbel; den konnte er vortrefflich gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und saß draußen im Walde, um an dem Mährchen zu dichten, das am Sonnabend fertig sein sollte, und — das Dichten ist nicht so leicht.

Nun war er aber doch fertig, und jetzt war auch der Sonnabend da.

Der König, die Königin und der ganze Hof waren zum Thee bei der Prinzessin. Der Freier wurde ausgezeichnet gut aufgenommen.

„Werden Sie uns denn ein Mährchen erzählen?“ sagte die Königin, „eins, das tiefen Sinn hat und belehrend ist!“

„Aber wobei man doch lachen kann,“ sagte der König.

„Ja wohl,“ sagte er und erzählte: und da müßt ihr denn nun recht zuhören.

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren außerordentlich stolz auf ihre hohe Herkunft; ihr Stammbaum nämlich, d. h. der große Tannenbaum, von dem ein jedes von ihnen ein Spänchen war, war ein sehr ansehnlicher alter Baum im Walde gewesen. Die Schwefelhölzer lagen nun auf dem Sims zwischen einem Feuerzeuge und einem alten eisernen Kochtopfe, und denen erzählten sie von ihrer Jugend. „Ja, als wir noch auf dem grünen Zweige waren,“ sagten sie, „da waren wir wirklich auf einem grünen Zweige! Jeden Morgen und Abend Diamantenthee, das war der Thau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn die Sonne schien, und alle kleinen Vögel mußten uns Geschichten erzählen. Wir konnten auch wohl bemerken, daß wir reich waren, denn die Laubholzbäume waren nur im Sommer bekleidet, unsere

Familie aber besaß hinreichende Mittel, um im Sommer und im Winter grüne Kleider zu tragen. Aber da kamen die Holzhauer, das war die große Revolution, und unsere Familie ward zersplittert; der Stammherr bekam einen Platz auf einem prächtigen Schiffe, das um die Welt segeln kann, wenn es will, die anderen Zweige kamen anderswohin, und wir haben nun den Beruf, dem gemeinen Volke das Licht anzuzünden; darum sind wir vornehmen Leute hier in die Küche gekommen."

„Ja, mir ist's ganz anders gegangen," sagte der eiserne Kochtopf, neben dem die Schwefelhölzer lagen. „Vom Augenblicke an, wo ich zur Welt kam, wurde ich gescheuert und gekocht, o, wie manches Mal! Ich halte es mit dem Soliden, und gehöre eigentlich zu den Ersten im Hause. Meine einzige Freude ist, so nach Tisch reinlich und nett auf dem Brette zu liegen und mit den Kameraden ein vernünftiges Wort zu sprechen; aber wenn ich den Wassereimer ausnehme, der mitunter in den Hof kommt, so führen wir hier ein stilles, häusliches Leben. Unser einziger Neuigkeitskrämer ist der Torfkorb, aber der schwatzt so demagogisch von Regierung und Volk; ja, vor einiger Zeit war da ein alter Topf, der fiel vor Schreck darüber herunter und zerbrach in tausend Stücke; er gehört zu den Liberalen, will ich Ihnen sagen." —

„Nun schwatzest Du zu viel," sagte das Feuerzeug, und der Stahl schlug an den Feuerstein, daß die Funken sprüheten.

„Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?"

„Ja, laßt uns davon sprechen, wer der vornehmste ist!" sagten die Schwefelhölzer.

„Nein, ich mag nicht über mich selbst sprechen," sagte die irdene Schüssel, „laßt uns eine ästhetische Abendunterhaltung haben! Ich will anfangen, ich will so etwas aus dem Alltagsleben erzählen; da kann man sich so schön hineinversetzen, und das ist so interessant. An der Ostsee bei den dänischen Buchen — "

„Das ist ein herrlicher Anfang," sagten alle Teller, „das wird gewiß eine interessante Geschichte!"

„Ja, da brachte ich meine Jugend in einer stillen Familie zu; die Möbeln wurden gewaschen, die Fußböden wurden gebohnt, reine Gardinen wurden aufgesteckt, alle vierzehn Tage!“

„Wie Sie doch interessant erzählen!“ sagte der Staubbesen. „Man kann gleich hören, daß ein Frauenzimmer erzählt; es weht so ein reinlicher Geist darin!“

„Ja, das fühlt man,“ sagte der Wassereimer, und machte vor Freude einen kleinen Sprung, daß es auf dem Boden platschte.

Und die Schüssel fuhr fort zu erzählen, und das Ende war so gut, wie der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Staubbesen nahm grüne Petersilie aus dem Sandloche und bekränzte die Schüssel; denn er wußte, daß das die Anderen ärgern würde, und „bekränze ich sie heute,“ dachte er, „so bekränzt sie mich morgen.“

„Nun, wollen wir tanzen,“ sagte die Feuerzange und tanzte; Himmel! wie konnte die das eine Bein in die Luft werfen. Der alte Stuhlüberzug dort in der Ecke zerriß bei dem Anblick. „Soll ich nun nicht bekränzt werden?“ sagte die Feuerzange und das ward sie.

„Das ist doch gemeines Volk,“ dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Theemaschine singen, aber sie wäre erkältet, sagte sie, sie könne nur singen, wenn sie im Kochen sei; allein das war purer Stolz, sie wollte nicht anders singen, als wenn sie drinnen bei der Herrschaft auf dem Tische stand.

Da hinten im Fenster saß eine alte Schreibfeder, mit der das Mädchen zu schreiben pflegte; es war nichts Merkwürdiges an ihr, als daß sie zu tief in's Dintenfaß getaucht war, aber damit that sie nun groß. „Wenn die Theemaschine nicht singen will,“ sagte sie, „so kann sie es bleiben lassen; draußen hängt in einem Bauer eine Nachtigall, die kann singen; freilich, gelernt hat sie nichts, aber wir wollen heute Abend von Niemandem Uebeles reden.“

„Ich finde es höchst unpassend,“ sagte der Theekessel, welcher Küchensänger und Halbbruder der Theemaschine war, „daß solch

ein fremder Vogel gehört werden soll. Ist das patriotisch? — Ich will den Torfkorb urtheilen lassen."

„Ich ärgere mich nur," sagte dieser, „ich ärgere mich so von Grund meines Herzens, wie man's sich nur denken kann! Ist das eine passende Art, den Abend hinzubringen? — Wäre es nicht viel richtiger, das ganze Haus umzukehren und eine neue naturgemäße Ordnung der Dinge zu begründen? Da käme ein Jeder an seinen Platz, und ich übernehme es, die Umwälzung zu dirigiren. Das wäre ein anderes Ding!"

„Ja, laßt uns Spectakel machen!" sagten sie Alle. Indem ging die Thür auf; es war das Dienstmädchen; da standen sie still; keiner wagte nur zu mucksen; aber da war kein Topf, der nicht wußte, was er vermochte und wie vornehm er war; „ja, wenn wir nur gewollt hätten," dachten sie, „das hätte ein lustiger Abend werden sollen!"

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzer und zündete Licht damit an — Himmel! wie sie sprüheten und dann in lichterlohen Flammen standen.

„Nun kann doch Jedermann sehen," dachten sie, „daß wir die Ersten sind! welchen Glanz wir haben, welches Licht!" — und damit waren sie verbrannt.

„Das war ein herrliches Mährchen," sagte die Königin, „ich fühlte mich so recht in die Küche versetzt, — ja, Du sollst unsere Tochter haben."

„Ja wohl," sagte der König, „am Montage sollst Du unsere Tochter haben," denn nun sagten sie Du zu ihm, da er ja zu der Familie gehören sollte.

Die Hochzeit war nun bestimmt, und den Abend vorher ward die ganze Stadt illuminirt, Klöße und Kringel wurden unter's Volk ausgeworfen; die Straßenjungen standen auf den Zehen, riefen hurrah! und pfiffen auf den Fingern; es war prachtvoll!

„Ich muß doch auch etwas thun," sagte der Kaufmannssohn, und er kaufte Raketen, Knallerbsen und alle nur erdenkliche

Feuerwerkerei, legte sich in den Koffer und flog damit in die Luft hinauf.

Hopsa! wie das ging, und wie das brannte!

Alle Türken sprangen dabei in die Höhe, so daß ihre Pantoffeln ihnen um die Ohren flogen; solch eine Lufterscheinung hatten sie noch nie gesehen. Nun sahen sie wohl ein, daß es der Türkengott selbst sein müsse, der die Prinzessin bekäme.

Sobald der Kaufmannssohn mit seinem Koffer wieder in den Wald kam, dachte er: „ich will doch in die Stadt gehen und einmal hören, wie es sich ausgenommen hat,“ und es war ja ganz natürlich, daß ihn darnach verlangte.

Nein, was doch die Leute Alles erzählten! — Jeder und Jeder, den er fragte, hatte es auf seine Weise gesehen, aber schön hatten sie es Alle gefunden.

„Ich sah den Türkengott selbst,“ sagte der Eine, „er hatte Augen wie funkelnde Sterne und einen Bart wie schäumendes Wasser.“

„Er flog in einem Feuermantel,“ sagte ein Anderer. „Die lieblichsten Engelskinder guckten aus den Falten heraus.“

Ja, es waren herrliche Dinge, die er hörte, und am folgenden Tage sollte er Hochzeit halten.

Nun ging er zum Walde zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen — aber wo war der?

Der Koffer war aufgebrannt. Ein Funken vom Feuerwerke war zurückgeblieben, der hatte gezündet, und der Koffer lag in Asche. Nun konnte der arme Kaufmannssohn nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut kommen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete; sie wartet noch, er aber geht in der Welt umher und erzählt Mährchen, die sind aber nicht mehr so lustig, wie das, welches er von den Schwefelhölzern erzählte.

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da, wohin die Schwalben fliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der hatte eilf Söhne und eine Tochter, Elise. Die eilf Brüder, es waren Prinzen, gingen in die Schule mit Sternen auf der Brust und Säbeln an der Seite; sie schrieben auf Goldtafeln mit Diamantgriffeln, und lesen konnten sie auswendig und inwendig; man konnte gleich hören, daß es Prinzen waren. Die Schwester Elise saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, das um das halbe Königreich gekauft war.

O, die Kinder hatten es so gut; aber so sollte es nicht immer bleiben.

Ihr Vater, der König über das ganze Land, verheirathete sich mit einer bösen Königin; die war den armen Kindern gar nicht gut; schon den ersten Tag konnten sie es recht gut merken; auf dem Schlosse war große Galla, und die Kinder spielten „Besuch“; aber anstatt daß sie sonst Kuchen und Bratäpfel, so viel sie wollten, bekommen hatten, gab die Königin ihnen nur Sand in einem Theeschälchen und sagte: sie möchten sich einbilden, das wäre etwas.

Die Woche darauf schickte sie die kleine Schwester Elise zu Bauersleuten auf's Land, und es währte nicht lange, so hatte sie dem Könige so viel Schlimmes von den armen Prinzen vorerzählt, daß er sich gar nichts mehr aus ihnen machte.

„Fort, hinaus in die Welt, und schützt Euch selbst," sagte die böse Königin, „flieget fort als große stumme Vögel!" aber so arg, wie sie wohl wollte, konnte sie es doch nicht machen; die Prinzen wurden in eilf schöne weiße Schwäne verwandelt. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern hinaus über den Park und den Wald.

Es war noch früh am Morgen, als sie an dem Orte vorbeikamen, wo Elise in des Bauern Hütte lag und schlief; hier umkreiseten sie lange das Dach, drehten die langen Hälse hin und her und schlugen mit den Flügeln; aber Niemand hörte oder sah es; sie mußten wieder fort zu den Wolken hinauf und in die weite Welt; da flogen sie denn zu dem großen dunkeln Walde, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte.

Die arme kleine Elise stand in des Bauern Hütte und spielte mit einem grünen Blatte; denn anderes Spielzeug hatte sie nicht; sie stach ein Loch in's Blatt und guckte dadurch zur Sonne hinauf; und da war ihr's, als sähe sie die klaren Augen ihrer Brüder; und so oft die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wangen schienen, gedachte sie der Küsse ihrer Brüder.

Ein Tag verging wie der andere. Blies der Wind durch die großen Rosenhecken vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „wer ist schöner, als Ihr?" aber die Rosen schüttelten den Kopf und sagten: „das ist Elise." Und saß die alte Bäuerin des Sonntags in der Thür und las in ihrem Gesangbuche, so schlug der Wind die Blätter um und sagte zu dem Buche: „wer ist frömmer als Du?" „Das ist Elise," sagte das Gesangbuch; und es war die reine Wahrheit, was Rosen und Gesangbuch sagten.

Als Elise funfzehn Jahre alt war, sollte sie nach Hause; und da die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ihr erst recht gram und hätte gern auch sie, gleich ihren Brüdern, in einen wilden Schwan verwandelt; aber das durfte sie nicht thun, da ja der König seine Tochter sehen wollte.

Am frühen Morgen ging die Königin in ein Bad, welches von

Marmor gebaut und mit weichen Polstern und den schönsten Teppichen geschmückt war; sie nahm drei Kröten, küßte sie und sagte zu der einen: „Setz' Du Dich auf Elisens Kopf, wenn sie in's Bad steigt, damit sie träg und schläfrig werde gleich wie Du. Setz' Dich auf ihre Stirn," sprach sie zu der anderen, „und laß sie häßlich werden, gleich wie Du, damit ihr Vater sie nicht wieder kenne. Leg' Dich an ihre Brust," flüsterte sie der dritten zu, „damit ihr Herz verderbe und böse werde zu ihrer eigenen Pein!"

Darauf setzte sie die Kröten in das klare Wasser, das gleich eine grünliche Farbe annahm; und sie rief Elise, nahm ihr die Kleider ab und ließ sie in's Bad hinabsteigen und untertauchen; und die eine Kröte setzte sich in ihr Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf ihre Brust; aber Elise schien es gar nicht zu bemerken; indem sie aufstand, schwammen drei rothe Mohnblumen auf dem Wasser; wären die Thiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden, so wären sie zu Rosen verwandelt, indem sie an Elisens Kopf und Herzen weilten; die war zu fromm, als daß die Zauberei über sie hätte Macht haben können.

Da die böse Königin das sah, rieb sie das Mädchen mit Wallnußsaft, so daß es ganz schwarzbraun wurde, bestrich das schöne Gesicht mit einer stinkenden Salbe und verwirrte das dichte lange Haar; es war unmöglich, die schöne Elise wieder zu erkennen.

Als nun ihr Vater sie sah, erschrack er und sagte, das sei nicht seine Tochter; Niemand wollte mit ihr bekannt sein, außer dem Kettenhunde und den Schwalben, aber das waren arme Thiere, die nichts zu sagen hatten.

Da weinte die arme Elise und dachte an ihre eilf Brüder, von denen sie keinen auf dem Schlosse sah. Betrübt schlich sie fort und ging den ganzen Tag über Feld und Moor in den großen Wald. Sie wußte nicht, wohin sie wollte, aber sie war so betrübt und sehnte sich nach ihren Brüdern, die gewiß auch in die Welt hinausgejagt waren; die wollte sie suchen und finden.

Nicht lange war sie im Walde gewesen, als die Nacht herein-

brach, und sie im Dunkeln Weg und Steg verlor. Da legte sie sich in's weiche Moos, sprach ihr Abendgebet und lehnte den Kopf an einen Baumstumpf. Es war so still im Walde, die Luft war so mild, und rund umher im Grase und auf dem Moose schimmerte das grüne Licht von vielen hundert Johanniswürmchen, und als sie mit der Hand einen der Zweige berührte, fielen die leuchtenden Insecten wie Sternschuppen zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern; sie spielten wieder wie Kinder, schrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln, und sahen in das schöne Bilderbuch, das um das halbe Reich gekauft war; aber auf die Tafel schrieben sie nicht bloß, wie früher, Striche und Nullen, nein, sie beschrieben da die kühnsten Thaten, die sie vollführt, und die seltsamsten Schicksale, die sie erlebt hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig, die Vögel sangen, die Menschen traten aus dem Buche heraus und sprachen mit Elise und ihren Brüdern; aber wenn sie das Blatt umschlug, sprangen sie gleich wieder hinein, damit die Bilder nicht in Unordnung kämen.

Als Elise erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel; sie konnte sie freilich nicht sehen; die hohen Bäume schoben ihre dichtbelaubten Zweige fest in einander, aber gleich einem flatternden Goldflor spielten auf ihnen die Strahlen. Da war ein Duft von dem Grünen! und die Vögel setzten sich beinahe auf Elisens Schultern. Sie hörte das Wasser plätschern; es waren viele große Quellen, die sich zu einem Teiche mit dem schönsten Kiesgrund sammelten; der war zwar ringsumher von dichten Büschen umwachsen; aber die Hirsche hatten einen breiten Pfad gebrochen, und auf diesem ging Elise hin zum Wasser. Es war so klar, daß, wären Zweige und Büsche nicht vom Winde hin- und herbewegt worden, man hätte glauben müssen, sie wären gemalt und lägen unten auf dem Grunde, so deutlich spiegelte sich jedes Blatt, sowohl das im Sonnenlichte glühende, als das, welches ganz im Schatten lag.

Sobald Elise ihr Gesicht im Wasserspiegel sah, erschrak sie

sehr, so braun und häßlich sah es aus; aber als sie die kleine Hand benetzte und Stirn und Augen rieb, da schien die weiße Haut wieder hervor, und Elise legte ihre Kleider ab und stieg hinab in's frische Wasser; ein schöneres Königskind, als sie, gab es nicht in der ganzen Welt.

Nachdem sie sich wieder angekleidet und ihr langes Haar geflochten hatte, ging sie zu dem sprudelnden Quell, trank aus der hohlen Hand und wanderte weiter in den Wald hinein, sie wußte selbst nicht, wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen würde; er ließ ja die wilden Holzäpfel wachsen, um den Hungrigen zu sättigen, und zeigte ihr einen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte beugten. Hier hielt sie ihr Mittagsmahl, setzte Stützen unter die Zweige und ging dann in das dunkelste Dickicht des Waldes. Da war's so stille, daß sie ihren eigenen Fußtritt hörte und das Knistern eines jeden welken Blättchens, das sich unter ihrem Fuße bog; kein Vogel war zu sehen, kein Sonnenstrahl drang durch das dicke Laubdach, und die hohen Stämme standen so nahe bei einander, daß, wenn sie geradeaus sah, ein Balkengitter hinter dem andern sie zu umschließen schien — o, es war eine Einsamkeit, wie Elise sie früher nie gekannt hatte.

Und die Nacht ward so dunkel! Es leuchtete nicht ein einziges Johanniswürmchen; betrübt legte sie sich nieder, um zu schlafen; da war's ihr, als thäten sich über ihr die Zweige von einander, und der liebe Gott blickte mit milden Augen auf sie nieder und tausend kleine Engel guckten über seinem Kopfe und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob's nur ein Traum, oder ob es wirklich so gewesen war.

Sie ging einige Schritte weiter; da begegnete sie einer alten Frau mit einem Korbe voll Beeren. Die Alte gab ihr einige davon. Elise fragte, ob sie nicht eilf Prinzen durch den Wald hätte reiten sehen.

„Nein," sagte die Alte, „aber ich sah gestern eilf Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopfe den Bach hier in der Nähe hinunterschwimmen."

Und sie führte Elisen ein wenig weiter zu einem Abhange, an dessen Fuße sich ein Bach hinschlängelte. Die Bäume an beiden Ufern streckten ihre langen blätterreichen Zweige einander entgegen, und wo sie ihres natürlichen Wuchses wegen sich nicht vereinigen konnten, da hatten sich die Wurzeln aus der Erde losgerissen, und hingen über's Wasser hinaus mit ineinandergeschlungenen Zweigen.

Elise sagte der Alten Lebewohl und ging den Bach entlang bis dahin, wo dieser sich in die große offenbare See ergoß.

Das ganze schöne Meer lag vor dem Mädchen ausgebreitet; aber es zeigte sich kein Segel, kein Boot ließ sich sehen; wie sollte sie weiter kommen? Sie betrachtete die zahllosen Steinchen am Ufer, das Wasser hatte sie alle rund gewaschen. Glas, Eisen, Steine, Alles, was angespült am Ufer lag, hatte diese Gestalt vom Wasser empfangen und doch war dieses ja viel weicher, als ihre kleine, feine Hand. „Es fährt doch unermüdlich fort zu rollen, und selbst das Harte glättet sich; ich will nicht minder unermüdlich sein! Dank für eure Lehre, ihr klaren, rollenden Wogen; einst, das sagt mein Herz mir, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen."

Auf dem aufgespülten Seegras lagen eilf weiße Schwanenfedern. Elise sammelte sie in einen Strauß; es hingen Tropfen daran; war's Thau oder waren's Thränen, man konnte es nicht unterscheiden. Einsam war's am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechselung dar, ja in wenigen Stunden mehr, als die süßen Binnenwasser in einem ganzen Jahre zeigen. Kam eine schwarze Wolke, so war's, als wollte die See sagen: ich kann auch finster blicken; und dann blies der Wind, und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; aber schienen die Wolken roth und die Winde schliefen, so war die See wie ein

Rosenblatt; jetzt wurde es grün, jetzt weiß; aber wie still es auch ruhete, doch war am Strande eine leise Bewegung und das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne tief hinunter war, sah Elise eilf wilde Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopfe an's Land fliegen; gleich einem langen weißen Bande schwebten sie einer hinter dem andern; da stieg Elise den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busche; die Schwäne setzten sich dicht neben sie und schlugen mit ihren großen weißen Flügeln.

Als die Sonne im Wasser erlosch, fiel plötzlich die Schwanengestalt ab und es standen da eilf schöne Prinzen, Elisens Brüder. Sie stieß einen lauten Schrei aus; denn obgleich die Brüder sich sehr verändert hatten, wußte Elise doch, daß sie es waren, fühlte, daß sie es sein mußten, und sie sprang in ihre Arme, rief sie bei Namen, und die Brüder waren so glücklich, als sie ihre kleine Schwester erkannten, die nun so groß und schön geworden war. Sie lachten und weinten, und bald hatten sie einander erzählt, wie schlimm ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder," sagte der älteste, „fliegen als wilde Schwäne, so lange die Sonne am Himmel steht; ist sie hinunter, so erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder, daher müssen wir immer darauf achten, daß wir beim Sonnenuntergange einen Ruhepunkt für unsern Fuß haben; denn flögen wir zu der Zeit oben in den Wolken, so müßten wir als Menschen in die Tiefe niederstürzen. Hier wohnen wir nicht; ein eben so schönes Land, wie dieses, liegt auf der andern Seite des Meeres, aber der Weg ist lang, wir müssen über die große See, und auf unserm Wege giebt es keine Insel, wo wir übernachten könnten, nur eine einsame kleine Klippe ragt mitten aus der See hervor; sie ist nicht größer, als daß wir Seite an Seite auf ihr stehend ruhen können; ist die See unruhig, so spritzet das Wasser hoch über uns hinweg; aber doch danken wir Gott für diesen Ruheplatz. Dort übernachten wir in unserer

menschlichen Gestalt, ohne diese Klippe könnten wir unser liebes Vaterland nie besuchen; denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserm Fluge. Nur einmal im Jahre ist es uns vergönnt, die Heimath unserer Väter zu besuchen; eilf Tage dürfen wir hier bleiben; dann fliegen wir über den großen Wald, von wo wir das Schloß erblicken können, in welchem wir geboren wurden, wo unser Vater wohnt, den hohen Thurm der Kirche, in welcher unsere Mutter begraben liegt. — Hier scheinen Bäume und Büsche uns verwandt zu sein; hier jagen die wilden Pferde über die Ebenen, wie wir's in unserer Kindheit sahen, hier singt der Kohlenbrenner die alten Weisen, nach denen wir in unserer Jugend tanzten, hier zieht's uns her, und hier haben wir Dich gefunden, Du liebe kleine Schwester! Zwei Tage noch dürfen wir hier weilen, dann müssen wir fort über's Meer zu einem schönen Lande, doch ist's nicht unser Vaterland! Wie bringen wir Dich mit uns fort? Wir haben weder Schiff, noch Boot!"

„Wie werde ich Euch erlösen können?" sagte die Schwester.

Und so sprachen sie fast die ganze Nacht; nur wenige Stunden wurde geschlummert.

Elise wurde geweckt durch das Rauschen der Schwanenflügel, die über sie hinsauseten. Die Brüder waren wieder verwandelt und flogen umher in großen Kreisen, zuletzt weit, weit hinweg; aber der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück und legte seinen Kopf in ihren Schoß, und sie streichelte seine weißen Flügel; den ganzen Tag blieben sie bei einander. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als die Sonne hinuntergesunken war, standen sie wieder da in ihrer natürlichen Gestalt.

„Morgen fliegen wir fort und dürfen erst nach einem Jahre wiederkehren; aber Dich können wir hier nicht verlassen; hast Du Muth, uns zu folgen? Mein Arm ist stark genug, Dich durch den Wald zu tragen; sollten wir denn nicht alle in unseren Flügeln Kraft genug besitzen, um Dich über's Meer zu führen?"

„Ja, nehmt mich mit," sagte Elise. Die ganze Nacht brachten

sie nun damit zu, von biegsamer Weidenrinde und zähen Binsen eine Matte zu flechten, und die Matte ward groß und stark. Auf diese legte sich Elise, und da die Sonne hervorkam und die Brüder wieder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie die Matte mit ihren Schnäbeln, und flogen mit der lieben Schwester, die noch schlief, hoch hinauf zu den Wolken. Die Sonnenstrahlen fielen ihr in's Gesicht, deshalb flog einer von den Schwänen über ihrem Kopfe, um sie mit seinen breiten Flügeln zu beschatten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elise erwachte; sie glaubte noch zu träumen, so seltsam kam's ihr vor, hoch durch die Luft über's Meer zu reisen. An ihrer Seite lag ein Zweig mit schönen reifen Beeren und ein Bündel wohlschmeckender Wurzeln; die hatte der jüngste der Brüder gesammelt und zu ihr gelegt, und sie lächelte ihm dankbar zu; denn sie erkannte ihn in dem Schwane, der über ihrem Haupte flog und sie mit seinen Flügeln beschattete.

Sie flogen so hoch, daß das erste Schiff, welches sie unter sich sahen, einer weißen Möve glich, die über dem Wasser schwebte. Eine große Wolke erblickte Elise hinter sich, das war ein Berg, und an diesem sah sie riesengroß den Schatten von sich selbst und von den eilf Schwänen — es war ein Gemälde, prächtiger, als sie je eins gesehen hatte; aber so wie die Sonne höher stieg und die Wolke weiter hinter ihnen zurückblieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, wie ein sausender Pfeil, aber doch ging's langsamer, als sonst; sie hatten ja die Schwester zu tragen. Es zog ein schlimmes Wetter herauf, der Abend näherte sich; änstlich sah Elise die Sonne sinken, noch war die einsame Klippe nicht zu erspähen; es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge. Ach, sie war Schuld daran, daß die Brüder nicht schnell genug von der Stelle kamen! Wenn die Sonne unterging, so wurden sie zu Menschen, mußten in's Meer hinabstürzen und ertrinken! Da betete sie im Innersten ihres Herzens zu Gott;

aber noch ließ keine Klippe sich blicken; die schwarze Wolke kam näher, die starken Windstöße verkündigten einen Sturm; die Wolken standen senkrecht auf einer furchtbar großen Woge, die mit Sturmeseile vorwärts schoß, es leuchtete Blitz auf Blitz.

Nun stand die Sonne dicht am Rande des Meeres. Elisens Herz bebte; da schossen die Schwäne so schnell hinunter, daß sie zu fallen glaubte; aber nun schwebten sie nieder. Die Sonne war halb im Wasser; da erst erblickte sie die kleine Klippe unter sich, nicht größer erschien sie, als der Kopf, den ein Seehund aus dem Wasser reckt. Und die Sonne sank so schnell! schon war sie nur noch wie ein Stern — da berührte ihr Fuß den festen Grund und die Sonne erlosch gleich dem letzten Funken eines glimmenden Papiers. Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen, aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die See warf sich tobend gegen die Klippe und schlug wie ein Platzregen über sie hin; der Himmel brannte in einem stets flammenden Feuer, Schlag auf Schlag rollte der Donner, aber Schwester und Brüder hielten einander an den Händen und sangen einen Psalm; das gab ihnen Trost und Muth.

Beim Tagesanbruch war die Luft rein und still, und sobald die Sonne aufstieg, flogen die Schwäne mit Elisen von der Insel fort. Die See ging noch hoch, und als sie oben in den Wolken waren, und auf das schwärzlich grüne Meer voll weißen Schaumes hinuntersahen, da schien's, als schwämmen Millionen Schwäne auf dem Wasser.

Als die Sonne höher stieg, sah Elise vor sich halb schwimmend in der Luft ein Bergland mit schimmernden Gletschern, und mitten darauf lag ein meilenlanges Schloß mit einem kühnen Säulengange über dem andern, umgeben von Palmenwäldern und prächtigen Blumen, so groß wie ein Mühlrad. Sie fragte, ob dieß das Land sei, wohin sie flögen, aber die Schwäne schüttelten den Kopf, denn das, was sie sah, war das schöne, stets wechselnde Wolkenschloß der Fata Morgana, dahin durften sie keinen Menschen

bringen; und als Elise noch den Blick darauf heftete, stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und es standen da zwölf stolze Kirchen, alle einander gleich mit hohen Thürmen und spitzen Fenstern. Sie glaubte die Orgel klingen zu hören, aber was sie hörte, war nur das Meer. Nun war sie den Kirchen ganz nahe; da wurden diese zu einer ganzen Flotte, die unter ihnen hinsegelte; sie sah hinunter, aber da war's nur der Seenebel, der über das Wasser jagte. Eine ewige Abwechselung hatte sie vor Augen, und nun sah sie auch das wirkliche Land, wohin sie sollte. Da erhoben sich schöne blaue Berge mit Cedernwäldern, Städten und Schlössern. Lange vor Sonnenuntergang saß sie schon auf dem Berge vor einer großen Höhle; die war von feinen grünen Schlingpflanzen so dicht umrankt, daß es aussah, als wäre sie mit gestickten Teppichen bedeckt.

„Nun wollen wir sehen, was Du diese Nacht hier träumst!" sagte der jüngste Bruder, und zeigte ihr die für sie bestimmte Schlafkammer.

„Möchte ich doch träumen, wie ich Euch erlösen könnte!" sagte sie, und dieser Gedanke beschäftigte sie lebhaft, und sie betete herzlich zu Gott um seine Hülfe, ja selbst im Traume setzte sie ihr Gebet fort; da kam's ihr vor, als flöge sie hoch durch die Luft zu dem Wolkenschlosse der Fata Morgana, und die Fee kam ihr schön und strahlend entgegen, und doch war's wieder die alte Frau, die ihr im Walde Beeren gegeben und ihr von den Schwänen mit den goldenen Kronen erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöset werden," sagte die Fee, „aber hast Du Muth und Geduld? Wohl ist das Meer weicher, als Deine feinen Hände, und formt doch die harten Steine um, aber es empfindet nicht den Schmerz, den Deine zarten Finger fühlen werden; es hat kein Herz und leidet nicht die Angst und Qual, die Du wirst dulden müssen. Siehst Du diese Brennessel hier in meiner Hand? Von der Art wachsen viele rund um die Höhle, in der Du schläfst; nur die, welche dort und auf den Gräbern der

Kirchhöfe hervorschießen, sind brauchbar, merk Dir das. Die mußt Du pflücken, wenn sie gleich Deine Haut verbrennen werden. Die Nesseln mußt Du mit den Füßen brechen, so bekommst Du Garn, und aus dem Garne mußt Du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln winden und binden; wirfst Du diese über die eilf wilden Schwäne, so ist der Zauber gelöst. Aber, bedenk das wohl, von dem Augenblicke an, da Du die Arbeit beginnst, bis zu ihrer Vollendung, und sollten Jahre darob vergehen, darfst Du kein Wort reden; der erste Laut von Deinen Lippen fährt wie ein tödtender Dolch in Deiner Brüder Herz, an Deiner Zunge hängt ihr Leben. Merk Dir das Alles!"

Und in dem Augenblicke berührte die Fee Elisens Hände mit der Nessel, die war wie brennendes Feuer, Elise erwachte davon. Es war heller Tag, und dicht neben ihrer Schlafstätte lag eine Nessel, gleich der, die sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf die Knie, dankte Gott und ging aus der Höhle, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinein in die häßlichen Nesseln, die wie Feuer brannten; große Blasen brannten sie auf ihre Hände und Arme; aber das duldete sie gern, wenn nur die theuren Brüder erlöset würden! Sie brach jede Nessel mit den nackten Füßen und drehete das grüne Garn.

Mit dem Sonnenuntergange kamen die Brüder. Die erschracken sehr über Elisens Stummheit; sie glaubten, das wäre ein neuer Zauber von der bösen Stiefmutter; aber da sie die verbrannten Hände sahen, merkten sie, was um ihretwillen ihre Schwester that, und der jüngste Bruder weinte; und wohin seine Thränen fielen, da fühlte Elise keinen Schmerz, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die ganze Nacht brachte sie mit ihrer Arbeit zu; denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie ihre theuren Brüder erlöset hatte; den ganzen folgenden Tag saß sie, während die Schwäne fortgeflogen waren,

in ihrer Einsamkeit, aber nie war die Zeit so schnell entflohen. Ein Panzerhemd war fertig; nun fing sie schon das zweite an.

Da erklang ein Jagdhorn zwischen den Bergen: ihr ward ganz bange, der Laut kam näher; sie hörte die Hunde bellen; erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt und gehechelt hatte, in ein Bündel und setzte sich darauf.

In dem Augenblicke sprang ein großer Hund aus dem Gebüsch hervor, gleich nachher noch einer und wieder einer; sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder. Es währte nicht lange, so standen die Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war des Landes König; der trat zu Elisen hin, — nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wo bist Du her, Du schönes Kind?“ sagte er. Elise schüttelte den Kopf; sie durfte ja nicht sprechen, es galt die Erlösung und das Leben ihrer Brüder, und sie verbarg die Hände unter der Schürze, damit der König nicht sähe, was sie leiden mußte.

„Komm mit mir!“ sagte er, „hier darfst Du nicht bleiben! Bist Du so gut, wie Du schön bist, so will ich Dich in Sammet und Seide kleiden, will Dir die goldene Krone auf's Haupt setzen, und Du sollst in meinem Schlosse wohnen!“ Und er hob sie auf sein Pferd; sie weinte und rang die Hände; aber der König sagte: „Ich will nur Dein Glück! Du wirst mir's noch einst danken!“ und so stürmte er fort über Berg und Thal, und hielt sie vor sich auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterdrein.

Als die Sonne unterging, lag vor ihnen die prächtige Königsstadt mit Kirchen und Kuppeln, und der König führte sie in's Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decke mit den schönsten Malereien prangten; aber Elise hatte für das Alles keine Augen, sie trauerte und weinte und duldete still, daß ihr die Weiber königliche Kleider anlegten, kostbare Perlen in's Haar flochten, und über die verbrannten Hände feine Handschuhe zogen.

Nun stand sie da in all' ihrer Pracht, und war so blendend

schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr neigte; und der König erwählte sie zu seiner Braut, obgleich der Erzbischof den Kopf dazu schüttelte und flüsterte: das schöne Waldfräulein sei gewiß eine Hexe, die ihnen die Augen verblendet und des Königs Herz bethört habe.

Aber der König hörte nicht darauf; er ließ die Musik erklingen; die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen und die lieblichsten Mädchen mußten um sie tanzen, und durch duftende Gärten ward sie in prächtige Säle geführt; aber kein Lächeln kam auf ihre Lippen oder in ihre Augen, dort stand die Trauer als ewiges Erb' und Eigenthum. Nun öffnete der König eine kleine Kammer neben ihrem Schlafgemach; die war geschmückt mit köstlichen grünen Tapeten und glich ganz der Höhle, in welcher sie gewesen war; auf dem Boden lag ein Bund Garn, welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und an der Decke hing das fertige Panzerhemd; alles das hatte einer von den Jägern als etwas Merkwürdiges mit sich genommen.

„Hier kannst Du Dich in Deine frühere Heimath zurückträumen!“ sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die Dich da beschäftigte, nun mitten in all' Deiner Pracht wird es Dich ergötzen, Dich in jene Zeit zurückzudenken.“

Als Elise das sah, was ihrem Herzen so theuer war, spielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut kehrte in ihre Wangen zurück; sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte sie an sein Herz, und alle Kirchenglocken mußten das Hochzeitsfest verkündigen. Das schöne stumme Mädchen aus dem Walde ward des Landes Königin.

Da flüsterte der Erzbischof böse Worte in des Königs Ohr, aber sie sanken nicht bis in sein Herz hinunter; die Hochzeit wurde dennoch gefeiert, der Erzbischof selbst mußte ihr die Krone auf's Haupt setzen, und er drückte ihr im bösen Zorn den engen Ring fest nieder auf die Stirn, so daß es schmerzte; aber es lag ein schwererer Ring um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder, sie fühlte

nicht die körperliche Pein. Ihr Mund war stumm, ein einziges Wort hätte ja ihre Brüder gemordet; doch in ihren Augen lag eine tiefsinnige Liebe zu dem guten schönen König, der Alles that, um sie zu erfreuen. Mit ihrem ganzen Herzen wurde sie ihm Tag für Tag mehr zugethan, o! hätte sie sich doch ihm nur anvertrauen, ihm ihr Leiden sagen dürfen! Aber sie mußte stumm bleiben, stumm ihr Werk vollführen. Daher schlich sie des Nachts von seiner Seite fort, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemd nach dem andern fertig, aber als sie das siebente anfing, hatte sie kein Garn mehr.

Auf dem Kirchhofe, das wußte sie, wuchsen die Nesseln, die sie gebrauchen konnte, aber sie selbst mußte diese pflücken; wie sollte sie hinauskommen?

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz leidet!“ dachte sie, „ich muß es wagen! der liebe Gott wird die Hand von mir nicht abziehen!“

Mit einer Angst, als ginge sie zu einer bösen That, schlich sie in einer mondhellen Nacht hinunter in den Garten, und ging durch die langen Alleen auf der einsamen Straße zum Kirchhofe. Dort sah sie auf einem der breitesten Leichensteine einen Kreis von Lamien sitzen, häßliche Hexen; die zogen ihre Lumpen ab, als wollten sie sich baden, und gruben mit den langen, mageren Fingern in's Gras hinein, zogen die Leichen hervor und fraßen ihr Fleisch. Elise mußte dicht an ihnen vorbei, und die Hexen hefteten auf sie die bösen Augen, sie aber sprach ihr Gebet, sammelte die brennenden Nesseln, und trug sie hinein in's Schloß.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, der Erzbischof; er war wach, wenn die Anderen schliefen; nun hatte er doch Recht gehabt, indem er meinte: es stände mit der Königin nicht so, wie es sollte, sie wäre eine Hexe, und durch ihre Hexenkünste hätte sie den König und das Volk bethört.

Im Beichtstuhl sagte er zum Könige, was er gesehen hatte, und was er befürchtete; und da die bösen Worte von seinen Lippen

kamen, schüttelten die geschnitzten Heiligenbilder den Kopf, als wollten sie sagen: „Es ist nicht wahr, Elise ist unschuldig!“ aber der Erzbischof legte es anders aus: es sei ein Zeugniß gegen sie, meinte er, daß die Bilder den Kopf über ihre Sünde schüttelten.

Da rollten zwei schwere Thränen über des Königs Wangen, er ging heim mit Zweifeln im Herzen; er stellte sich, als schliefe er die Nacht, aber es kam kein Schlaf in seine Augen, und er merkte, daß Elise jede Nacht aufstand, und jedes Mal folgte er ihr leise und sah, wie sie in ihrer kleinen Kammer verschwand.

Mit jedem Tage wurde seine Miene finsterer; Elise sah es, doch wußte sie die Ursache nicht; aber es ängstete sie, und was litt sie nicht in ihrem Herzen für ihre Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur rannen ihre bitteren Thränen; da lagen sie wie schimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht sahen, wünschten sich an Elisens Stelle! Bald war sie indessen mit ihrer Arbeit zu Ende, nur ein Panzerhemd fehlte noch, aber ihr fehlte auch das Garn, nicht eine einzige Nessel hatte sie mehr. Einmal, nur dies eine letzte Mal, mußte sie zum Kirchhof gehen, und einige Handvoll pflücken. Sie dachte mit Angst an die einsame Wanderung und an die schrecklichen Lamien, aber ihr Wille war fest wie ihr Vertrauen auf Gott.

Elise ging; aber der König und der Erzbischof folgten ihr; sie sahen sie an der Gitterthür des Kirchhofs verschwinden, und als sie sich diesem näherten, saßen auf dem Grabsteine die Lamien, wie Elise sie gesehen hatte, und der König wandte sich ab, denn in ihrer Mitte glaubte er die, deren Haupt noch diesen Abend an seiner Brust geruhet hatte.

„Das Volk mag sie richten!“ sagte er, und das Volk urtheilte, sie solle brennen in den rothen Flammen.

Von dem prächtigen Königssaal wurde sie nun in eine dunkle, feuchte Höhle geführt, wo der Wind durch das vergitterte Fenster pfiff; anstatt des Sammets und der Seide gaben sie ihr das Bund Nesseln, welches sie gesammelt hatte, darauf konnte sie ihr Haupt

legen; die harten brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihr Pfühl und Decke sein; aber nichts Lieberes konnte man ihr schenken, und sie griff wieder zu ihrer Arbeit und betete zu ihrem Gott. Vor der Thür sangen die Straßenjungen Spottlieder auf sie, keine Seele tröstete sie mit einem Worte der Liebe.

Da rauschte gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel; es war der jüngste von ihren Brüdern, der hatte die Schwester gefunden, und sie schluchzte laut vor Freude, obgleich sie wußte, daß die kommende Nacht vielleicht die letzte ihres Lebens sein werde; aber nun war ja auch die Arbeit fast vollendet und ihre Brüder waren nahe.

Der Erzbischof kam, um die letzte Stunde bei ihr zuzubringen, das hatte er dem Könige versprochen; aber sie schüttelte den Kopf und bat mit Blick und Mienen, er möchte gehen; in dieser Nacht mußte sie ja ihre Arbeit vollenden, oder es war Alles vergeblich, Alles, Schmerz, Thränen und schlaflose Nächte. Der Erzbischof ging fort mit bösen Worten gegen sie; aber die arme Elise wußte sich frei von jeder Schuld und setzte ihre Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen geschäftig herbei und schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch ein wenig zu helfen, und die Drossel setzte sich in das Gitter des Fensters, und sang die ganze Nacht so lustig sie konnte, damit Elise nur nicht den Muth verlieren möchte.

Es war erst Zwielicht, noch eine Stunde vor Aufgang der Sonne, als die eilf Brüder vor den Pforten des Schlosses standen, und vor den König geführt zu werden verlangten; aber das ließe sich nicht machen, war die Antwort, es wäre ja noch Nacht, der König schliefe, man dürfte ihn nicht wecken. Sie baten, sie drohten; die Wache kam, der König selbst trat heraus und fragte, was das zu bedeuten habe, da kam die Sonne herauf, und es waren keine Brüder mehr zu sehen, aber eilf weiße Schwäne flogen über das Schloß hin.

Aus den Thoren der Stadt strömte das Volk, sie wollten Alle

die Hexe brennen sehen. Ein elender Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen Kittel von grober Sackleinwand angezogen, ihr schönes langes Haar hing lose um das schöne Haupt, ihre Wangen waren todtbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während ihre Finger das grüne Garn drehten; selbst auf dem Wege zum Tode ließ sie nicht von der begonnenen Arbeit, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie:

„Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem verfluchten Hokuspokus sitzt sie da; reißt es ihr weg, reißt's in tausend Stücke!“

Und Alle drängten auf sie ein, und wollten die Panzerhemden zerreißen, da kamen eilf weiße Schwäne geflogen; die setzten sich rund um sie her und schlugen mit den Flügeln. Erschrocken wich der Haufe zur Seite.

„Das ist ein Zeichen vom Himmel! Sie ist gewiß unschuldig!“ flüsterten Einige, aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun ergriff der Büttel sie bei der Hand, da warf sie rasch die eilf Hemden über die Schwäne, und es standen da eilf schöne Prinzen; aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel anstatt des einen Arms; denn es fehlte ein Aermel in seinem Panzerhemde, der war nicht fertig geworden.

„Nun darf ich sprechen!“ sagte sie, „ich bin unschuldig!“

Und das Volk, welches gesehen hatte, was geschehen war, beugte sich vor ihr, wie vor einer Heiligen; sie aber sank leblos in die Arme ihrer Brüder, so hatten Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

„Ja, unschuldig ist sie!“ sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er Alles, was geschehen war, und während er sprach, verbreitete sich ein Duft wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Holz in dem Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und Zweige geschossen; es stand da eine duftende Hecke voll von rothen Rosen, und auf der höchsten Spitze saß eine Blume, blendendweiß und

glänzend wie ein Stern; die pflückte der König und legte sie an Elisens Brust; da erwachte sie mit Frieden und Freude im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von selbst, und die Vögel kamen in großen Schwärmen; das ward ein Hochzeitszug zum Schloß zurück, wie noch kein König einen gesehen hat.

Der Rosen-Elf.

Mitten in einem Garten stand ein Rosenstock voll der schönsten Rosen, und in einer von diesen, der allerschönsten, wohnte ein Elf; der war so winzig klein, daß kein menschliches Auge ihn sehen konnte; hinter jedem Blatte in der Rose hatte er eine Schlafkammer; er war so schlank und schön, wie das lieblichste Engelskind, und Flügel hatte er, die von den Schultern bis zu den Füßen reichten.

O, was war das für ein Duft in seinen Zimmern und wie waren die Wände schön und klar! das waren ja die feinen blaßrothen Rosenblätter.

Den ganzen Tag belustigte er sich in dem warmen Sonnenschein, von einer Blume flog er zur andern, tanzte auf den Flügeln des fliegenden Schmetterlings, und maß, wie viele Schritte er wohl machen müßte, um über alle Landstraßen und Steige auf einem einzigen Lindenblatte zu laufen; das war, was wir die Adern des Blattes nennen, die sah er für Landstraßen und Steige an, ja, für ihn waren das ewig lange Wege! ehe er damit fertig war, ging die Sonne unter; er hatte aber auch zu spät angefangen.

Nun wurde es sehr kalt, der Thau fiel, der Wind blies, es war wohl das Beste, nach Haus zu gehen; er eilte also, so schnell er konnte, aber die Rose hatte sich schon geschlossen, er konnte nicht hineinkommen! — nicht eine einzige Rose stand offen. — Der

arme kleine Elf erschrak gewaltig; er war noch nie eine Nacht außer Hause gewesen, immer hatte er hinter den warmen Rosenblättern so süß geschlafen; o, es mußte sein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, wußte er, war eine Laube von Geisblatt, dessen Blumen wie große bemalte Hörner aussahen; in eins von diesen wollte er hineinsteigen und bis zum andern Morgen darin schlafen. Er flog dahin. — Pst! — Es waren zwei Leute in der Laube; ein junger hübscher Mann und eine wunderschöne Jungfrau; die saßen neben einander und wünschten, daß sie in Ewigkeit nicht getrennt werden möchten; sie hielten so viel von einander, viel mehr, als das beste Kind von Mutter und Vater halten kann.

„Und doch müssen wir uns trennen!“ sagte der junge Mann; „Dein Bruder will uns nicht wohl, daher schickt er mich mit einem Auftrage so weit hinweg über Berge und Seen! Lebe wohl, meine süße Braut, denn das bist Du ja doch!“

Und da küßten sie sich, und das junge Mädchen weinte und gab ihm eine Rose; aber ehe sie ihm diese reichte, drückte sie einen Kuß darauf, so fest und heiß, daß die Blume sich öffnete: gleich flog der kleine Elf hinein und lehnte seinen Kopf an die feinen duftenden Wände; aber er konnte recht gut hören, daß gesagt wurde: Leb' wohl! Leb' wohl! und er fühlte, daß die Rose ihren Platz auf der Brust des jungen Mannes bekam — o, wie klopfte das Herz darin, der kleine Elf konnte gar nicht einschlafen, so klopfte es.

Die Rose lag nicht lange still auf der Brust, der Mann nahm sie heraus, und während er allein durch's dunkle Holz ging, küßte er die Blume, o, so oft und so stark, daß der kleine Elf fast todtgedrückt wurde; er konnte durch das Blatt hindurch fühlen, wie die Lippen des Mannes brannten, und die Rose selbst hatte sich geöffnet, wie in der stärksten Mittagssonne.

Da kam ein anderer Mann mit finsterer zorniger Miene; es war des schönen Mädchens böser Bruder; ein großes scharfes Messer

zog er hervor, und während der Andere die Rose küßte, stach der böse Mann ihn todt, schnitt ihm den Kopf ab und begrub denselben mit dem Körper in die weiche Erde unter dem Lindenbaum.

„Nun ist er todt und vergessen!“ dachte der böse Bruder, „er kehrt nie wieder. Eine weite Reise über Berge und Seen sollte er machen, da verliert man leicht das Leben, das hat er gethan! Er kommt nie wieder, und mich darf meine Schwester nimmer nach ihm fragen!“

So scharrte er mit dem Fuße verwelkte Blätter über die aufgegrabene Erde zusammen und ging nach Haus in der dunkeln Nacht; aber er ging nicht allein, wie er glaubte; der kleine Elf ging mit; er saß in einem zusammengerollten Lindenblatte, das dem bösen Manne in's Haar gefallen war, als er das Grab grub. Der Hut war oben darauf gesetzt, es war stockfinster darunter, und der kleine Elf zitterte vor Schreck und Zorn über die schändliche That.

In der Morgenstunde kam der böse Mann nach Hause; er nahm seinen Hut ab und ging in die Schlafkammer der Schwester; da lag das schöne blühende Mädchen und träumte von ihm, den sie so lieb hatte, und von dem sie glaubte, daß er über Berge und durch Wälder ginge, und der böse Bruder beugte sich über sie und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann; da fiel das welke Blatt aus seinem Haare auf die Bettdecke; er merkte es aber nicht und ging weg, um selbst in der Morgenstunde ein wenig zu schlafen. Aber der Elf schlüpfte aus dem welken Blatte, ging in das Ohr des schlafenden Mädchens und erzählte ihr wie im Traume den schrecklichen Mord, beschrieb ihr die Stelle, wo der Bruder ihn vollbracht hatte und wo die Leiche lag, erzählte von dem blühenden Lindenbaume dicht dabei und sagte: „Damit Du nicht glaubst, daß es ein Traum sei, was ich erzähle, so wirst Du ein welkes Blatt auf Deinem Bette finden!“ und das fand sie, als sie erwachte. —

O, wie bittere Thränen weinte sie da! aber sie durfte Niemand

von ihrem Kummer sagen. Das Fenster stand den ganzen Tag offen, der kleine Elf hätte leicht hinaus in den Garten kommen können zu den Rosen und all' den anderen Blumen, aber er konnte es nicht über's Herz bringen, die Trauernde zu verlassen. Am Fenster stand ein Rosenstock mit Monatsrosen, in eine von diesen Blumen setzte er sich und betrachtete das arme Mädchen. Ihr Bruder kam oft in die Kammer und war so lustig und so böse, aber sie durfte ihm kein Wort von ihrem Herzeleid sagen.

Sobald es Nacht ward, schlich sie aus dem Hause, ging in's Holz zu der Stelle, wo der Lindenbaum stand, riß die Blätter von der Erde weg, grub hinein und fand den Ermordeten; o, wie weinte sie da und bat den lieben Gott, er möge doch auch sie bald sterben lassen.

Gern hätte sie die Leiche mit nach Hause genommen, aber das konnte sie nicht; daher nahm sie den bleichen Kopf mit den geschlossenen Augen, küßte den kalten Mund und schüttelte die Erde aus dem wunderschönen Haare. „Den will ich behalten!“ sagte sie, und nachdem sie den todten Körper mit Erde und Blättern bedeckt hatte, nahm sie den Kopf und einen kleinen Zweig von dem Jasminbaum, der in dem Walde, wo das Grab war, blühte, mit nach Hause.

Sobald sie in ihrer Stube war, holte sie den größten Blumentopf, den sie nur finden konnte, in diesen legte sie den Kopf des Todten, bedeckte ihn mit Erde und pflanzte den Jasminzweig in den Topf.

„Leb' wohl, leb' wohl,“ flüsterte der kleine Elf, er konnte es nicht aushalten, so viel Kummer zu sehen, er flog daher in den Garten zu seiner Rose, aber die war verblüht, es hingen nur noch einige bleiche Blätter an dem grünen Strauche.

„Ach, wie bald ist es doch vorbei mit allem Schönen und Guten!“ seufzte der Elf. — Zuletzt fand er doch eine Rose, die wurde sein Haus; hinter ihren duftenden Blättern ließ er sich nieder. Jeden Morgen flog er an das Fenster des armen Mäd=

chens, da stand sie immer bei dem Blumentopf und weinte; die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und mit jedem Tage wurde sie blasser und blasser, der Zweig aber frischer und grüner, ein Schößling nach dem andern wuchs hervor, und die kleinen weißen Knospen entfalteten sich zu Blumen, und sie küßte sie; aber der böse Bruder schalt und fragte, ob sie denn wahnsinnig geworden wäre? — er wollte es nicht haben, und konnte es nicht begreifen, warum sie immer über dem Blumentopf weinte.

Er wußte ja nicht, welche Augen da geschlossen und welche rothe Lippen da zu Erde geworden waren, — und sie lehnte den Kopf an den Blumentopf, und so schlafend fand sie der kleine Elf aus der Rose; da stieg er in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft der Rosen und von der Liebe der Elfen; sie träumte so süß, und während sie träumte, entschwand ihr das Leben: sie starb einen sanften Tod, nun war sie im Himmel bei dem, den sie lieb hatte.

Und die Jasminblumen öffneten ihre großen weißen Glocken und dufteten wunderbar süß: das war die einzige Art, wie sie die Todte beweinen konnten.

Aber der böse Bruder betrachtete den schönen blühenden Baum nahm ihn als ein Erbtheil zu sich und setzte ihn in seine Schlafkammer dicht an's Bett; der Baum war wunderschön anzusehen und sein Duft war süß und lieblich. Der kleine Rosen-Elf ging mit, flog von einer Blume zur anderen, in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und diesen erzählte er von dem gemordeten jungen Manne, dessen Kopf jetzt unter der Erde zu Erde ward, erzählte vom bösen Bruder und von der armen Schwester.

„Wir wissen es!“ sagte jede Seele in den Blumen, „wir wissen es! Sind wir nicht aus den Augen und den Lippen des Todten hervorgewachsen! wir wissen es! wir wissen es!“ und dann nickten sie ganz sonderbar mit dem Kopfe.

Der Rosen-Elf konnte gar nicht begreifen, wie sie so ruhig sein konnten, und er flog zu den Bienen, welche Honig sammelten,

erzählte denen die Geschichte vom bösen Bruder, und die Bienen sagten es ihrer Königin; die gebot, daß sie alle am nächsten Morgen den Mörder tödten sollten.

Aber die Nacht vorher, — es war die erste Nacht nach dem Tode der Schwester, — als der Bruder in seinem Bette dicht bei dem Jasminbaum schlief, öffnete sich jeder Blumenkelch; unsichtbar, aber mit giftigem Stachel kamen die Blumenseelen hervor, und setzten sich erst an sein Ohr, und erzählten ihm böse Träume, flogen dann über seine Lippen und stachen ihn in die Zunge mit dem giftigen Stachel.

„Nun haben wir den Todten gerächt!“ sagten sie und flogen wieder zurück in die Glocken der weißen Jasminen.

Als der Tag anbrach, und das Fenster der Schlafkammer plötzlich aufgerissen wurde, stürzte der Rosen-Elf mit der Königin und dem ganzen Schwarm der Bienen hinein, um den Mörder zu tödten.

Aber er war schon todt; um das Bett her standen Leute, die sagten: „Der Duft des Jasmin hat ihn getödtet!“

Da verstand der Rosen-Elf die Rache der Blumen und erzählte es der Bienenkönigin, und sie summte mit dem ganzen Schwarme um den Blumentopf; die Bienen waren nicht zu verdrängen; da nahm ein Mann den Blumentopf weg; aber eine der Bienen stach ihn in die Hand, so daß der Topf zu Boden fiel und zerbrach.

Da sahen sie den weißen Todtenkopf und erkannten, daß der Todte im Bette ein Mörder war.

Und die Königin der Bienen summte in der Luft und sang von der Rache der Blumen, vom Rosen-Elf, und daß hinter dem kleinsten Blatte Einer wohnt, der das Böse erzählen und rächen kann.

Der Buchweizen.

Hin und wieder, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorbeigeht, auf welchem Buchweizen steht, sieht man, daß dieser ganz schwarz und versengt ist; es ist, als wenn eine Feuerflamme darüber hingegangen wäre, und der Bauersmann sagt dann: „Das hat der Blitz gethan!“ Aber wie geht es zu, daß der Blitz das thut? — Ich will erzählen, was mir der Sperling gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, der an einem Buchweizenacker stand und noch steht. Es ist dies ein großer ehrwürdiger Weidenbaum, aber alt und runzelig ist er, und von oben bis unten eingerissen, und aus dem Riß wachsen Gras und Brombeerranken; der Baum hängt nach vorn über, und die Zweige reichen fast bis auf die Erde, und sehen aus wie langes grünes Haar.

Auf allen Feldern rund umher stand Korn: Roggen, Buchweizen und Hafer; — ja, der schöne Hafer, der, wenn er reif ist, aussieht wie eine ganze Menge kleiner gelber Kanarienvögel, die auf einem Zweige sitzen. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer beugte es sich in frommer Demuth.

Aber es war auch ein Feld mit Buchweizen da, und das Feld lag gerade vor dem alten Weidenbaume; der Buchweizen beugte sich nicht, wie das andere Korn, steif und stolz stand er da.

„Ich bin eben so reich wie die Aehren," sagte er, „und außerdem bin ich viel schöner; meine Blumen sind schön wie die Blüthen des Apfelbaums, es ist eine Lust, mich und meines Gleichen anzusehen! Kennst Du etwas Prächtigeres als uns, Du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Haupte, als wollte er sagen: „Ja freilich kenne ich etwas!" Aber der Buchweizen strotzte von Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras auf dem Bauche wächst!"

Nun zog ein schreckliches Wetter herauf; alle Blumen des Feldes falteten ihre Blätter oder beugten ihre Köpfe, während der Sturm darüber hinfuhr; aber der Buchweizen stand in seinem Stolze gerade aufgerichtet.

„Beuge Dein Haupt, wie wir!" sagten die Blumen.

„Das hab' ich nicht nöthig!" sagte der Buchweizen.

„Beuge Dein Haupt, wie wir!" sagte das Korn, „nun kommt der Sturmesengel geflogen. Er hat Flügel, die von den Wolken bis zu der Erde herunter reichen; er schlägt Dich nieder, ehe Du ihn bitten kannst, daß er Dir gnädig sei!"

„Nein, ich will mich nicht beugen!" sagte der Buchweizen.

„Schließe Deine Blumen und beuge Deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum, „sieh nicht in den Blitz hinein, wenn die Wolke birst; selbst die Menschen dürfen das nicht wagen, denn im Blitze sieht man hinein in Gottes Himmel, und der Anblick kann selbst den Menschen blenden; wie wollte es uns Gewächsen der Erde ergehen, wenn wir es wagten, wir, die wir so viel geringer sind!"

„Viel geringer?" sagte der Buchweizen, „nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" und das that er in seinem Stolz und Uebermuth. Es war, als stände die ganze Welt in Feuer und Flammen, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen Blumen und Korn in der stillen, reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der

Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt; er war nun ein todtes unnützes Kraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, als ob der Baum weinte. Und die Sperlinge fragten: „Was weinst Du denn? hier ist's ja so schön! sieh, wie die Sonne scheint, sieh, wie die Wolken ziehen, merkst Du nicht den Duft von Blumen und Büschen? was weinst Du denn, Du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum erzählte von des Buchweizens Stolz, Uebermuth und Strafe, die immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört, — die erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Mährchen bat.

Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einer kleinen Stadt war ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel (denn roth war er noch nicht geworden) hervorstreckten. Nicht weit davon stand auf dem Rücken des Daches steif und stolz der Vater Storch; das eine Bein hatte er unter den Bauch gezogen, um doch ein wenig Mühe bei seinem Schildwachstehen zu haben. Man hätte glauben sollen, er wäre aus Holz gehauen, so still stand er. „Das sieht doch gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache bei dem Neste hat," dachte er, „die Leute können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, sie glauben gewiß, ich bin hierher commandirt. Das sieht so stattlich aus!" und so blieb er dabei, auf dem einen Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielte eine ganze Schaar Kinder; als die die Störche sahen, sang einer der muthigsten Knaben und darauf alle zusammen den alten Vers von den Störchen, aber sie sangen ihn nur so, wie sie sich eben erinnern konnten:

»Storch, Storch, Langbein,
Setz' Dich in Dein Nest hinein,
Deine Frau sitzt schon darein
Mit ihren großen Jungen.
Den einen woll'n wir hängen,
Den andern sengen,
Den dritten woll'n wir spießen,
Den vierten mausetodt schießen!«

„Höre doch, was die Knaben singen!“ sagten die kleinen Störche, „sie sagen, wir sollen gehängt und gesengt werden!“

„Kümmert Euch nicht darum!“ sagte die Storchmutter, „hört nur nicht darnach hin, so thut's Euch nichts!“

Aber die Knaben fuhren fort zu singen und zeigten mit den Fingern auf die Störche; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, es sei Sünde, die Thiere zum Besten zu haben, und wollte nichts damit zu thun haben.

Die Storchmutter tröstete ihre Jungen. „Kümmert Euch nicht darum,“ sagte sie, „seht nur, wie ruhig Euer Vater steht, und noch dazu auf einem Beine!“

„Uns ist so bange!“ sagten die Jungen, und zogen die Köpfe tief in's Nest hinein.

Den folgenden Tag, als die Kinder wieder zusammenkamen, um zu spielen, und sie die Störche sahen, fingen sie ihr Lied wieder an:

»Den einen woll'n wir hängen,
Den andern sengen! — «

„Sollen wir denn hängen und brennen?“ fragten die jungen Störche.

„Ei, warum nicht gar,“ sagte die Mutter. „Ihr sollt fliegen lernen, ich will Euch wohl exerciren! Dann ziehen wir hinaus auf die Wiese und machen den Fröschen eine Visite, die verneigen sich im Wasser vor uns und singen: „koax, koax!“ und dann verzehren wir sie, das soll eine Lust werden!“

„Und was dann?“ fragten die kleinen Störche.

„Dann kommen alle Störche aus dem ganzen Lande zusammen und dann fängt das Herbstmanöver an; da muß man gut fliegen, das ist von großer Wichtigkeit; denn wer nicht gut fliegt, den sticht der General mit seinem Schnabel todt; deßhalb paßt gut auf, wenn das Exerciren anfängt, damit Ihr etwas lernt!“

„So sollen wir ja doch gespießt werden, wie die Knaben sagten! O hör', nun singen sie es wieder!“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sagte die Storchmutter. „Nach dem großen Manöver fliegen wir in die warmen Länder, o, so weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo die dreieckigen steinernen Häuser sind, die mit ihrer Spitze in die Wolken reichen; die heißen Pyramiden und stehen schon länger, als irgend ein Storch denken kann. Ein Fluß ist da, der tritt aus, so daß das Land zu einem Morast wird. Da geht man im Morast und verzehrt Frösche.“

„O!“ sagten alle Jungen.

„Ja! da ist’s schön! man thut den ganzen Tag nichts als essen, und während wir es dort so gut haben, ist in diesem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier ist’s so kalt, daß die Wolken entzwei frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!“ Sie meinte den Schnee, aber sie konnte es nicht deutlicher ausdrücken.

„Frieren denn auch die unartigen Knaben entzwei?“ fragten die jungen Störche.

„Nein, entzwei frieren sie nicht, aber sie sind nahe daran, und sie müssen in der dunklen Stube hinter’m Ofen hocken. Ihr dagegen könnt umherfliegen im fremden Lande, wo es Blumen und warmen Sonnenschein giebt!“

Nun war schon einige Zeit hingegangen, und die Jungen waren so groß, daß sie im Neste aufrecht stehen und weit umherschauen konnten, und der Vater Storch kam jeden Tag mit allerliebsten kleinen Fröschen geflogen, mit Schnecken und all’ den Storchleckerbissen, die er nur finden konnte! O, das sah drollig aus, wenn er ihnen seine Künste vormachte. Den Kopf legte er ganz um den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er wie mit einer Schnarre, und dann erzählte er ihnen schöne Geschichten, lauter Geschichten aus dem Sumpfe.

„Hört, nun müßt Ihr fliegen lernen!“ sagte eines Tages die Storchmutter, und da mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten! wie sie mit den Flügeln balancirten, und doch waren sie nahe daran herunterzufallen.

„Seht nur auf mich!“ sagte die Mutter, „so müßt Ihr den Kopf halten, so müßt Ihr die Beine setzen! eins zwei, eins zwei! das wird Euch in der Welt forthelfen!“ dann flog sie ein kleines Stückchen, und die Jungen machten einen kleinen ungeschickten Sprung, bautz, da lagen sie, denn sie waren schwer im Leibe.

„Ich will nicht fliegen!“ sagte das eine Junge, und kroch wieder in das Nest, „ich mache mir nichts daraus, in die warmen Länder zu kommen!“

„Willst Du denn hier todtfrieren, wenn's Winter wird? Sollen die Knaben kommen und Dich hängen und brennen und braten? Warte, nun will ich sie rufen!“

„O nein!“ sagte der kleine Storch, und fing wieder an, mit den andern auf dem Dache zu hüpfen; den dritten Tag konnten sie wirklich schon ein wenig fliegen, und nun glaubten sie, sie könnten in der Luft auch sitzen und ausruhen, aber bautz, da purzelten sie und mußten die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben herunter auf die Straße und sangen ihr Lied:

»Storch, Storch, Langbein!«

„Wollen wir hinunterfliegen und ihnen die Augen aushacken?“ sagten die Jungen.

„Nein, laßt das bleiben!“ sagte die Mutter, „hört auf mich, das ist viel wichtiger! eins, zwei, drei! nun rechts um! eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! — seht, das war sehr gut! der letzte Flügelschlag war so richtig und niedlich, daß ich Euch erlaube, morgen mit mir in den Sumpf zu kommen! Dahin kommen mehrere wackere Storchfamilien mit ihren Kindern, nun laßt mich erleben, daß meine die nettesten sind, und steht recht gerade, die Brust heraus, das sieht gut aus, und giebt Euch ein Ansehen!“

„Aber sollen wir denn gar keine Rache an den ungezogenen Knaben nehmen?“ fragten die Jungen.

„Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken, Ihr kommt in das Land der Pyramiden, wenn sie frieren müssen, und weder ein grünes Blatt, noch einen süßen Apfel haben!“

„Ja, rächen wollen wir uns!“ flüsterten sie einander zu, und dann ward wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner schlimmer im Singen der Spottlieder, als gerade der, welcher angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner Knirps von nicht mehr als sechs Jahren; die jungen Störche glaubten freilich, er sei hundert Jahre alt, denn er war ja weit größer als ihr Vater oder ihre Mutter, und was wußten sie, wie alt Kinder und große Menschen sein mögen. Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, der hatte ja zuerst angefangen und fuhr immer fort; die jungen Störche waren höchst gereizt, und je größer sie wurden, desto weniger wollten sie es dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber nicht eher, als an dem letzten Tage, den sie im Lande sein würden.

„Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei dem großen Manöver benehmt; geht's schlecht dabei, so daß der General Euch den Schnabel in die Brust jagt, so haben die Knaben ja doch Recht, wenigstens auf eine Weise! Nun laßt mich sehen!“

„Ja, das sollst Du!“ sagten die Jungen, und nun gaben sie sich erst recht Mühe, sie übten sich jeden Tag und flogen so leicht und niedlich, daß es eine Lust war.

Nun kam der Herbst, alle Störche versammelten sich, um, während wir den Winter haben, in die warmen Länder zu fliegen. Das war ein Manöver! es ging über Wälder und Felder, Dörfer und Städte, bloß um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es stand ihnen ja eine große Reise bevor. Die jungen Störche machten ihre Sachen so ausgezeichnet gut, daß sie das Zeugniß „Frosch- und Schlangenwerth“ bekamen. Das war der allerbeste Charakter; nun durften sie Frösche und Schlangen essen, und das thaten sie auch.

„Nun wollen wir uns rächen!“ sagten sie.

„Ja wohl,“ sagte die Mutter. „Was ich mir ausgedacht habe, das ist das Beste. Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die

kleinen Menschenkinder liegen, bis die Störche kommen und sie zu ihren Aeltern bringen. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so schön, wie sie später nie wieder träumen. Alle Aeltern wollen gerne solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Zu dem Teiche wollen wir fliegen, für jedes der Kinder, die nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum Besten gehabt haben, wollen wir eins holen, aber die Kinder hier sollen gar keins haben."

„Aber der, welcher anfing zu singen, der alte häßliche Bube," schrien die jungen Störche, „was machen wir mit dem?"

„Bei dem Teiche liegt ein todtes kleines Kind, das sich zu Tode geträumt hat, das wollen wir für ihn nehmen, dann muß er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben, aber der gute Junge, der, welcher gesagt hat: „Es ist Sünde, die Thiere zum Besten zu haben!" den habt Ihr doch nicht vergessen? dem wollen wir zwei bringen, einen Bruder und eine Schwester, und weil der Junge Peter heißt, so sollt Ihr auch alle zusammen Peter heißen!"

Und es geschah, was sie sagte, und alle Störche hießen Peter, und so heißen sie noch bis auf diesen Tag.

Der Sandmann.

In der ganzen Welt ist nicht Einer, der so viele Geschichten weiß, als der Sandmann, — der kann erzählen!

Des Abends, wenn die Kinder noch so nett am Tische oder auf ihrem Schemel sitzen, kommt er ganz sachte die Treppe herauf; er geht nämlich auf Socken; er macht die Thüre ganz leise auf, und hui, da streut er den Kindern Sand in die Augen. Das ist aber kein grober Sand, sondern von der Sorte, wovon die Sandtorten gemacht werden, so fein, fein! aber doch immer genug, daß die Kinder die Augen nicht offen halten können, daher sehen sie ihn nicht; er schleicht sich dann hinter sie und haucht ihnen ganz leise in den Nacken; und dann wird ihnen der Kopf so schwer —! aber das thut nicht weh; denn der Sandmann meint es gerade gut mit den Kindern, er will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das sind sie am besten, wenn man sie im Bette hat; sie sollen stille sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann. —

Wenn nun die Kinder schlafen, setzt sich der Sandmann auf das Bett. Sein Anzug ist sauber und fein, sein Rock ist von Seidenzeug, aber von welcher Farbe, das ist nicht möglich zu sagen, denn es glänzt grün, roth und blau, je nachdem er sich dreht; unter jedem Arm hält er einen Regenschirm, einen mit Bildern, den hält er über die guten Kinder, und dann träumen sie die ganze Nacht die schönsten Geschichten, und einen Regenschirm hat

er, worauf gar nichts steht, den hält er über die unartigen Kinder, die schlafen dann stumm und dumm, und wenn sie des Morgens aufwachen, haben sie gar nichts geträumt. —

Nun wollen wir hören, wie der Sandmann eine ganze Woche hindurch jeden Abend zu einem kleinen Knaben Namens Hjalmar kam, und was er ihm erzählte! Das sind ganzer sieben Geschichten, denn die Woche hat sieben Tage.

Montag.

„Hör' nun einmal!“ sagte der Sandmann, als er Hjalmar im Bette hatte, „nun will ich aufputzen!“ und auf einmal wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige bis unter die Decke und längs den Wänden streckten, so daß die ganze Stube wie die schönste Laube aussah, und alle Zweige waren voll von Blumen, und jede Blume war schöner als eine Rose und roch ganz herrlich; wollte man sie essen, so war sie süßer als Eingemachtes! Die Früchte glänzten wie Gold, und es waren auch Klöße da, die platzten beinahe von Rosinen, — das war etwas ganz Unvergleichliches! aber im selben Augenblicke hörte man ein erschreckliches Jammern in der Tischschublade, in welcher Hjalmar's Schulbücher lagen.

„Was ist denn das!“ sagte der Sandmann, ging hin zum Tische und zog die Schublade heraus. Da lag die Tafel, auf welcher die Zahlen sich drückten und kniffen, denn es war eine falsche Zahl in's Rechnenexempel hineingekommen, so daß es nahe daran war, auseinander zu fallen; der Griffel hüpfte und sprang in seiner Bindfadenfessel gerade so wie ein kleiner Hund, er wollte dem Rechnenexempel helfen, aber er konnte nicht! Und ferner lag da Hjalmar's Schreibbuch; auch darin klagte und wimmerte es — o, es war recht häßlich anzuhören; auf jedem Blatte standen von oben bis unten große Buchstaben, jeder mit einem kleinen neben sich, die ganze Reihe herunter, — das war so eine Vorschrift, — und neben dieser standen wieder einige Buchstaben, welche eben so

auszusehen glaubten; die hatte Hjalmar geschrieben, aber sie lagen beinahe, als wären sie über den Bleistiftsstrich gefallen, auf welchem sie stehen sollten.

„Seht, so müßt Ihr Euch halten!“ sagte die Vorschrift, „seht, so zur Seite, mit einem raschen Schwung!“

„O, wir wollten gern,“ sagten Hjalmar's Buchstaben, „aber wir können nicht, wir sind so elend!“

„Dann sollt Ihr Kinderpulver haben!“ sagte der Sandmann.

„Ach nein!“ riefen sie, und standen so gerade, daß es eine Lust war!

„Ja nun kann ich keine Geschichte mehr erzählen!“ sagte der Sandmann, „nun muß ich sie exerciren lassen! eins, zwei! eins, zwei!“ und nun exercirte er die Buchstaben, und sie standen so gerade und gesund, wie nur eine Vorschrift stehen kann, aber als der Sandmann ging und Hjalmar am Morgen zusah, waren sie eben so elend, wie zuvor.

Dinstag.

Sobald Hjalmar im Bette war, berührte der Sandmann mit seinem kleinen Zauberstabe alle Möbeln in der Stube, und sogleich fingen sie an zu sprechen, und sie sprachen alle von sich selbst, ausgenommen das Spuckbecken, das stand stille und ärgerte sich über diese Eitelkeit, daß sie alle nur von sich selbst sprächen und keine Gedanken für den hätten, der so bescheiden in der Ecke stand und sich anspeien ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde, im vergoldeten Rahmen; es war eine Landschaft; darauf sah man hohe alte Bäume, Blumen im Grase und ein großes Wasser mit einem Flusse, der lief hinten um den Wald herum an manchem Schlosse vorbei hinaus in's wilde Meer.

Der Sandmann rührte mit seinem Zauberstabe das Gemälde an, und die Vögel fingen an zu singen, die Zweige der Bäume

bewegten sich, und die Wolken flogen ordentlich, man konnte ihren Schatten über die Landschaft ziehen sehen.

Nun hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf zum Rahmen, und Hjalmar steckte die Beine in's Gemälde hinein, gerade hinein in's hohe Gras; und da stand er. Er lief hin zum Wasser, setzte sich in ein kleines Boot; das war roth und weiß bemalt, die Segel glänzten wie Silber, und sechs Schwäne, mit goldenen Kronen unten auf dem Halse und einem strahlenden blauen Sterne auf dem Kopfe, zogen das Boot an einem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen erzählten, und was die Schmetterlinge ihnen gesagt hatten.

Die schönsten Fische, mit Schuppen wie Silber und Gold, schwammen hinter dem Boote, zuweilen machten sie einen Sprung, so daß es im Wasser platschte, und Vögel, rothe und blaue, kleine und große, flogen in zwei langen Reihen hinterher, die Mücken tanzten und der Maikäfer sagte bum, bum; sie wollten alle Hjalmar begleiten, und jedes hatte eine Geschichte zu erzählen!

Das war eine Fahrt! bald waren die Wälder so dicht und dunkel, bald waren sie, wie der schönste Garten voll Blumen und Sonnenschein, und es lagen da große Schlösser von Glas und Marmor; auf den Balconen standen Prinzessinnen, das waren lauter kleine Mädchen, mit denen Hjalmar bekannt war, mit denen er öfter gespielt hatte. Sie streckten die Hände aus, und jede hielt das niedlichste Zuckerferkel, das nur bei einer Kuchenfrau zu haben ist; und Hjalmar erfaßte das eine Ende des Zuckerferkels, indem er vorbeisegelte, und die Prinzessin hielt das andere Ende; so bekam jedes ein Stück, sie das kleinste, Hjalmar das größte. Bei jedem Schlosse hielten kleine Prinzen Schildwache; sie schulterten mit dem goldenen Säbel und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen; das waren rechte Prinzen! Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die Stadt, in welcher sein Kindermädchen wohnte,

die nämliche, welche ihn getragen hatte, als er ein ganz kleiner Knabe war, und welche so viel von ihm gehalten hatte; die nickte und winkte und sang den niedlichen kleinen Vers, den sie selbst gedichtet und Hjalmar geschickt hatte:

Ich denke Dein so manche, manche Stunde,
Mein süßes Kind, mein Hjalmar, mein Verlangen!
So oft ja hing ich Dir am kleinen Munde,
Küßt' Dir die Stirne und die ros'gen Wangen,
Von Dir vernahm ich einst die ersten Worte.
Mein Abschiedswort muß heute zu Dir fliegen.
Stets sei der Herr auf Erden Dir zum Horte,
Du Engel, seinem Himmelreich entstiegen.

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen tanzten auf dem Stengel und die alten Bäume nickten, während der Sandmann auch ihnen Geschichten erzählte.

Mittwoch.

Nein, wie doch der Regen draußen herunterströmte! Hjalmar konnte es im Schlafe hören, und als der Sandmann das Fenster öffnete, reichte das Wasser bis an's Fensterbrett; es war draußen ein ganzer See, aber das prächtigste Schiff lag gerade vor dem Hause.

„Willst Du mitsegeln, kleiner Hjalmar!“ sagte der Sandmann, „dann kannst Du heute Nacht fremde Länder besuchen und morgen wieder hier sein!“

Und auf einmal stand Hjalmar in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und gleich wurde das Wetter schön und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche herum, und nun war Alles ein großes, wildes Meer. Sie segelten so lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und sie sahen einen großen Zug Störche, die kamen auch aus Hjalmar's Heimath und wollten in die warmen Länder. Ein Storch flog immer hinter dem andern, und sie waren schon so weit, so weit geflogen! Einer von ihnen war so müde, daß ihn seine Flügel kaum weiter tragen

konnten, er war der allerletzte in der Reihe, und bald blieb er ein großes Stück zurück, zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer, er that noch ein paar Flügelschläge, aber das half nicht; nun berührte er mit seinen Flügeln das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er herab vom Segel und bums! da stand er auf dem Verdeck.

Darauf nahm ihn der Schiffsjunge und setzte ihn in's Hühnerhaus zu den Hühnern, den Enten und den Puterhähnen; der arme Storch stand ganz verblüfft unter ihnen.

„Seht einmal, was für ein närrischer Kerl!" sagten alle Hühner.

Und der Puterhahn blies sich auf, so dick er konnte, und fragte ihn, wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und stießen sich an: „pat, pat!"

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauß, der wie ein wildes Pferd durch die Wüste jagt, aber die Enten verstanden ihn nicht und stießen sich wieder einander an und sagten: „Wollen wir nicht einig darüber sein, daß er dumm ist?"

„Ja wohl, er ist dumm!" sagte der Puterhahn und kollerte.

Da schwieg der Storch ganz still und dachte an sein Afrika.

„Ihr habt da recht hübsche dünne Beine!" sagte der Puterhahn. „Was kostet die Elle?"

„Pat, pat, pat!" kicherten alle Enten, aber der Storch that, als hörte er es gar nicht.

„Ihr könnt gerne mitlachen," sagte der Puterhahn zu ihm, „denn das war ein guter Witz; oder wäre er vielleicht für Euch nicht hoch genug? ach, ach! er ist nicht vielseitig; laßt uns fortfahren, für uns selbst interessant zu sein!" und da kollerte er und die Enten schnatterten, „gick, gack! gick, gack!" es war erschrecklich, wie sie sich amüsirten.

Aber Hjalmar ging zum Hühnerhaus, öffnete die Thür, rief den Storch, und dieser hüpfte zu ihm hinaus auf's Verdeck; nun

hatte er sich ausgeruht, und es war, als nickte er Hjalmar zu, um ihm zu danken; darauf breitete er seine Flügel aus und flog zu den warmen Ländern; aber die Hühner gluckten, die Enten schnatterten und der Puterhahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

„Morgen wollen wir Suppe von Euch kochen!“ sagte Hjalmar, und da erwachte er und lag in seinem kleinen Bette. — Das war eine sonderbare Reise, die ihn der Sandmann diese Nacht hatte machen lassen.

Donnerstag.

„Weißt Du was!“ sagte der Sandmann, „werde nur nicht bange; hier sollst Du eine kleine Maus sehen!“ und er hielt ihm seine Hand entgegen mit dem niedlichen kleinen Thiere. „Sie ist gekommen, um Dich zur Hochzeit einzuladen; es sind hier zwei kleine Mäuse, welche diese Nacht in den Ehestand treten wollen. Sie wohnen unter dem Fußboden Eurer Speisekammer, das soll eine wunderschöne Wohnung sein!“

„Aber wie kann ich durch das kleine Mauseloch durchkommen?“ fragte Hjalmar.

„Dafür laß mich sorgen!“ sagte der Sandmann, „ich will Dich schon klein machen!“ und er berührte Hjalmar mit seinem Zauberstabe, da wurde er gleich kleiner und kleiner, zuletzt war er nicht größer, als ein Finger. „Nun kannst Du Dir die Kleider des Zinnsoldaten leihen, ich denke, die werden Dir passen, und es sieht doch so schön aus, eine Uniform anzuhaben, wenn man in Gesellschaft ist!“

„Ja wohl,“ sagte Hjalmar, und in dem Augenblicke war er wie der niedlichste kleine Zinnsoldat gekleidet.

„Wollen Sie nicht so gütig sein, sich in den Fingerhut Ihrer Frau Mutter zu setzen,“ sagte die kleine Maus, „so werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!“

„Gott, wollen das gnädige Fräulein selbst die Mühe haben!“ sagte Hjalmar, und nun fuhren sie zur Mäusehochzeit.

Erst kamen sie unter dem Fußboden in einen langen Gang hinein, der gerade so hoch war, daß sie mit dem Fingerhute darin fahren konnten, und der ganze Gang war mit Schwamm illuminirt.

„Riecht's hier nicht herrlich?“ sagte die Maus, welche ihn zog, „der ganze Gang ist mit Speckschwarten bestrichen! es giebt nichts Schöneres!“

Nun kamen sie hinein in den Brautsaal; hier standen zur Rechten die Mäusedamen, die zischelten, als wenn sie sich über einander lustig machten; zur Linken standen die Mäuseherren, die strichen sich mit den Pfoten den Bart, aber mitten auf dem Fußboden sah man das Brautpaar, sie standen in einer ausgehöhlten Käserinde, und küßten sich erschrecklich viel vor Aller Augen, denn sie waren ja verlobt und sollten gleich Hochzeit halten. Es kamen immer mehr Fremde; die Mäuse traten einander fast todt, und das Brautpaar hatte sich mitten in die Thür gestellt, so daß man weder aus, noch ein konnte. — Die ganze Stube war wie der Gang mit Speckschwarte bestrichen, das war die ganze Bewirthung, aber zum Desert wurde eine Erbse vorgezeigt, in welche eine kleine Maus von der Familie den Namen des Brautpaares hineingebissen hatte, das heißt den Anfangsbuchstaben; das war etwas unbeschreiblich Schönes!

Alle Mäuse sagten, die Hochzeit wäre ganz außerordentlich schön, und auch die Conversation wäre sehr gut gewesen.

Nun aber fuhr Hjalmar wieder nach Hause; er war freilich in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber er hatte auch ordentlich zusammenkriechen, sich klein machen und eine Zinnsoldatenuniform anziehen müssen.

Freitag.

„Es ist unglaublich, wie viel alte Leute mich immer haben wollen!“ sagte der Sandmann, „es sind besonders die, welche etwas Böses gethan haben. „Guter lieber Sandmann,“ sagen sie zu mir, „wir können kein Auge zuthun, und dann liegen wir die ganze

Nacht und sehen alle unsere bösen Thaten, die wie kleine häßliche Kobolde auf der Bettkante sitzen und uns mit heißem Wasser bespritzen; wenn Du doch kommen und sie wegjagen wolltest, damit wir einmal einen guten Schlaf hätten," und dann seufzen sie so tief: „wir wollen gewiß gerne bezahlen, — gute Nacht, Sandmann! das Geld liegt im Fenster!" „aber ich thue es nicht für Geld," sagte der Sandmann.

„Was wollen wir denn diese Nacht vornehmen?" fragte Hjalmar.

„Ja, ich weiß nicht, ob Du heute wieder Lust hast, zu einer Hochzeit zu gehen? Sie ist von etwas anderer Art als die gestrige. Die große Puppe Deiner Schwester, welche wie ein Mann aussieht und Hermann heißt, heirathet die Puppe Bertha, es ist außerdem der Geburtstag der Puppe, daher werden viele Geschenke kommen."

„Ja, das kenne ich schon," sagte Hjalmar, „jedesmal wenn die Puppe neue Kleider braucht, so läßt meine Schwester sie Geburtstag haben oder Hochzeit halten! das ist gewiß schon hundertmal geschehen!"

„Ja, aber heute Nacht ist die Hochzeit zum hundert und ersten Male, und wenn hundert und eins aus ist, dann ist Alles vorbei! Deshalb wird es auch diesmal ganz unvergleichlich werden! Sieh einmal!"

Und Hjalmar sah hin auf den Tisch, da stand das kleine Papphaus mit Lichtern in den Fenstern, und vor der Thür präsentirten alle Zinnsoldaten das Gewehr. Das Brautpaar saß auf dem Fußboden und lehnte sich an das Tischbein, ganz gedankenvoll; dazu konnte es ja gute Gründe haben. Aber der Sandmann hatte den schwarzen Rock der Großmutter angezogen und traute sie. Als die Trauung vorbei war, stimmten alle Möbeln in der Stube folgendes schöne Lied an, das von Bleistift geschrieben war, und nach der Melodie des Zapfenstreiches gesungen wurde.

Dies Lied soll kommen windesschnell
Zum Brautpaar über die Stubenschwell'.
Von Handschuhleder ist ihr Fell,
Drum steh'n sie beid' auf ihrer Stell'
Grad' auf wie eine Schneiderell'.
:,: Hurra, Hurra für Ell' und Fell!
In Wetter und Wind erklingt das hell! :,:

Und nun bekamen sie Geschenke, aber alle eßbaren Sachen hatten sie sich verbeten, denn sie hatten an der Liebe genug.

„Wollen wir nun auf's Land gehen, oder eine Reise in's Ausland machen?“ fragte der Bräutigam, und die Schwalbe, welche weit gereist war, und das alte Hofhuhn, welches fünfmal Küchelchen ausgebrütet hatte, wurden zu Rathe gezogen. Und die Schwalbe erzählte von den schönen warmen Ländern, wo die Weintrauben groß und schwer an den Reben hängen, wo die Luft so mild ist und die Berge Farben haben, wie man sie bei uns gar nicht kennt!

„Sie haben da doch nicht unsern grünen Kohl!“ sagte das Huhn. „Ich wohnte einen Sommer mit allen meinen Küchelchen auf dem Lande; da war eine Grandgrube, in welcher wir gehen und kratzen durften, auch hatten wir Zugang zu einem Garten, voll von grünem Kohl! O, wie der grün war! ich kann mir nichts Schöneres denken.“

„Aber ein Kohlkopf sieht gerade so aus, wie der andere,“ sagte die Schwalbe, „und dann ist hier so oft schlechtes Wetter!“

„Daran ist man gewöhnt!“ sagte das Huhn.

„Aber hier ist es kalt, es friert!“

„Das ist gut für den Kohl!“ sagte das Huhn. „Uebrigens kann's hier auch warm werden! Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang dauerte? Es war so heiß, daß man kaum Athem holen konnte! Dann haben wir hier auch nicht alle die giftigen Thiere, die man auswärts hat, und wir sind frei von Räubern! Der ist ein Dummkopf, der unser Land nicht für das Schönste hält und der verdiente freilich nicht hier zu sein!“

und dabei liefen dem Huhn die Thränen über die Backen. „Ich bin auch gereist, ich bin in einem Fasse über zwölf Meilen gefahren! Es ist gar kein Vergnügen beim Reisen!“

„Ja, das Huhn ist eine vernünftige Frau!“ sagte die Puppe Bertha, „ich mag auch nicht über Berge reisen, denn das geht immer nur hinauf und dann wieder hinunter! Nein, wir wollen hinausziehen in die Grandgrube und im Kohlgarten spazieren gehen.“

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

„Bekomme ich nun Geschichten?“ sagte der kleine Hjalmar, sobald der Sandmann ihn in Schlaf gebracht hatte.

„Heute Abend haben wir dazu keine Zeit,“ sagte der Sandmann und spannte seinen schönsten Regenschirm über ihn. „Sieh diese Chinesen an!“ und der ganze Regenschirm sah aus wie eine große chinesische Schüssel mit blauen Bäumen und spitzen Brücken voll kleiner Chinesen, die standen da und nickten mit dem Kopfe.

„Zu morgen müssen wir die ganze Welt schön anputzen!“ sagte der Sandmann, „es ist ja ein Feiertag, es ist Sonntag. Ich muß hin in den Kirchthum, um nachzusehen, ob die kleinen Kirchengeister die Glocken poliren, damit sie hübsch klingen; ich muß hinaus in's Feld, um nachzusehen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern fegen; ich muß alle Sterne herunternehmen, um sie zu poliren; ich nehme sie in meine Schürze, aber erst muß jeder numerirt werden, und die Löcher, in denen sie oben sitzen, müssen auch numerirt werden, damit jeder wieder an seinen Platz kommt, sonst würden sie nämlich nicht festsitzen, und wir bekämen zu viele Sternschnuppen, wenn einer nach dem andern herunterfiele.“

„Hören Sie einmal, wissen Sie was, Herr Sandmann!“ sagte ein altes Portrait, welches an der Wand hing, an welcher Hjalmar schlief, „ich bin Hjalmar's Urgroßvater. Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber Sie

müssen seine Begriffe nicht verwirren. Sterne können nicht heruntergenommen und polirt werden. Sterne sind Körper wie unsere Erde, und das ist gerade das Gute an ihnen!"

„Schönen Dank, Du alter Urgroßvater!" sagte der Sandmann. „Schönen Dank! Du bist ja ein „ur"-alter Großvater! aber ich bin älter als Du! ich bin ein alter Heide, die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! Ich bin in die vornehmsten Häuser gekommen und komme noch dahin! Ich verstehe mit Großen und mit Kleinen umzugehen! Nun kannst Du erzählen!" — und da ging der Sandmann weg und nahm den Regenschirm mit.

„Nun darf man wohl nicht einmal mehr seine Meinung sagen!" murmelte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.

Sonntag.

„Guten Abend!" sagte der Sandmann, und Hjalmar nickte, aber schnell sprang er hin und drehte des Urgroßvaters Portrait gegen die Wand um, damit es nicht mitsprechen sollte, wie gestern.

„Nun sollst Du mir Geschichten erzählen von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, und vom Hähnchen, welches dem Hühnchen die Cour machte, und von der Stopfnadel, welche so fein sein wollte, und sich einbildete, sie wäre eine Nähnadel!"

„Man kann des Guten auch zu viel thun!" sagte der Sandmann, „ich will Dir lieber etwas zeigen; Du weißt wohl; ich will Dir meinen Bruder zeigen, der kommt aber nie mehr als einmal, und wenn er zu Einem kommt, nimmt er ihn auf sein Pferd und erzählt ihm Geschichten; er weiß nur zwei, die eine ist so unaussprechlich schön, wie Niemand in der Welt sich's denken kann, und die andere ist so häßlich und graulich, — es ist nicht zu beschreiben!" und da hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf zum Fenster und sagte: „Da sieh meinen Bruder, den andern Sandmann, sie nennen ihn auch wohl den Tod! Siehst Du, er sieht gar nicht so schlimm aus, wie in den Bilderbüchern, wo er nur

von Knochen ist; nein, es sind Silberstickereien, die er auf seinem Kleide hat: es ist die schönste Husarenuniform! ein Mantel von schwarzem Sammet fliegt hinten über's Pferd; sieh, wie er galopirt!"

Und Hjalmar sah, wie der Sandmann fortritt und Jung und Alt zu sich auf's Pferd nahm, einige setzte er vorn und andere hinten auf, aber immer fragte er erst, wie es mit dem Zeugnißbuch stände? —

„Gut!" sagten Alle. „Ja, laßt mich selbst sehen!" sagte er, und dann mußten sie ihm das Buch zeigen, und alle diejenigen, welche „Sehr gut" oder „Ausgezeichnet gut" hatten, kamen vorn auf's Pferd und bekamen die schöne Geschichte zu hören, aber diejenigen, welche „Ziemlich gut" oder „Schlecht" hatten, mußten hinten aufsitzen und bekamen die häßliche Geschichte zu hören; sie zitterten und weinten, sie wollten vom Pferde springen, aber das konnten sie nicht, denn sie waren gleich darauf festgewachsen.

„Aber der Tod ist ja der schönste Sandmann," sagte Hjalmar, „vor dem bin ich nicht bange!"

„Das mußt Du auch nicht sein!" sagte der Sandmann, „sieh nur zu, daß Du ein gutes Zeugnißbuch hast!"

„Ja, das ist lehrreich!" murmelte des Urgroßvaters Portrait, „es hilft doch immer, wenn man seine Meinung sagt!" und nun war es zufrieden.

Sieh, das ist die Geschichte vom Sandmann, nun kann er Dir heute Abend selbst mehr erzählen.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt.

Holzstiche
aus dem xylographischen Atelier
von Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt

von

H. C. Andersen.

Vollständigste Ausgabe.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich

und

siebenundzwanzig Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter, Osterwald und Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Sechste durch die „neuesten" Mährchen des Verfassers vermehrte Auflage.

Zweites Bändchen.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1864.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Die Schneekönigin.

Ein Abenteuer in sieben Geschichten.

Erste Geschichte, welche von dem Spiegel und den Spiegelscherben handelt.

Merkt auf — nun wird angefangen! Wenn wir mit der Geschichte zu Ende sind, so werden wir mehr wissen als jetzt, denn wir haben es mit einem argen Zauberer zu thun, mit dem ärgsten von allen, dem Teufel selber. Eines Tages war er recht bei Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, der die Eigenschaft besaß, daß alles Schöne und Gute, das sich darin abspiegelte, zu fast gar Nichts zusammenschmolz; aber was nichts taugte und übel aussah, das trat erst recht hervor und wurde noch häßlicher darin. Die schönsten Landschaften sahen in diesem Spiegel nicht anders aus als wie gekochter Spinat, und die besten Menschen wurden widerlich, oder standen auf dem Kopf und hatten keinen Leib, ihre Gesichter waren so verzerrt, daß man sie gar nicht wiedererkennen konnte, und hatte Jemand zufällig einen Sommersprossen, so ward derselbe so groß in dem Spiegel, daß er über Nase und Ohren ging. „Gelungen!" sagte der Teufel, hocherfreut über sein Meisterstück. — Ging nun ein guter Gedanke durch eines Menschen Kopf, so grinste es so abscheulich im Hexenspiegel, daß der Zauberer selbst über seine boshafte Erfindung lachen mußte. Alle, welche

in die Zauberschule gingen — denn er hielt wirklich eine eigene Zauberschule — erzählten rund umher, daß ein Wunder geschehen sei; nun könne man erst recht sehen, sagten sie, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen. Sie liefen nach allen Gegenden hin mit dem Spiegel, und zuletzt gab es kein Land und keine Menschen mehr, die nicht durch denselben entstellt waren. Endlich wollten sie aber auch nach dem Himmel damit hinauffliegen, um die Englein und den lieben Gott zum Besten zu haben. Je höher sie mit dem Spiegel kamen, desto ärger grinste es darin, so daß sie ihn kaum mehr zu halten vermochten, und zuletzt erbebte er so heftig, daß er ihnen aus den Händen fiel und auf die Erde herabstürzte, wo er in hundert Millionen, Billionen und noch mehr Stücke sprang und so noch größeres Unglück anrichtete als vorher. Denn einige Stücke waren kaum so groß als ein Sandkorn, und diese flogen rings in der Welt umher, und wo sie Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen, und dann sahen solche Menschen Alles verkehrt oder hatten nur Augen für Alles, was schlecht an einem Dinge war; denn auch das allerkleinste Glaskorn hatte die nämliche Zauberkraft behalten, die der ganze Spiegel gehabt hatte. Einigen Menschen war sogar ein Stück Spiegelglas in's Herz geflogen, und dann wurde es rein gräulich mit demselben: ein solches Herz war nicht anders als wie ein Klumpen Eis. Einige Scherben von dem Zauberspiegel waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben gebraucht wurden, aber durch ein solches Fenster durfte man nicht nach seinen Freunden aussehen. Andere Stücke wurden zu Brillengläsern benutzt, und da ging es erst recht schlecht, wenn Leute eine solche Brille aufsetzten, um recht genau zu sehen und gerecht zu urtheilen. Der Böse lachte über alles dies so fürchterlich, daß ihm der Bauch davon zerplatzte, und das kitzelte ihn recht prächtig. Aber draußen flogen noch viele kleine Stücke Spiegelglas in der Luft umher, und wir werden sehen, was weiter geschah. —

Zweite Geschichte. Der kleine Knabe und das kleine Mädchen.

Drüben in der Stadt, wo so viele Häuser und Menschen sind, daß nicht einmal Platz zu einem kleinen Gärtchen für Jeden übrig bleibet, und wo sich die Leute daher mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müssen, da gab es doch zwei arme Kinder, die einen Garten hatten, der etwas größer war als ein Blumentopf. Sie waren nicht Bruder und Schwester, hielten aber eben so viel von einander, als wenn sie's gewesen wären. Die Eltern wohnten Haus an Haus, sie bewohnten zwei Erkerstuben da, wo das Dach des einen Hauses an das Dach des andern stieß und der Regenfang an den Dachpfannen hinlief. Hier hatte jedes Haus ein kleines Fenster; man brauchte nur über die Dachrinne zu treten, so war man schon von dem einen Erkerfenster zum andern gekommen.

Die Eltern hatten hölzerne Kasten mit Erde vor die Fenster gestellt, darin zogen sie Küchengewächse zum Zubereiten der Speisen, und in jedem Kasten stand ein kleiner Rosenbusch, der herrlich gedieh. Nun waren die Eltern auf den Einfall gekommen, die beiden Kasten quer über die Dachrinne zu stellen, so daß sie beinahe von einem Fenster zum andern reichten und ganz natürlich wie zwei Blumenbeete aussahen. Die Erbsenranken hingen über die Kasten hinaus, die Rosenbüsche schossen lange Sprossen, schlängelten sich um die Fenster und neigten sich gegen einander, so daß es aussah wie eine grüne Ehrenpforte, die mit Blumen geschmückt war. Weil die beiden Kasten mit Erde ziemlich hoch waren und die Kinder wußten, daß sie soweit nicht hinaufklettern durften, so erlaubten die Eltern ihnen oft, auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosenbüschen zu sitzen, wo sie dann so köstlich mit einander spielen konnten.

Des Winters hatte dies Vergnügen freilich ein Ende. Die Fenster waren dann oftmals ganz zugefroren. Aber die Kinder

wußten sich zu helfen; sie wärmten kupferne Sechser am Ofen und legten die heiße Seite an die zugefrorenen Fensterscheiben. Dann hatten sie die herrlichsten Gucklöcher, die so rund, so rund waren! und dahinter blinzelte ein niedlich — mildes Auge, eins aus jedem Fenster. Das waren der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kai und sie hieß Gerda. — Des Sommers konnten sie mit einem Sprunge zu einander kommen; des Winters mußten sie erst alle die vielen Treppen hinunter= und alle die vielen Treppen hinaufsteigen, und draußen stöberte der Schnee. —

„Das sind die weißen Bienen, die umherschwärmen," sagte die alte Großmutter.

„Haben die auch eine Bienenkönigin?" fragte der Knabe; denn er wußte, daß die wirklichen Bienen eine Königin haben.

„Jawohl!" sagte die Großmutter; „die fliegt da, wo sie am dichtesten schwärmen. Sie ist die größte von allen weißen Bienen und niemals bleibt sie ruhig auf Erden, sie fliegt wieder hinauf nach den schwarzen Wolken. Manche Winternacht summt sie durch die Straßen der Stadt und guckt in die Fenster, die dann mit allerlei wundersamen Blumen zufrieren."

„Ja, das haben wir gesehen," sagten beide Kinder, und nun wußten sie, daß es wahr sein mußte.

„Kann die Schneekönigin hier herein kommen?" fragte das kleine Mädchen.

„Laß sie nur kommen!" sagte der Knabe; „o dann werde ich sie auf den warmen Ofen setzen, und so schmilzt sie." —

Und die Großmutter glättete ihm die Haare mit der Hand und erzählte andere Geschichten. — —

Eines Abends, als der kleine Kai zu Hause und schon halb ausgekleidet war, kroch er auf die Stühle am Fenster und sah durch das kleine runde Guckloch an den gefrorenen Fenstern. Draußen fielen einige Schneeflocken und eine davon, die allergrößte von allen, blieb auf dem Rand des Blumenkastens liegen; sie wuchs immer mehr und zuletzt wurde ein ganzes Frauenzimmer daraus

mit dem allerfeinsten Florkleide, das wie mit Millionen funkelnder Edelsteine besetzt war. Die Dame war so schön und fein, aber von Eis, von purem, glänzendem, blendendem Eis, doch war sie lebendig. Ihre Augen schimmerten wie zwei kleine Sterne, aber sie hatte weder Ruhe noch Rast. Sie nickte mit dem Kopf und winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erschrak darüber und kroch schnell vom Stuhl hinunter, und gleich darauf rauschte es, als wenn ein großer Vogel am Fenster vorbeiflöge.

Am andern Tag war es klares Frostwetter; darauf wurde es wieder Thauwetter, und dann kam der Frühling: die Sonne schien, die Felder wurden grün, die Schwalben bauten Nester, die Fenster thauten wieder auf und die kleinen Kinder saßen wieder in ihrem Lustgarten hoch oben an der Dachrinne, höher als alle Stockwerke.

Die Rosen blühten diesen Sommer so unvergleichlich schön! Das kleine Mädchen hatte ein Lied auswendig gelernt, darin stand Etwas von Rosen und bei diesen Rosen dachte sie an ihre eigenen. Sie sang dem kleinen Knaben das Lied vor, und er stimmte mit ein:

Im Thale so viele Rosen stehn,
Dort werden Kind Jesum wir wiedersehn.

Und die Kleinen hielten einander bei der Hand, küßten die Rosen, schauten in Gottes hellen Sonnenschein hinaus und sprachen damit, als wären sie bei Christus selber. O, was das doch für herrliche Sommertage waren! und wie schön es bei den frischen Rosen war, die gar nicht wieder aufhören wollten zu blühen! — —

Kai und Gerda saßen beisammen und besahen die Thiere und Vögel in einem Bilderbuche. Da war es — die Uhr auf dem großen Stadtthurm schlug gerade Fünf —, daß Kai sagte: „Au! da stach mich Etwas in's Herz! ... Nun flog mir Etwas in's Auge!“

Das kleine Mädchen nahm ihn um den Hals; Kai blinzelte mit den Augen, aber nein! da war Nichts zu sehen.

„Ich glaube, es ist weg,“ sagte der Knabe. Aber weg war es nicht; es war gerade ein Glaskorn von dem Zauberspiegel gewesen; wir kennen es recht gut, das schlimme Glas, welches alles Große

und Gute, das sich darin abspiegelte, klein und häßlich, das Böse und Schlechte aber gehörig darstellte, so daß jeder Fehler gleich in die Augen fiel. Der arme Kai! ihm war nun auch ein Glaskorn gerade ins Herz gefahren, das wohl auch bald zu einem Eisklumpen werden sollte! Es machte keine Schmerzen mehr, aber es saß doch da!

„Warum weinst Du?“ fragte er die kleine Gerda. „So siehst Du häßlich aus. Mir fehlt ja nichts! — Pfui!“ rief er auf einmal, „die Rose da hat der Wurm angenagt, und sieh doch nur, die hier steht ja ganz schief! Das sind doch im Grunde recht garstige Rosen, ebenso häßlich sind sie wie die Kasten, worin sie stehen!“ und darauf stieß er mit dem Fuße an den Blumenkasten und riß zwei Rosen ab.

„Kai! was thust Du?“ rief das kleine Mädchen, und als er ihr Erschrecken sah, riß er noch eine Rose ab und lief durch das offene Fenster davon und weg von der herrlichen Gerda.

Wenn sie nun mit dem Bilderbuche zu ihm kam, so sagte er, das wäre etwas für Wickelkinder, und erzählte die Großmutter eine Geschichte, so hatte er immer ein Aber einzuwenden, ja, konnte er ankommen, so ging er hinter ihr her, steckte die Brille auf und sprach ebenso wie sie. Das konnte er ganz accurat nachmachen und dann lachten die Leute über ihn. Er konnte bald so gehen und sprechen wie alle Menschen, die in der ganzen Straße wohnten, und deshalb sagten die Leute von ihm: Das ist bestimmt ein guter Kopf! Aber das Glaskorn, das ihm ins Auge geflogen war, und die Scherbe, die ihm im Herzen steckte, waren Schuld daran. Daher kam es auch, daß er sogar die kleine Gerda neckte, die ihn doch so herzlich lieb hatte.

Seine Spiele wurden nun auch ganz anders als vorher: sie waren so vernünftig! Eines Wintertages, als die Schneeflocken wieder umherflogen, kam er mit einem großen Brennglase an, hielt den einen Schooß von seinem blauen Rocke hin und ließ die Schneeflocken darauffallen.

„Guck' nun durch's Glas!“ sagte er zu Gerda, und jede Schnee-



flocke wurde viel größer; sie sahen alle aus wie prächtige Blumen oder zehneckige Sterne. Das war wirklich köstlich anzusehen!

„Siehst Du wohl, wie künstlich das ist? fragte Kai. „Das ist viel mehr Spaß als mit den wirklichen Blumen! Und es ist auch nicht ein einziger Fehler an ihnen; sie sind ganz accurat abgepaßt. Wenn sie nur nicht schmölzen!“ —

Bald darauf kam Kai mit großen Stülphandschuhen daher und hatte seinen Schlitten über die Schulter gehangen. Er schrie Gerda gerade ins Ohr: „Ich habe Erlaubniß, auf dem großen Markte Schlitten zu fahren, wo die anderen Jungen spielen,“ — und fort war er!

Dort auf dem Marktplatze banden oft die keckſten Jungen ihre Schlitten an die Wagen der Bauern, um so eine Strecke mitzufahren. Dabei ging es denn lustig her. Als sie heute so im besten Spielen waren, kam ein großer Schlitten angefahren, der ganz weiß angemalt war; darin saß eine Person, die sich in einen weißen Pelz gehüllt und eine rauhe weiße Mütze auf dem Kopfe hatte. Der Schlitten fuhr zweimal rund um den Platz; schnell hatte Kai seinen Handschlitten hinten angebunden und fuhr mit herum. Immer rascher ging's so vorwärts und zuletzt in die nächste Straße hinein. Die Person, welche den Schlitten fuhr, sah sich jetzt um und nickte Kai freundlich zu; es war, als wenn sie einander gekannt hätten. Und jedesmal, wenn Kai seinen Handschlitten wieder losmachen wollte, nickte ihm die Person im großen Schlitten wieder zu, und dann blieb Kai auch wiederum sitzen. Endlich fuhren sie gerade aus dem Stadtthor hinaus, da fing es an so fürchterlich zu schneien, daß der kleine Knabe keine Hand mehr vor Augen sehen konnte, während es immer hurtiger von dannen ging. Da ließ er schnell das Tau fahren, um von dem großen Schlitten loszukommen, allein es half ihm nichts; sein Fuhrwerk hing fest, und wie der Wind ging's immer weiter. Nun fing er an, ganz laut zu rufen, doch Niemand hörte ihn; der Schnee wirbelte um ihn herum und der Schlitten flog dahin. Bisweilen

gab es einen Stoß, als wenn es über Gräben und Hecken ging. Da wurde dem Knaben ganz bange; er wollte in seiner Angst ein Vaterunser beten, aber ihm wollte durchaus nichts Anderes einfallen als das große Einmaleins. — —

Die Schneeflocken wurden immer größer; zuletzt sahen sie aus wie lauter weiße Hühner, aber auf einmal flogen sie an die Seite; der Schlitten hielt an, und die Person, welche darin saß, erhob sich. Pelz und Mütze waren nun lauter Schnee: eine Dame war es, so groß und schlank! so glänzend weiß! die Schneekönigin war es!

„Wir sind recht schnell gefahren," sagte sie zu Kai, „aber was ist das, so zu frieren! Kriech' in meinen Bärenpelz!" Und sie hob ihn in ihren Schlitten und schlug ihren Pelz um ihn. Da war's dem Knaben nicht anders, als wenn er in einen ganzen Schneehaufen versänke.

„Friert Dich noch?" fragte sie und küßte ihn auf die Stirn. Hu! das war kälter als Eis, das ging ihm durch und durch und bis an's Herz, das doch schon halb zu einem Eisklumpen geworden war. Es war ihm, als wenn er sterben sollte, aber das währte nur einen Augenblick, dann that es gerade recht gut und er fühlte nun nichts mehr von der Kälte um ihn her.

„Mein Schlitten! Vergiß meinen Schlitten nicht!" Das fiel ihm zuerst ein, und der Handschlitten wurde nun einem der weißen Hühner aufgebunden, das mit dem Schlitten auf dem Rücken hinterherflog. Die Schneekönigin gab Kai noch einen Kuß, und nun hatte er Gerda, die Großmutter und alle Anderen daheim vergessen. —

„Nun gebe ich Dir keinen Kuß mehr," sagte sie, „sonst würde ich Dich todtküssen."

Kai sah' sie an, sie war so hübsch, so klug! ein schöneres Angesicht konnte er sich gar nicht denken. Sie schien ihm nun auch nicht mehr von Eis zu sein wie damals, als sie vor seinem Fenster gesessen und ihm zugenickt hatte. In seinen Augen war sie ganz vollkommen, ihm bangte gar nicht mehr vor ihr, er erzählte, was

er Alles gelernt hatte, er könne Kopfrechnen, sogar mit Brüchen, sagte er, wisse, wie viele Quadratmeilen die Länder groß wären und wie viele Einwohner die Städte hätten, und die Schneekönigin lächelte dazu. Da meinte er, doch noch nicht genug zu wissen, und er blickte in den großen Luftraum hinein, der Sturm sauste und brauste, als wenn er alte Lieder singen wollte. Sie flogen über Wälder und Seen, über Länder und Meere. Tief unten heulten der Wind und die Wölfe, der Schnee funkelte und schwarze Raben flogen krächzend darüber hin. Aber über ihnen stand der Mond groß und hell am Himmel, ihn sah Kai an die lange, lange Winternacht hindurch, und den Tag über schlief er an der Schneekönigin Seite.

Dritte Geschichte. Der Blumengarten der Frau, die sich auf's Zaubern verstand.

Aber wie ging es denn der kleinen Gerda, da Kai nicht mehr zu ihr kam, und wo war er doch geblieben? — Niemand wußte es, Keiner konnte Bescheid davon geben. Die anderen Knaben erzählten nur, wie sie gesehen hätten, daß Kai seinen Schlitten an einen großen und prächtigen gebunden hätte und mit demselben durch die Straßen und zum Thore hinaus gefahren wäre. Kein Mensch wußte, wo er war, und viele Thränen flossen um ihn. Die kleine Gerda weinte bitterlich und lange. — Dann sagten die Leute, er sei todt; er wäre in den Fluß gesunken, der dicht an der Stadt vorbeifloß. Ach, was waren das für lange, trübe Wintertage!

Nun brach der Frühling an mit dem warmen Sonnenschein.

„Kai ist todt und begraben," sagte die kleine Gerda.

„Das glaub' ich nicht," sprach der Sonnenschein.

„Er ist todt und begraben," sagte sie zu den Schwalben.

„Das glauben wir nicht," antworteten sie, und zuletzt glaubte die kleine Gerda auch nicht daran.

„Ich will meine neuen rothen Schuhe anziehen, die Kai noch gar nicht gesehen hat, und dann zum Flusse hinuntergehen und den fragen," sagte sie eines Morgens.

Ganz in der Frühe stand sie auf, sie küßte die alte Großmutter, welche noch schlief, zog die rothen Schuhe an und ging ganz allein hinaus nach dem Fluß.

„Ist es wahr," fragte sie, „daß Du meinen kleinen Spielkameraden genommen hast? Ich will Dir meine rothen Schuhe schenken, wenn Du mir ihn wiedergeben willst."

Und die Wellen schienen ihr so freundlich zuzunicken. — Da nahm sie ihre neuen rothen Schuhe, das Liebste, was sie hatte, und warf sie alle beide hinaus in den Fluß; aber sie fielen beide dicht am Ufer ins Wasser, und die kleinen Wellen trugen sie gleich wieder ans Land zu Gerda hin. Es war, als wenn der Fluß ihr das Liebste, was sie hatte, nicht abnehmen wollte, da er ja den kleinen Kai nicht hatte. Gerda aber glaubte, sie hätte die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen, und daher kletterte sie in einen Kahn, der im Schilfe lag, ging bis an das letzte Ende darin und warf die Schuhe noch einmal ins Wasser. Aber der Kahn war nicht festgebunden, und durch die Bewegung, die Gerda darin machte, trieb er vom Land, sie merkte es und eilte wieder hinauszukommen, doch ehe sie das andere Ende erreichte, war der Kahn schon eine Elle weit fortgetrieben, und jetzt glitt er schneller fort. —

Da wurde der kleinen Gerda ganz bange und sie fing an zu weinen, aber Keiner hörte sie, als nur die grauen Sperlinge, und die konnten sie nicht wieder ans Land tragen, aber sie flogen längs dem Ufer hin und sangen: „Hier sind wir! hier sind wir!" als wollten sie das kleine Mädchen damit trösten. Indessen trieb der Kahn mit dem Strome abwärts; die arme Gerda saß ganz still darin auf den bloßen Strümpfen, ihre kleinen rothen Schuhe

schwammen hinterher, aber sie konnten den Kahn nicht erreichen, der immer schneller davonfuhr.

Schön war es an beiden Ufern, herrliche Blumen, alte Bäume und abschüssige Anhöhen mit Schafen und Rindern waren zu sehen, nur keine Menschen waren da.

„Vielleicht trägt der Fluß mich hin zum kleinen Kai,“ dachte Gerda, und dabei wurde sie ruhiger, stand auf und betrachtete viele Stunden lang die grünen Ufer. — — Nun kam sie an einen großen Kirschgarten, worin ein kleines Haus mit wunderbaren rothen und blauen Fenstern stand, sonst hatte das Häuschen nur ein Strohdach, aber vor demselben standen zwei hölzerne Soldaten, welche vor den Vorbeisegelnden das Gewehr schulterten.

Gerda rief ihnen zu, denn sie glaubte, es wären lebendige Soldaten, aber die hölzernen antworteten natürlich nicht, sie kam ganz nahe an ihnen vorbei, da der Strom den Kahn gerade ans Land trieb.

Gerda rief daher noch lauter. — Da trat eine ganz alte Frau aus dem Hause, die sich auf eine Krücke stützte; sie hatte einen großen Sammthut auf, der mit allerlei schönen Blumen bemalt war.

„Du armes kleines Kind!“ sagte die alte Frau, „wie bist Du doch auf den großen, reißenden Strom gerathen und so weit in die Welt hineingetrieben?“ Und darauf ging die alte Frau ganz in das Wasser hinaus, hakte ihre Krücke an den Kahn, zog ihn ans Land und hob die kleine Gerda heraus.

Und Gerda war froh, daß sie wieder aufs Trockene gekommen war, aber doch auch ein wenig bange vor der alten Frau.

„Komm nun her und erzähle mir, wer Du bist,“ sagte die Alte.

Und Gerda erzählte ihr Alles, was ihr begegnet war, und die alte Frau schüttelte den Kopf und sagte: „Hm! hm!“ Und als Gerda ihr nun so Alles erzählt hatte und fragte, ob sie den kleinen Kai nicht gesehen hätte, da sagte die Alte, er sei hier nicht vorbeigekommen, aber er werde schon wiederkehren, Gerda solle sich nur nicht betrüben, sondern die Kirschen schmecken und die Blumen im

Garten sehen, die wären hübscher als alle Bilderbücher; jede davon könnte eine Geschichte erzählen. Und darauf nahm sie Gerda bei der Hand, ging mit ihr in das kleine Haus hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

Die Fenster saßen hoch in der Wand, die Scheiben waren roth, blau und gelb, und das Tageslicht spielte so wunderbar in allen Farben in der Stube; aber auf dem Tische standen die süßesten Kirschen, und Gerda durfte so viele davon essen, als sie mochte. Während sie Kirschen aß, glättete die alte Frau ihr Haar mit einem goldenen Kamm, und Gerda's Locken glänzten so herrlich um das kleine freundliche Angesicht, das so rund und voll war wie eine Rose.

„Nach einem so hübschen kleinen Mädchen habe ich mich lange gesehnt," sagte die Alte. „Nun sollst Du nur sehen, wie gut wir Beiden uns vertragen wollen." Und je länger die Alte ihr die Haare kämmte, desto mehr vergaß Gerda ihren Pflegebruder Kai; denn die alte Frau verstand sich auf's Zaubern, aber eine böse Zauberin war sie nicht. Sie zauberte nur so ein bischen zum Vergnügen, und nun wollte sie die kleine Gerda gern behalten. Daher ging sie in den Garten, streckte ihre Krücke nach allen Rosenstöcken aus, und wie schön sie auch blühten, so versanken sie doch alle in die schwarze Erde, so daß man gar nicht mehr sehen konnte, wo sie gestanden hatten. Die Alte befürchtete nämlich, daß Gerda, wenn sie die Rosen sähe, an den kleinen Kai denken und dann davonlaufen möchte.

Darauf führte sie Gerda in den Blumengarten. O, wie es hier doch herrlich und schön war! Alle denkbaren Blumen jeder Jahreszeit standen da in schönster Blüthe; kein Bilderbuch konnte schöner und bunter sein. Gerda hüpfte vor Freude und spielte im Garten, bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging. Da gab ihr die Alte ein schönes Bett mit rothen seidenen Decken, die mit blauen Veilchen gestopft waren, und darunter schlief Gerda so sanft und träumte so erquicklich, wie eine Königin an ihrem Hochzeitstage.

Am andern Tage durfte sie wieder mit den Blumen im warmen Sonnenschein spielen. So ging es viele Tage lang. Gerda kannte zuletzt jede Blume im ganzen Garten, aber wie viele ihrer auch waren, so schien es ihr immer doch, als wenn noch eine darunter fehle, welche es war, wußte sie nicht. — Da saß sie eines Tages und betrachtete den Sonnenhut der alten Frau mit den gemalten Blumen, und gerade die hübscheste darunter war eine Rose. Die Alte hatte vergessen, die Rose von ihrem Hut zu schaffen, als sie die anderen Rosen in die Erde zauberte. Aber so geht's, wenn man die Gedanken nicht beisammen hat! „Was," sagte Gerda, „giebt es hier denn keine Rosen?" sprang in die Beete, suchte und suchte, aber keine Rosen waren zu finden. Da setzte sie sich hin, um zu weinen, und ihre Thränen fielen gerade auf die Stelle, wo ein Rosenstock versunken war, und als die heißen Thränen die Erde befeuchteten, schoß der Busch auf einmal wieder hervor, ebenso blühend, wie er versunken war. Und die kleine Gerda umarmte die Rosen, küßte sie alle und dachte an die schönen Rosen daheim und mit ihnen an den lieben Kai.

„O, wie ich mich verspätet habe!" sagte das kleine Mädchen. „Ich wollte ja Kai suchen! Wißt Ihr nicht, wo er ist?" fragte sie die Rosen. „Glaubt Ihr, daß er todt und verloren ist?"

„Todt ist er nicht," sagten die Rosen. Wir kommen ja eben aus der Erde, da sind alle Todten, aber Kai war nicht darunter."

„Sollt auch bedankt sein," sagte die kleine Gerda und damit lief sie hin zu den anderen Blumen, sah in ihren Kelch hinein und fragte: „Wißt Ihr denn nicht, wo Kai geblieben?"

Aber jede Blume stand da in der Sonne und träumte nur ihre eigene Geschichte, und davon mußte die kleine Gerda viele anhören, aber von ihrem Kai kam Nichts darin vor.

Und was erzählte denn die Feuerlilie?

„Horch, die Trommel! bum! bum! Nur zwei Töne und immer bum! bum! Hör' das Klagegeschrei der Weiber und das Rufen der Priester! — In ihren langen rothen Mantel gehüllt steht die

Hindufrau auf dem Scheiterhaufen; die Flammen schlagen um sie und ihren todten Mann zusammen! Aber die Hindufrau gedenkt des Lebenden im Kreise der Trauernden; an ihn denkt sie, dessen feurige Blicke noch tiefer in ihr Herz dringen, als die Flammen, die bald ihren Leib in Asche verwandeln werden. Kann auch die Gluth des Herzens ersticken in dem Flammenrauch eines Scheiterhaufens?“ —

„Das kann ich gar nicht verstehen,“ sagte die kleine Gerda.

„Das ist meine Geschichte,“ sagte die Feuerlilie.

Und was spricht wohl die Winde?

„Ueber den schmalen Bergpfad hinaus hängt die alte Ritterburg, dichter Epheu rankt sich, Blatt an Blatt, das alte Gemäuer hinan und um den Altan, auf dem ein schönes Mädchen steht, das sich über das Geländer lehnt und den Bergpfad hinabschaut. Keine Rose hängt frischer am Stengel als sie, keine Apfelblüthe schwebt leichter, wenn sie der Wind dem Baume entführt. Wie rauscht ihr prächtiges Seidengewand! — Kommt er denn noch immer nicht?“ — —

„Meinst Du Kai?“ fragte die kleine Gerda.

„Ich spreche nur von meinem Traume,“ antwortete die Winde.

Was weiß das Schneeglöckchen denn?

„Zwischen zwei Bäumen hängt an zwei Seilen das lange Brett. Zwei niedliche kleine Mädchen — ihre Kleider sind weiß wie Schnee und lange grüne Bänder flattern von ihren Hüten — sitzen schaukelnd darauf. Ihr Bruder, der größer ist als sie, steigt auf das Schaukelbrett und schlägt den Arm um die Seile; denn in der einen Hand hält er eine Schale voll Seifenwasser, in der andern eine Thonpfeife, womit er Seifenblasen bläst. Die Schaukel schwingt sich und die nassen Kugeln steigen in wechselndem Farbenglanz in die Luft; — noch hängt die letzte Seifenblase an dem Pfeifenkopf und die Schaukel bewegt sich. Ein kleiner Schooßhund, nicht schwerer als die Seifenblasen, steht auf den Hinterbeinen und will mit in die Schaukel; nun fliegt er mit durch die Luft, fällt aus der

Schaukel, bellt und ist böse. Die Kinder necken ihn; die Seifenblasen zerstieben! — — Ein schwebendes Brett, ein flüchtiges Schaukelgebilde ist mein Gesang!"

„Kann wohl sein, daß es hübsch ist, wovon Du erzählst, aber Du sagst es so traurig und sprichst nicht ein Wort von Kai!"

Was wissen die Hyazinthen denn?

„Es waren einmal drei schöne Schwestern, die waren entsetzlich durchsichtig und fein. Das Kleid der Einen war roth, das der Andern blau, und das der Dritten ganz weiß. Hand in Hand tanzten sie bei hellem Mondenschein an dem klaren See mit einander. Keine Elfen waren sie, sondern Menschenkinder. Es duftete so süß und die Mädchen verschwanden im Walde. — Nun wurde der Duft noch stärker. Drei Särge, die drei Mädchen lagen darin, glitten aus dem dunkeln Walde hin über den See; glänzende Insecten flogen umher gleich schwebenden Lichtern. — Schlafen die tanzenden Mädchen oder sind sie todt? — Der Abendduft spricht, sie sind todt; die Abendglocken läuten für die Todten." —

„Du machst mich ganz traurig," sagte die kleine Gerda; „Du duftest so stark, daß ich dabei an die todten Mädchen denken muß. Ach! ist denn der kleine Kai wirklich todt? Die Rosen sind unten in der schwarzen Erde gewesen, und die sagen doch, nein!"

Kling! klang! bim! bam! läuteten die Glöckchen der Hyazinthen. „Wir läuten nicht über den kleinen Kai, ihn kennen wir nicht. Wir singen nur unser Lied, das einzige, welches wir wissen."

Und Gerda ging hin zu der Butterblume, die aus den glänzenden zwei Blättern hervorschien. „Du bist eine kleine helle Sonne," sagte sie, „sage mir, wenn Du es weißt, wo soll ich meinen Spielkameraden finden?"

Und die Butterblume glänzte so hübsch und blickte Gerda an. Welch' Lied mochte die Butterblume wohl singen? Ach, das war ebensowenig von Kai!

„Auf einem kleinen Hofplatze schien des lieben Gottes Sonne so warm und schön am ersten Frühlingstage, ihre Strahlen glitten

an der weißen Wand des Nachbarhauses herab, dicht daneben grünten die ersten gelben Blumen und blühten golden in dem warmen Sonnenschein. Die alte Großmutter saß auf ihrem Stuhl und sonnte sich, ihre Enkelin, die arme hübsche Dienstmagd, kehrte heim von einem kurzen Besuche, sie küßte die Großmutter. — Das war Gold, reines Gold im gesegneten Kusse, Gold auf dem Munde, Gold im Grunde, Gold da droben in der Morgenstunde. — Sieh! das ist meine kleine Geschichte!" sagte das Butterblümchen.

„Meine arme alte Großmutter!" seufzte Gerda. „Ja, gewiß sehnt sie sich nach mir, betrübt sich über mich und den kleinen Kai. Aber ich komme bald wieder und dann bringe ich Kai mit nach Hause. — Es kann nichts helfen, daß ich die Blumen um ihn befrage, die können nur ihre eigenen Lieder und wissen mir keinen Bescheid von Kai zu geben." Darauf band sie ihr Kleid in die Höhe, um desto schneller laufen zu können, aber die Pfingstlilie schlug ihr um die Beine, als sie darüber weghüpfte. Da blieb sie stehen, sah die langstenglige Blume an und fragte: „Weißt Du mir vielleicht Etwas zu sagen?" und sie legte das Ohr nahe an die Blume. —

Was sagte die Pfingstlilie denn?

„Ich sehe mich selbst! ich sehe mich selbst!" sagte die Lilie. „O, wie riech' ich doch schön! — Auf dem Dachstübchen stand eine kleine Tänzerin, sie war nur halb angekleidet, drehte sich bald auf einem Beine, bald auf beiden und kümmerte sich nicht um die ganze Welt, sie war reiner Augenbetrug. Aus einem Theetopf goß sie Wasser auf ein Schnürleibchen. Reinlichkeit ist doch eine schöne Tugend, sagte sie. Das weiße Kleid hing an der Wand, das hatte sie auch im Theetopf gewaschen und auf dem Dache getrocknet. Sie zog es an und wand ein safrangelbes Tuch um den Hals dazu: so scheint mein Kleid um so viel weißer, sagte sie. Fuß in die Höhe! Sieh', wie gerade sie dasteht auf dem einen Beine! ich sehe mich selbst! ich sehe mich selbst!" sagte die Pfingstlilie auf dem dünnen Stengel.

„Ich kehre mich nicht daran," antwortete Gerda. „Das brauchst Du mir nicht zu erzählen!" und darauf lief sie fort an den Ausgang des Gartens.

Die Gartenthür war verschlossen, aber sie rüttelte und schüttelte so lange an der verrosteten Krampe, bis sie herausfiel und die Thür aufsprang, und nun lief die kleine Gerda aus allen Kräften auf bloßen Füßen in die Welt hinein. Dreimal sah sie sich um, aber es kam ihr Niemand nach; zuletzt konnte sie nicht mehr laufen und setzte sich auf einen Stein, und als sie um sich blickte, war der Sommer zu Ende; es war spät im Herbste. Davon hatte sie in dem schönen Garten, wo die Sonne immer schien und die Blumen das ganze Jahr hindurch blühten, gar nichts merken können.

„Gott im Himmel, wie habe ich mich verspätet!" sagte die kleine Gerda. „Es ist ja Herbst geworden! Nun darf ich mich nicht länger ausruhen!" und sie stand auf, um weiter zu gehen.

O, wie waren ihre kleinen Füße doch so wund und müde! und dabei sah es ringsum so kalt und stürmisch aus! die langen Weidenblätter waren schon ganz gelb geworden, der Nebel hing in Tropfen daran, und ein Blatt nach dem andern fiel zur Erde. Nur der Schlehen trug noch Früchte, saure Beeren, die den Mund verzerren, und die ganze Natur sah so grau und schwerfällig aus.

Vierte Geschichte. Prinz und Prinzessin.

Gerda mußte sich wieder ausruhen. — Da kam eine große Krähe auf dem Schnee angehüpft, gerade auf die Stelle zu, wo Gerda sich niedergesetzt hatte. Lange hatte sie still gesessen, das kleine Mädchen angesehen und mit dem Kopfe gewippt: „Krap! krap! guten Tag! guten Tag!" ächzte sie nun; besser konnte sie nicht sprechen, aber sie meinte es doch so gut mit dem Mädchen

und fragte, wohin Gerda so allein in die weite Welt gehen wolle. Das Wort „allein“ verstand die verlassene Gerda recht gut und fühlte recht, wie viel darin lag. Sie erzählte daher der Krähe ihr ganzes Leben und fragte dieselbe, ob sie Kai nicht gesehen hätte.

Und die Krähe nickte ganz bedachtsam mit dem Kopfe und sagte: „Das kann wohl sein, das kann wohl sein!“

„Was? Meinst Du's?“ rief das kleine Mädchen und hätte die Krähe bald todtgedrückt, so eifrig küßte sie dieselbe.

„Hübsch vernünftig! vernünftig!“ sagte die Krähe. „Ich glaube, daß es der kleine Kai sein kann; aber er wird Dich gewiß über die Prinzessin ganz vergessen haben.“

„Wohnt er bei einer Prinzessin?“ fragte Gerda.

„Na, höre nur!“ antwortete die Krähe. „Aber es fällt mir so schwer, Deine Sprache zu reden! Verstehst Du vielleicht auch Krähenlatein? so könnte ich Dir's besser erzählen.“

„Nein,“ sagte Gerda, „das habe ich nicht gelernt, aber Großmutter versteht sowohl Krähenlatein als Krämerlatein. Hätte ich diese Sprachen doch auch nur gelernt!“

„Thut nichts!“ sagte die Krähe. „Ich will erzählen, so gut ich kann, aber schlecht wird's jedenfalls.“ — Und nun erzählte die Krähe, was sie wußte.

„In diesem Königreiche, in dem wir nun sitzen, wohnt eine Prinzessin, die ganz unbändig klug ist. Sie hat aber auch alle Zeitungen gelesen und wieder vergessen, die in der ganzen Welt herauskommen, und so hat sie gut klug sein. — Jüngst, als sie auf dem Throne saß, und das soll gar kein Spaß sein, sagt man fiel ihr ein Lied ein, das sie so bei sich selbst herleierte: „Warum sollte ich nicht heirathen,“ so fing das Lied an. Da liegt Etwas darin, sagte die Prinzessin, und wollte nun durchaus einen Mann haben; der sollte sich aber auf's Sprechen verstehen und nicht so dastehen und bloß wie ein vornehmer Herr aussehen, denn das wäre doch sehr langweilig, meinte sie. Nun ließ sie alle ihre Hof-

damen rufen, und als diese hörten, was die Prinzessin im Sinne hatte, da wurden sie unerhört froh und heiter und sagten Alle zusammen: „Das mag ich leiden! so Etwas habe ich mir auch gedacht! Du kannst sicher glauben, daß Alles wahr ist,“ versicherte die Krähe, „denn ich habe eine zahmgemachte Braut, die im Schlosse umherläuft, und von ihr weiß ich das Alles.“

Das war natürlich auch eine Krähe, diese Braut, denn Krähen verkehren nur mit ihres Gleichen, und das sind allemal Krähen.

„Das Morgenblatt erschien gleich den andern Tag mit einem rothen Rand von Herzen und der Prinzessin Namensziffer. Darin stand zu lesen, daß es jedem jungen Manne von gutem Aussehen freistehen sollte, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen, und wer von ihnen dann so gut zu sprechen verstände, als wenn er zu Hause wäre, und dabei die schönsten Worte machte, den wolle die Prinzessin heirathen. Ja! ja! Du kannst mir's sicher glauben,“ sagte die Krähe, „die Leute stürmten herbei und es gab ein Gedränge und Laufen auf dem Schlosse — aber es gelang doch weder am ersten noch am zweiten Tage. Alle Bewerber wußten zu sprechen, so lange sie noch auf der Straße waren, aber wenn sie durch die Schloßpforten kamen und die Garden in Silber, die Laquaien auf den Treppen in Gold, und die strahlenden Kronleuchter in den Schloßsälen sahen, so wurden sie so befangen, daß sie, wenn sie vor die Prinzessin geführt wurden, die auf dem Throne saß, nichts vorzubringen wußten und immer nur das letzte Wort wiederholten, was die Prinzessin eben gesagt hatte, und das mochte die hohe Dame nun ganz und gar nicht leiden. Es war wirklich nicht anders, als wenn den guten Herren Schnupftaback auf den Leib gestreut worden wäre, so verdutzt waren sie, bis sie wieder auf die Straße gekommen waren; dann wußten sie Alle, was sie hätten sagen sollen. Vom Stadtthor bis an das Schloß standen die Bewerber in einer langen Reihe, sie wurden hungrig und durstig vom langen Stehen, aber auf dem Schlosse bekamen sie nicht das Allergeringste, nicht so viel als ein Glas reines Wasser. Einige Kluge

hatten zwar ein Butterbrod in die Tasche gesteckt, aber sie theilten nicht mit ihren Nachbarn: „Mag er doch recht verhungert aussehen!“ dachten sie, „so nimmt ihn die Prinzessin gewiß nicht.“

„Aber Kai, der kleine Kai, wann kam er? War er mit in der langen Reihe?“ fragte Gerda.

„Geduld! Geduld, mein Herz! Nun sind wir gerade bei ihm. Es war der dritte Feiertag, da erschien ein kleiner Herr ohne Pferde und Wagen und kam ganz gemüthlich auf's Schloß gewandert, seine Augen glänzten wie die Deinigen, er hatte langes, hübsches Haar, war aber nur ärmlich gekleidet.“

„Das war Kai! das war Kai!“ jubelte Gerda. „Gottlob, nun hab' ich ihn gefunden!“ sagte sie, und dabei klatschte sie in die Hände.

„Er hatte einen kleinen Ranzen auf dem Rücken,“ sagte die alte Krähe.

„Nein doch! das muß sein Schlitten gewesen sein,“ rief Gerda, „denn mit dem Schlitten ist er weggegangen.“

„Kann wohl sein!“ antwortete die Krähe, „ich habe nicht so genau darauf geachtet. Das weiß ich aber von meiner zahmen Braut, daß er gar nicht im Geringsten verwundert darüber wurde, als er im Schlosse die Gardisten in Silber und die Laquaien in Gold gekleidet sah; er nickte ihnen ganz freundlich zu und sagte: „Das muß recht langweilig sein, so auf den Treppen zu stehen! Ich gehe lieber hinein.“ — Da glimmerten denn die prachtvollen Säle von glänzenden Kerzen; Geheimeräthe und Excellenzen gingen barfuß herum und trugen goldene Gefäße, daß er wohl bange dabei werden konnte, und seine Stiefel knarrten noch dazu so entsetzlich, aber doch ging er keck darauf los.“

„Das muß ganz gewiß Kai gewesen sein,“ sagte Gerda. „Ich weiß, daß er neue Stiefel bekommen hatte, denn ich habe noch in Großmutters Stube gehört, wie sie knarrten.“

„Ja, knarren thaten sie, das ist gewiß,“ sagte die Krähe, „und muthig ging er darin zu der Prinzessin, die auf einer Perle saß,

so groß wie ein Wagenrad, und alle Hofdamen mit ihren Kammerjungfern und Jungfernmädchen, und alle Hofkavaliere mit ihren Kammerdienern und Dienersdienern, die einen Laufburschen halten konnten, waren rund umher aufgestellt, und je näher sie den Thüren standen, desto stolzer sahen sie aus. Den Dienersdiener anzusehen, der den Laufburschen hält, der immer in Pantoffeln geht, konnte man fast gar nicht aushalten, so stolz spreizte der sich an der Saalthür.

„Das muß gräulich sein!“ sagte Gerda. „Und Kai hat doch die Prinzessin bekommen?“

„Wäre ich keine Krähe gewesen, so hätte ich sie selber geheirathet, und das obgleich ich versprochen bin. Er soll eben so gut gesprochen haben als ich, wenn ich Krähenlatein spreche; das habe ich von meiner zahmen Liebsten gehört. Er war freimüthig und liebenswürdig, er war gar nicht gekommen zu freien, sondern nur um die kluge Prinzessin zu hören, und er fand sie gut, und sie fand ihn ebenfalls gut.“

„Jawohl war Kai klug,“ sagte Gerda. „Er konnte sogar das Kopfrechnen mit Brüchen! O, wirst Du mich nun auf das Schloß führen?“

„Leicht gesagt!“ antwortete die Krähe, „aber wie fangen wir es an? — Ich werde mit meiner zahmen Braut darüber sprechen, sie wird uns schon zu rathen wissen. Denn ich muß Dir nur sagen, daß so ein kleines Mädchen, wie Du, nie ordentlich Einlaß in das Schloß finden wird.“

„Doch, das werde ich! Wenn Kai hört, daß ich da bin, so wird er gleich herauskommen, um mich herein zu holen.“

„Erwarte mich dort bei der Lache,“ sagte die Krähe, nickte mit dem Kopfe und flog davon.

Erst als es schon Dunkel geworden war, kehrte die Krähe zurück. „Krap! krap!“ krächzte sie, „ich soll Dich auch vielmals von ihr grüßen, und hier ist ein kleines Brot für Dich, das nahm sie aus der Kammer, wo immer Vorrath ist, denn Du hast gewiß Hunger.

Es läßt sich nicht thun, daß Du ins Schloß kommst, Du gehst ja auf bloßen Füßen. Die silbernen Gardisten und die goldenen Laquaien würden es Dir nicht erlauben. Aber weine nur nicht! Du sollst schon auf andere Weise hineinkommen. Meine Liebste weiß eine Hintertreppe, die nach der Prinzessin Schlafstube führt, und sie weiß auch, wo sie den Schlüssel dazu finden kann."

Und sie gingen in den Garten, durch die große Allee hindurch, wo das eine Blatt nach dem andern von den Bäumen fiel, und als auf dem Schlosse die Lichter nach und nach erloschen waren, führte die Krähe die kleine Gerda nach einer Hinterthür, die nur angelehnt stand.

O, wie klopfte der kleinen Gerda da das Herz vor Furcht und Sehnsucht! Es kam ihr vor, als wenn sie etwas Böses im Sinne hätte, und sie wollte doch nur wissen, ob der kleine Kai hier zu finden war. Ja, er mußte es sein! sie dachte so lebhaft an seine klugen Augen, sein langes Haar, sie konnte deutlich sehen, wie er ganz so lächelte, als da sie noch beisammen saßen unter ihren Rosenbüschen. Er würde gewiß froh sein, sie zu sehen und zu hören, welchen weiten Weg sie um seinetwillen gegangen war und wie betrübt Alle daheim gewesen, als er ganz ausgeblieben. O, welche Furcht und welche Freude!

Nun waren sie auf die Treppe gekommen. Hier brannte eine kleine Lampe auf einem Schranke, und mitten auf dem Fußboden stand die zahme Krähe, drehte den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, die einen Knix machte, wie es sie die Großmutter gelehrt hatte.

„Mein Bräutigam hat mir so viel Schönes von Ihnen erzählt, mein Fräulein," sagte die zahme Krähe; „Ihr vita, wie man's zu nennen pflegt, ist auch recht rührend. Wollen Sie jetzt die Lampe nehmen, so werde ich vorangehen. Wir gehen den geraden Weg und treffen hier Niemanden."

„Mich dünkt doch, es kommt Jemand hinter uns her," sagte Gerda, und es sauste im nämlichen Augenblicke Etwas an ihr

vorüber, das ihr wie ein Schatten an der Wand vorkam; Pferde mit fliegenden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerbursche, Herren und Damen zu Roß. — —

„Das sind nur die Träume," sagte die Krähe, „die kommen, um die Gedanken der hohen Herrschaften zur Jagd abzuholen. Das ist ganz gut, denn so können Sie den Prinzen und die Prinzessin desto besser im Bette betrachten. Lassen Sie mich dann aber auch sehen, daß Sie ein dankbares Herz besitzen, wenn Sie nun zu Ehren und Würden kommen."

„Davon wollen wir gar nicht sprechen," sagte die Krähe aus dem Walde.

Nun gelangten sie in den ersten Saal, der war von rosenrothem Atlas mit künstlichen Blumen an den Wänden. Hier flogen auch schon die Träume an ihnen vorüber, aber so gewaltig schnell, daß Gerda die Jagdgesellschaft gar nicht unterscheiden konnte. — Der eine Saal war noch prächtiger als der andere; man konnte wohl beklommen dabei werden, und nun standen sie in dem fürstlichen Schlafgemach. Der Boden war wie eine große Palme mit Blättern von Glas, und mitten auf dem Fußboden hingen an einem dicken goldenen Stengel die beiden Betten, die wie zwei Lilien anzusehen waren. Das eine Bett war weiß, und darin schlief die Prinzessin, das andere war roth, und darin sollte nun die kleine Gerda ihren Kai suchen. Vorsichtig schob sie eines der rothen Blätter an die Seite, da erblickte sie einen braunen Nacken. O Gott! das war Kai! sie rief ganz laut seinen Namen und hielt die Lampe hin, um ihn genauer zu besehen. — Die Träume sausten zu Pferde wieder zu dem Saal hinaus, — der Schlafende erwachte, kehrte den Kopf um und — — — es war nicht der kleine Kai!

Der Prinz sah ihm nur ähnlich am Nacken, jung und hübsch war er aber jedenfalls. Und aus dem weißen Lilienbette guckte die Prinzessin hervor und fragte, was los wäre? — Da fing die kleine Gerda an zu weinen und erzählte ihre ganze Geschichte und Alles, was die Krähen für sie gethan hatten.

„Du armes Geschöpf!“ sagten der Prinz und die Prinzessin, und sie rühmten die Krähen und sagten, sie wären gar nicht böse auf sie, aber sie sollten das doch nicht wieder thun. Indessen wollten sie ihnen eine Belohnung geben.

„Wollt ihr frei fliegen oder eine feste Anstellung haben als Hofkrähen mit Allem, was in der Küche abfällt?“

Und beide Krähen verneigten sich und baten um feste Anstellung, denn sie dachten an das Alter und sagten, es sei doch so gut, Etwas für den alten Mann zu haben: so nannten sie es.

Und der Prinz stand auf aus seinem Bette und ließ Gerda darin schlafen. Mehr konnte er doch wirklich nicht thun! Sie aber faltete die kleinen Hände und dachte, was doch die Menschen und Thiere gut gegen sie wären! Alle Träume kamen auch wieder hereingeflogen, und nun sahen sie aus wie Engel Gottes und zogen einen kleinen Schlitten, und darin saß Kai und nickte so freundlich. Aber das Ganze war doch nur Träumerei, und daher war es auch verschwunden, als Gerda wieder erwachte. —

Den folgenden Tag wurde sie von Unten bis Oben in Sammt und Seide gekleidet; es wurde ihr angeboten, auf dem Schlosse zu bleiben und gute Tage zu haben, aber sie erbat sich nur einen kleinen Wagen mit einem Pferde und ein Paar kleine Stiefel, dann wollte sie wieder in die weite Welt hinausfahren, um Kai aufzusuchen.

„Sie bekam nicht bloß Stiefel, sondern auch eine Muffe, sie wurde ganz allerliebst gekleidet, und als sie wieder abreisen wollte, da hielt vor der Thür eine Kutsche von lauter Gold: die Wappen des Prinzen und der Prinzessin glänzten daran wie Sterne, Kutscher, Diener und Vorreiter waren in Goldstoff mit Kronen gekleidet, und der Prinz und die Prinzessin hoben Gerda selbst in den Wagen und wünschten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, welche unterdessen verheirathet worden war, begleitete sie die ersten drei Meilen; sie saß neben Gerda, denn sie konnte das Rücklingsfahren nicht vertragen. Die andere Krähe stand bei der Abfahrt an der

Pforte und schlug mit den Flügeln, sie konnte nicht mitfahren, denn sie litt an Kopfschmerzen, seitdem sie fest angestellt worden war und soviel zu essen bekommen hatte. — Inwendig war die Kutsche mit Zuckerkringeln gefüttert, und in der Lade lagen Frucht- und Pfeffernüsse.

„Adieu! Adieu!“ riefen der Prinz und die Prinzessin, und die kleine Gerda weinte, und die Krähe weinte auch. So ging es nun die ersten drei Meilen, da sagte auch die Krähe Lebewohl, und das war der schwerste Abschied. — Sie flog auf einen Baum und flatterte mit den schwarzen Flügeln, so lange sie die Kutsche sehen konnte, die rein wie der klare Sonnenschein glänzte.

Fünfte Geschichte. Das kleine Räubermädchen.

Gerda fuhr durch einen dunklen Wald und ihre Kutsche glänzte wie Feuer darin. Das schien den Räubern in die Augen, das konnten sie nicht ertragen.

„Da ist Gold! da ist Gold!“ schrieen sie, stürzten hervor, fielen den Pferden in die Zügel, schlugen die kleinen Jockeys, den Kutscher und die Diener todt und rissen die kleine Gerda aus dem Wagen heraus.

„Die ist fett! die ist lecker! sie ist mit Nußkernen gefüttert!“ rief das alte Räuberweib, das einen langen struppigen Bart und so lange Augenbrauen hatte, daß sie über die Augen reichten. „Die ist wie ein klein Handlamm so fett! Wie die einmal schmecken soll!“ Und dabei zog sie ein blankes Messer aus der Tasche, das so entsetzlich funkelte, daß es gräulich anzusehen war.

„Au!“ sagte das Weib im nämlichen Augenblick, denn ihre eigene kleine Tochter, die auf ihrem Rücken hing und so wild und ungeberdig aussah, daß es eine Lust anzusehen war, hatte die

Mutter eben in's Ohr gebissen. „Du böses Thier!“ sagte die Mutter, und darüber ging ihr die Zeit verloren, Gerda zu schlachten.

„Sie soll mit mir spielen,“ sagte das kleine Räubermädchen; „sie soll mir ihre Muffe und ihr hübsches Kleid geben und bei mir schlafen,“ und dabei biß sie die Mutter noch einmal so heftig, daß dieselbe hoch aufsprang und sich vor Schmerz rundum drehte, worüber alle Räuber lachten und sagten: „Seht, wie die mit ihrer Dirne tanzt!“

„Ich will in der Kutsche fahren!“ sagte das kleine Räubermädchen, denn sie sollte und mußte ihren Willen haben, so hartnäckig war sie!

Sie und Gerda saßen nun in der Kutsche, und nun ging's über Stock und Stein immer tiefer in den Wald hinein.

Das kleine Räubermädchen war eben so groß wie Gerda, aber stärker als sie, breitschultrig und von brauner Haut. Ihre Augen waren ganz schwarz und sahen fast betrübt aus. Sie faßte Gerda um den Leib und sagte: „Sie sollen Dich nicht schlachten, so lange ich nicht böse auf Dich werde. Du bist ja wohl eine Prinzessin?“

„Nein,“ sagte Gerda und erzählte ihr Alles, was sie erlebt hatte und wie viel sie von dem kleinen Kai hielt.

Das Räubermädchen sah Gerda ganz ernsthaft an, nickte ein wenig mit dem Kopfe und sagte: „Sie sollen Dich nicht schlachten, auch nicht, wenn ich böse auf Dich werden sollte, dann will ich's wohl selbst thun.“ Sie trocknete Gerda die Augen ab und steckte beide Hände in die Muffe, die doch so weich und so warm war. —

Jetzt hielt die Kutsche an, sie waren mitten auf den Hof eines Räuberschlosses gekommen, das von Oben bis Unten auseinander geborsten war. Raben und Krähen flogen aus den Löchern heraus, und die großen Bullenbeißer, die aussahen, als wenn sie ein Menschenkind verschlingen konnten, sprangen vor Freude, aber ohne zu bellen, denn das war ihnen verboten.

In dem großen alten geräucherten Saal brannte mitten auf dem Fußboden ein helles Feuer; der Rauch zog an dem Boden hin

und mußte sich selbst einen Ausgang suchen; in einem großen Braukessel kochte die Suppe, und Hasen und Kaninchen wurden am Spieße gedreht.

„Du sollst diese Nacht mit mir bei all' meinen kleinen Thierchen schlafen," sagte das Räubermädchen. Sie bekamen nun zu essen und gingen dann in eine Ecke, wo Decken auf Stroh lagen. Ueber ihnen saßen wohl hundert Tauben auf Latten, die alle zu schlafen schienen, aber sich doch ein wenig drehten, als die beiden kleinen Mädchen zu Bette gingen.

„Die gehören alle mir," sagte das Räubermädchen, indem sie eine von den Tauben ergriff und sie so tüchtig schüttelte, daß das Thierchen heftig mit den Flügeln flatterte. „Gieb ihr einen Kuß," sagte sie, und warf Gerda die Taube ins Gesicht. „Da sitzen die Waldkanaillen!" sagte sie, auf einen Verschlag in der Mauer zeigend. „Das sind Waldkanaillen, die beiden; sie fliegen gleich weg, wenn man sie nicht einsperrt. Und hier steht mein alter Liebster Bä!" und damit zog sie ein Rennthier an dem Geweihe herbei, das einen kupfernen Ring um den Hals trug und angebunden war. „Ihn müssen wir auch in der Klemme halten, sonst läuft er sogleich davon. Jeden Abend kitzle ich ihn mit meinem scharfen Messer unter dem Hals, davor fürchtet er sich sehr." Bei diesen Worten zog das kleine Räubermädchen ein langes Messer aus einer Ritze in der Mauer hervor und ließ es über den Hals des Rennthiers hingleiten. Das arme Thier schlug mit den Beinen aus, aber das Räubermädchen lachte darüber und zog Gerda mit in das Bett hinein.

„Nimmst Du das Messer mit zu Bett, wenn Du schlafen gehst?" fragte Gerda, indem sie einen ängstlichen Blick auf das Messer warf.

„Ich schlafe immer mit dem Messer in der Hand," sagte das kleine Räubermädchen. „Man kann nicht wissen, was vorfallen könnte. — Erzähle mir nun noch einmal Alles, was Du von dem kleinen Kai weißt, und warum Du in die weite Welt hineingegangen bist." — Und Gerda erzählte noch einmal ihre Geschichte

von Anfang an, und die Waldtauben gurrten dazu, die anderen Tauben aber schliefen. Das kleine Räubermädchen legte ihren Arm um Gerda's Hals, behielt das Messer in der anderen Hand und fiel in Schlaf. Aber Gerda konnte kein Auge zuthun; sie wußte nicht, ob sie leben oder sterben sollte. Die Räuber saßen noch um das Feuer herum, sangen und tranken lustig, und das Räuberweib schlug Purzelbäume zur Unterhaltung. O, das war doch ein ganz entsetzlicher Anblick für die arme kleine Gerda!

Da sagten plötzlich die Waldtauben: „Gurr! gurr! wir haben den kleinen Kai gesehen. Eine weiße Henne trug seinen Schlitten; er saß im Wagen der Schneekönigin, welcher eben aus dem Walde fuhr, als wir noch im Neste lagen. Sie blies uns Jungen an, und Alle starben davon, außer wir Beiden. Gurr! gurr!“

„Was sprecht ihr dort oben?“ fragte Gerda. „Wohin reiste die Schneekönigin denn? — Wißt ihr Etwas davon?“

„Sie ist ja wohl nach Lappland gereist, denn da giebt's immer Schnee und Eis. Frage nur das Rennthier, das dort am Strick angebunden steht.“

„Da giebt's Schnee und Eis, da ist's herrlich und gut,“ sagte das Rennthier, „da springt man frei herum in den großen, glänzenden Thälern; da hat auch die Schneekönigin ihr Sommerzelt, aber ihr festes Schloß liegt oben am Nordpol, auf der Insel, die man Spitzbergen nennt.“

„Ach Kai! mein lieber Kai!“ seufzte Gerda.

„Nun sollst Du still liegen, sonst stoße ich Dir das Messer in den Leib,“ sagte das Räubermädchen.

Am andern Morgen erzählte ihr Gerda Alles, was die Waldtauben gesagt hatten, und das kleine Räubermädchen machte ein ganz ernstes Gesicht dazu, aber sie nickte mit dem Kopf und sagte: „Das ist gleichviel! Weißt Du, wo Lappland ist?“ fragte sie das Rennthier.

„Wer sollte das besser wissen als ich,“ antwortete das Rennthier, und dabei funkelten demselben die Augen im Kopfe. „Da

bin ich ja geboren und erzogen und auf den Schneefeldern umhergesprungen!"

„Höre!" sagte das Räubermädchen zu Gerda. „Du siehst, daß alle unsere Mannsleute fort sind, nur die Mutter ist noch da und die bleibt zu Hause. Weiterhin am Tage trinkt sie aber aus der großen Flasche und schlummert ein wenig hinterher; alsdann werde ich Etwas für Dich thun."

Darauf sprang die kleine Räuberin aus dem Bette, lief hin zu der Mutter, umhalsete sie und zupfte sie an dem Barte. „Mein einzig süßer Ziegenbock! guten Morgen!" sagte sie, und die Mutter knipste sie auf die Nase, daß dieselbe ganz roth und blau wurde, aber sie that es nur aus Liebe.

Und als nun die Mutter ihrer Flasche zugesprochen hatte und in Schlummer verfallen war, da ging das kleine Räubermädchen hin zu dem Rennthier und sagte: „Ich könnte große Freude daran haben, dich heute noch einmal mit meinem scharfen Messer zu kitzeln, denn du machst dich zu drollig dabei, aber es mag darum sein, ich will den Strick losbinden und dir hinaushelfen, damit du nach Lappland laufen kannst. Du sollst aber deine Beine gebrauchen und dies kleine Mädchen auf das Schloß der Schneekönigin bringen, wo ihr Spielkamerad wohnt. Du hast ja wohl gehört, was sie mir erzählte, denn sie spricht laut genug und du verstehst dich auf's Lauschen, das weiß ich!"

Da sprang das Rennthier hoch in die Höhe vor Freude. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda auf den Rücken des Rennthiers und hatte sogar die Vorsicht, ihr ein kleines Kissen mit zu geben, worauf sie sitzen konnte, und sie fest zu binden. „Einerlei," sagte das Räubermädchen zu Gerda, „da hast Du auch Deine Pelzstiefeln wieder, denn es wird eine kalte Reise werden, aber die Muffe behalte ich, die ist gar zu herrlich. Dir sollen aber darum die Hände nicht frieren. Hier hast Du die großen isländischen Fausthandschuhe meiner Mutter; die reichen Dir bis an den Ell-

bogen. Kriech' hinein! — So! nun siehst Du aus wie meine häßliche Mutter!" —

Und Gerda weinte vor Freude.

„Ich mag nicht leiden, wenn Du flabbst*)," sagte das kleine Räubermädchen. „Nun sollst Du gerade recht fröhlich aussehen! Und da hast Du noch zwei Bröte und einen Schinken, so kannst Du nicht verhungern. Beides wurde dem Rennthiere hinten aufgebunden; das kleine Räubermädchen öffnete die Thür, lockte alle großen Hunde herein, schnitt den Strick mit ihrem Messer ab und sagte zu dem Rennthier: „Nun laufe, aber passe mir gut auf das kleine Mädchen!"

Und Gerda streckte ihre beiden Hände nach dem Räubermädchen aus und sagte ihm Lebewohl, und darauf flog das Rennthier von dannen, setzte über Busch und Gestrüppe, lief durch den großen Wald, über Moorfelder und Steppen, und immer mit allen Kräften weiter nach Norden. Die Wölfe heulten und die Raben krächzten. Ritsch! rutsch! fuhr es am Himmel hin, und es war, als wenn er roth geniest hätte. —

„Das ist mein Nordlicht," sagte das Rennthier. „Sieh nur, wie es leuchtet!" und nun lief das Thier noch schneller als zuvor, Tag und Nacht hindurch. —

Die Bröte wurden verzehrt, der Schinken daneben, und dann waren sie in Lappland angekommen.

*) Flabben, weinend die Unterlippe hängen lassen, ein vulgärer Ausdruck in Schleswig-Holstein und Holland.



Sechste Geschichte. Die Lappländerin und die Finnländerin.

Bei einem kleinen Hause hielten sie an. Das sah recht erbärmlich aus: das Dach ging bis an die Erde, und die Thür war so niedrig, daß die Leute auf dem Bauche kriechen mußten, wenn sie hinein oder heraus wollten. Niemand war im Hause, als eine alte Lappländerin, welche eben damit beschäftigt war, Fische über einer Thranlampe zu braten. Das Rennthier erzählte ihr Gerda's ganze Geschichte, erst aber seine eigene, weil es dieselbe für wichtiger hielt; denn das kleine Mädchen war so angegriffen von der Kälte, daß es gar nicht sprechen konnte.

„Ach, Ihr armen Schlucker!“ sagte die Lappländerin, als die Geschichte zu Ende war, „da habt Ihr noch weit zu laufen. Ihr müßt noch über hundert Meilen höher hinauf, nach Finnland hinein; denn da wohnt die Schneekönigin in ihrem Garten und brennt Blaulichter an jedem Abend. Ich werde ein paar Worte auf einen gedörrten Klippfisch schreiben, denn Papier habe ich nicht; den will ich Euch mitgeben an die Finnländerin da oben; die kann Euch besser Nachricht geben als ich.“

Und als nun Gerda aufgethaut war und zu essen und zu trinken bekommen hatte, da schrieb die Lappländerin einige Worte auf einen gedörrten Klippfisch, bat Gerda, denselben wohl zu verwahren, band sie wiederum auf dem Rücken des Rennthiers fest und nun ging's weiter. Husch! husch! sauste es in der Luft; die ganze Nacht brannten die herrlichsten blauen Lichter, und so erreichten sie Finnland und klopften an den Schornstein der Finnländerin — denn eine Thür hatte ihr Haus nicht.

Welche Hitze gab's da! Die Finnländerin ging selbst fast ganz nackend; klein war sie und dabei ganz schmutzig. Sie band der kleinen Gerda alsbald die Kleider los, zog ihr die Fausthandschuhe

und Pelzstiefeln aus — weil es ihr hier sonst zu warm gewesen wäre — legte dem Rennthier ein Stück Eis auf den Kopf, und fing darauf an zu lesen, was auf dem Klippfisch geschrieben stand. Dreimal las sie es durch, und damit konnte sie es auswendig und steckte den Klippfisch in den Kochtopf, denn er ließ sich ja noch recht gut essen, und die Frau mochte nicht, daß Etwas umkam.

Darauf erzählte das Rennthier erst seine und dann der kleinen Gerda Geschichte, und die Finnländerin blinzelte mit den Augen, sprach aber kein Wort dazu.

„Du bist so klug," sagte das Rennthier. „Ich weiß es, Du kannst alle vier Winde durch Dein Nadelöhr ziehen. Löst der Schiffer den einen Knoten, so hat er guten Wind, löst er den zweiten, so weht es scharf, und löst er den dritten und den vierten Knoten, so stürmt es, daß die Wälder davon umstürzen. Willst Du nun nicht so gut sein, dem kleinen Mädchen einen Trank zuzubereiten, wovon sie zwölf Mann stark wird, damit sie es mit der Schneekönigin aufnehmen kann?"

„Zwölf Mann stark?" rief die Finnländerin, „ja, das sollte wohl etwas helfen!" und darauf ging sie hin, um einen Bündel von einem Rieg herab zu nehmen, zog ein Fell daraus hervor und rollte es auf. Darauf standen allerlei wunderbare Buchstaben geschrieben, und die Finnländerin fing an, sie so eifrig zu lesen, daß ihr dabei der Schweiß von der Stirn floß.

Aber das Rennthier bat wieder so sehr für die kleine Gerda, und Gerda selbst sah die Finnländerin so flehentlich an mit ihren thränenfeuchten Augen, daß die alte Frau wieder anfing zu blinzeln und das Rennthier in eine Ecke bei Seite zog. Hier raunte sie demselben etwas in's Ohr, während sie dem Thiere frisches Eis auf den Kopf legte.

„Der kleine Kai ist allerdings bei der Schneekönigin, findet dort Alles herrlich und schön und meint, dort sei der beste Theil der Welt. Das rührt aber daher, weil er einen Glassplitter in's Herz bekommen hat und ihm ein Glaskorn ins Auge geflogen ist.

Die Dinge müssen erst alle heraus, sonst wird er nie wieder zu einem ordentlichen Menschen, und die Schneekönigin wird die Gewalt über ihn behalten.“

„Kannst Du denn der kleinen Gerda nicht Etwas eingeben, wodurch sie Gewalt über das Alles bekommt?“

„Ich kann ihr keine größere Gewalt geben, als sie schon besitzt, und siehst Du denn nicht, wie groß die ist? Siehst Du gar nicht, wie Menschen und Thiere ihr dienen müssen, wie sie auf bloßen Füßen durch die Welt fortgekommen ist? Sie muß nicht erst von uns ihre Macht erfahren, die darin besteht, daß sie ein liebes unschuldiges Kind ist. Kann sie nicht selbst zu der Schneekönigin gelangen und das Glas aus dem Herzen und Auge des kleinen Kai herausbringen, so vermögen wir nicht, ihr zu helfen. — Zwei Meilen von hier fängt der Garten der Schneekönigin an; dahin kannst Du das kleine Mädchen tragen. Setze sie dort ab bei dem großen Busch, welcher voll rother Beeren im Schnee steht. Mache nicht erst langen Gevatterschnack, sondern kehre schnell wieder hierher zurück.“ Und damit setzte die Finnländerin die kleine Gerda wieder auf das Rennthier, das nun aus allen Kräften weiter lief.

„Ach, ich habe meine Stiefeln und Fausthandschuhe vergessen!“ rief die kleine Gerda, als sie die schneidende Kälte an ihren Händen und Füßen vernahm; aber das Rennthier durfte nicht anhalten, sondern lief immer weiter fort, bis es an den großen Busch mit rothen Beeren kam. Da setzte es Gerda ab, küßte sie auf den Mund, und es liefen dem Thiere ordentlich große Thränen über die Backen, und nun eilte es, so schnell es nur konnte, wieder zurück.

Da stand nun die arme kleine Gerda ohne Stiefeln und Handschuhe mitten in dem fürchterlich kalten Finnland ganz allein! — Sie lief weiter, so schnell, als sie nur konnte. Da fiel ein ganzes Regiment Schneeflocken über sie her, die kamen aber nicht vom Himmel, denn der glänzte klar und hell wie ein Nordlicht. Die Schneeflocken liefen ganz geraden Weges auf der Erde hin, und je näher sie kamen, desto größer wurden sie. Gerda erinnerte sich

wohl, wie groß und künstlich die Flocken gewesen waren, die sie durch das Brennglas gesehen hatte, aber hier waren es ganz andere große und erschreckliche Dinger, und sie waren lebendig, denn sie waren die Vorposten der Schneekönigin. Sie hatten auch eine ganz wunderbare Gestalt: einige sahen aus wie garstige Stachelschweine, andere wie ein ganzer Knoten von Schlangen, die die Köpfe ausstreckten, und wieder andere wie dicke Bären mit zottigem Haar. Aber alle waren weiße und lebendige Schneeflocken.

Da fing die kleine Gerda an, ihr Vaterunser zu beten und die Kälte war so groß, daß sie ihren eigenen Athem sehen konnte, der ihr wie Dampf aus dem Munde kam. Aber immer leichter wurde ihr Athem, und zuletzt gestaltete derselbe sich zu kleinen, kleinen Engelchen, die immer größer wurden, wenn sie die Erde berührten. Alle diese Engel hatten Helme auf und Schilder und Spieße in den Händen, und immer mehrte sich ihre Zahl. Als Gerda ihr Vaterunser zu Ende gebetet hatte, war sie von einer ganzen Schaar Engel umgeben, die mit ihren Spießen auf die Schneeflocken losstürmten und einhieben, so daß sie in tausend Stücke zersprangen und die kleine Gerda nun sicher weitergehen konnte. Die Engel streichelten ihr die Füße und Hände, und nun fühlte sie die Kälte nicht mehr so sehr und ging eilig fort, bis sie endlich das Schloß der Schneekönigin erreichte.

Jetzt müssen wir erst erfahren, wie es um den kleinen Kai stand. Er dachte freilich nicht mehr an Gerda, am allerwenigsten daran, daß sie vor dem Schloßthore stehe.

Siebente Geschichte. Was sich in der Schneekönigin Schlosse zutrug und was weiter geschah.

Die Wände des Schlosses waren von stöberndem Schnee, die Fenster und Thüren von den schneidenden Winden; mehr als hundert Säle waren darin, je nachdem der Schnee sie zusammenwehte; der größte davon erstreckte sich viele Meilen weit, und alle wurden von starken Nordlichtern erleuchtet; geräumig, leer, eiskalt und glänzend waren sie sammt und sonders. Nie kehrte hier die Freude ein; nicht einmal einen kleinen Bärenball gab es in diesen weiten Räumen, wozu der Sturmwind hätte aufspielen und wobei die Eisbären auf den Hinterbeinen tanzen und ihre Sprünge hätten machen können; keine Spielpartie mit Maulschellen und Tatzencaressen, wie sie Petz zu lieben pflegt, keinen Kaffeeklatsch der kleinen Fuchsfräulein; — nein! nur öde, starr und kalt war es im Palast der Schneekönigin. Die Nordlichter brannten so genau, daß man ihren höchsten und niedrigsten Standpunkt an den Fingern abzählen konnte. Inmitten des großen leeren Schneesaals war ein gefrorener See; seine Eisdecke war in tausend Stücke geborsten, aber jedes Stück war ganz accurat so groß wie das andere, das Ganze ein wahres Kunstwerk. — Mitten auf diesem Eissee saß die Schneekönigin, wenn sie daheim war, und dann pflegte sie jedesmal zu sagen, sie throne im Spiegel des Verstandes, und derselbe sei der einzig wahre und beste Spiegel in dieser Welt. —

Der kleine Kai war ganz blau, ja fast schwarz von Kälte geworden, aber er merkte das gar nicht; denn die Schneekönigin hatte ihm das eisige Schauern von den Lippen geküßt, und sein Herz war fast nur noch ein Eisklumpen. Er war eben beschäftigt, scharfeckige flache Eisschollen herbeizuschleppen, die er nach allen Seiten drehte, als wollte er irgend Etwas daraus formen, gleich wie wenn

wir Anderen aus kleinen Holzblättchen chinesische Figuren zusammensetzen. Kai machte es ganz ebenso und bildete wirklich aus Eisflächen die allerkünstlichsten Figuren. Das nannte er das Eisspiel des Verstandes. In seinen Augen waren die gelegten Figuren ganz ausgezeichnet und von der größten Wichtigkeit. Das kam aber von dem Glaskorn her, das ihm im Auge saß. Er legte so Figuren zusammen, die ganze Wörter ausmachten, doch hatte es ihm bisher nicht gelingen wollen, das Wort zu Stande zu bringen, welches er eigentlich legen wollte, das Wort Ewigkeit nämlich; denn die Schneekönigin hatte zu ihm gesagt: „Wenn Du das Wort herausbringen kannst, so sollst Du Dein eigener Herr sein, und ich schenke Dir dann die ganze Welt und ein Paar ganz neue Schlittschuhe.“ Aber es wollte nicht gehen damit. — —

„Nun sause ich davon nach den warmen Ländern,“ sagte die Schneekönigin; „ich muß hin, um die schwarzen Töpfe nachzusehen.“ Damit meinte sie die feuerspeienden Berge, den Aetna und Vesuv, wie wir sie zu nennen pflegen. „Ich will sie ein wenig weißen,“ sagte sie, „denn das gehört dazu und nimmt sich gut aus zu den Citronenstöcken und Weinreben.“ — Und damit flog sie davon und ließ den kleinen Kai ganz allein sitzen in dem viele Meilen großen leeren Eissaal. Er sah die Eisschollen an und grübelte und grübelte so lange, daß er ganz steif davon wurde und so still dasaß, daß man ihn für erfroren halten konnte. Da geschah es, daß die kleine Gerda durch das große Thor von schneidenden Winden in den Schloßhof eintrat, aber sie sagte dabei ihr Abendgebet her, und alsbald legte sich der schneidende Wind, als wollte er zur Ruhe gehen, und Gerda ging hinein in die großen leeren und kalten Eissäle. Hier erblickte sie Kai und erkannte ihn sogleich wieder, flog ihm an den Hals, drückte ihn fest an ihre Brust und rief: „Kai! lieber, süßer Kai! so hab' ich Dich denn endlich gefunden!“ Aber Kai regte sich nicht, sondern blieb stumm und kalt sitzen. Da weinte die arme kleine Gerda bittere Thränen, die fielen auf Kai's Brust und drangen in sein Herz, thauten die Eisklumpen darin

auf und verzehrten den Glassplitter, der darin saß. Er sah sie an und sie fingen an zu singen:

Rosen im Thale ja stehen!
Dort werden Kind Jesum wir sehen.

Da brach auch Kai in Weinen aus; er weinte so heftig, daß mit den Thränen das Glaskorn aus seinem Auge floß; er erkannte seine Spielgenossin wieder und rief jubelnd: „Gerda! liebe gute Gerda! wo bist Du doch so lange gewesen? — — Und wo war ich?“ — Er blickte um sich und sagte: „O, wie kalt ist es hier! wie leer und öde?“ Und er klammerte sich fest an Gerda, die vor Freude lachte und weinte zugleich. — Das war ein herrlicher Anblick, daß selbst die Eisschollen darüber zu tanzen anfingen, und als sie müde geworden waren und sich wieder hinlegten, da hatten sie gerade die Buchstaben gebildet, welche die Schneekönigin Kai zur Aufgabe gegeben hatte und die ihn zu seinem eigenen Herrn machen sollten, während sie ihm die ganze Welt und ein Paar nagelneue Schlittschuhe dafür schenken wollte.

Und Gerda küßte Kai's Wangen, und sie wurden wieder roth wie zuvor; sie küßte seine Augen, und sie glänzten wie die ihrigen; sie küßte seine Hände, küßte seine Füße, und er ward gesund und stark zur Stunde.

Nun mochte die Schneekönigin immerhin wiederkehren, denn in hellglänzender Eisschrift stand Kai's Freibrief, das Wort Ewigkeit, da.

Und sie nahmen einander bei der Hand und wanderten aus dem Schlosse hinaus; sie sprachen von der Großmutter und den Rosen auf dem Dach, und wo sie hinkamen, da lagen die Winde ganz still und die Sonne brach hervor. Als sie das Gebüsch mit den rothen Beeren erreicht hatten, stand das Rennthier dort und harrte ihrer; es hatte eine Rennthiermutter mitgebracht, deren Euter voll Milch war, und die gab den Kleinen die Milch zu trinken und küßte sie beide auf den Mund. Dann trugen die Thiere Gerda

und Kai zu der alten Lappländerin, welche neue Kleider für sie genäht und einen Schlitten zurecht gemacht hatte.

Und das Rennthier und die junge Rennthierkuh sprangen daneben einher und begleiteten die Reisenden bis an die Landesgrenze. Hier, wo schon das erste Grün hervorkeimte, nahmen diese Abschied von den Rennthieren und der Lappländerin. „Lebt wohl!“ sagten sie, „Alle zusammen.“ Und die ersten kleinen Vöglein fingen an zu zwitschern, die Wälder hatten Knospen und aus dem einen kam auf einem prächtigen Rosse, das Gerda wiedererkannte (es war vor die goldene Kutsche gespannt gewesen), ein junges Mädchen angeritten mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und Pistolen im Sattel. Das war das kleine Räubermädchen, das es satt und müde geworden war, länger zu Hause zu sein. Sie wollte nun nach Norden und dann weiter ziehen, wenn sie nicht wieder froh werden könnte. Gerda kannte sie gleich wieder, und da gab es nun eine Freude!

„Du bist mir der rechte Herumstreifer!“ sagte sie zu Kai. „Ich möchte doch wissen, ob Du es werth bist, daß man um Deinetwillen bis an's Ende der Welt läuft?“ Aber Gerda streichelte ihr die Wangen und erkundigte sich nach dem Prinzen und der Prinzessin.

„Die sind nach fremden Ländern gereist,“ sagte das Räubermädchen.

„Und die Krähe?“ fragte Gerda.

„Die Krähe ist gestorben,“ antwortete das Räubermädchen. „Die zahme Krähe ist Wittwe geworden und trägt ein Stück schwarzes Wollgarn zur Trauer um's Bein. Sie härmt sich fürchterlich und macht viel Geschwätz. Aber erzähle mir nun doch, wie es Dir gegangen ist und wie Du den Herumstreifer endlich erwischt hast!“

Und Gerda und Kai erzählten ihr alle Beide.

„Schnipp! Schnapp! Schnurr! Burr! Apostolorum!“ sagte das Räubermädchen, nahm Beide bei der Hand und gelobte ihnen, daß wenn sie einmal durch ihre Stadt kommen sollte, so wollte sie

bei ihnen einsprechen und sie besuchen; und damit sprengte sie in die Welt hinein. Aber Kai und Gerda gingen Hand in Hand weiter, und als sie so mit einander einhergingen, wurde es der schönste Frühling mit Blumen und grünenden Bäumen; die Kirchenglocken fingen an zu läuten, und als die beiden Wandernden den Thurm ansahen, da erkannten sie die Stadt wieder, in welcher sie wohnten. Und sie gingen hinein in die Straßen und an die Thür ihres Hauses, stiegen die vielen Treppen hinan und traten in Großmutters Stube, wo noch Alles so aussah, wie sie es verlassen hatten. Die Wanduhr schlug pick! pick! und der Zeiger drehte sich herum, aber indem sie durch die Thür gingen, merkten sie, daß sie erwachsene Menschen geworden waren. Die Rosen der Dachrinne blühten zum offenen Fenster herein und die kleinen Kinderstühle standen noch daneben. Kai und Gerda setzten sich darauf und hielten einander fest bei der Hand, und gleich einem schweren Traume hatten sie die kalte öde Herrlichkeit bei der Schneekönigin vergessen. Großmutter saß wieder auf ihrem Lehnstuhl und las aus der Bibel die Worte: „So Ihr nicht seid wie die Kinder, werdet Ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“

Und Kai und Gerda blickten einander ins Auge und sie verstanden auf einmal den alten Gesang:

„Wenn im Thale Rosen wir bauen,
So werden wir Jesum erschauen.“

So saßen sie nun Beide da als ein erwachsenes Paar und waren doch noch Kinder! — Kinder an Herzen und Kinder an ganzer Seele — und der Sommer war gekommen, der warme erquickende Sommer! —

Der Fliederthee.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte sich eine Erkältung zugezogen; er war mit nassen Füßen gegangen, obgleich Niemand begreifen konnte, wo er sich die geholt haben konnte, denn es war lange ganz trocknes Wetter gewesen. Nun entkleidete ihn die Mutter, brachte ihn zu Bette und ließ den Theekessel bringen, um dem Söhnlein eine Tasse Fliederthee zu machen, damit er zum Schwitzen kommen möchte. Da trat gerade der alte spaßhafte Mann herein, welcher oben im nämlichen Hause wohnte und ganz allein lebte; denn er hatte keine Frau und keine Kinder, mochte aber doch alle Kinder so gern leiden und wußte ihnen so viele Abenteuer und alte Geschichten zu erzählen, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören.

„Trinke nun hübsch den Thee," sagte die Mutter, „so könnte es wohl sein, daß Du ein Abenteuer zu hören bekämest."

„Wenn man nur immer etwas Neues wüßte!" sagte der alte Mann und lächelte freundlich. „Wo hat der Kleine die nassen Füße her?" fragte er.

„Ja, woher hat er die? Das kann Niemand begreifen," antwortete die Mutter.

„Bekomme ich eine Geschichte zu hören?" fragte der kleine Bursche.

„Wenn Du mir ziemlich genau sagen kannst, wie tief der



Rinnstein in der Twete ist, durch die Du nach der Schule gehst; denn Das muß ich zuerst wissen."

„Accurat bis auf die Mitte der Schäfte," sagte der Bursche; „aber dann muß ich durch das tiefe Loch gehen."

„Ei sieh doch! da werden wir die nassen Füße hergeholt haben!" sagte der Alte. „Nun sollte ich Dir freilich eine Geschichte erzählen; aber ich weiß leider keine mehr."

„Sie können ja nur gleich eine machen!" versetzte der kleine Junge. „Die Mutter sagt, Sie können eine Geschichte machen aus Allem, was Sie nur ansehen; Alles, was Sie anrühren, wird zu einem Mährchen."

„Kann wohl sein, mein Sohn. Aber dergleichen Geschichten und Mährchen taugen nichts; die rechten müssen von selbst kommen; die klopfen bei mir an hier oben und sprechen: Hier sind wir!"

„Klopft's noch nicht bald?" fragte der kleine Junge. Und die Mutter lächelte, that die Fliederblumen in den Topf und goß kochendes Wasser darüber.

„Erzählen Sie doch!" bat der kleine Junge wieder.

„Wenn nur eine Geschichte von selbst kommen wollte!" sagte der Alte. „Aber die sind vornehm; sie kommen nur, wenn es ihnen gefällig ist . . . Halt!" rief er plötzlich, „da haben wir eine! Gieb nur Acht, jetzt ist sie in dem Theetopf."

Der kleine Junge warf die Augen auf den Fliedertopf, dessen Deckel sich zu lüften begann. Die Fliederblumen kamen zum Vorschein und waren so weiß und so hübsch! sie schossen lange Zweige, wuchsen gar aus der Tülle heraus, breiteten sich nach allen Seiten aus und wurden immer größer und größer. Zuletzt wurde ein ganzer Fliederbaum daraus, der bis an's Bette reichte und die Gardinen zur Seite schob. Wie der Baum doch blühte und duftete! Und mitten in demselben saß eine alte Frau, die hatte ein ganz sonderbares grünes Kleid an mit Blumen, die so groß waren wie die Fliederblumen auf dem Baume. Man konnte gar nicht

unterscheiden, ob das Kleid von Zeug war oder aus natürlichen Blumen und Blättern.

„Wie heißt die Frau?“ fragte der kleine Junge.

„Ja, wie heißt sie!“ antwortete der alte Mann. „Die Griechen und Römer nannten sie eine Dryade, aber das verstehen wir nicht. In der Vorstadt haben die Schiffsmänner einen besseren Namen für sie: das Fliederweib nennen sie dieselbe. Gieb mir nur recht Acht auf die Frau, sieh den Fliederbaum an und höre gut zu.

„Gerade ein solcher Fliederbaum steht in der Vorstadt in der Ecke eines armseligen Hofraums. Unter diesem Baume saßen eines Tages bei herrlichem Sonnenscheinwetter ein sehr betagter Seemann und seine ebenso alte Frau. Sie waren schon Aeltervater und Aeltermutter und sollten bald ihre goldene Hochzeit feiern, aber sie wußten nicht recht das Datum ihres Hochzeitstages, und dabei saß das Fliederweib in dem Baume und sah ebenso vergnügt aus, wie die beiden Alten. „Ich weiß wohl, wann Euer Hochzeitstag gewesen ist,“ sagte das Fliederweib, aber die Alten hörten es nicht, denn sie sprachen mit einander von ihren jungen Tagen.“

„Weißt Du noch,“ sagte der alte Seemann, „als wir noch Kinder waren und mit einander spielen gingen? Das war gerade auf dem nämlichen Hofraume, wo wir nun sitzen. Wir hatten kleine Stöcke in die Erde gesteckt und machten uns einen Garten.“

„Ich weiß Alles,“ sagte die alte Frau. „Wir begossen die Stöcke und einer davon war ein Fliederzweig, der schlug Wurzeln und ist zu dem großen Baum geworden, unter dem wir beiden alten Leute nun hier sitzen.“

„Und dort in der Ecke stand ein Kübel mit Wasser; darin hatte ich meine selbstgemachten Fahrzeuge unter Segel gebracht. Aber ich mußte ganz andere Fahrten machen!“

„Erst gingen wir aber zur Schule, um Etwas zu lernen, und dann wurden wir mit einander confirmirt. Wir weinten Beide dazu; des Nachmittags spazierten wir aber auf dem Festungswall,

stiegen auf den runden Thurm, um über Kopenhagen und die ganze Welt hinaus zu schauen, und gingen zuletzt nach Friedrichsburg, wo wir die Lustfahrten der königlichen Herrschaften in den schönen Gondeln auf den Gartenkanälen ansahen."

„Ja, ja! Aber ich mußte bald andere Touren machen! viele Jahre lang und auf weiten, weiten Seereisen!"

„Ich habe oft um Dich geweint," sagte die alte Frau. „Ich glaubte Dich todt und verloren und meinte, Du hättest auf Meeressand Dein nasses Grab gefunden. Viele Nächte stand ich auf, um nach dem Wetterhahn zu sehen; der drehte sich viele Male rund herum, aber Du kamst nicht wieder. — Ich kann mich noch ganz deutlich besinnen, wie der Regen einmal vom Himmel strömte. Der Schnarrenmann kam mit seinem Wagen vor die Thür; ich brachte den Kehricht hinunter zu ihm und blieb in der Thür stehen. Welch' gräßliches Wetter war doch das! Und als ich so bei der Thür stand, da war auf einmal der Postbote neben mir und reichte mir einen Brief hin. Der war von Dir, und was der für Reisen gemacht hatte! Ich riß ihn auf, las, lachte und weinte dabei, denn ich war so fröhlich darüber geworden, daß in dem Briefe zu lesen stand, Du wärest in dem Lande, wo die Kaffeebohnen wüchsen. Was das doch ein gesegnetes Land sein muß! Du schriebst noch von so vielen anderen Dingen, und ich konnte das Alles vor meinen Augen sehen, während das Wasser vom Himmel goß und ich noch immer mit meinem leeren Eimer in der Hand an der Hausthür stehen blieb. — Auf einmal faßte mich Jemand um den Leib . . ."

„Und Du gabst ihm einen derben Streich dafür!"

„Ich wußte ja nicht, daß Du es warst! Du hattest die Reise eben so schnell gemacht wie der Brief, und Du warst so hübsch geworden; das bist Du denn noch jetzt! Aus der Tasche hing ein gelbes seidenes Taschentuch und auf dem Kopfe hattest Du einen blanken Sammethut. Aber was war das doch für ein Wetter den Tag! Und wie sah die Straße aus!"

„Darauf wurden wir verheirathet," sagte der alte Seemann.

„Weißt Du wohl? . . . Und als wir das erste Söhnlein bekamen! und dann die Maria und Niels und Peter und den Hans Christian! . . ."

„Ja, die sind nun alle herangewachsen und schickliche Menschen geworden, so daß alle guten Leute sie lieb haben," sagte die alte Frau.

„Und ihre Kinder auch," sagte der alte Seemann. „Das sind mir Jungen von Mark und Knochen! . . . War es nicht doch um diese Zeit, daß wir Hochzeit machten?"

„Ja, gerade heute ist es Euer Hochzeitstag," sagte das Fliederweib, indem sie den Kopf zwischen die beiden Eheleute steckte, so daß sie meinten, es sei die Nachbarin, die ihnen zunickte. Sie sahen einander an und hielten sich fest bei der Hand. — Bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder, denn die wußten Alle recht gut, daß es heute der goldene Hochzeitstag der beiden Alten war; sie hatten schon des Morgens gratulirt, was die Alten aber wieder vergessen hatten, während sie sich aller Umstände erinnerten, die ihnen vor Jahren begegnet waren. — Der Fliederbaum duftete stärker; die Sonne, welche eben untergehen wollte, schien den beiden Alten gerade in's Gesicht. Beide sahen noch so gesund und wohl aus, und der kleinste ihrer Enkel tanzte und hüpfte um sie herum und war so überaus glücklich, daß es heute Abend ein rechtes Festessen mit Pellkartoffeln geben sollte, während das Fliederweib aus dem Baume guckte und mit den Anderen in ein allgemeines Hurra einstimmte."

„Das ist ja aber kein Mährchen," sagte der kleine Junge, der dies Alles angehört hatte.

„Ja, das mußt Du verstehen," antwortete der alte Mann. „Wir wollen einmal das Fliederweib fragen."

„Das war noch kein Mährchen," sprach das Fliederweib, „aber nun gleich wird es eins geben. Aus der Wirklichkeit entstehen eben die besten Mährchen, sonst könnte mein herrlicher Fliederbaum ja nicht aus dem Theetopf hervorgewachsen sein!" — Darauf

nahm das Fliederweib den kleinen Jungen aus dem Bette und legte ihn in ihre Arme; die Zweige des Fliederbaumes bogen sich über die Beiden hin, die nun wie in einer dichten Laube darunter saßen; zuletzt flog dieselbe gar mit ihnen in die Luft und prangte doch so herrlich und schön mit ihren weißen Blüthen; das Fliederweib hatte sich mit einem Male in das schönste Mädchen verwandelt, aber ihr Kleid war noch immer von dem weißgeblümten, grünen Stoff. An ihren Busen hatte sie eine wirkliche Hollunderblume gesteckt, und einen ganzen Kranz von solchen Blumen trug sie in den Haaren. Ihre Augen waren so groß und so blau, daß sie gar zu schön anzusehen war. Sie und der kleine Junge herzten sich, sie waren nun von gleichem Alter und gleicher Lust. —

Sie traten nun Hand in Hand aus der Laube heraus und standen auf einmal im Blumengarten ihrer Heimath. — Auf dem frischen Rasenplatze war des Vaters Handstock an einen Pflock gebunden, den Kleinen schien der Stock zu leben; sobald sie sich reitend darauf gesetzt hatten, wurde der blanke Stockknopf zum wiehernden Pferdekopf, die langen Mähnen flatterten und vier schlanke Beine wuchsen aus dem Handstock hervor. Das Thier war muthig und stark, im Galopp lief es mit ihnen um den Rasenplatz herum. „Hussa! Juchhe! nun reiten wir viele Meilen weit!“ sagte der Junge; „wir reiten nach dem Edelhofe, wo wir voriges Jahr gewesen sind.“ Und sie ritten und ritten immer um den Rasenplatz, und immer rief das kleine Mädchen, das keine Andere als das Fliederweib war: „Nun sind wir auf dem Lande! Siehst Du wohl das Bauernhaus mit dem großen Backofen daneben? der sieht recht aus wie ein Riesenei! das aus der Mauer herausquillt! der Fliederbaum beschattet ihn mit seinen Zweigen, und der Hahn kratzt in die Erde für seine Hennen; — wie der sich brüstet! — Nun sind wir bei der Kirche! die liegt auf einem Berge, und rund um den Kirchhof stehen Eichen — eine davon ist ausgegangen! — Da sind wir bei der Dorfschmiede, wo das Feuer lodert und halbnackte Männer das glühende Eisen hämmern, daß die Funken nach

allen Seiten fliegen. — Fort! fort! nach dem prächtigen Edelhof!“ — — Und Alles, was das kleine hintenaufsitzende Mädchen sagte, das flog auch wirklich vorbei: der Junge sah es deutlich, und doch kamen sie nur immer um den Rasenplatz!

Darauf spielten sie in den Nebengängen und steckten sich einen kleinen Garten im Sande ab. Das Mädchen nahm die Fliederblumen aus den Haaren und pflanzte sie in den kleinen Garten, und ganz so, wie bei den Alten in der Vorstadt, wurzelten sie und wurden zu einem großen Fliederbaum. Hand in Hand, wie die Großeltern, gingen sie spazieren, aber nicht nach der Sternwarte oder dem Friedrichsberger Schloßgarten, nein, ja nicht! Das kleine Mädchen nahm den Jungen um den Leib, und so flogen sie weit umher in ganz Dänemark. — Und es war Frühling und wurde Sommer, es war Herbst und wurde wieder Winter, und tausend Bilder spiegelten sich im Herzen und in den Augen des Jungen ab, und immerfort sang das kleine Mädchen dazu:

Du wirst es nie vergessen,
Daß Du bei mir gesessen!

Auf der ganzen Luftfahrt, welche die Beiden machten, duftete immerwährend der Fliederbaum so süß und herrlich dazu, daß der Junge zwar den Geruch der Rosen und Buchen empfand, aber doch immer noch stärker den wunderbaren Duft des Fliederbaums. Seine Blumen hingen ja auch an dem Herzen des Mädchens, an welchem der Junge den Kopf ruhen ließ, wenn sie weiter flogen.

„Hier ist es schön sein im Frühling!“ sagte das junge Mädchen, als sie in einem eben grün gewordenen Buchenwald standen, wo liebliche Anemonen zu ihren Füßen dufteten. O, wäre es doch Frühling in den schönen Buchenwäldern des Nordens!

„Hier ist es schön sein im Sommer!“ sagte das Mädchen wieder, als sie an einem alterthümlichen Edelgute vorbeikamen, dessen rothe Mauern und spitze Giebel sich in dem Burggraben abspiegelten, worin Schwäne schwammen und in die alten hohen Alleen hineinguckten. Auf den Feldern wogte das Korn, als sähe

man die Wellen einer See; die Gräben blühten von rothen und gelben Blumen, die Hecken mit wildem Hopfen und mit Winden. Am Abend ging der Mond groß und herrlich am klaren Himmel auf, und angenehm duftete das Heu auf den neugemähten Wiesen. — Ach, das kann man nie wieder vergessen!

„Hier ist es schön sein im Herbst!“ sagte darauf das kleine Mädchen, und der Himmel wurde noch einmal so hoch und blau als sonst, der Wald kleidete sich auf's Schönste in Roth, Gelb und Grün; Jagdhunde stürzten daher, ganze Scharen wilder Vögel zogen schreiend über die Hünengräber hin, auf welchen Brombeerranken an den Rinnsteinen hingen. Schwarzblau war das Meer, und viele weiße Segel sah man auf demselben daherkommen. — Auf der Tenne saßen alte Frauen und Kinder um einen großen Kessel, in den sie Hopfen pflückten: die Jungen sangen Lieder, die Alten erzählten Spukgeschichten und alte Sagen. Konnte es irgend wo besser sein? —

„Hier ist's auch schön sein im Winter!“ sagte das kleine Mädchen, und nun standen alle Bäume voll Reif, als wären es lauter Korallen gewesen, der Schnee knarrte unter den Füßen, als hätten alle Leute neue Stiefel an, und vom Himmel fiel eine Sternschnuppe nach der andern herab. Drinnen stand der Weihnachtsbaum und harrte der Kinder: da gab es Geschenke und laute Freude! Aus des Bauern ländlicher Stube ertönte die Geige; Apfelkuchen und Waffeln flogen umher und auch das allerärmste Kind sagte: Wie schön ist's doch im Winter!

Ja gewiß war das herrlich und schön! und das kleine Mädchen zeigte dem Jungen alle diese Herrlichkeiten, und immer duftete der Fliederbaum darein, und die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze, unter welcher der alte Seemann in der Vorstadt seine Seereisen gemacht hatte, wehte dazu. Und der Junge war nun zum Burschen geworden und sollte in die Welt hinaus, weit, weit hinaus, nach den warmen Ländern, wo die Kaffeebohnen wachsen; aber beim Abschiede nahm das kleine Mädchen eine Fliederblume

von ihrem Busen und gab sie ihm zum Angedenken. Sorgfältig legte der Bursche die Blume in sein Gesangbuch, und wenn er nachher in fremden Ländern das Buch öffnete, so schlug er allemal die Stelle darin auf, wo die Gedenkblume lag, und je mehr er sie dann ansah, desto frischer wurde sie. Dann kam es ihm vor, als wäre es der Duft eines nordischen Waldes gewesen, den er eingeathmet hatte, und er sah deutlich zwischen den Blumenblättchen das kleine Mädchen mit ihren klaren blauen Augen hervorgucken und hörte sie ihm zuflüstern: „Hier ist es herrlich sein im Frühling und Sommer, im Herbst und im Winter!“ und tausendfältige Bilder schwebten dann an seinen Gedanken vorüber.

„So verstrichen viele Jahre; der Bursche war nun ein alter Mann geworden und saß mit seiner Frau unter einem Baume. Sie hielten einander bei der Hand, wie es Aeltervater und Aeltermutter in der Vorstadt gethan hatten, und, wie sie, sprachen sie mit einander von ihren jungen Tagen und der bevorstehenden goldenen Hochzeit. Das kleine Mädchen mit den blauen Augen und den Hollunderblumen im Haar saß im Baume, nickte ihnen freundlich zu und sagte: „Heute ist Euer goldener Hochzeitstag!“ Und darauf nahm es zwei Blumen aus seinem Kranze und küßte sie; die glänzten erst als Silber, dann als Gold, und als es sie den beiden Alten auf's Haupt legte, wurde jede der beiden Blumen zu einer goldenen Krone. — So saßen die Beiden da wie ein König und eine Königin unter duftenden Blumen, die ganz wie ein Fliederbaum aussahen, und der Mann erzählte seiner alten Frau die Geschichte vom Fliederbaum, wie er sie gehört hatte, als er noch ein kleiner Junge war, und es schien Beiden, daß darin so Manches vorkäme, was aus ihrem eigenen Leben war, und das gefiel ihnen am besten.

„Ja, so ist es auch!“ sagte das kleine Mädchen im Baume. „Einige Leute nennen mich das Fliederweib, Andere eine Dryade, im Grunde aber heiße ich Erinnerung und ich bin's, die im Baume sitzt, der immer größer wächst. Ich kann

erinnern, ich kann erzählen! Laß sehen, ob Du Deine Blume noch hast!"

Und der alte Mann schlug sein Gesangbuch auf, und siehe da! die Fliederblume lag wohlbehalten darin und war noch so frisch, als hätte er sie erst eben hineingelegt. Da nickte die Erinnerung freundlich den beiden alten Leuten zu, die mit ihren goldenen Kronen so traut und traulich zusammen saßen in den Strahlen der rothen Abendsonne. Die müden Augen fielen ihnen zu und — damit war die Geschichte zu Ende. —

Der kleine Junge lag in seinem Bette, er wußte nicht, ob er's geträumt oder ob's ihm Jemand erzählt hatte. — Der Theetopf stand noch auf dem Tische, aber es wuchs kein Fliederbaum mehr aus demselben hervor, und der alte Mann, der erzählt hatte, war eben beim Weggehen. —

„Wie das doch herrlich zu sehen war!" sagte der kleine Junge. „Mutter, ich bin in den warmen Ländern gewesen!"

„Das glaube ich Dir wohl, mein Sohn," sagte die Mutter. „Wenn man zwei volle Schalen Fliederthee getrunken hat, so kommt man leicht nach den warmen Ländern." — Und sie deckte das Söhnlein sorgfältig zu, damit es sich nicht wieder erkälten sollte. „Du hast wohl geschlafen, während ich mich mit dem alten Mann stritt, ob's eine Geschichte oder ein Mährchen war?"

„Und wo blieb das Fliederweib denn?" fragte der kleine Junge.

„Im Theetopf sitzt sie," antwortete die Mutter, „und da kann die Dame auch bleiben."

Die Geschichte von einer Mutter.

Am Bette ihres kranken Kindes saß eine betrübte Mutter; sie war so besorgt, ihr Kind möchte sterben. Leichenblaß lag der Kleine da; die Augen waren geschlossen; er athmete so schwach, daß nur mitunter ein tiefer Seufzer zu hören war, und immer besorgter wurde die traurige Mutter um das Leben ihres leidenden Kindes.

Da wurde an die Thür geklopft und ein armer alter Mann trat in die Stube; er hatte sich in eine Pferdedecke gehüllt, denn eine solche Decke ist sehr warm, und der alte Mann konnte sie wohl nöthig haben, weil draußen der kalte Winter herrschte: Alles war mit Schnee und Eis bedeckt, und der Wind war so scharf, daß er dem Wanderer schneidend in's Gesicht wehte.

Und da der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick eingeschlummert war, so ging die Mutter hin, um Bier zu holen, das sie in einem Topf auf den Ofen stellte, damit es für den fremden Mann gewärmt werde. Darauf setzte sie sich wieder auf den Stuhl, dicht neben den alten Mann, sah ihr krankes Kind an, das so schwer athmete, und hob die kleine Hand von der Bettdecke auf.

„Meinst Du wohl, daß ich das Kind behalte?“ fragte sie. „Der liebe Gott wird es mir nicht nehmen wollen.“

Und der alte Mann — es war der Tod selber — neigte den

Kopf so sonderbar, als wollte er Ja und Nein zugleich damit sagen.

Die Mutter schlug die Augen nieder, blickte in ihren Schooß, und Schmerzensthränen flossen über ihre Wangen. Der Kopf wurde ihr so schwer; drei Tage und drei Nächte lang hatte sie kein Auge geschlossen; unwillkürlich fielen ihr die müden Augen zu, doch nur einige Augenblicke lang, da fuhr sie wieder auf, bebend von Kälte. „Was war das?“ fragte sie, sich nach allen Seiten umsehend, denn der alte Mann war verschwunden und ihr krankes Kind mit ihm — er hatte es zu sich genommen. Und in der Ecke schnurrte die alte Wanduhr, das große Bleiloth daran lief herab bis an die Erde, und nun stand auch die Uhr still. — —

Aber die arme Mutter lief aus dem Hause und rief ihrem Kinde nach.

Draußen saß mitten im Schnee eine Frau in langen schwarzen Kleidern. „Der Tod ist in Deiner Stube gewesen,“ sagte sie; „ich sah, wie er mit Deinem Kinde davoneilte; er läuft schneller als der Wind, und bringt niemals wieder, was er einmal genommen hat.“

„Sage mir nur, welchen Weg er genommen hat,“ versetzte die Mutter; „sage mir's nur, und ich werde ihn finden.“

„Ich weiß es,“ antwortete die Frau in den schwarzen Kleidern, „aber ehe ich Dir den Weg zeige, mußt Du mir erst alle die Lieder vorsingen, die Du Deinem kranken Kinde vorgesungen hast. Ich mag sie gern; ich habe sie schon anderswo gehört, denn ich bin die Nacht; ich sah Deine Thränen fließen, während Du sie sangst.“

„Ich will sie Dir alle, alle vorsingen,“ sagte die Mutter, „nur halte mich jetzt nicht auf, damit ich ihn noch erreichen und mein Kind wiederfinden kann.“

Aber die Nacht blieb stumm und still. Da rang die Mutter die Hände, sang und weinte, und es waren viele Lieder, aber noch mehr Thränen. — Da sprach die Nacht: „Gehe rechts in den Tannenwald hinein; dorthin sah ich den Tod mit Deinem Kinde eilen.“

Tief im Walde kreuzten sich die Wege und die Mutter wußte nicht, welchen Weg sie gehen sollte. — Ein Dornenbusch stand blatt- und blüthenlos am Wege — es war ja auch im kalten Winter! — und lange Eiszapfen hingen an seinen Zweigen.

„Hast Du den Tod nicht vorbeigehen sehen mit meinem Kinde?“ fragte die Mutter.

„Ja!“ sagte der Dornbusch, „aber ich sage Dir nicht eher, welchen Weg er gegangen ist, bis Du mich an Deinen Busen gedrückt und erwärmt hast, denn ich friere sonst todt, ich werde zu lauter Eis.“

Und sie drückte den Dornbusch an ihre Brust, so fest! so fest! daß die Dornen sie verwundeten und große Blutstropfen in den Schnee fielen; der Dornbusch aber schoß frische grüne Knospen und fing an zu blühen mitten in der Winternacht, so warm war es an einer trauernden Mutter Herzen! Und der Dornbusch zeigte ihr den Weg, den sie gehen mußte. —

Da kam sie an einen großen See, auf welchem weder Schiffe noch Boote zu sehen waren. Das Wasser war nicht recht gefroren, um zu tragen, und auch nicht seicht genug zum Durchwaten. Und doch mußte die Mutter hinüber, wenn sie ihr Kind wiederfinden wollte. Da warf sie sich nieder und wollte den See austrinken, und das war doch ganz unmöglich für einen Menschen! aber die betrübte Mutter dachte, es könne da ein Wunder geschehen.

„Nein, daß geht in meinem Leben nicht an!“ sagte der See. „Laß uns lieber sehen, ob wir nicht einig werden können. Ich sammle Perlen und Deine Augen sind die reinsten, die ich noch gesehen habe. Willst Du Dir sie ausweinen in mich, so werde ich Dich hinübertragen nach dem großen Treibhause, worin der Tod wohnt und Blumen und Bäume zieht; jeder davon ist ein Menschenleben!“

„O, was gebe ich nicht gern hin, um zu meinem Kinde zu kommen!“ sagte die schmerzerfüllte Mutter, und sie weinte noch mehr, bis ihre Augen auf den Grund des Meeres sanken, wo sie

zu zwei kostbaren Perlen wurden. Der See aber hob sie in die Höhe und, als sause sie in einer Schaukel dahin, flog sie mit einem Schwunge auf die andere Seite des Wassers hinüber. Hier stand ein meilenlanges wunderbares Haus; man konnte nicht recht unterscheiden, ob es ein waldiger Berg mit Höhlen oder ein gezimmertes Gebäude war; die arme Mutter aber konnte es gar nicht sehen, denn sie hatte sich ja die Augen ausgeweint!

„Wo soll ich den Tod finden, der mein kleines Kind genommen hat?“ sagte sie.

„Hier ist er noch nicht damit angekommen,“ antwortete die alte Grabesmutter, welche des Todes Treibhaus zu warten hatte. „Wie hast Du Dich hierher finden können, und wer ist Dir dabei behülflich gewesen?“

„Der liebe Gott,“ sagte die Mutter. „Er ist barmherzig und das wirst auch Du sein. Wo soll ich mein Kind finden?“

„Ich kenne es nicht,“ sagte die Grabesmutter, „und Du kannst nicht sehen! Diese Nacht sind viele Blumen und Bäume gewelkt; der Tod wird bald kommen, um sie umzupflanzen. Denn Du weißt ja wohl, daß jeder Mensch seinen Lebensbaum oder seine Lebensblume hat, je nachdem der Eine so, der Andere so erschaffen ist. Die gehen Alle aus wie andere Gewächse, haben aber Herzschlag. Ein Kindesherz kann auch klopfen. Gehe und horche darnach; vielleicht kannst Du so das Herz Deines Kindes erkennen. Was wirst Du mir aber geben, wenn ich Dir sage, was Du weiter thun mußt, wenn Du es findest?“

„Ich habe Nichts mehr zu geben,“ sagte die Mutter, „allein ich will für Dich gehen bis an's Ende der Welt.“

„Da habe ich Nichts verloren!“ sagte die Grabesmutter. „Nein, Du kannst mir Deine langen schwarzen Haare schenken; Du weißt wohl, daß sie hübsch sind, und ich will Dir meine weißen dafür wiedergeben, das ist immer noch Etwas!“

„Verlangst Du nichts Anderes,“ sagte die Mutter; „die gebe ich Dir mit Freuden.“ Und sie gab der Grabesmutter ihr

schönes schwarzes Haar und bekam dafür der Alten schneeweißes wieder.

Darauf gingen sie Beide hinein in das große Treibhaus des Todes, wo Bäume und Blumen wunderbar durcheinander wuchsen. Hier standen Hyacinthen unter Glaskuppeln, dort große baumstarke Päonien; hier schossen Wasserpflanzen auf, von denen einige ganz frisch aussahen, andere dagegen kränkelten: Wasserschnecken legten sich darauf und schwarze Krebse kniffen sich in ihre Stengel ein; hier standen herrliche Palmen, Eichen und Platanen, dort Petersilie und blühender Thymian. Jede Blume und jeder Baum hatte seinen eigenen Namen, und jede Pflanze bezeichnete ein Menschenleben, der Mensch, dem sie angehörte, lebte noch: einer in China, ein anderer in Grönland, und so ringsumher in der Welt. Staudengewächse standen in kleinen Blumentöpfen und sahen so verkrüppelt und gedrückt aus, als müßten sie den Topf zersprengen, aber auch kleine langstielige Blumen in fetter, mit Moos belegter Erde, die sichtbar gehegt und gepflegt wurden. Die trauernde Mutter aber beugte sich über alle kleine Blumen und Pflanzen und horchte, wie in denselben das Menschenherz schlug.

„Da ist es!“ rief sie plötzlich, indem sie die Hand nach einem kleinen Crocus ausstreckte, welcher ganz krank aussah.

„Rühre die Blume nicht an,“ sagte die Grabesmutter, „sondern stelle Dich hieher, und wenn der Tod kommt — ich erwarte ihn jeden Augenblick — so dulde nicht, daß er die Blume ausreißt, drohe, Du wolltest sonst ebenso mit allen anderen Pflanzen verfahren, und er wird dann bange werden. Er ist dem lieben Gott verantwortlich für alle Gewächse, die hier stehen; er darf kein einziges davon ausreißen, ehe der Herr es ihm geheißen hat.“

Auf einmal fuhr es eiskalt durch den ganzen Blumensaal und die trauernde Mutter merkte daran, daß der Tod ankam.

„Wie hast Du den Weg hierher finden können und wie vermochtest Du, schneller zu kommen als ich?“ fragte er.

„Ich bin eine Mutter,“ sagte sie.

Und der Tod streckte seine lange Hand aus nach der kleinen kränkelnden Blume, aber die Mutter hielt ihre beiden Hände darüber, so dicht, so dicht, und doch auch so besorgt, um ja nicht an eines der Blätter zu rühren. — Da behauchte der Tod ihre Hände und sie fühlte, daß es kälter war als der eiskalte Wind — ihre Hände sanken ermattet herunter.

„Du vermagst doch nichts gegen mich,“ sagte der Tod.

„Aber der liebe Gott doch,“ sagte die Mutter.

„Ich thue nur, was er will,“ sagte der Tod; „ich bin sein Gärtner; ich hole alle seine Blumen und Bäume und pflege sie im Garten des Paradieses, in einem unbekannten Lande; aber wie sie dort gedeihen und wie es dort ist, das darf ich Dir nicht sagen.“

„Gieb mir mein Kind wieder!“ sagte die Mutter weinend und flehend. Plötzlich aber umfaßte sie zwei Blumen mit den Händen: „Gieb mir mein Kind zurück!“ rief sie noch einmal, „oder ich reiße alle Deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung.“

„Rühre keine an!“ sagte der Tod. „Du sagst, Du seist unglücklich, und nun willst Du eine andere Mutter eben so unglücklich machen?“

„Eine andere Mutter?“ wiederholte die betrübte Mutter und ließ sogleich die Blumenstengel wieder los.

„Da hast Du Deine Augen wieder!“ sagte der Tod. „Ich habe sie aus dem See aufgefischt; sie glänzten so hell darin; ich wußte nicht, daß es Deine waren. — Nimm sie wieder! sie sind nun klarer als vorher; schaue damit hinab in diesen tiefen Brunnen! Ich will Dir die Namen der beiden Blumen sagen, die Du abreißen wolltest. Du wirst ihre Zukunft, ihr ganzes menschliches Leben in dem Brunnen schauen; siehe doch, was Du zu zerstören im Begriff warst!“

Und die Mutter schaute hinab in den tiefen Brunnen, und es war ein herrlicher Anblick, zu sehen, wie die eine Blume ein Segen für die Welt wurde, so großes Glück, so große Freude verbreitete sich rings um dieselbe her. — Und sie sah auch das Leben der

andern Blume; Sorgen und Kummer, Trauer und Elend umgaben dieselbe.

„Beides geschieht nach Gottes Rath und Willen,“ sagte der Tod.

„Welche von diesen ist die Blume des Unglücks, und welche die der Wonne?“ fragte die Mutter.

„Das sage ich Dir nicht,“ erwiederte der Tod, „aber doch mußt Du wissen, daß die eine Blume die des Lebens Deines Kindes ist. Es war das Schicksal Deines Kindes, was Du gesehen hast, die Zukunft Deines eigenen Sohnes.“

Da schrie die Mutter vor Entsetzen laut auf. „Welche davon war mein Kind?“ rief sie. „Sage mir's! Rette die Unschuld vom Verderben; errette mein Kind von all' dem Elende, das ich gesehen! — Nimm es lieber hin und trage es hinüber in Gottes Himmelreich! Vergiß meine Thränen! vergiß mein Flehen und Alles, was ich gesprochen und von Dir erbeten habe!“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte der Tod. „Verlangst Du Dein Kind zurück, oder soll ich mit demselben in das Land gehen, das Du nicht kennst?“

Da rang die Mutter wieder ihre Hände, fiel auf die Knie und betete zu Gott: „Erhöre mich nicht, Allmächtiger! wenn ich wider Deinen Willen flehe und bitte! Erhöre mich nicht! Erhöre mich nicht!“ —

Und sie beugte ihr Haupt in ihren Schoß im stummen Schmerz und der Tod ging mit ihrem Kinde hinüber in das unbekannte Land. — —

Die Vatermörder.

Es war einmal ein feiner Kavalier, dessen ganzes Mobiliar in einem Stiefelknecht und einem Frisirkamm bestand, aber er trug die schönsten Vatermörder um seinen Hals, und über diese Vatermörder werden wir gleich eine wunderliche Geschichte hören. Sie waren nun so alt geworden, daß sie an's Heirathen dachten, und da mußte es sich gerade so treffen, daß sie in der Wäsche mit einem Strumpfband zusammenkamen.

„Nein!" riefen die Vatermörder, „nun haben wir doch in unserm Leben noch kein so schlankes und feines, so weiches und niedliches Wesen gesehen! Dürfen wir uns nicht erlauben, nach Ihrem Namen zu fragen?"

„Den sage ich Ihnen nicht," antwortete das Strumpfband.

„Wo gehören Sie hin?" fragten die Vatermörder.

Aber das Strumpfband ward ganz verlegen und meinte, das wäre eine wunderliche Frage.

„Sie sind gewiß ein Leibband," sagten die Vatermörder, „so ein gewisses innerliches Leibband! Wir sehen wohl, Sie sind nicht bloß zum Staat, sondern auch zum Nutzen, kleine Mamsell."

„Sie dürfen nicht so zu mir sprechen," sagte das Strumpfband. „Mir däucht, ich habe keine Veranlassung dazu gegeben."

„Wenn man so schön ist wie Sie," sagten die Vatermörder, „so ist das eine hinreichende Veranlassung."

„Kommen Sie mir nicht so nahe!“ erwiederte das Strumpfband. „Sie sehen mir so mannsartig aus.“

„Ich bin auch ein feiner Kavalier,“ sagten die Vatermörder; „ich habe Stiefelknecht und Frisirkamm,“ und das war doch nur Prahlerei von den Vatermördern, denn die Sachen gehörten ja ihrem Herrn.

„Kommen Sie mir nicht so nahe!“ sagte das Strumpfband. „Dergleichen bin ich nicht gewohnt.“

„Ach, was spröde sein!“ sagten die Vatermörder, und damit wurden sie aus der Wäsche genommen, gesteift, über den Stuhl gehangen und darauf kamen sie auf's Plättbrett und das heiße Plätteisen kam heran.

„Gnädige Frau!“ sagten die Vatermörder, „gnädige Frau Wittwe! wir werden ganz heiß; wir werden rein wie ein anderer Mensch! wir kommen ganz aus den Fugen! — Sie brennen ja Löcher in uns! . . . Au! . . . Wir wollen Sie auch freien!“ . . .

„Losgelassen!“ sagte das Plätteisen, und ging stolz über die Vatermörder hin; denn es bildete sich ein, ein Dampfkessel zu sein, der auf die Eisenbahn sollte, um Wagen und Coupés zu ziehen.

„Losgelassen!“ sagte es.

Die Vatermörder faserten etwas an den Kanten, und deshalb kam die Papierschere, sie zu beschneiden.

„O!“ sagten die Vatermörder, „Sie sind wohl die erste Tänzerin am Sadttheater! Wie Sie doch die Beine spreizen können! So was Schönes haben wir noch nie gesehen! Das kann Ihnen Niemand nachmachen.“

„Das weiß ich,“ sagte die Schere.

„Sie verdienten wirklich, eine Gräfin zu sein,“ sagten die Vatermörder. „Alles, was wir in der Welt besitzen, besteht in einem feinen Kavalier, einem Stiefelknecht und einem Frisirkamm. Hätten wir doch eine Grafschaft!“

„Wollen Sie freien?“ sagte die Schere, denn sie war empfind-

lich geworden, und dabei that sie einen tüchtigen Schnitt, und — nun waren die Vatermörder cassirt.

„Wir müssen wohl um den Frisirkamm anhalten," sagten nun die cassirten Vatermörder. — „Merkwürdig! Sie haben noch alle Zähne, liebes Fräulein? Haben Sie noch gar nicht an's Heirathen gedacht?"

„Das können Sie wohl denken! sagte der Frisirkamm. „Ich bin ja versprochen mit dem Stiefelknecht!"

„Versprochen!" sagten die Vatermörder. Nun war Keine mehr da, um die sie hätten anhalten können und daher gaben sie es lieber ganz auf.

Lange Zeit war verstrichen, da kamen die cassirten Vatermörder auf den Lumpenboden in der Papiermühle. Hier war große Lumpengesellschaft: die feineren Lumpen hielten sich für sich und die gröberen sich für sich, ganz so, wie es sein muß. Alle hatten Viel zu erzählen, die Vatermörder am meisten. Da gab's ein Großprahlen!

„Wir haben ganz entsetzlich viele Liebste gehabt," sagten die Vatermörder; „wir konnten nicht in Ruhe vor ihnen sein. Freilich waren wir denn auch ein feiner gesteifter Kavalier! Wir hatten sogar an Mobiliar einen Stiefelknecht und einen Frisirkamm, obgleich wir sie niemals gebrauchten. Damals hätten Sie uns sehen sollen, wenn wir so auf der Seite lagen! Nie vergessen wir unsere erste Liebschaft; das war mit einem Leibband, so weich, so fein und so niedlich! Es stürzte sich in einen Waschkübel um unseretwillen. — Es war auch eine gnädige Frau Wittwe, der es heiß um's Herz wurde, wenn sie uns sah, aber wir ließen sie sitzen, bis sie schwarz wurde. Sie war die erste Tänzerin am Stadttheater und versetzte uns einmal einen Schnitt, womit wir noch gehen, denn sie war entsetzlich auffahrend. — Sogar unser eigener Frisirkamm verliebte sich in uns; er verlor alle seine Zähne aus Liebesqualen. — Ja fürwahr! wir haben was erlebt in dergleichen Dingen! aber es thut uns doch am meisten leid um das Strumpfband, — das Leibband wollten wir sagen — das um unseretwegen in's Wasser

ging. — Wir haben Viel auf unserem Gewissen; wir haben's nöthig, daß weißes Papier aus uns wird."

Das wurden sie denn auch alle zusammen, die Lumpen auf dem Lumpenboden, und die Vatermörder gerade zu dem Bogen, worauf diese Erzählung gedruckt ist, und deshalb prahlten sie eben so groß von Dingen, die niemals passirt waren. Das müssen denn auch wir bedenken; denn wir können wahrlich nicht wissen, ob wir nicht auch einst auf den Lumpenboden kommen, zu weißem Papier gemahlen werden, und ob man uns nicht unsere ganze Lebensgeschichte mit allen geheimen Nebenumständen gerade auf die Brust druckt, damit wir selbst damit hausiren gehen und sie allen Leuten erzählen sollen, wie es nun den Vatermördern so ergangen ist.

Der Tannenbaum.

Draußen in der Holzung stand ein gar niedlicher Tannenbaum; er hatte dort einen guten Boden, die Sonne schien daselbst, an Luft war kein Mangel, und rings umher wuchsen große und kleine Genossen, sowohl Tannen als Birken. Aber der kleine Tannenbaum war so eifrig im Wachsen, daß er sich weder um Sonne noch Luft, noch um die Bauernkinder kümmerte, welche mit sich selbst sprachen, wenn sie auf's Himbeeren- und Erdbeerensuchen ausgingen. Oft, wenn sie einen ganzen Topf voll eingesammelt oder Erdbeeren auf einen Strohhalm gezogen hatten, setzten sie sich unter der kleinen Tanne nieder. „Was ist das doch für ein niedlicher kleiner Baum!“ sagten sie, aber die Tanne wollte Nichts davon hören.

Das Jahr darauf war sie zum langen Stamm aufgeschossen, und ein Jahr weiter war sie noch viel größer geworden; denn an einem Tannenbaume kann man immer das Alter desselben an den Ringeln des Stammes erkennen.

„Ach, wäre ich doch erst ein eben so großer Baum als die anderen!“ seufzte die kleine Tanne. „Dann könnte ich meine Zweige weit umher ausbreiten und mit dem Gipfel weit in die Welt hinaus schauen; die Vögel würden Nester in meiner Krone bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich eben so vornehm nicken wie die anderen da!“

Sie fand gar keine Freude an dem Sonnenschein, den bunten

Vöglein und den rothen Wolken, die Morgens und Abends über sie dahinzogen.

War es dann Winter und der Schnee lag knitternd und weiß rund umher, so kam oft ein Hase dahergesprungen und setzte gerade über den kleinen Tannenbaum weg. Wie ärgerlich war das nicht! Aber als zwei Winter vergangen waren, hatte der kleine Baum eine solche Höhe erreicht, daß die Hasen es für gut hielten, um denselben herum zu gehen. O, wachsen! wachsen! groß und alt werden! das wäre doch das Herrlichste von der Welt, dachte die junge Tanne.

Im Herbst kamen immer Holzhauer in den Wald, um einige von den größten Bäumen zu schlagen. Das geschah Jahr für Jahr, und der jungen Tanne, welche nun ziemlich herangewachsen war, kam dabei das Zittern an. Denn die großen Bäume fielen krachend zur Erde; die Zweige wurden ihnen abgehauen, so daß sie ganz nackt, lang und dünn aussahen und man sie kaum mehr erkennen konnte; man legte sie auf Wagen, und dann zogen die Pferde fort damit aus dem Gehölze hinaus. —

Wo sollten sie denn hin und was stand ihnen bevor? —

Im Frühjahr, als die Schwalben gekommen waren, fragte die Tanne dieselben: „Wißt Ihr nicht, wo sie geblieben sind? Seid Ihr ihnen nicht begegnet?“ —

Die Schwalben wußten von Nichts, aber die Störche sahen ganz nachdenklich aus, nickten mit dem Kopfe und sagten: „Ja, wir wissen es. Uns sind viele Schiffe begegnet, als wir von Aegypten kamen; die Schiffe hatten prächtige Mastbäume, wir dürfen sagen, daß sie es waren, denn sie rochen nach Tannenholz. Wir können von ihnen grüßen; sie ragten stolz aus dem Meere hervor.“

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über's Meer zu fliegen! Wie ist es denn eigentlich mit diesem Weltmeer? Wie sieht es aus?“

„Das würde eine lange Geschichte sein,“ sagten die Störche, und damit flogen sie weiter.

„Freue Dich Deiner Jugend!“ sagten die Sonnenstrahlen, „freue Dich Deines frischen Wuchses, des jungen Lebens, das sich in Dir regt!“

Und der Wind kosete mit dem Baum, und der Thau weinte seine Thränen auf denselben, aber die Tanne verstand es nicht.

Wenn die Weihnachten herankamen, so wurden junge Bäume aus der Holzung geholt, die oft nicht einmal so groß als die junge Tanne waren, die aber ebenso sehr wie sie verlangten, in die Welt hinaus zu kommen. Diese jungen Bäume — und es waren gerade die allerhübschesten — behielten alle ihre Zweige; sie wurden sorgfältig auf Wagen gelegt, und Pferde zogen auch sie aus dem Gehölze hinaus.

„Wo sollen sie hin?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich; eine darunter war sogar viel kleiner! — Warum behalten sie alle ihre Zweige? — Was wird mit ihnen geschehen?“ —

„Wir wissen's! wir wissen's!“ quitscherten die Sperlinge. „Wir haben drüben in die Fenster geguckt; wir wissen's, wo sie hingefahren werden! O, die kommen zu Glanz und Herrlichkeit, wie man's nicht besser denken kann! Wir haben durch die Fenster geguckt und gesehen, wie sie mitten in der warmen Stube eingepflanzt und mit den schönsten Schmucksachen geputzt wurden, mit vergoldeten Aepfeln, Lebkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern.“

„Und dann?“ fragte die Tanne, an allen Zweigen vor Ungeduld zitternd, „und dann? Was geschieht dann weiter mit ihnen?“ —

„Mehr haben wir nicht gesehen,“ sagten die Sperlinge, „aber unvergleichlich prächtig war es anzusehen.“

„Ob ich wohl dazu geboren bin, diesen glänzenden Weg zu gehen?“ jubelte die Tanne. „Das ist noch herrlicher, als über's Meer zu segeln. Wie sehne ich mich darnach! Wäre es doch nur erst wieder Weihnacht! Jetzt bin ich groß geworden und schlank wie die anderen, die voriges Jahr weggefahren wurden. O, läge

ich doch erst auf dem Wagen! Stünde ich doch schon mitten in der warmen Stube in aller Pracht und Herrlichkeit! Und dann? — — O, gewiß, dann wird noch Schöneres und Herrlicheres kommen! … Aber was nur . . Ach, wie bin ich doch leidend! Ich bin so voller Sehnsucht, daß ich gar nicht mehr weiß, wie's mit mir steht."

„Freue Dich unser!" sagten Sonnenschein und Luft; „freue Dich Deines frischen Lebens im Freien!"

Aber die Tanne konnte sich gar nicht mehr freuen; sie wuchs und grünte Sommer und Winter; im dunkelgrünen Kleide stand sie da; alle Leute, die sie sahen, sagten: das ist doch ein schöner Baum! und zu Weihnacht war sie die Allererste, die abgehauen wurde. Die Axt drang bis an das Mark; mit einem Seufzer fiel die junge Tanne zur Erde; sie fühlte einen nie gekannten Schmerz, eine Ohnmacht, und konnte an gar kein Glück mehr denken. Sie war betrübt, von der Heimath scheiden zu müssen, von dem Fleck, auf dem sie aufgewachsen war; denn sie wußte ja, daß sie die lieben alten Kameraden nicht mehr sehen werde, das kleine Gebüsch nicht und die Blumen ringsumher, ja, vielleicht nicht einmal die Vöglein unter dem Himmel. Die Abreise hatte nun gar nichts Angenehmes für sie.

Erst als sie auf dem Hofe mit den anderen Bäumen vom Wagen geladen wurde und einen Mann sagen hörte: „Das ist doch ein prächtiger Baum! wir brauchen keinen andern als diesen," kam sie wieder zu sich selbst.

Jetzt erschienen zwei Diener in Livree und trugen den Tannenbaum in einen großen Saal hinein. Hier hingen Kupferstiche und Portraits an den Wänden, auf dem Ofen von weißen Fliesen standen große chinesische Vasen voll Blumen mit Löwen auf den Deckeln und rund umher Schaukelstühle, seidene Divans, große Tische voll Bilderbücher und Spielsachen für hundertmal hundert Thaler, wenigstens behaupteten die Kinder das.

Und der Tannenbaum wurde in einen mit Sand gefüllten Eimer gepflanzt, aber Niemand konnte den Eimer sehen, denn er

wurde mit grünem Tuch behangen und stand auf einem bunten Teppich. O, wie zitterte da die junge Tanne! Was sollte doch mit ihr geschehen? — Diener und schöngekleidete Fräulein fingen an sie zu putzen: an dem einen Zweige hängten sie kleine Netze auf, die aus buntem Papier geschnitten waren; jedes Netz war mit Backwerk, Bonbons und anderen Conditorsachen angefüllt; vergoldete Aepfel und Wallnüsse hingen überall an den Zweigen, als wären sie auf dem Baume gewachsen, und mehr als hundert kleine blaue, weiße und rothe Wachslichter wurden an die Zweige gebunden. Puppen, die leibhaftig wie Menschen aussahen, — der Tanne war so Etwas noch nicht vorgekommen — saßen im Grünen, und zu alleroberst im Baume wurde ein großer Stern von Flittergold angeheftet. Prächtig, unvergleichlich prächtig war der Tannenbaum in diesem Putze anzusehen!

„Heute Abend," sagten sie Alle zusammen, „heute Abend soll er strahlen!"

„O!" dachte der Tannenbaum, „wäre es doch erst Abend! Würden nur die Lichter erst angezündet! Und dann? was mag dann geschehen? — Ob vielleicht auch Bäume aus der Holzung kommen, um mich in meiner Pracht zu sehen? — Ob wohl die Sperlinge am Fenster flattern werden? — Sollte ich hier festwachsen und Winter und Sommer in meinem Staate prangend bleiben?" — — —

„Ja, gewiß! die Tanne wußte gut Bescheid! sie hatte förmlich Rindenweh aus lauter Ungeduld, und Rindenweh oder Borkenpein soll eben so schlimm für Bäume, als Kopfweh für uns Menschen sein.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz und welche Pracht! Der Tannenbaum zitterte an allen Zweigen, so daß ein Licht sogar einen Zweig zündete, der sich ganz verbrannte.

„Gott behüte!" schrie das Fräulein und löschte eiligst das Feuer wieder.

Nun durfte der Tannenbaum nicht mehr zittern! Es kam ihm

ein wahres Grauen an, denn er war so besorgt, irgend etwas von seinem Putze zu verlieren, daß er ganz verwirrt davon wurde. Da öffneten sich die Flügelthüren und eine Menge Kinder stürzte so eilig in den Saal hinein, als hätten sie den Baum stürmen wollen; die alten Leute kamen hinterher, und nun blieben die Kinder wie angewurzelt vor lauter Verwunderung stehen, doch nur einen Augenblick währte das, da brachen sie in einen so allgemeinen Jubel aus, daß der Saal davon wiederhallte. Darauf stellten sie eine Rundschau an um den Baum herum, und nun wurde das eine Weihnachtgeschenk nach dem andern von den Zweigen gelesen.

„Was fangen sie nun an?“ dachte der Tannenbaum. „Was wird geschehen?“ — — Und die bunten Wachslichter brannten ganz herab bis an die Zweige, und sobald sie heruntergebrannt waren, löschte man sie aus. Zuletzt erhielten die Kinder Erlaubniß, den Baum zu plündern. Da stürzten Alle über denselben her, daß alle Zweige davon krachten und bebten, und wäre der Baum nicht mit der Spitze und dem goldenen Stern an der Decke befestigt gewesen, so hätten sie ihn wirklich umgestürzt.

Mit den prächtigen Geschenken in den Händen tanzten die Kinder im Saale herum, Niemand sah den Tannenbaum mehr an, als nur die alte Kindermagd, welche alle Zweige nachsuchte, um zu sehen, ob nicht noch hier und da ein Apfel oder eine Feige vergessen worden war.

„Eine Geschichte! eine Geschichte!“ riefen plötzlich alle Kinder wie aus einem Munde, indem sie einen kleinen pauschigen Mann nach dem entkleideten Weihnachtsbaume zogen, und er setzte sich dicht darunter: „dann sind wir im Grünen,“ sagte er, „und für den Tannenbaum kann's auch ganz lehrreich sein, mit zuzuhören. Aber ich erzähle Euch nur eine Geschichte. Wollt Ihr die von Iwede-Awede hören, oder die von Klumpsack-Pumpsack, der die Treppen hinunterstürzte, aber doch auf den Ehrenplatz zu sitzen kam und die Prinzessin freite?“

„Iwede-Awede!“ schrien Einige, „Klumpsack-Pumpsack!“ die

Uebrigen, und es gab eine Weile ein Rufen und Lärmen, wozu allein der Tannenbaum stillschwieg und dachte: „Soll ich denn gar nicht mit dabei sein, gar und ganz Nichts thun?“ — Aber er war ja schon mit dabei gewesen und hatte geleistet, wozu er aus der Holzung geholt worden war! —

Und der kleine Mann erzählte vom Klumpsack=Pumpsack, der die Treppe hinunterfiel, aber doch auf den Ehrenplatz kam und die Prinzessin heirathete. Die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Bitte, erzählen Sie doch!“ sie wollten auch vom Iwede=Awede hören, aber es blieb bei dem Klumpsack=Pumpsack. Der Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll; nie hatten die Vöglein im Walde so erzählen können. Klumpsack=Pumpsack fiel die Treppe hinunter und freite doch eine Prinzessin! Ja, so geht's in der Welt! dachte der Tannenbaum und glaubte, daß sich das Alles wirklich so zugetragen hatte, weil ein so schicklicher Mann es erzählte. „Wer kann's wissen! Vielleicht kann ich auch noch einmal zu Fall auf einer Treppe kommen und eine Prinzessin heirathen!“ und dabei freute sich der Baum auf den nächsten Tag, wenn er wieder mit Lichtern und Spielsachen, Gold und Früchten prangen würde. „Morgen will ich nicht wieder zittern,“ dachte er; „ich will mich recht über all' meine Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich die Erzählung vom Klumpsack=Pumpsack noch einmal hören und vielleicht auch die von Iwede=Awede.“ Und der Tannenbaum stand still und nachdenkend die ganze Nacht.

Am andern Morgen kamen der Hausknecht und das Dienstmädchen in die Stube. „Nun geht der Staat wieder los!“ dachte der Tannenbaum, aber sie trugen ihn aus dem Saale, schleppten ihn die Treppe hinauf und schafften ihn auf den Bodenraum; da stellten sie ihn in eine dunkle Ecke, wohin kein Tageslicht kam. „Was soll das bedeuten?“ dachte der Tannenbaum, „was mag ich hier beschicken sollen? was werde ich zu hören bekommen?“ und er lehnte sich an die Wand und dachte und dachte immer fort. — Und gute Zeit hatte der Baum zum Nachdenken, denn es ver=

strichen Tage und Nächte; Niemand kam herauf auf den Boden und als endlich Einer kam, war es nur, um einige leere Kasten in die Ecke zu stellen. Der Tannenbaum stand nun ganz verdeckt, und man hätte glauben können, daß er ganz vergessen wäre.

„Nun ist es Winter draußen,“ dachte der Baum, „die Erde ist gefroren und mit Schnee bedeckt; die Menschen können mich nicht verpflanzen, darum soll ich wahrscheinlich hier bis zum Frühjahr stehen. Wie sorgsam die Menschen doch eigentlich sind! Wäre es hier nur nicht so entsetzlich dunkel und einsam! Nicht einmal einen kleinen Hasen sieht man! — Es war doch im Grunde recht nett draußen in der Holzung, wenn der Schnee auf den Feldern lag und die Hasen vorbeisprangen, ja selbst, als sie noch über mich weghüpften! Damals mochte ich das nicht haben, aber hier ist es doch gar zu trübselig und einsam.“

„Pip! pip!“ sagte eine kleine Maus, die vorüberschlüpfte, und gleich darauf kam noch eine. — Sie berochen den Tannenbaum, liefen an demselben hinauf und sprangen in den Zweigen umher.

„Das ist doch eine gräuliche Kälte!“ sagten die kleinen Mäuse. „Sonst ist es hier herrlich wohnen, nicht wahr, Du alter Tannenbaum?“

„Es giebt viele Bäume, die weit älter sind,“ sagte der Tannenbaum.

„Wo kommst Du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt Du?“ denn Mäuse sind entsetzlich neugierig. „Erzähle uns doch Etwas von dem schönsten Orte in der Welt! Warst Du da? Bist Du in der Speisekammer gewesen, wo die Käse in langer Reihe auf Riegen liegen und die Schinken unter der Decke hängen? wo man auf Talglichten tanzt und mager einkehrt, aber fett wieder weggeht?“

„Den Ort kenne ich nicht,“ sagte der Tannenbaum, „aber das Gehölze kenne ich, in dem die Sonne scheint und die Vöglein singen.“ Und darauf erzählte der Tannenbaum sein ganzes Jugendleben, und die kleinen Mäuse hatten dergleichen noch niemals

gehört, sie horchten hoch auf und sagten: „Was Du doch Alles gesehen hast! wie glücklich Du gewesen bist!"

„Ich?" sagte der Tannenbaum und fing an über Das, was er erzählt hatte, nachzudenken; „ja freilich! das waren recht angenehme Tage," und darauf erzählte er den Mäusen auch seine Erlebnisse am Weihnachtsabend.

„O, was bist Du doch glücklich gewesen, Du alter Tannenbaum!" sagten die Mäuse.

„Ich bin gar nicht alt," sagte der Tannenbaum. „Ich bin ja erst diesen Winter aus dem Walde gekommen! ich bin in meinen besten Jahren und nur ein wenig in Zucht genommen."

„Wie Du doch gut zu erzählen weißt!" sagten die kleinen Mäuse. Die folgende Nacht kamen sie wieder und noch vier andere Mäuse mit ihnen, welche den Tannenbaum erzählen hören wollten, und je mehr derselbe nun erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich seiner Erlebnisse und meinte, es seien ehedem doch ganz schöne Zeiten gewesen. „Aber sie werden wiederkehren," sagte der Baum; „Klumpsack-Pumpsack fiel die Treppe hinunter und bekam doch die Prinzessin zur Frau." Und dabei dachte der Tannenbaum an eine allerliebste kleine Birke, die in dem Gehölze stand und in den Augen des Tannenbaumes eine wirkliche Prinzessin war.

„Wer ist Klumpsack-Pumpsack?" fragten die Mäuse, und darauf erzählte der Tannenbaum die ganze Geschichte; er hatte jedes Wort davon behalten, und die kleinen Mäuse hätten vor Freude darüber bis in den Gipfel des Baumes springen mögen. Die nächste Nacht kamen noch mehr Mäuse, um zuzuhören, und den folgenden Sonntag sogar zwei Ratten, allein die sagten, es sei nicht viel an der Geschichte. Das verdroß die kleinen Mäuse und sie fanden die Erzählung des Tannenbaumes nun auch nicht mehr so interessant.

„Kennen Sie nur die eine Geschichte?" fragten die Ratten.

„Nur diese eine," sagte der Tannenbaum. „Ich hörte sie an

meinem glücklichsten Abend; damals dachte ich aber nicht daran, wie gut ich es hatte."

„Das ist wirklich eine äußerst dürftige Erzählung. Kennen Sie keine von Speck und Talglicht, keine Speisekammergeschichte?"

„Nein," antwortete der Tannenbaum.

„Ja so! dann bedanken wir uns," sagten die Ratten und liefen in ihre Wohnungen.

Die kleinen Mäuse blieben nach und nach auch weg, und das bedauerte der Tannenbaum recht sehr. „Es war doch so unterhaltend," sagte er bei sich selbst, „wenn die kleinen winzigen Thierchen um mich her huckten, um mich anzuhören! Nun ist auch das vorbei! Aber ich werde auch nicht der Letzte sein, mich zu vergnügen, wenn ich nun wieder hervorgenommen werde."

Aber wann geschah das? . . .

Eines Morgens kamen Leute auf den Boden herauf, um hier aufzuräumen. Kasten und Kisten wurden zurecht gestellt und auch der Tannenbaum ward hervorgezogen, wobei er zwar etwas unsanft hingeworfen wurde, aber einer der Hausknechte schleppte ihn doch bis an die Treppe, wo es hell war.

„Nun geht das Leben wieder an!" dachte der Tannenbaum; er fühlte die frische Luft und den ersten Sonnenstrahl, und mit einem Male war er wieder auf den Hof gekommen. Alles ging so eilig, daß der Tannenbaum ganz vergaß, sich selbst zu besehen, da es so Vieles um ihn her zu betrachten gab. Der Hofplatz stieß an einen Garten, worin alle Blumen und Bäume in voller Blüthe standen: Rosen an den Hecken dufteten so frisch und schön, Linden blühten und die Schwalben schwirrten umher und sagten: „Wile, wile, wit, mein Mann ist gekommen!" aber sie meinten den Tannenbaum nicht damit.

„Nun will ich wieder leben und fröhlich sein!" triumphirte der Tannenbaum, indem er alle seine Zweige weit ausbreitete, aber ach! die waren alle welk und gelb geworden; in einer Ecke

lag der Baum unter Nesseln und allerlei Unkraut, und nur der Stern von Goldpapier hing noch an seiner Spitze und glänzte hell im Sonnenschein.

Auf dem Hofplatze spielten einige von den munteren Knaben, die am Weihnachtsabend um den Tannenbaum herumgetanzt und sich so sehr über den schönen Christbaum gefreut hatten.

„Seht doch,“ rief Einer von ihnen, „was da noch an dem alten häßlichen Weihnachtsbaum hängt!“ und dabei trat er so heftig auf die Zweige des Tannenbaums, daß sie davon unter seinen Füßen zerbrachen.

Und der Tannenbaum sah die Herrlichkeit und das frische Grün des Gartens an, warf einen Blick auf seine eigene Gestalt und wünschte, auf dem Bodenraum geblieben zu sein; er dachte an seine blühende Jugend im Freien, an den heitern Weihnachtsabend und an die kleinen Mäuse, die so gern die Geschichte vom Klumpsack-Pumpsack angehört hatten.

„Dahin! dahin ist Alles nun!“ seufzte der arme Tannenbaum. „Hätte ich mich doch meines Lebens gefreut, als ich noch froh sein konnte! Dahin! Alles ist nun dahin!“

Und der Hofknecht kam mit einer Axt und schlug den Tannenbaum in lauter kleine Scheite — ein ganzer Haufen Brennholz lag er nun da! herrlich flammte es auf unter dem Braukessel; die lodernden Scheite seufzten so laut, daß jeder Klageton wie ein kleiner Schuß erschallte. Darum liefen die spielenden Knaben hinzu und setzten sich um das Feuer, guckten in die Flammen und riefen piff! paff! puff! Aber jeder Knall war ein tiefer Seufzer, und der brennende Tannenbaum gedachte dabei der Sonnentage im Gehölze, des Winters im Freien, wenn die Sterne am Himmel funkelten, er dachte an den glänzenden Weihnachtsabend und an die Geschichte vom Klumpsack-Pumpsack, die einzige, welche er jemals erzählen gehört hatte, und zuletzt war der ganze Baum zu Asche verbrannt. —

Die Knaben spielten wieder auf dem Hofplatze und der kleinste von ihnen hatte den Stern von Goldpapier an die Brust gesteckt, den der Tannenbaum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. — Nun war das Alles vorbei und die Geschichte war aus, wie alle Geschichten einst aus und zu Ende sein werden. —

Der Wassertropfen.

Du kennst gewiß ein Vergrößerungsglas, so ein rundes Brillenglas, das Alles hundertmal größer macht, als es wirklich ist. Hält man ein solches Glas vor das Auge und betrachtet durch dasselbe einen Tropfen Wasser aus dem Teiche, so entdeckt man allerlei wunderbare Thiergestalten in dem Wassertropfen, die man sonst nicht darin sieht; sie sind aber da, das ist gewiß! Das wenige Wasser gleicht dann einem mit lebendigen Krabben gefüllten Teller, die sich mit einander herumnecken; sie sind aber so bösartig dabei, daß sie einander Arme und Beine, Ecken und Kanten abstoßen und abreißen, und doch freuen sie sich auf ihre Weise.

Nun gab es einmal einen alten Mann, den die Leute Kribbel-Krabbel nannten. Dieser Mann mußte immer das Beste von allen Dingen heraushaben, und wenn es damit nicht gehen wollte, so nahm er seine Zuflucht zu Hexerei.

Als er nun eines Tages so da saß, sein Vergrößerungsglas vor das Auge hielt und einen Tropfen Wasser dadurch betrachtete, der aus einer Lache im Graben genommen war, rief er plötzlich: „Wie's darin kribbelt und krabbelt!“ denn alle die vielen Thiere im Wassertropfen hüpften und sprangen darin herum, zupften einander und fraßen von einander.

„Das ist ja aber ganz abscheulich!“ sagte der alte Kribbel-Krabbel. „Sollte man sie nicht dazu bringen können, daß sie in Ruhe und Frieden mit einander leben und jeder das Seinige wahrt?“ Und er dachte darüber nach und grübelte lange, und als es damit nicht gehen wollte, mußte er zuletzt zum Hexen seine Zuflucht nehmen. „Ich werde ihnen Farbe geben, damit sie deutlicher zu unterscheiden sind,“ sagte er, und darauf träufelte er ein ganz kleines Tröpfchen Rothwein in den Wassertropfen. Das war aber von dem allerfeinsten Hexenblut zu zwei Groschen, und alle die wunderbaren Thiere wurden rosenroth davon und sahen nicht anders aus als eine ganze Stadt voll nackter Wilden.

„Was machst Du da?“ fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, was eben das Feine an ihm war.

„Kannst Du errathen, was es ist?“ fragte Kribbel-Krabbel, „so schenke ich Dir's; das ist aber nicht leicht, wenn man's nicht weiß.“

Der Zauberer ohne Namen guckte durch das Vergrößerungsglas und es sah nun im Wassertropfen wirklich aus, als wenn in einer Stadt alle Menschen nackt umherliefen. Das war schrecklich, aber noch entsetzlicher war es anzusehen, wie die kleinen Thiere sich pufften und stießen, wie sie sich zerrten und rauften, bissen und schlugen. Was oben war, sollte unterst sein, und was unterst war, oben.

„Sieh! sieh! sein Bein ist länger als mein's!“ Ruff! und weg war's. — Hier war Einer, der hatte einen kleinen Knoten hinterm Ohr, einen kleinen unschuldigen Knoten nur, aber er schmerzte ihn, und darum sollte er noch mehr schmerzen. Die anderen Thiere zupften ihn, sie hackten ihn, sie fraßen ihn zuletzt ganz und gar um des kleinen Knotens willen. — Dort saß Eine so still wie eine Jungfer; aber die Jungfer sollte heraus, sie zogen sie hervor, rissen an ihr und fraßen auch sie zuletzt.

„Das ist überaus spaßhaft!“ sagte der Zauberer.

„Aber was meinst Du denn, was es ist?“ sagte Kribbel-Krabbel. „Kannst Du es errathen?“

„Das ist nicht schwer,“ erwiederte der Zauberer. „Das ist Kopenhagen oder eine andere große Stadt; sie sind einander alle ähnlich. Eine große Stadt ist's!“

„Grabenwasser ist's,“ sagte Kribbel-Krabbel.

Holger der Däne.

In Dänemark steht ein altes Schloß, das heißt „Kronborg,“ was so viel bedeutet als „die Burg der Krone.“ Dies alte Schloß liegt dicht am Oeresund, da, wo die großen Schiffe alle Tage zu Hunderten vorbeisegeln, englische, russische und preußische, und die grüßen allemal das alte Schloß mit Kanonen: Bum! und das alte Schloß antwortet wieder mit Kanonen: Bum! denn so begrüßen sich die Kanonen; das heißt bei ihnen so viel als Gott zum Gruß! und schön' Dank! — Des Winters segeln keine Schiffe bei dem alten Schloß vorbei; alsdann ist alles Wasser mit Eis belegt bis an das schwedische Land, aber ordentlich wie eine große Landstraße, auf welcher die dänische und schwedische Flagge nebeneinander flattern und Dänen und Schweden einander guten Tag und schönen Dank sagen, doch nicht mit Kanonen, sondern mit freundlichem Handdruck, und der Eine holt Weißbrot und Kringeln bei dem Anderen: denn fremde Kost schmeckt am besten! Aber das Beste von Allem bleibt doch das alte Kronborg, und unter demselben sitzt im Keller, zu dem Niemand kommen darf, der alte Holger der Däne. Er ist in Eisen und Stahl gekleidet und stützt den Kopf auf seinen starken Arm. Sein langer Bart hängt über den Marmortisch weg, wo er fest gewachsen ist. Holger schläft und träumt, aber Alles, was droben in Dänemark vor sich geht, das kann er im Traume

sehen. Jeden Weihnachtsabend erscheint ein Engel vom Himmel bei ihm, um ihm zu sagen, daß Alles, was ihm träumte, eingetroffen ist, und daß er fortschlafen könne, weil Dänemark noch nicht ernstlich in Gefahr gekommen sei. Geht's aber einst wirklich so, dann wird der alte Holger sich erheben, daß der Tisch davon berstet, wenn er seinen Bart losreißt. Alsdann erscheint er wieder oben auf der Erde und schlägt so gewaltig um sich, daß es in der ganzen Welt zu hören sein wird.

Alle diese Sagen von Holger dem Dänen erzählte ein alter Großvater seinem Enkel, und der kleine Junge wußte bestimmt, das Alles, was Großvater erzählte, wahr sei. Und während der Alte so erzählend dasaß, schnitzte er an einem hölzernen Bilde, das Holger den Dänen vorstellen und als Galion am Vordersteven eines Schiffes angebracht werden sollte. Denn der alte Großvater war Bildschnitzer, daß ist ein Mann, welcher Galione für große Seeschiffe ausschneidet, je nach dem Namen, den das Schiff führen soll. Jetzt hatte er nun Holger den Dänen geschnitzt, und der stand stolz und tapfer da mit seinem langen Bart und hielt in der einen Hand sein Schwert, während er die andere Hand auf das dänische Reichswappen stützte.

Der alte Großvater erzählte darauf noch so Manches von merkwürdigen dänischen Männern und Frauen, daß sein kleiner Enkel am Ende meinte, er wisse nun eben so viel als Holger, der doch nur von diesen Sachen träume, und als der Kleine zu Bette gekommen war, dachte er so sehr an Das, was er gehört hatte, daß er sein Kinn an die Bettdecke drückte und einen ebenso langen Bart zu haben meinte als Holger der Däne.

Aber der alte Großvater blieb bei seiner Arbeit sitzen und stutzte noch an dem letzten Theile, welcher das dänische Reichswappen war; und als er dasselbe nun vollendet hatte und das ganze Schnitzwerk betrachtete und an alles Dasjenige dachte, was er selbst gehört und heute dem kleinen Söhnchen erzählt hatte, da nickte er beifällig mit dem Kopf, trocknete seine Bril-

lengläser ab, setzte die Brille wieder auf und sprach bei sich selbst: „Ja, ja! in meiner Zeit kehrt Holger der Däne wohl nicht wieder, aber der Bursche da kann ihn zu sehen bekommen und mit dabei sein, wenn's einst recht gilt.“ — Und der alte Großvater nickte noch einmal mit dem Kopf, und je länger er seinen Holger den Dänen betrachtete, desto deutlicher wurde es ihm, daß er ein gutes Bild geschnitzt hatte. Denn es kam ihm ordentlich vor, als wenn das Bildwerk Farbe bekam; der Harnisch glänzte wie Eisen und Stahl, die Herzen in dem dänischen Wappen wurden röther, und die Löwen hüpften mit den Kronen auf den Häuptern.

„Ist's nicht das herrlichste Wappen in der ganzen Welt?“ brach der Alte aus. „Die Löwen bedeuten Kraft und Stärke, die Herzen Milde und Liebe.“ Und er sah den oberen Löwen an und gedachte des Königs Knud, der das mächtige England an den dänischen Königsstuhl knüpfte; er sah den zweiten Löwen an und gedachte König Waldemar's, der das dänische Reich vereinigte und die wendischen Lande überwand; er sah den dritten Löwen an und gedachte der Königin Margarethe, die Dänemark, Norwegen und Schweden beherrschte. Als er aber auch die rothen Herzen wieder betrachtete, da glänzten sie noch heller als zuvor, sie wurden zu beweglichen Flammen, und seine Gedanken folgten einer jeden derselben.

Die erste Flamme führte ihn in einen dunklen Kerker. Da saß sie, die Gefangene, das herrliche Weib, Christian des Vierten Tochter: Eleonore Ulfeld, und die Flamme setzte sich wie eine Rose auf ihre Brust und entfaltete sich in ihrem Herzen, dem edelsten und besten Herzen aller dänischen Frauen.

„Ja, das ist das eine der neun Herzen in dem dänischen Reichswappen,“ sagte der alte Großvater.

Und seine Gedanken folgten der anderen Flamme, die ihn auf das Meer hinausführte, wo die Kanonen brüllten und die Kriegsschiffe in Rauch und Dampf gehüllt lagen. Und die

Flamme heftete sich wie ein Ordensband an Hvitfeldt's Brust, als er zur Rettung der eigenen Flotte sich und sein Schiff in die Luft sprengte.

Und die dritte Flamme führte ihn in Grönlands armselige Hütten, wo Hans Egede wirkte mit Liebe im Herzen und Liebe in Werken. Die Flamme setzte sich auf seine Brust, in dem ein Herz für das dänische Wappen schlug.

Der vierten Flamme eilten die Gedanken des Großvaters voraus, denn er wußte schon, wohin sie deutete. In der Stube der alten Bauerfrau stand Friedrich der Sechste und schrieb seinen Namen mit Kreide an den Balken. Die Flamme zitterte auf seiner Brust, zitterte in seinem Herzen: in des Bauern Kammer ward sein Herz zu einem Herzen des dänischen Reichswappens. Und der alte Großvater trocknete Thränen aus seinen Augen; denn er hatte König Friedrich den Guten mit den weissen Haaren und ehrlichen blauen Augen gekannt und für ihn gelebt, und er faltete seine Hände zum Gebete und sah still vor sich hin. —

Da trat die Schwiegertochter herein und sagte, es sei schon spät, Großvater sollte nun nicht mehr arbeiten, der Abendtisch stehe gedeckt. Aber indem ihre Augen auf das Bildwerk fielen, rief sie voll Verwunderung aus: „O, wie herrlich ist doch das Galion, das Du da gemacht hast, Großvater! Holger der Däne und unser ganzes Reichswappen! Es kommt mir vor, als wenn ich das Gesicht schon irgendwo gesehen habe.“

„Nein, das wirst Du schwerlich gesehen haben,“ sagte der alte Großvater. Aber ich habe es gesehen und mich bemüht, es so zu schnitzen, wie ich mich dessen erinnere. Das war damals, als die Engländer auf der Rhede vor Kopenhagen lagen, am 2. April, als wir der Welt zeigten, daß wir noch immer die alten Dänen waren. Auf dem „Dänemark“, wo ich in Steen Bille's Geschwader stand, hatte ich einen Nebenmann, vor dem sich die Kugeln ordentlich zu fürchten schienen. Er sang muntere Lieder,

während er feuerte und kämpfte, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Ich weiß noch ganz deutlich, wie er aussah, sein Gesicht steht mir noch vor Augen, aber woher er gekommen war und wohin er ging, das weiß ich nicht und wußte Niemand zu sagen. Oft habe ich bei mir selbst gedacht, ob es nicht Holger der Däne selber gewesen sein sollte, welcher gekommen war, uns in der Stunde der Gefahr beizustehen. Das waren so meine eigenen Gedanken, und darnach habe ich das Bild gemacht."

Und es warf das Bildwerk seinen großen langen Schatten über die ganze Wand und einen Theil des Bodens, als wäre es Holger der Däne selbst gewesen. Die Schwiegertochter umarmte den alten Großvater und führte ihn in den großen Lehnstuhl vor dem gedeckten Abendtische, und er und sie und ihr Mann, der ja des alten Großvaters leiblicher Sohn und Vater des kleinen Buben war, der in seinem Bette schlief, saßen so traulich beisammen und genossen ihr Abendmahl. Der Alte erzählte von den dänischen Löwen, den dänischen Herzen, von der Kraft und Stärke und von der Milde, und ganz deutlich erklärte er seinen Kindern, wie es noch eine andere Kraft gebe als die, welche im Schwerte liege, und er zeigte dabei auf einen Riegen, auf dem alte Bücher standen, darunter auch Holberg's Schauspiele, die so oft gelesen wurden, weil sie so spaßhaft waren, daß man alle Personen aus alten Zeiten darin zu kennen glaubte.

„Der wußte auch um sich zu schlagen!" sagte der alte Großvater. „Er hat den Leuten die scharfen kantigen Verkehrtheiten abgehauen, soviel er es vermochte." Und als seine Augen auf den Spiegel fielen, an dem der Kalender mit dem astronomischen Thurm auf dem Titelblatte aufgesteckt war, nickte er mit dem Kopf und sagte: „Tyge Brahe, auch er war Einer, der das Schwert führte, nicht gegen Fleisch und Blut, sondern um einen bessern Weg durch alle des Himmels Sterne zu hauen. — Und er, der von meinem Stande war, des alten Bildschnitzers Sohn;

er, den wir Alle selbst gesehen haben, der Mann mit dem weißlockigen Haar und den starken Schultern; er, dessen Name alle Zungen nennen, ja, er verstand zu hauen, ich kann nur schnitzen. — Gewiß, Kinder, Holger der Däne kann auf vielerlei Wegen kommen, so daß in allen Ländern von Dänemarks Kraft gehört wird. — Wollen wir denn nicht Bertel Thorwaldsen's Gesundheit trinken?“

Aber der kleine Junge im Bette konnte ganz deutlich das alte Kronborg und den Oeresund vor seinen Augen sehen; er sah auch den wahren Holger den Dänen, wie derselbe unter dem Schlosse mit dem Barte an den Marmortisch festgewachsen sitzt und von Allem träumt, was hier oben vor sich geht. Holger träumte auch von der kleinen Stube, in welcher der Bildschnitzer saß, und er hörte Alles, was dort gesprochen wurde, nickte beifällig dazu und sagte: „Seid nur meiner eingedenk, ihr Leute von Dänemark! behaltet mich in Erinnerung! ich komme in der Stunde der Gefahr!“

Und draußen schien der helle Tag; der Wind trug die Töne des Jägerhorns vom Nachbarlande nach Kronborg herüber; die Schiffe segelten vorbei und grüßten: bum! bum! und von dem Schlosse lautete die Antwort: bum! bum! Aber Holger der Däne erwachte nicht davon, denn das Alles war ja nur ein: Guten-Morgen! und Schön'-Dank! — Ganz anders muß es erst knallen, wenn er davon erwachen soll. Erwachen wird er aber schon, denn von Mark und Bein ist dieser Holger der Däne.

Die glückliche Familie.

Das erste grüne Blatt hier zu Lande ist freilich nur ein Klettenblatt; hält man es vor den Leib, so ist es wie eine Schürze, und legt man es auf den Kopf, so ist es bei Regenwetter so gut wie ein Schirm, so vortrefflich groß ist es. Niemals wächst die Klette allein; wo eine steht, da stehen mehrere, so daß es dann eine ganze Herrlichkeit davon giebt, und alle diese Herrlichkeit ist für die Schnecken da, für die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute sich in alten Zeiten Fricassée machen ließen und dazu sagten: „O, wie die doch schmecken!" denn sie meinten, Schneckenfricassée sei doch ein köstliches Gericht, und weil die Thiere von Klettenblättern lebten, so säete man ordentlich Klettensamen aus.

Nun gab es damals auch einen alten Edelhof, auf dem die Schnecken nicht mehr gegessen wurden; sie waren hier ganz ausgestorben, die Klettenbüsche aber nicht, die wuchsen über alle Gänge und Beete hinaus; man konnte nicht mehr Herr über sie werden, denn sie wurden zu einem ganzen Klettenwalde. Hier und da stand noch ein Apfel- oder ein Pflaumenbaum, sonst hätte man von dem Garten gar nichts mehr erkennen können, weil alles Andere darin nur Klettenbüsche waren, und unter diesen lebte das letzte uralte Schneckenpaar.

Die Beiden wußten nicht, wie alt sie waren, wohl aber, daß ihrer vordem viel mehre gewesen, daß sie von einer ausländischen

Familie abstammten und wie um ihretwillen der ganze Klettenwald angelegt worden war. Sie waren nie aus dem Garten gekommen, wußten aber doch, daß es noch ein gewisses Etwas in der Außenwelt gebe, das man den Edelhof nannte, daß man auf demselben gekocht und schwarz würde und dann auf einen silbernen Teller zu liegen komme, was weiter aber, das wußten sie nicht. Wie es übrigens wäre, gekocht zu werden und auf einen silbernen Teller zu kommen, davon konnten sie sich keine rechte Vorstellung machen, aber herrlich sollte es sein und sehr vornehm! Weder der Maikäfer, noch der Frosch und der Regenwurm, die sie darum befragten, konnten ihnen eine nähere Aufklärung geben, weil noch Keiner von ihnen jemals gekocht gewesen war, oder auf einem silbernen Teller gelegen hatte.

Die alten weißen Schnecken waren die vornehmsten in der ganzen Welt, das wußten sie, und auch, daß der Klettenwald um ihretwegen da war, und der Edelhof, damit sie gesotten und auf eine silberne Platte gelegt werden könnten.

Sie lebten nun sehr einsam, aber glücklich, und da sie selbst ohne Kinder waren, so hatten sie eine kleine gewöhnliche Baumschnecke zu sich genommen, die sie wie ihr eigenes Kind erzogen. Aber der Kleine wollte nicht wachsen, denn er war nur von ordinärer Geburt, die alte Schneckenmutter meinte aber doch, sie könne deutlich sehen, wie das Pflegesöhnlein zunehme, und wenn Papa das nicht sehen könne, so möchte er nur das kleine Schneckenhaus anfühlen. Das that der Schneckenvater denn auch und fand, daß Mama wirklich Recht hatte.

Eines Tages regnete es sehr stark.

„Horch! wie's auf den Klettenblättern trommelt!“ sagte der Schneckenpapa.

„Es fallen Tropfen,“ sagte die Schneckenmama, „Du sollst nur sehen, es wird hier naß werden! Ich bin nur froh, daß wir ein gutes Obdach haben und der Kleine ebenfalls. Es ist allerdings mehr für uns als für andere Geschöpfe geschehen, und man

sieht auch daraus, daß wir die Herrschaften der Welt sind. Bei der Geburt erhalten wir gleich ein Haus, und der Klettenwald ist nur unseretwegen da. Ich möchte doch wohl wissen, wie weit derselbe geht und was es außerhalb desselben giebt!"

„Draußen giebt es gar nichts Weiteres," sagte der Schneckenpapa. „Besser, als hier bei uns, kann es nirgends sein, und ich wünsche mir nichts Anderes."

Die Schneckenmama meinte aber, sie möchte doch wohl den Edelhof kennen lernen, denn gekocht zu werden und auf einen silbernen Teller zu kommen, wie es alle ihre Vorfahren erlebt hätten, das müßte doch etwas ganz Apartes sein.

„Der Edelhof ist wahrscheinlich eingestürzt und der Klettenwald darüber hingewachsen, so daß die Menschen, die noch darin sind, nicht mehr herauskommen können," erwiederte ihr der Schneckenpapa. „Es hat mit dem Hinauskommen auch noch gar keine Eile; Du bist aber immer so vorwitzig, und das fängt der Kleine nun auch schon an Dir nachzumachen. Ist er mir nicht ganze drei Tage lang den langen Stengel immer hinangekrochen, so daß mir der Kopf davon schwindelte, wenn ich ihm nachschaute!"

„Darüber mußt Du nicht ungehalten sein," sagte die Schneckenmutter. „Der Kleine kriecht so behutsam und vorsichtig, daß wir sicher Freude an ihm erleben werden, und was können wir Alten uns wohl Besseres wünschen?! Aber hast Du denn schon daran gedacht, wo wir eine Frau für ihn hernehmen sollen? Meinst Du nicht, es könnte doch vielleicht noch andere Schnecken von unserer Herkunft im Klettenwalde geben?"

„Schwarze Schnecken wird's hier in Menge geben," sagte der Schneckenpapa, „schwarze Schnecken ohne Haus, aber wie simpel sind die nicht, und dabei doch so eingenommen von sich selbst! Wir werden wohl am besten thun, den Ameisen dies Geschäft zu übertragen. Die laufen ja doch immer hin und her, als wenn sie viel zu thun hätten; sie werden schon eine Frau für unsern Pflegesohn wissen."

„Wir wüßten wohl die allerschönste für ihn,“ sagten die Ameisen, „aber es geht wohl nicht, denn die ist eine Königin.“

„Thut nichts!“ sagten die Alten. „Hat sie ein Haus?“

„Sie hat ein Schloß,“ antwortete die eine Ameise, „das schönste Ameisenschloß mit siebenhundert Gängen.

„Schönsten Dank!“ sagte die Schneckenmama. „Unser Sohn soll wahrlich nicht in einen Ameisenhügel gesteckt werden. Wißt Ihr nichts Besseres, so wollen wir das Geschäft den weißen Mücken übertragen; die fliegen weit umher in Regen und Sonnenschein; sie kennen den Klettenwald von innen und von außen.“

„Ja, wir wissen eine Frau für ihn,“ sagten die Mücken. „Hundert Schritte von hier sitzt auf einem Stachelbeerenbusch eine kleine allerliebste Schnecke mit ihrer Schale; sie ist ganz einsam und zum Heirathen alt genug. Es sind bloß hundert Menschenschritte bis dahin.“

„Laßt sie zu ihm kommen,“ sagte der Schneckenpapa; „er besitzt einen ganzen Klettenwald, sie nur einen Busch.“

Und darauf holten die Ameisen das kleine Schneckenfräulein herbei. Es währte ganze acht Tage, ehe sie mit ihr ankamen, aber das war gerade das Beste dabei, denn daraus konnte man merken, daß die Braut von guter Familie war.

Nun wurde gleich Hochzeit gehalten. Sechs Johanniswürmchen leuchteten, so gut sie konnten, dazu, sonst aber ging's nur still dabei her, denn das alte Schneckenpaar konnte das Zechen und Lärmen nicht vertragen. Aber eine schöne Traurede wurde von der alten Schneckenmutter gesprochen — der alte Schneckenvater konnte nicht, weil er zu gerührt war. Nach der Trauung ward der ganze Schneckenwald dem neuvermählten Ehepaar als Mitgift übergeben, und Schneckenmama wiederholte, was sie immer gesagt hatte: dieser Besitz sei der beste in der ganzen Welt, und wenn die jungen Leute redlich und treu mit einander lebten und sich hübsch vermehrten, so würden sie und ihre Kinder gewiß einst auf den Edelhof kommen, gekocht und auf einen silbernen Teller gebracht werden.

Als die Rede der Schneckenmama zu Ende war, zogen die beiden Alten sich in ihre Häuser zurück und kamen niemals wieder zum Vorschein; sie schliefen den langen Schlaf. — Das junge Schneckenpaar übernahm daher die Regierung des Klettenwaldes und erlangte viele Nachkommen, die aber niemals gekocht wurden und auf einen silbernen Teller zu liegen kamen. Sie zogen daraus den Schluß, daß der Edelhof eingestürzt und alle Menschen in der Welt ausgestorben sein müßten, und da Niemand von den Bewohnern des Klettenwaldes ihnen hierin widersprach, so mußte es wohl wahr sein. Und der Regen träufelte dazu auf die Klettenblätter, um Trommelmusik aufzuführen, die Sonne schien darein, den Klettenwald mit bunten Farben zu malen, und das Ehepaar mit seiner ganzen Familie fühlte sich so überaus glücklich, weil sie Alle wirklich glücklich waren.

Der Elfenhügel.

In den Spalten eines alten Baumes liefen mehre Eidechsen eifrig auf und nieder; sie konnten sich gut verstehen, denn sie unterhielten sich miteinander in der Krötensprache.

„Wie's diese Nacht in dem Elfenhügel gerummelt und gesaust hat!“ sagte die eine Eidechse. „Ich habe wegen des Spektakels nun schon zwei Nächte kein Auge geschlossen; ich könnte ebensogut Zahnschmerzen gehabt haben, denn damit schläft man auch nicht.“

„Es ist Etwas los drinnen,“ sagte die andere Eidechse. „Den Elfenhügel lassen sie bis zum Hahnkrähen auf vier rothen Pfählen stehen! er wird gehörig ausgelüftet, und die Elfenmädchen haben neue Tänze eingeübt, in denen mit den Füßen gestampft wird. Es muß und muß Etwas los sein drinnen.“

„Ich glaub's auch,“ sagte die dritte Eidechse, „ich habe mit einem Regenwurm von meiner Bekanntschaft gesprochen, der eben aus dem Hügel kam und Nacht und Tag darin herumgewühlt hatte. Der wollte Allerlei gehört haben, denn sehen kann das elendige Thier ja nicht, aber fühlen und hören kann's desto besser. Elfenhügels erwarten Fremde, vornehme Fremde, wen aber, das wollte der Regenwurm nicht sagen, oder er wußte es nicht. Alle Irrwische sind bestellt worden zu einem Fackelzuge, wie man sagt, und alle Gold- und Silbersachen, deren es genug im Elfenhügel giebt, sind polirt und in den Mondschein gestellt worden.“

„Was in der Welt mögen das für Gäste sein?“ riefen alle Eidechsen auf einmal. „Was mag los sein? Hört, wie's brummt und schnurrt!“

Plötzlich öffnete sich der Elfenhügel und ein altes, flottes, aber ganz anständig gekleidetes Elfenmädchen trat heraus. Sie war die Haushälterin des alten Elfenkönigs, eine entfernte Verwandte von ihm, und trug ein Bernsteinherz vor der Stirn. Tripp! trapp! ging's eiligen Fußes und hinunter ins Moor zum schwarzen Kolkraben.

„Sie werden für diese Nacht nach Elfenhügels befohlen,“ sagte sie zum schwarzen Raben. „Wollen Sie uns aber nicht die Gefälligkeit erzeigen, die übrigen Einladungen zu übernehmen, denn einigen Nutzen müssen Sie fürwahr doch bringen, da Sie selbst keine Haushaltung führen. Wir erwarten vornehme Gäste bei uns, Zauberer, die Etwas zu sagen haben, und deshalb will der alte Elfenkönig sich von nobler Seite zeigen.“

„Wer soll denn eingeladen werden?“ fragte der Kolkrabe.

„Zum großen Ball kann alle Welt kommen, sogar Menschen, wenn sie nur im Schlaf sprechen, oder sich ein wenig nach unserer Art zu benehmen wissen. Zur großen Gilde aber soll strenge Auswahl stattfinden, nur die Allervornehmsten wollen wir dazu haben. Ich bin mit dem Elfenkönig in Streit darüber gewesen, denn ich war der Meinung, daß wir schicklicherweise nicht einmal Gespenster dazu einladen können. Der Meermann und seine Töchter müssen zuerst gebeten werden, sie lieben es zwar nicht, auf's Trockene zu kommen, allein wir wollen schon Sorge tragen, daß jede auf einen nassen Stein zu sitzen kommt, dann denke ich, werden sie doch diesmal nicht absagen lassen. Alle alten Zauberer erster Klasse mit Schwänzen, den Flußgott und die Kobolde müssen wir haben, und ich meine auch, wir dürfen das Grabgespenst, das Höllenpferd und das Nachtmännchen nicht ungeladen lassen. Sie gehören freilich zur Geistlichkeit, welche nicht unsere Leute sind, aber es geschieht

ihrer amtlichen Stellung wegen, sie sind uns nahe verwandt und machen oft Visiten."

„Brah!" schrie der Kolkrabe und flog davon, um die Einladungen zu machen. — —

Schon tanzten die Elfenmädchen auf dem Elfenhügel; sie figurirten mit Longshawls von Nebelthau und Mondschein, was für Leute, die es leiden mögen, außerordentlich hübsch aussieht. Mitten im Elfenhügel war der große Saal gehörig aufgeputzt: der Fußboden war mit Mondlicht gewaschen und die Wände hatten sie mit Hexenfett abgerieben, daß sie glänzten wie Tulpenblätter, die man vor ein Licht hält. In der Garküche war vollauf von Fröschen am Bratspieß, von Schneckenhäuten mit kleinen Kinderfingern und Salaten von Pilzensamen und nassen Mäuseschnauzen mit Schierling, Bier dazu aus der Brauerei der Moorfrau und perlender Salpeterwein aus dem Grabgewölbe — Alles ganz solide Waare. Rostige Nägel und Kirchenfensterglas gehörten zu dem Confect.

Der alte Elfenkönig hatte seine goldene Krone mit Pulver von gestoßenen Endchen Durgriffel poliren lassen, was für einen Elfenkönig schwer zu bekommen gewesen war. In der Schlafkammer war man noch beim Gardinenaufhängen, die mit Schneckenschaum angeheftet wurden. Ja fürwahr! da gab's ein Summen und Brummen wie in einem Bienenschwarm.

„Wenn ich nun noch mit Krollhaar und Scheinsbürsten räuchere, so glaube ich mit Recht sagen zu können, daß ich das Meinige zur Verherrlichung des Festes gethan habe," sagte die alte Elfenjungfer.

„Herzens-Väterchen," sagte die kleinste von den Elfenprinzessinnen, „sagst Du mir denn auch, wer die vornehmen Gäste sind, die wir erwarten?"

„Nun, so muß ich ja wohl damit heraus," antwortete der Elfenkönig. „Zwei von meinen Töchtern müssen sich zum Heirathen bereit halten, denn zwei davon werden ganz sicher jetzt vermählt werden. Der Zaubergreis aus Norwegen, der drüben auf dem

alten Dovrefjeld wohnt und viele Felsenschlösser von Granit und eine Goldgrube besitzt, die besser ist als man glaubt, kommt mit seinen beiden Jungen zu uns, die sich Frauen aussuchen wollen. Der Zaubergreis selbst ist so ein recht alter ehrlicher Normann, lustig und ohne viele Complimente. Ich kenne ihn von alten Tagen her, als wir Brüderschaft tranken und auch er sich eine Frau hier holte. Jetzt ist sie todt; sie war eine Tochter des Näskönigs von Möen. Er nahm seine Frau auf Kreide, wie man zu sagen pflegt. O, wie verlangt mich, den alten Zaubergreis wiederzusehen! Die Jungen sollen ungeschlachtete, ziemlich hochnasige Laffen sein, sagt man, aber man kann ihnen ja auch Unrecht thun, und sie werden schon manierlich werden, wenn sie nur erst gut verwahrt sind. Laßt mich nur sehen, daß Ihr sie gehörig einschult."

„Wann kommen denn die Fremden?" fragte eine der Töchter.

„Das hängt vom Winde und Wetter ab," sagte der Elfenkönig. „Sie reisen auf ökonomischem Fuß, sie kommen mit Schiffsgelegenheit. Ich wollte, daß sie über Schweden gehen sollten, allein der Alte neigt noch nicht nach der Seite; er folgt nicht dem Zeitstrome, und das mag ich gar nicht an ihm leiden!"

Im nämlichen Augenblick kamen zwei Irrwische angehüpft, der eine noch schneller als der andere, und darum kam der eine zuerst.

„Sie kommen! sie kommen!" riefen Beide.

„Reiche mir meine Krone, und dann laß mich hier im Mondschein stehen," sagte der Elfenkönig.

Die Töchter lüfteten ihre Longshawls und verneigten sich bis zur Erde.

Da stand auf einmal vor ihnen der Zaubergreis von Dovrefjeld mit der Krone von gehärteten Eiszapfen und polirten Tannenäpfeln auf dem Haupte und im Uebrigen angethan mit einem Bärenpelz und Schneestiefeln, die Söhne aber gingen mit bloßem Hals und ohne Hosenträger, denn sie rechneten sich zu den Kraftmenschen.

„Soll das ein Berg sein?" fragte der jüngste von den beiden

Burschen, indem er auf den Elfenhügel zeigte. „Das nennen wir in Norwegen ein Loch.“

„Jungens,“ sagte der alte Zaubergreis, „ein Loch geht einwärts, ein Berg aufwärts. Habt Ihr denn keine Augen mehr im Kopfe.“

Das Einzige, worüber sie sich hier unten wunderten, sagten sie, sei, daß sie die Sprache ohne Weiteres verstehen könnten.

„Stellt Euch nur nicht so an,“ antwortete ihnen der Alte, „man möchte sonst glauben, Ihr wäret noch nicht recht trocken hinter den Ohren.“

Und damit traten sie in den Elfenhügel ein, wo allerdings eine feine Gesellschaft versammelt war, und das so schnell, als hätte sie der Wind zusammengeblasen; hübsch und zierlich war für Jeden der Gesellschaft servirt. Die Meeresgäste saßen zu Tische in großen Badekarren; es sei hier wie zu Hause, sagten sie. Alle hielten guten Anstand, und nur die beiden jungen vornehmthuenden Zauberer legten die Beine auf den Tisch, weil sie nun einmal glaubten, Alles stehe ihnen wohl an.

„Füße vom Faß!“ sagte der alte Zaubergreis, und darnach thaten die Jungen denn auch, nachdem sie sich anstandshalber ein wenig darauf bedacht hatten. Ihre Tischdamen kitzelten sie mit Tannenäpfeln, wovon sie die Taschen vollgesteckt hatten, und darauf zogen sie die Stiefel aus, um sich's bequem zu machen, und gaben sie den Damen zu halten. Aber der Vater, der alte Zauberer von Dovrefjeld, das war allerdings ein ganz anderer Herr. Er wußte so allerliebst zu erzählen von den norwegischen Felsengrotten und den Wasserfällen, die sich mit donnerähnlichem Getöse in die tiefen Bergströme hinabstürzen, wenn der Flußgott in seine goldene Harfe dazu greift, und von den hellen Winternächten, wenn die Schneeglöcklein klangen und die Jungen mit brennenden Fackeln auf Schneeschuhen über die blanken Schneefelder und Eisflächen liefen, die so durchsichtig wären, daß man die aufgeschreckten Fische unter den Füßen schwimmen sähe. Wahrlich! er verstand so zu erzählen, daß man zu sehen und hören glaubte, wovon er sprach.

Es war nicht anders, als wenn die Sägemühlen gingen, die Knechte und Mägde sängen und den norwegischen Halling dazu tanzten. Husse! auf einmal gab der alte Zaubergreis der alten Elfenjungfer einen Mutterbruderschmatz. Das war ein Kuß, wie er sein muß! und sie waren doch eigentlich gar nicht mit einander verwandt.

Darauf mußten die Elfenmädchen ländliche und städtische Tänze aufführen, was ihnen gar nicht übel stand, und zuletzt kam der Haupttanz oder die Kunsttour, was sie „aus dem Tanze treten“ nannten. Daß dich! wie sie die Beine strecken konnten! Man wußte nicht, was oben und was unten war, nicht, was Arme, was Beine waren, denn das ging Alles durcheinander wie Sägespähne, und zuletzt drehten sie sich wie ein Kreisel so wüst im Kreise rund, daß dem Höllenpferd übel davon wurde und es deshalb vom Tische aufstehen mußte.

„Brr!“ sagte der Zaubergreis, „das nenne ich die Beine brauchen! Aber was verstehen die Mädchen denn sonst noch als Tanzen, Beine-Strecken und Wirbelwind machen?“

„Das sollst Du erfahren,“ sagte der alte Elfenkönig und rief darauf seine jüngste Tochter herbei. Die war so fein gebaut und so durchsichtig wie Mondschein, sie war die feinste von allen Schwestern. Sie nahm nun einen weißen Stab in den Mund, und darnach ward sie ganz unsichtbar: das war ihr Kunststück!

Aber der Zaubergreis sagte, er würde solch Kunststück von seiner Frau nicht leiden mögen, und er glaubte auch, daß seine Söhne nichts dafür geben würden.

Die zweite Tochter konnte neben sich selbst einhergehen, als wäre sie ihr eigener Schatten, und man weiß doch, das Zauberwerk gar keinen Schatten hat.

Die dritte Tochter war von ganz anderer Art. Sie hatte bei der Bauerfrau im Moorhofe gelernt, und sie war es, die sich darauf verstand, Erlenknollen mit Johanniswürmern zu spicken.

„Sie wird eine gute Hausfrau werden,“ sagte der Zaubergreis

und blinzelte dazu mit den Augen, weil er sich nicht im Trinken übernehmen mochte.

Nun trat die vierte Tochter hervor. Sie hatte eine große goldene Harfe, und als sie den ersten Accord darauf anschlug, hoben alle Gäste das linke Bein in die Höhe; denn alles Zauberwerk ist links, und als sie zum zweiten Mal in die Saiten griff, mußten Alle thun, was sie haben wollte.

„Das ist ein gefährliches Mädchen," sagte der Zaubergreis, seine beiden Söhne aber verließen den Elfenhügel, denn sie waren's nun satt und müde drinnen.

„Und was versteht die folgende Tochter?" fragte der alte Zauberer von Dovrefjeld.

„Ich habe gelernt," antwortete sie, „die Norweger lieben, und nie werde ich mich verheirathen, wenn ich nicht nach Norwegen kommen kann."

Die kleinste von den Elfenschwestern aber raunte dem Zaubergreis in's Ohr: „Das sagt sie nur so, weil sie irgendwo gelesen hat, daß, wenn auch die ganze Welt vergeht, doch die norwegischen Felsen gleich Bautasteinen stehen bleiben, und deshalb will sie nach Norwegen; denn ihr bangt so sehr vor dem Untergehen."

„Ho! ho!" rief der Zaubergreis, „läuft's da hinaus! Und was weiß denn die siebente Tochter?"

„Die sechste kommt vor der siebenten," sagte der Elfenkönig, denn er war perfekt im Rechnen. Die sechste Tochter aber drückte sich, sie wollte nicht gern zum Vorschein kommen.

„Ich kann den Leuten wahrsagen," antwortete sie endlich, „aber um mich kümmert sich Niemand, ich habe Zeit genug, an meinem Leichentuche zu nähen." —

Darauf trat die siebente und letzte Elfentochter hervor, und was mochte sie denn wohl können? Sie wußte Mährchen zu erzählen, und zwar so viele, als man nur hören wollte.

„Hier sind alle meine fünf Finger," sagte der Zaubergreis; „erzähle mir eine Geschichte von jedem derselben."

Das Elfenmädchen ergriff seine Hand, und der Zaubergreis lachte so sehr darüber, daß es ihm im Leibe davon kollerte. Und als das Elfenmädchen an den Ringfinger gekommen war, der einen goldenen Reif um den Leib trug, als wenn er eine Vorahnung davon gehabt, daß er verlobt werden sollte, sagte der Zaubergreis: „Halte fest, was Du hast! die Hand soll Dein sein, denn Dich will ich selbst zur Frau haben."

Aber das Elfenmädchen erwiederte ihm, sie habe noch erst eine Geschichte vom Ringfinger und von dem kleinen Peter Spielmann zu erzählen.

„Das wollen wir zum Winter aufsparen," sagte der Zaubergreis: „dann werden wir von den Fichten und Birken, von den Waldfrauen und dem klingenden Froste hören. Du wirst schon an's Erzählen kommen, denn das versteht noch Keiner so recht da droben. Dann wollen wir beim Scheine der leuchtenden Kieferspäne in der Steingrotte beisammen sitzen und Meth trinken aus den goldenen Hörnern der alten nordischen Könige. Nikur hat mir einige davon geschenkt, und wenn wir dann so traut bei einander sitzen, so wird der Berghirte kommen, um seinen Besuch zu machen, und uns alle Lieder der Sätermädchen vorsingen. Das soll eine Festzeit werden! Der Lachs wird im Sprudel hüpfen und an die Steinkammer schlagen, aber hinein soll er nicht kommen. Kurz im alten Norwegen ist gut leben, das magst Du nur glauben. — Aber wo sind denn die Jungen geblieben?"

Ja, wo waren die losen Burschen wohl? — Sie liefen auf dem Felde umher und bliesen die Irrwische aus, welche so schicklich daherkamen, um einen Fackelzug zu Ehren der fremden Gäste aufzuführen.

„Paßt sich das für Euch, so umherzustreichen!" sagte der Zaubergreis zu den beiden Burschen. „Ich habe nun eine Mutter für Euch ausgewählt und Ihr könnt unter den Tanten wählen."

Aber die Söhne sagten, sie wollten lieber eine Rede halten und Brüderschaft trinken, heirathen möchten sie nicht. Und nun fingen

sie wirklich an zu reden, tranken Brüderschaft mit der ganzen Gesellschaft und hielten Nagelprobe, zum Beweise, daß sie ihr Glas rein ausgetrunken hatten. Darauf zogen sie den Rock aus und legten sich auf den Tisch, um zu schlafen; denn geniren wollten sie sich nicht. Der Zaubergreis aber tanzte in der Stube umher mit seiner jungen Braut und wechselte Stiefel mit ihr, was für feiner gehalten wird als Ringe wechseln.

„Da kräht der Hahn!“ rief die alte Elfenjungfer, welche Haushälterin war. „Wir müssen die Laden zumachen, damit uns die Sonne nicht lebendig verbrennt.“

Und auf einmal schloß sie den Elfenhügel zu.

Draußen aber liefen die Eidechsen wieder auf und nieder an dem gespaltenen Baume und die eine sagte zu der andern:

„O, wie mag ich doch den alten norwegischen Zauberer gern leiden!“

„Ich halte mehr auf die Jungen,“ antwortete der Regenwurm, aber er hatte ja keine Augen, der arme Schelm!

Die rothen Schuhe.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war recht nett und fein, aber des Sommers mußte die Kleine immer barfuß gehen, weil sie arm war, und des Winters mit Holzschuhen, wovon ihr die Fußbiege so roth wurde, daß es zum Erbarmen anzusehen war.

Mitten im Dorfe wohnte die alte Mutter Schuhmacher; sie saß und flickte, so gut es gehen wollte, aus rothen Tuchlappen ein Paar Schuhe zusammen, die wirklich nur ganz plump aussahen, aber sie meinte doch, die wären ganz hübsch, und die sollte das kleine Mädchen haben, das Susanne hieß.

Gerade an dem Tage, da ihre Mutter begraben wurde, bekam Susanne die rothen Schuhe und hatte sie zum ersten Male an. Das war nun freilich kein Traueranzug, aber sie hatte einmal keine anderen, und da folgte sie denn mit nackten Beinen und rothen Schuhen dem armseligen Sarge von Strohflechten. —

Nun mußte es sich treffen, daß zur nämlichen Stunde ein großer alter Wagen vorbeikam, in dem eine große alte Dame saß. Die sah das kleine arme Mädchen und es dauerte sie; daher sagte sie zu dem Pastor: „Geben Sie mir das kleine Mädchen; ich will für sie sorgen.“ —

Und Susanne meinte, das käme Alles von den rothen Schuhen, aber die alte Dame sagte, die wären ganz abscheulich, und

warf sie in's Feuer. Susanne wurde dagegen rein und hübsch gekleidet; sie mußte lesen und nähen lernen, und die Leute sagten, sie wäre ein kleines hübsches Mädchen, der Spiegel aber sagte, sie sei schön.

Eines Tages reiste die Königin durch das Land und hatte ihre jüngste Tochter bei sich, das war eine Prinzessin, und alles Volk strömte herbei nach dem Schloß, wo denn auch Susanne war, und die junge Prinzessin stand in feinem weißen Kleide an einem offenen Fenster und ließ sich beschauen; sie trug weder Schleppe noch goldene Krone, aber sie hatte schöne rothe Saffianschuhe an, die freilich viel niedlicher waren als die, welche Mutter Schuhmacher für Susanne zusammengeflickt hatte, und was in der Welt ist wohl mit rothen Schuhen zu vergleichen! —

Nun war Susanne so groß geworden, daß sie confirmirt werden sollte; ein neuer Anzug ward für sie genäht und auch neue Schuhe sollte sie haben. Der reiche Schuhmachermeister in der Stadt nahm die Maße von ihrem kleinen Fuß in seiner eigenen Stube, wo viele Schränke mit zierlichen Schuhen und blanken Stiefeln standen; aber die alte Dame sah nicht gut, und deshalb hatte sie keinen rechten Genuß davon.

Mitten unter all den neuen Schuhen standen auch ein Paar rothe, die ganz so waren, wie sie die Prinzessin getragen hatte, und wie schön waren die nicht gewesen! Der Meister sagte auch, sie wären für ein prächtiges Fräulein gemacht, aber verpaßt worden.

„Die sind wohl von Glanzleder!“ sagte die alte Dame, „denn sie scheinen so.“

„Ja, die scheinen!“ sagte Susanne. Und die Schuhe wurden probirt und gekauft, aber die alte Dame wußte nichts davon, daß sie roth waren, sonst hätte sie nimmermehr zugegeben, daß Susanne in rothen Schuhen zur Confirmation ginge.

Alle Leute sahen Susanne nach den Füßen, und als sie über die Kirchendiele nach dem Chor hinaufging, kam es ihr vor, als

wenn sogar die alten Begräbnißbilder, die Portraits von verstorbenen Predigern und Predigerfrauen mit steifen Halskragen und langen schwarzen Kleidern, ihre Augen auf ihre rothen Schuhe hefteten, und nur an diese dachte sie, als der Pastor nun die Hand auf ihre Stirn legte und von der heiligen Taufe, ihrem Bunde mit Gott sprach und daß sie nun ein großgewordenes christliches Mädchen sein sollte. Und die Orgel klang so feierlich, die hübschen Kinderstimmen fielen ein und der alte Cantor sang. Aber Susanne hatte keine anderen Gedanken als an ihre rothen Schuhe. —

Nachmittags erfuhr die alte Dame von den Nachbaren, daß die Schuhe roth gewesen, und sie sagte, das sei häßlich, das sei unpassend, Susanne solle von nun an immer schwarze Schuhe tragen, auch wenn sie schon alt wäre.

Nächsten Sonntag war Abendmahl, und Susanne betrachtete die schwarzen Schuhe, betrachtete die rothen Schuhe noch einmal und zog die — rothen Schuhe an.

Es war helles Sonnenscheinwetter. Susanne und die alte Dame gingen den Fußsteig durch das Kornfeld; da stäubte es ein wenig.

An der Kirchenthür stand ein alter Soldat, der sich auf seine Krücke stützte; er hatte einen langen sonderbaren Bart, der mehr roth als weiß war, denn der Soldat war wirklich ein Rothbart. Er verbeugte sich bis zur Erde und fragte die alte Dame, ob er den Staub von ihren Schuhen wischen dürfte. Und Susanne hielt auch ihren kleinen Fuß zum Abstäuben hin. „Was für herrliche Tanzschuhe das sind!“ sagte der Soldat. „Sitzt fest, wenn ihr tanzt!“ rief er, und dabei schlug er mit der Hand auf Susanne's Schuhsohlen.

Und die alte Dame reichte dem Soldaten einen kleinen Groschen und ging mit Susanne in die Kirche.

Alle Leute drinnen sahen nach Susanne's Schuhen und die Kirchenbilder sahen ebenfalls darnach. Und Susanne kniete vor





dem Altare und setzte den goldenen Abendmahlskelch an die Lippen, aber sie dachte nur an die rothen Schuhe, es schien ihr, als wenn sie im Kelche herumschwammen. Sie vergaß darüber, den Gesang mit zu singen und das Vaterunser zu beten.

Nun kamen die Leute aus der Kirche und die alte Dame stieg in ihren Wagen, Susanne hob den Fuß, um auch einzusteigen. Da sagte der alte Soldat, welcher dicht dabei stand: „Seht doch die herrlichen Tanzschuhe!“ und Susanne konnte es gar nicht sein lassen, sie mußte einige Tanzpas machen, und als sie damit angefangen hatte, tanzten die Beine von selbst weiter, es war, als wenn die Schuhe Gewalt über sie übten. Sie tanzte um die Kirchenecke herum, denn sie konnte nicht zum Aufhören kommen, der Kutscher mußte ihr nachlaufen und sie beim Arm fassen; er hob sie in den Wagen, aber die Füße tanzten immer fort, so daß sie sogar die alte Dame im Wagen empfindlich stießen. — Endlich zog man die Schuhe aus und die Füße kamen wieder zur Ruhe.

Die rothen Schuhe wurden nun in einen Schrank gesetzt, aber Susanne konnte nicht umhin sie zu besehen.

Bald darauf wurde die alte Dame krank, man sagte, sie werde sterben. Sorgliche Pflege hatte sie nöthig und Niemand war näher dazu, die alte Dame zu hegen und zu pflegen, als Susanne. Aber in der Stadt wurde eben ein Ball gegeben und Susanne war dazu eingeladen. Sie blickte die alte Dame an, die ja doch nicht leben konnte, und sie sah die rothen Schuhe an, und es schien ihr gar keine Sünde darin zu liegen. Sie zog die rothen Schuhe an, und das konnte sie auch wohl thun, aber sie ging auch zu Ball darin und fing an zu tanzen. —

Allein wenn sie rechts wollte, so tanzten die Schuhe links, und als sie hinauf wollte, tanzten die Schuhe hinunter, die Treppen hinab, die Straße entlang, aus dem Thor hinaus und gerade in den dunkeln Wald hinein. —

Da schien Etwas durch die Bäume, und Susanne meinte, es

sei der Mond, denn es hatte ein Angesicht, aber es war der alte Soldat mit dem rothen Bart, der saß da auf einem Baume und sagte: „O, was für herrliche Tanzschuhe!“

Da erschrak Susanne und wollte die Schuhe abwerfen, allein sie hingen fest; sie riß die Strümpfe herunter, aber die Schuhe waren ihr an die Füße festgewachsen, und tanzen sollte und mußte sie über Berg und Thal, in Regen und Sonnenschein, bei Tag und bei Nacht, aber des Nachts war es am schrecklichsten.

Sie tanzte in den offenen Kirchhof hinein, aber die Todten dort tanzten nicht, sie hatten etwas viel Besseres zu thun als zu tanzen. — Sie wollte sich auf das Grab eines Armen setzen, wo das bittere Sorgenkraut wächst, aber für sie gab es weder Ruhe noch Rast, und als sie an die offene Kirchthür kam, sah sie einen Engel in langem weißen Gewande und mit Fittigen, die ihm von der Schulter bis an die Erde reichten, sein Antlitz war streng und ernst, und in der Hand hielt er ein breites, funkelndes Schwert.

„Tanzen sollst Du!“ sagte er, „tanzen auf Deinen rothen Schuhen, bis Du blaß und gelb wirst und Deine Haut zusammenschrumpft wie an einem Skelett. Tanzen sollst Du von Thür zu Thür, und wo eitle Kinder wohnen, da sollst du anklopfen, bis sie Dich hören und sich vor Dir fürchten. Tanzen sollst Du immerdar! tanzen! tanzen!“ —

„Gnade!“ rief Susanne, aber sie konnte nicht hören, was der Engel antwortete, denn die Füße trugen sie von dem Kirchhofe auf das Feld hinaus, über Weg und Steg, und immer und ewig mußte sie tanzen.

Eines Morgens tanzte sie an einer Thür vorbei, die sie gut kannte. Aus dem Hause ertönten Trauergesänge; es wurde ein Sarg herausgetragen, der mit Blumen geschmückt war. — Da wußte Susanne, daß die alte Dame gestorben war, und nun schien es ihr, als wäre sie von Allen verlassen und verflucht vom Engel Gottes. —

Aber tanzen sollte sie und tanzen mußte sie, tanzen auch in tiefer Nacht. Die Schuhe trugen sie fort über Dornen und Gestrüpp; sie riß sich wund daran; sie tanzte auf die wilde Haide hinaus bis an ein einsam liegendes Haus. Hier, wußte sie, wohnte der Nachrichter, und sie klopfte mit den Fingern an die Fensterscheiben und sagte:

„Komm heraus! komm heraus! denn ich kann nicht hinein, ich muß tanzen."

Und der Nachrichter antwortete ihr: „Du weißt wohl nicht, wer ich bin? Ich schlage bösen Menschen den Kopf ab, und ich sehe, daß mein Beil sich rührt."

„Schlage mir nicht den Kopf ab," bat Susanne, „sonst kann ich ja meine Sünden nicht bereuen, aber haue mir die Füße ab mit den rothen Schuhen!"

Und darauf beichtete sie alle ihre Sünden, und der Nachrichter hieb ihr die Füße ab mit den rothen Schuhen daran, die Schuhe aber tanzten mit den kleinen Füßen über das Haidefeld und in den dunkeln Wald hinein.

Und der Nachrichter schnitzte ihr Stelzfüße und Krücken, lehrte sie einen Bußgesang, wie ihn Armesünder singen, und Susanne küßte die Hand, welche ihr die Füße abgehauen hatte, und ging hinaus über die wilde Haide.

„Nun habe ich genug gelitten um der rothen Schuhe willen," sagte sie. „Nun will ich in die Kirche gehen, damit die Leute mich sehen," und sie ging freudig hin bis an die Kirchthüren, aber als sie bis dahin gekommen war, tanzten die rothen Schuhe ihr voran in die Kirche hinein, so daß sie darüber erschrak und wieder umkehrte.

Eine ganze Woche trauerte sie darüber und vergoß viele Thränen; als aber der Sonntag gekommen war, sagte sie: „Nun habe ich genug gelitten und gekämpft! Ich denke, ich bin ebensogut als Viele von Denen, die in der Kirche sitzen und sich brüsten." Und getrost wollte sie nun in die Kirche gehen, aber sie kam nicht

weiter als bis an die Thür, da sah sie, wie die rothen Schuhe vorantanzten, daß sie sich recht darüber entsetzte, und sie kehrte abermals um und bereute recht von Herzen ihre Sünden.

Nun ging sie nach dem Predigerhause und bat, sie in Dienst zu nehmen; fleißig wollte sie sein und Alles willig thun, was sie nur könnte; auf Lohn sähe sie nicht, wenn sie nur ein Obdach fände bei guten Menschen. Der Predigerfrau dauerte das arme Mädchen: sie gab demselben den begehrten Dienst. Und Susanne war arbeitsam und sinnig, still saß sie da, wenn der Pastor Abends aus der Bibel vorlas. Alle Kleinen hatte sie lieb, aber wenn die jungen Töchter von Putz und Staat sprachen und eine Königin sein wollten, dann schüttelte Susanne den Kopf.

Den nächsten Sonntag gingen Alle im Hause nach der Kirche und sie fragten Susanne, ob sie nicht mitgehen wollte, doch sie sah so traurig aus, die Thränen standen ihr in den Augen, und sie stützte sich auf ihre Krücken. Die Anderen gingen nun in die Kirche, aber Susanne schlich in ihre stille Kammer. Die war nicht größer, als daß Bett und Stuhl Platz darin hatten, und hierher setzte Susanne sich mit ihrem Gesangbuch in der Hand. Und als sie nun mit frommem Sinn las, da trug der Wind die Töne der Orgel bis an ihr Ohr, und sie schlug den thränenschweren Blick gen Himmel und sagte: „O, mein Gott, erlöse mich!“

Da brach die Sonne so freundlich durch die Wolken und gerade vor ihr stand wieder der Engel im weißen Gewande, aber er hielt nicht mehr das scharfe Schwert in seiner Hand, sondern einen blühenden Rosenzweig. Und er berührte damit den Boden, und derselbe ward so hoch, und wo er Etwas damit anrührte, da erglänzte ein Gestirn des Himmels; er berührte auch die Wände, und sie erweiterten sich so sehr, daß Susanne die Orgel sehen konnte, die gespielt wurde, sie sah die alten Bilder mit den Predigern und Predigerfrauen, die Gemeinde saß in den geputzten Kirchenstühlen und sang aus ihren Psalmbüchern. Denn die

Kirche selbst war eingekehrt bei dem armen Mädchen in der stillen Kammer, oder sie war dahin gekommen: sie saß in ihrem Stuhl neben anderen Zuhörern, und als der Gesang zu Ende war und sie nun aufblickte, da sagten sie zu ihr: „Das war recht von Dir gethan, daß Du kamst!"

„Das ist die Gnade Gottes!" sagte sie.

Und die Orgel spielte so feierlich, die Kinderstimmen des Chors ertönten so sanft und süß! der helle Sonnenschein strahlte so warm durch die hohen Fenster in den hohen Kirchenstuhl, wo Susanne saß, ihr Herz wurde so voll von Lust, Frieden und Freude, daß es brach. — Ihre Seele flog auf Sonnenflügeln zu Gott und da gab es Niemand, der nach den rothen Schuhen fragte.

Der Schatten.

In den warmen Ländern brennt die Sonne freilich ganz anders als bei uns, die Menschen werden mahagonibraun davon, und in den allerwärmsten Ländern gar zu Negern. Aber es waren doch nun die warmen Länder, wohin ein gelehrter Mann aus den kalten gekommen war, und da meinte er denn ebenso herumbummeln zu können, wie er es in der Heimath gethan hatte. Ja wohl! das wurde ihm bald abgewöhnt! Er so gut wie alle vernünftigen Leute mußten hübsch zu Hause bleiben. Die Fensterladen und Thüren waren geschlossen den ganzen Tag über; es sah aus, als wenn Alles schlief oder Niemand zu Hause war. Die schmale Straße mit den hohen Häusern, in welcher der gelehrte Herr wohnte, war nun auch gerade so angelegt, daß die Sonne vom Morgen bis Abend hinein brannte; es war wirklich kaum auszuhalten! Der gelehrte Mann aus den kalten Ländern war übrigens ein junger Mann und ein kluger Mann; es kam ihm hier vor, als wenn er in einem heißen Ofen säße; die Hitze griff ihn so an, daß er ganz mager davon wurde, und sogar sein Schatten schwand ein. Erst wenn die Sonne untergegangen war, lebte Alles wieder auf.

Es war ordentlich ein Vergnügen anzusehen, wie der Schatten, sobald Licht in die Stube gebracht wurde, die ganze Wand hinauf und bis an den Boden reichte, so groß machte derselbe

sich dann; denn er mußte sich ausstrecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der gelehrte Mann ging dann auf den Altan hinaus, um sich dort auszustrecken, und sowie die Sterne herrlich am klaren Himmel erschienen, ward ihm mehr und mehr, als wenn er zu neuem Leben geboren würde. Auf allen Altanen der Straße kamen dann Leute zum Vorschein, denn in den warmen Ländern hat jedes Fenster einen Altan: Luft muß man schöpfen, auch wenn man gewöhnt ist, mahagonibraun zu sein. Ueberall wurde es dann lebendig, Schuster und Schneider, kurz, alle Leute kamen auf die Straße, Tische und Stühle wurden hinausgetragen, Lichter brannten darauf, man sprach, man sang, man spazierte, Wagen fuhren, Esel gingen mit ihrem Glöckchen Klingelingdingu um den Hals, Leichen wurden begraben unter feierlichem Gesang, die Straßenbuben schossen Knallerbsen ab und die Kirchenglocken läuteten. Ja, da war dann Leben auf den Straßen! Nur in dem einen Hause, das gerade gegenüber dem Hause stand, wo der gelehrte Mann wohnte, blieb es ganz still. Und doch war das Haus bewohnt, denn auf dem Altan standen herrlich blühende Gewächse, die ja in der Hitze nicht hätten gedeihen können, wenn sie nicht begossen worden wären, und Jemand mußte das doch besorgen. Die Thür ward auch drüben des Abends geöffnet, aber es blieb dunkel in der Stube, obgleich Musik von daher ertönte. Dem fremden Gelehrten kam das ganz sonderbar vor; er fand die Musik vortrefflich, doch konnte das ein Irrthum sein, denn er fand Alles vortrefflich in dem warmen Lande, wenn nur die heiße Sonne nicht gewesen wäre. Der Wirth sagte, er wisse nicht, wer das Haus gegenüber gemiethet hätte, man sähe keine Menschen darin, und was das Spiel anbelangte, so fand er dasselbe höchst langweilig. „Das ist gerade, als wenn Jemand ein Stück einübt, womit es nicht gelingen will; immer das nämliche Einerlei. Ich werde es schon herausbringen,“ sagte er, aber es kam niemals soweit.

Einmal erwachte der Fremde mitten in der Nacht; er schlief

bei offenen Altanthüren, die Gardinen flatterten in dem Zugwinde und es schien ein so sonderbarer Glanz von dem nachbarlichen Altan herüber zu kommen, daß alle Blumen dort wie ein Feuerwerk mit den schönsten Farben strahlten, und mitten unter ihnen stand eine liebliche Jungfrau in gleichem Strahlenglanz. Es stach ihn das Licht in die Augen, er öffnete sie, soweit er konnte, aber er kam eben aus dem Schlaf. Mit einem Sprunge war er aus dem Bette und schlich sich hinter die Gardine, aber die Jungfrau war fort und auch mit dem Glanze war es nun vorbei. Die Blumen leuchteten gar nicht, standen aber immer sehr gut; die Altanthür war angelehnt, und tief aus den inneren Zimmern ertönte die Musik wieder so sanft und lieblich, daß man in süße Träumereien darüber versinken konnte. Das mußte doch gewiß Zauberei sein! und wer wohnte in dem stillen einsamen Hause? Wo war der eigentliche Eingang zu demselben? Die ganze untere Etage bestand aus Kaufmannsläden, und da konnte doch unmöglich auch die rechte Hausthür sein. —

Eines Abends saß der Fremde auf seinem Altan, in der Stube hinter ihm brannte das Licht, und daher war es ganz natürlich, daß sein Schatten bis an des Nachbars Wand reichte, ja wirklich! da saß er mitten unter den Blumen des Altans, und wenn der Fremde sich rührte, bewegte sich auch der Schatten.

„Ich glaube, mein Schatten ist das einzige lebendige Wesen dort drüben,“ sagte der gelehrte Mann. „Seht doch, wie gemüthlich er dort bei den Blumen sitzt! Die Altansthür steht halb offen, daher sollte der Herr Schatten so klug sein, hinein zu gehen, sich dort umzusehen und mir dann zu erzählen, was er gesehen hätte.“

„Ja, Du mußt wahrhaftig Nutzen schaffen,“ fuhr er scherzend fort, mit sich selbst zu sprechen. „Sei nur so gefällig hinein zu treten! Nun, wirst Du gehen!“ und dabei nickte er dem Schatten zu und der Schatten nickte wieder. „Nun so geh denn,

aber bleibe nicht ganz weg!“ Und der Fremde stand auf, und der Schatten auf des Nachbars Altan stand auch auf, und der Fremde drehte sich um, und der Schatten drehte sich um, ja, hätte Jemand es recht bemerkt und gesehen, so hätte er deutlich wahrnehmen können, wie der Schatten gerade in dem nämlichen Augenblick in die halb offen stehende Altanthür des Nachbars gegenüber hineintrat, als der Fremde in seine Stube zurückging und die lange Gardine hinter sich fallen ließ.

Den andern Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und Zeitungen zu lesen. — „Was ist das?“ sagte er, als er in den Sonnenschein kam, „ich habe ja keinen Schatten! — So wird er denn am Ende gestern Abend wirklich davongegangen sein; das ist doch recht langweilig.“

Und es beunruhigte ihn der Vorfall, nicht um des Schattens willen, sondern weil er wußte, daß es eine Geschichte von einem Mann ohne Schatten giebt, die alle Leute in den kalten Ländern kennen; wenn er nun dort hin käme und seine Erlebnisse erzählte, so würde man von ihm sagen, daß er Anderen nacherzähle, was er doch gar nicht nöthig hatte. Er nahm sich daher vor, lieber gar nicht von der Sache zu sprechen, was gewiß sehr vernünftig von dem gelehrten Mann gedacht war.

Als der Abend gekommen war, ging er wieder auf den Altan hinaus; das Licht hatte er ganz richtig hinter sich auf den Tisch gestellt, denn er wußte wohl, daß der Schatten immer seinen Herrn zum Schirmbrett haben will, aber er konnte ihn nicht herauslocken. Er machte sich groß, er machte sich klein, doch es war kein Schatten da, und es kam auch keiner. Er sagte hm! hm! aber auch das half nichts.

Verdrießlich war's, aber in den warmen Ländern wächst Alles außerordentlich schnell, und nach Verlauf von acht Tagen merkte der gelehrte Mann, daß ihm ein neuer Schatten aus den Beinen wuchs, wenn er im Sonnenschein ging: die Wurzeln waren vermuthlich sitzen geblieben. Nach drei Wochen hatte er einen

ganz leidlichen Schatten wieder, der, als er nach dem Norden zurückreiste, auf der Ueberfahrt mehr und mehr zunahm, bis er endlich so groß wurde, daß die Hälfte hinreichend gewesen wäre.

So war der gelehrte Mann denn wieder in die Heimath zurückgekehrt, und er schrieb nun Bücher von dem Wahren, dem Guten und dem Schönen, das es in der Welt giebt, und es verstrichen Tage und Jahre, viele Jahre. — —

Da saß er eines Abends auf seiner Stube, als ganz leise an die Thür geklopft wurde.

„Herein!“ sagte er, aber es kam Niemand. Er ging hin, um die Thür aufzumachen, und vor ihm stand ein so hagerer Mensch, daß ihm ganz sonderbar dabei zu Muthe ward. Im Uebrigen war aber der fremde Mensch sehr fein gekleidet; es mußte wohl ein recht vornehmer Herr sein.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte der Gelehrte.

„Dachte ich's nicht,“ sagte der feingekleidete Herr, „daß Sie mich nicht wiedererkennen würden! Ich bin mir auch so verändert vorgekommen; ich habe mir Fleisch und Kleider zugelegt. Sie haben's wohl nicht gedacht, mich jemals in solchem Wohlstand wiederzufinden? — Kennen Sie denn Ihren alten Schatten nicht mehr? — Gewiß, Sie haben nicht geglaubt, mich noch einmal wiederzusehen! Mir ist es ganz besonders glücklich ergangen, seit ich nicht bei Ihnen war; ich bin in jeder Weise ein behäbiger Mann geworden. Soll ich mich jetzt von meinem früheren Dienst loskaufen, so kann ich's,“ und dabei rasselte er mit einem ganzen Klunker von goldenen Petschaften, die an seiner Uhr hingen, und steckte die andere Hand in eine schwere goldene Kette, die er um den Hals trug . . . o Himmel! wie glänzten alle seine Finger von ächten Diamantringen! Und das Alles war gediegenes Gold und Edelstein vom klarsten Wasser.

„Nein! ich kann gar nicht zu mir selbst kommen vor Erstaunen,“ sagte der gelehrte Mann. „Was ist doch das Alles?“

„Etwas Gewöhnliches ist es jedenfalls nicht“, sagte der Schatten. „Aber Sie selbst gehören ja auch nicht zu den Gewöhnlichen, und ich, Sie wissen es, bin von jeher in Ihre Fußtapfen getreten. Sobald Sie mich für reif hielten, allein in die Welt hinaus zu gehen, ging ich meinen eigenen Weg. Ich bin jetzt in den allerbrillantesten Umständen, aber es befiel mich eine Art von Sehnsucht, Sie einmal wiederzusehen, ehe Sie sterben, denn sterben müssen Sie doch! Ich wollte auch diese Lande noch einmal besuchen; man hängt ja an seinem Vaterlande! — Ich weiß, daß Sie einen anderen Schatten bekommen haben. Ist Etwas zu entrichten dafür an Sie oder an ihn? Sie wollen nur so gut sein, es mir zu sagen?“

„Bist Du's denn wirklich?!“ rief der gelehrte Mann aus. „Nie hätte ich gedacht, daß man seinen Schatten als Mensch sollte wiederkehren sehen können.“

„Sagen Sie mir, was ich zu bezahlen habe,“ wiederholte der Schatten, „denn ich möchte ungern bei Jemandem in Rückstand stehen.“

„Wie kannst Du nur so sprechen?“ sagte der gelehrte Mann. „Von welcher Schuld könnte hier die Rede sein? Halte Du Dich immerhin so frei und ungebunden wie jeder Andere. Ich freue mich unendlich über Dein Glück. „Setze Dich, alter Freund, und erzähle mir nur ein Wenig von dem, was Dir widerfahren ist, und wie es bei dem Nachbar gegenüber in dem warmen Lande aussah.“

„Recht gern will ich Ihnen davon erzählen,“ sagte der Schatten und nahm Platz auf einem Stuhl. „Sie müssen mir denn aber auch geloben, daß Sie hier zu Niemandem in der Stadt davon sprechen wollen, daß ich früher Ihr Schatten gewesen bin. Ich habe nämlich im Sinn, mich zu verheirathen; ich kann mehr als eine Familie ernähren.“

„Sei unbesorgt,“ sagte der gelehrte Mann; „ich werde Niemandem sagen, wer Du eigentlich bist. Hier ist meine Hand! Ich gelobe es, und ein Wort ein Mann!“

„Ein Wort ein Schatten!“ sagte der Fremde; denn so mußte er sich ja nothwendig ausdrücken.

Es war übrigens recht wunderbar anzusehen, wie der Schatten so ganz und gar Mensch geworden war. Ganz schwarz war er gekleidet, sein ganzer Anzug war von dem allerfeinsten Tuch; dazu lackirte Stiefel und ein Klapphut, von dem nur Poll und Rand zu sehen waren, von Dingen, die wir schon kennen, als goldene Petschafte, Halsketten und Diamantringe, nicht zu reden. Gewiß! der Schatten war in jeder Hinsicht gut gekleidet, und das trug denn besonders dazu bei, daß er wie ein Mensch aussah.

„Ich will nun erzählen, sagte der Schatten, und dabei setzte er seine Füße mit den lackirten Stiefeln, so hart er es vermochte, auf den Aermel des neuen Schattens vom gelehrten Mann, welcher zu dessen Füßen lag, und das geschah entweder aus Hochmuth, oder um den neuen Schatten zum Anhänger zu machen. Derselbe blieb denn auch ganz ruhig liegen, um genau zuzuhören; denn ihn mochte wohl zu erfahren verlangen, wie er es anzufangen habe, auch einmal sein eigener Herr zu werden.

„Wissen Sie, wer das nachbarliche Haus gerade gegenüber bewohnte?“ fragte der Schatten. „Das war die Schönste von allen Schönen in der Welt, es war die Poesie. Ich blieb drei Jahre in ihrem Hause, und das ist eben so erfolgreich, als wenn man drei tausend Jahre lebte und Alles läse, was geschrieben wird. Denn Das sage ich und Das ist gewiß: ich habe Alles gesehen und ich weiß Alles.“ — —

„Die Poesie?“ sagte der gelehrte Mann, „ja! ja! die lebt etwas einsiedlerisch in großen Städten. Ich sah sie einen Augenblick, aber der Schlaf saß mir damals in den Augen. Sie stand auf dem Altan und glänzte wie das Nordlicht. — Bitte, erzähle doch weiter! — Du warst auf dem Altan, Du tratest hinein, und dann . . . ?“

„War ich im Vorgemach,“ sagte der Schatten. „Sie haben

immer nur nach dem Vorgemach geschaut. Da gab es aber gar kein Licht, es herrschte eine Art Halbdunkel darin; aber die anderen Thüren gegenüber einer langen Reihe von Zimmern standen offen, und dort war's so hell und erleuchtet, daß ich vor lauter Licht gestorben sein würde, wäre ich bis zu der Schönheit selbst gelangt. Aber ich war besonnen; ich ließ mir gute Weile, und das soll man allzeit thun."

„Was sahst Du denn dort?" fragte der gelehrte Mann.

„Ich sah Alles und will es Ihnen erzählen," antwortete der Schatten. „Aber — und es geschieht wirklich nicht aus Stolz — als nunmehriger freier und selbstständiger Mann und bei den Kenntnissen, die ich mir erworben, meiner vortrefflichen Umstände nicht einmal zu gedenken, wünschte ich sehr, daß Sie mich künftig Sie nennen wollten."

„Um Entschuldigung," sagte der gelehrte Mann; „es war die alte Gewohnheit, die so fest bei mir hing. — Sie haben vollkommen Recht und ich werde dessen eingedenk sein. Erzählen Sie mir denn nun auch Alles, was Sie gesehen haben."

„Alles," sagte der Schatten, „denn ich sah Alles und weiß Alles."

„Wie sah es aus in den inneren Sälen der Poesie?" fragte der Gelehrte. „War es da wie im grünen Walde? war es wie in einer heiligen Kirche? waren die Säle wie der sternhelle Himmel, wenn man auf den hohen Bergen steht?"

„Alles war da," sagte der Schatten. „Ich ging ja nicht ganz hinzu! Ich blieb in dem Halbdunkel, aber ich stand doch so, daß ich Alles in den Sälen übersehen konnte, und deshalb weiß ich Alles. Ich befand mich im Vorhofe, in den sogenannten Vorhallen der Poesie."

„Was aber sahen Sie dort? Passirten alle Götter der Vorzeit durch diese Säle? kämpften dort die alten Helden? spielten liebe Kinder drinnen und erzählten ihre Träume?"

„Ich wiederhole Ihnen," antwortete der Schatten, „daß ich

dort gewesen bin und Alles gesehen habe, was zu sehen war. Wären Sie da gewesen, Sie würden nicht zum Menschen geworden sein, allein das ward ich und lernte meine Natur, mein Angebornes, meine Verwandschaft mit der Poesie kennen. Während ich bei Ihnen in Dienst stand, dachte ich daran nicht, aber jedesmal, wenn die Sonne aufging, und immer, wenn sie unterging — Sie wissen es — ward ich so sonderbar groß, und bei Mondschein war ich fast deutlicher als Sie selbst. Damals kannte ich meine Natur noch nicht, aber im Vorgemache der Poesie wurde sie mir klar und ich ward ein Mensch. Gereift kam ich wieder hinaus, aber Sie waren nicht mehr in den warmen Ländern; ich schämte mich, als nunmehriger Mensch, so einher zu gehen, wie ich's that. Mir thaten Stiefel, Kleider, kurz, der ganze Firniß noth, woran man die Menschen erkennt. Ich wählte einen Weg, ja, Ihnen darf ich's sagen, ich nahm meine Zuflucht zu den Unterröcken einer Küchenfrau; darunter verbarg ich mich! Erst wenn der Abend gekommen war, ging ich aus und durchstrich die Straßen im Mondschein. Ich machte mich lang, klimmte die Mauern hinan, das kitzelt so einzig im Rücken, ich stieg hinunter, guckte in die Stuben, in die Säle, in die Dachkammern; ich guckte, wo kein Anderer hingucken konnte, und ich sah, was kein Anderer sehen sollte. Im Grunde ist's eine garstige Welt, worin wir leben; ich wollte in der That kein Mensch sein, wenn es nicht einmal für Etwas gehalten würde, Mensch zu sein. Ich sah das Allerundenkbarste bei Frauen, bei Männern und bei den süßen lieben Kindern; ich sah," sagte der Schatten, „was kein Mensch wissen darf, was aber Jeder so gern wissen möchte: das Böse am Nachbarn. Hätte ich eine Zeitung darüber geschrieben, sie wäre gelesen worden; aber ich schrieb gerade an die Person selbst, und es gab ein Lärmen ohne Ende in allen Städten, wohin ich kam. Sie fürchteten mich so sehr, daß sie mich entsetzlich liebten; die Professoren machten mich zum Professor, die Schneider schenkten mir neue Kleider, und ich bin reichlich damit versehen; der

Wardein schlug Münzen mir zu Ehren, und die Frauen sagten, ich wäre doch ein überaus schöner Mann. So wurde ich denn zu dem Herrn, der ich bin, und damit will ich Adieu sagen. Hier haben Sie meine Karte; ich wohne an der Sonnenseite und bin immer zu Hause bei Regenwetter.“ — Damit entfernte sich der Schatten.

„Das ist doch eine ganz merkwürdige Begebenheit!“ sagte der gelehrte Mann.

Jahr und Tag waren verstrichen, da kam der Schatten wieder.

„Wie geht's?“ fragte er.

„Ach!“ sagte der Gelehrte, ich schreibe über das Wahre, Schöne und Gute, aber Keiner mag davon hören. Ich bin ganz verzweifelt darüber, denn ich nehme mir die Sache so zu Herzen.“

„Das thue ich gar nicht,“ sagte der Schatten; ich werde fett, und darnach muß man trachten. Sie verstehen sich nicht auf die Welt; Sie werden ganz hinfällig bei Ihrem Grübeln: Sie müssen reisen! Ich mache jeden Sommer eine Reise. Wollen Sie mit reisen? Ich möchte wohl einen Gesellschafter haben. Wollen Sie mit reisen als mein Schatten? Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Sie bei mir zu haben; ich bezahle die Reisekosten.“

„Das ist zuviel,“ sagte der gelehrte Mann.

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Schatten. „Ihnen wird das Reisen sehr zuträglich sein. Wollen Sie meinen Schatten abgeben, so soll Ihnen die ganze Reise Nichts kosten.“

„Das geht zu weit!“ sagte der gelehrte Mann.

„Die Welt ist nun einmal so und wird auch so bleiben,“ sagte der Schatten; und damit empfahl er sich.

Dem gelehrten Mann ging es nun gar nicht gut, Sorgen und Kummer umgaben ihn, und was er von dem Wahren, Guten und Schönen sagte und schrieb, das war für die meisten Menschen wie Rosen für die Kuh; er wurde zuletzt ganz krank und elend.

„Sie sehen wirklich aus wie ein Schemen,“ sagten die Leute

zu ihm, und ihm schauderte dabei, denn er dachte über die Worte nach.

„Sie müssen in's Bad reisen," sagte der wiederkehrende Schatten, der ihn zu besuchen gekommen war. „Es ist nichts Anderes übrig. Ich will Sie mitnehmen aus alter Bekanntschaft; ich stehe für die Reise und Sie machen die Beschreibung davon und den Unterhalter für mich. Ich muß nothwendig die Bäder gebrauchen, denn mein Bart will nicht wachsen; das ist auch eine Krankheit, denn einen Bart muß man haben. Sein Sie nun so vernünftig, das Anerbieten anzunehmen. Wir reisen ja als Gefährten zusammen!"

Und so reisten sie denn! Der Schatten war Herr und der Herr spielte den Schatten. Sie fuhren miteinander, sie ritten, sie gingen zusammen, neben einander und hinter einander, je wie die Sonne stand. Der Schatten wußte sich immer an der Herrenseite zu halten, und darauf achtete der Gelehrte gar nicht; er war ein herzensguter Mann und dabei überaus freundlich und mild. Eines Tages sagte er zu dem Schatten: „Da wir nun Reisegefährten geworden, wie wir es sind, und auch von Jugend an mit einander aufgewachsen sind, sollen wir uns denn nicht auch dutzen? Das ist doch zutraulicher!"

„Da sagen Sie Etwas!" antwortete der Schatten, der ja nun der eigentliche Herr geworden war. „Das ist recht offen und wohlgemeint von Ihnen gesprochen. Ich will nun eben so offenherzig und rückhaltslos sein. Sie als Gelehrter wissen unstreitig, wie eigenthümlich die Natur aller Dinge ist. Einige Menschen können nicht vertragen, ein Stück Löschpapier anzurühren, ohne daß ihnen übel davon wird, anderen geht's durch alle Nerven, wenn man mit einem Nagel an eine Fensterscheibe schreibt. Mich kommt ein eben solches Gefühl an, wenn ich Sie Du zu mir sagen höre; ich fühle mich wie zur Erde gedrückt und in meine frühere Lage zurückgebracht. Sie sehen also, daß es ein eigenes Gefühl und kein Stolz ist, welches mir verbietet, mich von Ihnen dutzen

zu lassen. Aber ich will recht gern Du zu Ihnen sagen; so ist ja doch die Hälfte gethan!“

Und nun sagte der Schatten Du zu seinem vormaligen Herrn. —

„Das ist doch zu arg, daß er mich dutzt, während ich ihn Sie nennen soll!“ sagte der gelehrte Mann bei sich selbst, aber er mußte nun wohl ausharren.

Sie kamen nach einem Badeorte, der von vielen Fremden besucht war, darunter auch von einer Königstochter, die von dem Uebel befallen war, daß sie zu scharf sah, was denn allerdings auch ganz ängstlich und bedenklich sein mußte.

Gleich hatte sie es durchschaut, daß der Neuangekommene eine ganz andere Person als alle anderen Badegäste war. „Es heißt, er ist hier, um seinen Bart zum Wachsen zu bringen,“ sagte sie, „aber ich sehe die wahre Ursache seines Kommens: er kann keinen Schatten werfen.“

Neugierig war sie indessen geworden, und daher trat sie gleich einen Spaziergang an in der allgemeinen Promenade, wo sie auch sogleich eine Unterhaltung mit dem fremden Herrn anknüpfte. Als eine Königstochter brauchte sie nicht viele Umstände zu machen, und daher sagte sie geradezu zum Fremden: „Ihre Krankheit besteht darin, daß Sie keinen Schatten werfen können.“

„Ihre Königliche Hoheit müssen sich sehr auf der Besserung befinden“, antwortete der Schatten. „Ich weiß, daß Ihr Uebel ist, daß Sie zu scharf sehen, aber es hat sich schon verloren; Sie sind geheilt! Ich habe gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatten. Sehen Sie denn nicht die Person, die immer neben mir geht? Andere Leute haben einen gewöhnlichen Schatten, aber ich liebe das Alltägliche nicht. Man giebt seinem Diener feineres Tuch zur Livree, als man selbst trägt, und so habe ich denn meinen Schatten zum Menschen aufstutzen lassen, ja, Sie werden sehen, daß ich sogar auch ihm einen Schatten zugelegt habe. Das kostet viel Geld, aber ich mag nun einmal gern Etwas für mich haben.“

„Was?“ sagte die Prinzessin bei sich selbst, „sollte es mit mir

wirklich schon so weit gekommen sein? Dies Bad ist das erste in der Welt! Das Wasser hat in unseren Tagen ganz außerordentliche Heilkraft; aber ich werde darum doch nicht abreisen, denn nun fängt es erst an, hier recht spaßhaft zu werden. Der fremde Badegast gefällt mir ganz besonders wohl. Wenn nur sein Bart nicht gar zu bald wachsen wollte! sonst wird er uns gewiß gleich verlassen."

Abends tanzte die Königstochter im großen Ballsaale mit dem Schatten. Sie war leicht, aber er noch leichter; einen solchen Tänzer hatte die Prinzessin noch nie gehabt. Sie erzählte ihm, aus welchem Lande sie war, und er kannte das Land, hatte das Land bereist, aber damals war die Prinzessin noch nicht da gewesen; er hatte von oben und von unten in die Fenster geguckt, er hatte sowohl das Eine als das Andere dort gesehen, und darum konnte er der Königstochter in jeder Weise Rede stehen und Andeutungen machen, über die sie erstaunte. Er mußte der weiseste Mann in der ganzen Welt sein; sie wurde ganz von Achtung vor ihm durchdrungen, und als sie zum zweiten Male mit ihm tanzte, verliebte sie sich in ihn, und das hatte der Schatten gleich weg, denn es war nicht anders, als wenn sie ihn durch und durch schauen wollte. Sie tanzten noch zum dritten Mal mit einander, und da hätte die Prinzessin ihm bald Alles gestanden, aber sie war besonnen, sie gedachte ihres Reiches und der vielen Menschen, über die sie regieren sollte. „Ein weiser Mann ist er," dachte sie bei sich selbst, „das ist gut, und herrlich tanzte er, das ist auch gut. Ob er aber auch Kenntnisse besitzt? das ist eben so wichtig; man muß ihn sondiren. Und darauf fing sie so allmälig an, ihn um Etwas vom Allersubtilsten zu fragen; sie selbst hätte keine Antwort darauf geben können und der Schatten machte ein ganz sonderbares Gesicht dazu.

„Darauf wissen Sie nichts zu antworten?" sagte die Königstochter.

„Das gehört zu den Studien meiner Kinderjahre," antwortete



der Schatten. „Ich glaube, daß sogar mein Schatten dort an der Thür Antwort darauf geben kann.“

„Ihr Schatten?“ wiederholte die Prinzessin. „Das würde einzig in seiner Art sein.“

„Ich weiß es nicht gewiß,“ sagte der Schatten, „aber ich sollte es meinen. Er hat mich nun so viele Jahre begleitet und aufgemerkt; ich sollte es daher meinen. Aber ihre Königliche Hoheit wollen erlauben, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, wie er sich so sehr fühlt, als Mensch einhergehen zu dürfen, daß, wenn man ihn bei rechter Laune erhalten will, was nothwendig ist, wenn er gut antworten soll, er ganz als Mensch behandelt werden muß.“

„Das gefällt mir an ihm,“ sagte die Königstochter.

Und darauf ging sie hin zu dem gelehrten Mann an der Thür und unterhielt sich mit ihm von Sonne, Mond und Sternen und von der inneren und äußeren Mission, und der Gelehrte gab sehr vernünftige und gescheite Antworten auf Alles, was die Prinzessin ihn fragte.

„Was das doch für ein ausgezeichneter Mann sein muß, der einen so weisen Schatten hat!“ dachte die Prinzessin. „Es wird ein wahres Glück und Heil für mein Land und Volk sein, wenn ich ihn zu meinem Gemahl erwähle! Ich werde es auch thun!“

Und sie wurden bald einig, die Königstochter und der Schatten, aber Niemand — so sagte sie — dürfte etwas davon erfahren, bis sie in ihr Reich gekommen wären.

„Niemand! nicht einmal mein Schatten,“ sagte der Schatten, und dabei hatte er nun seine besonderen Absichten.

Nun waren sie in dem Lande, über das die Königstochter regierte, wenn sie zu Hause war.

„Höre, mein guter Freund,“ sagte der Schatten zu dem gelehrten Mann, „nun bin ich so glücklich, als es nur irgend Einer werden kann. Nun will ich auch etwas Außerordentliches für Dich thun. Du sollst immer bei mir auf dem Schlosse wohnen,



mit mir ausfahren in meinem königlichen Wagen und hunderttausend Thaler jährlichen Gehalt beziehen, aber Du mußt Dich dann von Allen und Jedem **Schatten** nennen lassen; Du mußt nicht verrathen, daß Du jemals ein Mensch gewesen bist, und einmal alljährlich, wenn ich im Mondschein auf dem Altan sitze, um mich sehen zu lassen, mußt Du als mein Schatten zu meinen Füßen liegen. Denn ich kann Dir sagen, ich werde die Königstochter heirathen; heute Abend wird das Vermählungsfest gefeiert werden."

„Das geht über alle Grenzen, mir so Etwas zuzumuthen!" sagte der gelehrte Mann. „Nein, nie und nimmer werde ich mich dazu hergeben. Das heißt ja das ganze Land betrügen und die Königstochter oben drein! Nein und wieder nein! Ich werde Alles an den Tag bringen; ich werde sagen, daß ich ein Mensch und Du nur mein Schatten bist, der in Kleider gesteckt worden ist."

„Das wird Dir Niemand glauben," sagte der Schatten. „Sei daher vernünftig, oder ich lasse die Wache rufen." —

„Ich gehe gerade zu der Königstochter," sagte der gelehrte Mann.

„Aber ich gehe erst," sagte der Schatten, „und Du gehst in Arrest" — — und das mußte er auch, denn die Schildwachen gehorchten dem Schatten, weil sie wußten, daß die Königstochter ihn heirathen wollte.

„Du zitterst?" sagte die Königstochter, als der Schatten zu ihr hereinkam. „Ist etwas vorgefallen? — Du mußt nicht krank werden für heute Abend, nun, da wir Hochzeit haben sollen!"

„Ich habe das Schrecklichste erlebt, was zu erleben ist," sagte der Schatten. „Denke Dir" — ja, so ein armes Schattenherz kann nicht viel ertragen! — „denke Dir, mein Schatten ist verrückt geworden: er bildet sich ein, er sei ein Mensch und daß ich — ich bitte Dich! daß ich sein Schatten bin!"

„Das ist ja ganz entsetzlich!“ rief die Prinzessin. „Er ist doch wohl in Verwahrsam gebracht?“

„Das ist er,“ antwortete der Schatten, „aber ich befürchte, er wird nie wieder von seinem Wahne geheilt werden.“

„Armer Schatten!“ sagte die Prinzessin. „Er ist gewiß zu bedauern! Es ist am Ende eine wahre Wohlthat, ihn von dem bischen Leben zu befreien, das noch in ihm ist, und wenn ich's mir recht überlege, so denke ich, es wird nothwendig sein, daß man ihn in aller Stille auf die Seite bringt.“

„Das ist freilich hart,“ sagte der Schatten, „denn er war immer ein treuer Diener,“ und dabei that er einen tiefen Seufzer.

„Sie sind ein edler Charakter,“ sagte die Königstochter. — Abends war die ganze Stadt erleuchtet, die Kanonen wurden gelöst und die Soldaten präsentirten das Gewehr. Es war Vermählungsfest. Die Königstochter und der Schatten traten auf den Altan hinaus, um sich dem Volke zu zeigen und noch ein Hurrah zu bekommen.

Der gelehrte Mann aber hörte von dem Allen nichts, denn ihn hatte man abgethan.

Der kleine Tuk.

Da haben wir den kleinen Tuk! Er hieß eigentlich nicht Tuk, aber als er noch nicht recht sprechen konnte, nannte er sich selbst Tuk, das sollte Karl bedeuten, und gut, daß man's nur weiß! Er hatte seine kleine Schwester Gustave zu warten, welche viel jünger war als er, und sollte auch seine Lection überlesen; aber zwei Dinge auf einmal, das geht nicht recht. Der arme Junge saß da mit der kleinen Schwester auf dem Schoß und sang ihr alle die Lieder vor, die er konnte, und dabei richtete er immer die Augen nach dem Geographiebuch, das offen vor ihm auf dem Tische lag. Zu morgen sollte er alle Städte im Stifte Seeland nennen können und Alles von denselben wissen, was man davon weiß.

Nun kam die Mutter nach Hause, denn sie war ausgewesen, und nahm die kleine Gustave auf den Arm. Tuk lief an's Fenster und las so eifrig in seinem Geographiebuche, daß er sich bald die Augen ausgesehen hätte, denn es war nahe vor Dunkelwerden und die Mutter wußte nicht Rath, Licht zu brennen.

„Da geht die alte Waschfrau aus der Twete neben an," sagte die Mutter, indem sie aus dem Fenster sah, „sie kann sich kaum selbst fortschleppen und muß doch noch den Wassereimer von der Pumpe tragen. Spring Du hinunter, mein Tuk, und sei ein guter Junge! hilf der alten Frau den vollen Eimer tragen!"

Und Tuk sprang sogleich hinunter und half tragen, aber als er wieder heraufkam, war es ganz dunkel geworden; an Licht war nicht zu denken; er sollte zu Bett auf seine alte Schlafbank. — Da lag er nun und dachte an seine Geographielection, das Stift Seeland und Alles, was der Lehrer davon gesagt hatte. Er hätte nothwendig noch lernen sollen, aber das konnte ja nun nicht mehr angehen. Das Geographiebuch steckte er unter sein Kopfkissen, weil er gehört hatte, daß das bedeutend helfen sollte, die Lection in den Kopf zu bringen; doch darauf kann man sich nicht verlassen.

Da lag er nun so und dachte an das Stift Seeland und die vielen Städte darin, und es kam ihm vor, als wenn ihn Jemand auf Augen und Mund küßte, er schlief und schlief doch wieder nicht recht; es war, als wenn die alte Waschfrau ihn mit ihrem sanften Auge ansah und sagte: „Das würde eine große Sünde sein, wenn Du Deine Lection nicht solltest können. Nun will ich Dir helfen, und der liebe Gott wird es allzeit thun.“

Und auf einmal fing das Buch unter des kleinen Tuk Kopfkissen an zu kribbeln und zu krabbeln.

„Kükelekü!“ das war ein Grieshuhn von Kjöge. „Ich bin ein Kjögerhuhn!“ und dabei sagte es, wie viele Einwohner und von der Seeschlacht im Kjöger Meerbusen, und das sei nun nicht der Mühe werth, weiter davon zu sprechen.

Kribbel, krabbel ging's wieder! Bums! da fiel Einer und das war ein hölzerner Papagei, der Papagei vom Vogelschießen in Prästö. Der sagte, es wären ebensoviel Einwohner in Prästö, als er Nägel im Leibe hätte. „Thorwaldsen hat auf der Ecke bei mir gewohnt,“ fügte er etwas stolz hinzu. „Ich habe eine vortreffliche Lage.“

Aber der kleine Tuk lag keinesweges, er war auf einmal zu Pferde gekommen und im Galop ging's weiter. Ein prächtig gekleideter Ritter mit goldenem Helm und wehendem Federbusch hatte ihn vor sich genommen, und sie eilten zusammen durch den

Wald nach der alten Stadt Wordingborg. Das war eine große und volkreiche Residenzstadt; hohe Thürme prangten auf der Königsburg und die Kerzen strahlten weit hinaus durch die Schloßfenster. Drinnen war Sang und Tanz, König Waldemar und stattliche junge Hoffräulein führten einen Rundtanz auf. — Es wurde Morgen, und so wie die Sonne erschien, sank die Stadt hin und von der Königsburg der eine Thurm nach dem andern, so daß zuletzt nur noch ein einziger von der Burgfeste auf dem Walle übrig blieb, wo das Schloß einst gestanden hatte, und die Stadt war nun so klein und so armselig geworden. Die Schulknaben kamen mit ihren Büchern unter dem Arm und sagten zweitausend Einwohner, aber das war nicht wahr, denn so viele waren gar nicht da.

Und der kleine Tuk lag in seinem Bette, er glaubte zu träumen und nicht zu träumen, aber Jemand war doch um und bei ihm.

„Kleiner Tuk! kleiner Tuk!" wurde gerufen, es war ein Seemann, eine ganz kleine Person, als wenn's ein Seecadet gewesen wäre, aber es war kein Cadet. „Ich soll vielmal grüßen von Korsör; das ist eine Stadt, die im Aufblühen ist, ein lebhafter Ort! Da giebt's Dampfschiffe und Postwagen. Sonst sollte Korsör immer ein widerliches Loch sein, aber das war nur eine Meinung. „Ich liege am Meer," sagte Korsör, „habe Chausseen und Parkanlagen, und ich habe einen Dichter geboren, der launig war, das sind nicht alle Dichter. Ich habe ein Schiff um die Welt segeln lassen wollen; ich that es nicht, konnte es aber gethan haben, und dann rieche ich so herrlich gerade beim Thor nach den allerschönsten Rosen.

Der kleine Tuk sah die Rosen und es wurde ihm roth und grün vor den Augen, aber als sein Blick zur Ruhe kam, sah er einen waldigen Hügel dicht an der klaren Fehrde und darüber lag eine prächtige alte Kirche mit zwei spitzigen Thürmen. Aus dem Waldhügel sprangen Quellen in dichten Strahlen hervor, und neben denselben saß ein alter König mit der goldenen Krone auf

dem langen Haare. Das war König Hroar an den Quellen, das war die Stadt Roeskilde, wie man sie nun nennt. Und über den Hügel gingen alle Könige und Königinnen Dänemarks Hand in Hand in die Kirche hinein, die goldene Krone auf dem Haupte, und die Orgel spielte so traurig dazu und die Quellen rieselten so sachte. Der kleine Tuk sah Alles, hörte Alles, „Vergiß nur die Landstände nicht!“ sagte König Hroar.

Plötzlich war das ganze Traumbild wieder verschwunden, wie man ein Blatt in einem Buche umschlägt, und darauf stand eine alte Frau vor ihm, eine Gärtnerin, die eben aus der Stadt Sorö gekommen war, wo das Gras in den Straßen wächst. Sie hatte ihre greisleinene Schürze über Kopf und Rücken geschlagen, es mußte geregnet haben, denn sie war durchnäßt. „Ja, das hat es auch!“ sagte sie und hatte gleich allerlei witzige Einfälle aus Holberg's Komödien bei der Hand und wußte von Absalon und König Waldemar zu erzählen. Auf einmal kauerte sie nieder, als wollte sie einen Sprung thun, „koax!“ sagte sie und hatte sich in einen Frosch verwandelt. „Man muß sich nach der Witterung schicken,“ sagte sie, „denn es ist naß, sehr naß in meiner Stadt, die ist wie eine Flasche; zum einzigen Thor kommt man hinein, und aus demselben muß man wieder heraus. Sonst habe ich Welse gehabt, nun habe ich rothbackige Jungen auf dem Boden der Flasche; da lernen sie Weisheit und Griechisch — Griechisch! koax! das klingt wie Froschgequake oder wie wenn man in großen Stiefeln durch Moorwasser geht — immer ist's der nämliche Ton, so langweilig! so langweilig, daß der kleine Tuk zuletzt in tiefen Schlaf darüber fiel.

Aber auch im festen Schlaf kam ein Traum über den kleinen Tuk. „Kükelekü!“ Die Hühner von Kjöge flogen um ihn her und riefen: „Du sollst einen großen Hühnerhof haben und weder Hunger noch Kummer leiden. Du wirst den Vogel schießen, wirst ein reicher und glücklicher Mann werden. Dein Haus soll prangen wie das König Waldemar's, und Bilder werden darin sein von

der Ecke bei Prästö. Du verstehst mich ja wohl? Dein Name soll in die Welt hinausfliegen wie das Schiff von Korsör, das die ganze Erde umsegeln sollte, und in Roeskilde, — — — gedenke der Landstände! sagte König Hroar — da wirst Du klug und verständig werden, kleiner Tuk, und wenn Du einst in Dein Grab kommst, sollst Du sanft ruhen — — —"

„Als wenn ich in Sorö läge," sagte der kleine Tuk, und damit war er aufgewacht. Es war heller Tag, er konnte sich nicht das Allergeringste von seinen Träumen erinnern, aber das sollte er auch nicht, denn man darf nicht wissen, was kommen wird.

Und er sprang aus dem Bette, griff nach seinem Geographiebuche, um überzulesen, und gleich konnte er seine ganze Lection. Da steckte die alte Waschfrau den Kopf in die Thür, nickte ihm freundlich zu und sagte:

„Danke Dir auch für Deine hülfreiche Hand von gestern, Du herrliches Kind; der liebe Gott lasse Deinen besten Traum in Erfüllung gehen!"

Der kleine Tuk wußte gar nicht, wovon ihm geträumt hatte, aber Einer wußte es, und wer mochte dieser Eine sein?

Das alte Haus.

Da hinunter in der Straße stand ein altes uraltes Haus, das fast dreihundert Jahre alt war, was man an der Jahreszahl ablesen konnte, die an dem Balcon unter Tulpen und Hopfenranken ausgeschnitzt war; es standen auch ganze Bibelverse da so buchstabirt, wie in alten Tagen, und über jedem Fenster ein Angesicht, das die Zunge ausstreckte. Die eine Etage lief über die andere hinaus, und unter dem Dache war eine bleierne Regenrinne mit einem Drachenkopf angebracht. Das Wasser sollte dem Unthier aus dem Rachen laufen, aber es floß ihm aus dem Leibe, denn die Rinne war voller Löcher.

Alle anderen Häuser in der Straße waren rein und zierlich, hatten große Fensterscheiben und glatte Wände; man konnte wohl sehen, daß sie nichts mit dem alten Hause zu thun haben wollten; sie dachten: „wie lange soll der alte Rumpelkasten hier noch zum Spectakel in der Straße stehen? Und dann steht der Erker soweit vor, daß aus unseren Fenstern kein Mensch sehen kann, was auf der Seite passirt! Die Treppe ist so breit wie bei einem Schloß und so hoch wie bei einem Kirchthurm. Das eiserne Geländer sieht ja aus wie die Thür zu einem Begräbniß und dabei hat es messingene Knöpfe! Das ist doch garstig!"

Gerade gegenüber in der Straße standen auch neue zierliche Häuser und die dachten ebenso wie die anderen, aber hier saß an

einem Fenster ein kleiner Junge mit rothen Backen und hellen Augen, dem das alte Haus recht gefiel, sowohl bei Sonnenschein als im Mondenglanz. Entdeckte er an der Mauer des alten Hauses eine Stelle, wo der Kalk abgefallen war, so konnte er die wunderlichsten Bilder ersinnen, wie die Straße sich vordem ausgenommen hätte mit Haustreppen, Erkern und spitzigen Giebeln; er sah Soldaten mit Hellebarden und Dachrinnen mit Lindwürmern und Drachen. Das war freilich ein Haus, das zu sehen der Mühe werth war! Und in demselben wohnte ein alter Mann, welcher in Plüschhosen und einem Rock mit großen metallenen Knöpfen ging und eine Perrücke trug, der man es wirklich ansehen konnte, daß sie eine wirkliche Perrücke war. Alle Morgen kam zu ihm ein Knecht, welcher das Haus rein machte und das Nöthige bestellte, sonst war der alte Mann in Plüschhosen ganz allein in dem alten Hause. Mitunter kam er an's Fenster, um auszusehen, dann nickte der kleine Junge ihm zu und der alte Mann nickte wieder, und so wurden die Beiden Bekannte und Freunde, obgleich sie nie miteinander gesprochen hatten, was ja auch nicht nöthig war.

Der kleine Junge hörte die Eltern sagen: der alte Mann da drüben stände sich sehr gut, aber er lebe so entsetzlich einsam.

Am nächsten Sonntag wickelte der kleine Junge Etwas in Papier und ging damit hinunter nach der Pforte, und als der Knecht vorbei kam, der Bestellungen machte, sagte er: „Höre, willst Du dem alten Mann da drüben dies von mir geben? Ich habe zwei Zinnsoldaten, dies ist der eine, den soll er haben, denn ich weiß, daß er so schrecklich einsam ist."

Und der alte Knecht sah ganz vergnügt aus, nickte und brachte den Zinnsoldaten hinüber in das alte Haus. Bald nachher kam ein Bote und sollte fragen, ob der kleine Junge nicht Lust hätte, selbst herüber zu kommen zum Besuch, was ihm auch die Eltern erlaubten, und so kam er denn selbst hinüber in das alte Haus.

Und die Messingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten stärker als sonst, man hätte glauben können, sie wären polirt worden

zu Ehren des Besuchs, und es war, als wenn die Trompeter, welche auf der Thür in Tulpen ausgeschnitzt zu sehen waren, aus allen Kräften bliesen, so pauschig waren ihre Backen. „Trateratara! der kleine Junge kommt!“ trompeteten sie, und alsbald ging die Thür auf. Der ganze Gang war mit alten Bildern von Rittern in Harnischen und Frauen in seidenen Kleidern behängt; die Harnische rasselten und die seidenen Kleider knitterten. Dann kam die Treppe, die ging ein großes Stück hinauf und ein kleines Stück hinunter — dann stand man auf dem Altan, der freilich etwas gebrechlich war von großen Löchern und langen Spalten, aber es wuchsen Gras und Blätter aus allen Oeffnungen heraus, und Altan und Mauer waren grün geworden vor Alter. Hier gab's auch Blumentöpfe mit Gesichtern und Eselsohren, und die Blumen darin wuchsen wild nach Belieben. Aus einem Blumentopf liefen die Nelkenranken über alle Beete weg, der eine Schuß reihte sich an den andern, und ganz deutlich sprachen sie: die freie Luft hat mich geliebkost, die Sonne hat mich geküßt und eine Blume zum Sonntag mir versprochen, eine kleine frische Sonntagsblume!

Darauf kamen sie in die Kammer, wo die Wände mit Schweinsleder bezogen waren, worauf verblichene goldene Blumen gemalt standen.

„Die Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!“

sagten die Wände.

Lehnstühle mit hoher Rücklehne, Schnitzwerk und zwei Armen standen zu beiden Seiten. „Setzen Sie sich! Nehmen Sie Platz!“ sagten die Stühle. „Hu! wie knackt's in mir! Nun werde ich wohl Gicht im Rücken bekommen, wie der alte Schrank dort!“

Und nun kam der kleine Junge in die Stube, wo die Erkerfenster waren und der alte Mann.

„Bedanke mich für den Zinnsoldaten, mein kleiner Freund,“

sagte der alte Mann. „Und dann danke ich Dir auch, daß Du mich besuchen willst.“

„Knack! knack!“ das sollte sein Dank! Dank! sagten alle Möbeln; es waren ihrer so viele hier, daß sie einander fast im Wege standen, um den kleinen Jungen zu sehen.

Mitten auf der Wand hing eine Schilderei mit einer jungen Dame, die so fröhlich aussah, aber ganz nach alter Weise gekleidet war, mit gepudertem Haar und weit abstehenden Reifröcken. Sie sprach kein Wort, aber mit ihren sanften Augen blickte sie den kleinen Jungen so fest an, daß er den alten Mann gleich fragte: „Wo hast Du sie her?“

„Vom Trödler,“ sagte der alte Mann. „Der hat so viele Bilder aushängen, aber Niemand bekümmert sich darum, Niemand kennt sie, denn die sie vorstellen, sind todt. Aber in alten Tagen habe ich dies junge Mädchen gekannt, doch nun ist auch sie todt, seit funfzig Jahren schon.“

Und unter dem Bilde hing hinter Glas und Rahmen ein Bouquet von welken Blumen; die waren gewiß auch schon funfzig Jahre alt, so vertrocknet sahen sie aus. Und der Perpendikel an der großen Wanduhr ging hin und her, der Zeiger drehte sich, und Alles, was in der Stube war, wurde noch älter, aber es merkte es nicht.

„Daheim sagen sie, Du seist so entsetzlich einsam,“ sagte der kleine Junge.

„O,“ antwortete er, „die alten Gedanken mit ihrem Gefolge besuchen mich, und nun kommst Du auch zu mir! — mir geht es sehr gut.“

Und darauf nahm er von einem alten Bücherschranke ein Liederbuch herab, worin ganze Aufzüge abgemalt waren: die wunderbarsten altmodischen Carrossen, wie man sie nun nicht mehr sieht, Soldaten wie der Kreuzbube auf den Spielkarten und Bürger mit flatternden Fahnen: die Schneider hatten eine mit der Scheere darin, die von zwei Löwen gehalten wurde, die Schuster eine ohne Stiefel,



über mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte, denn die Schuhmacher müssen Alles so haben, daß ein Paar daraus wird. Das war ein Liederbuch, wie's keine mehr giebt!"

Der alte Mann ging in die andere Stube, um Eingemachtes, Aepfel und Nüsse zu holen. — Ja, fürwahr! da war gut sein in dem alten Hause.

„Ich kann's hier nicht aushalten!" sagte der Zinnsoldat, welcher auf der Dragkiste stand. „Hier ist es so einsam und traurig! Wer kann das aushalten, wenn man an Familienleben gewöhnt ist! Der Tag wird Einem so lang und der Abend noch länger. Hier ist es gar nicht so wie bei Dir, wo Dein Vater und Deine Mutter so freundlich sprachen und Du und alle ihr lieben Kinder so herrlichen Spectakel machtet. Ach, wie lebt der alte Mann doch einsam! Meinst Du, daß ihn Jemand küßt, daß ihn Jemand mild ansieht oder ihm einen Weihnachtsbaum bringt? Ach nein! er bekommt Nichts, nur ein Begräbniß! — Ich halte es hier nicht aus!"

„Du mußt Dir's nur nicht so traurig vorstellen," sagte der kleine Junge. „Mir scheint's hier vortrefflich zu sein, und die alten Gedanken und ihr Gefolge besuchen Euch ja doch."

„Die sehe ich nicht und kenne sie nicht," sagte der Zinnsoldat. „Ich kann's und kann's nicht aushalten!"

„Das wirst Du doch müssen," sagte der kleine Junge.

Da kam der alte Mann mit der allerfreundlichsten Miene und brachte schöne eingemachte Sachen, Aepfel und Haselnüsse, und nun dachte der kleine Junge nicht weiter an den Zinnsoldaten. —

Glücklich und vergnügt kam der kleine Junge wieder nach Hause, und es verstrichen Tage und es verstrichen Wochen, es wurde hinübergenickt und herübergenickt nach und von dem alten Hause! und darnach kam der kleine Junge wieder, den Nachbar zu besuchen.

Und die geschnitzten Trompeter bliesen wieder. „Trateratra, der kleine Junge ist da! trateratra!" Schwert und Rüstung auf

den Ritterbildern rasselten, die seidenen Kleider knitterten und die alten Stühle klagten wieder über Gicht im Rücken, gerade so wie das erste Mal, denn drüben im alten Hause war der eine Tag wie der andere, die eine Stunde wie die andere.

„Ich halte es nicht aus!“ sagte der Zinnsoldat: „ich habe Zinn geweint! Hier ist es gar zu traurig! laß mich lieber in den Krieg gehen und Arme und Beine verlieren; das ist doch eine Veränderung! — Nun weiß ich, was es heißt, Besuche von alten Gedanken und ihrem Gefolge zu haben, denn die meinigen haben mich besucht und Du kannst glauben, das ist kein Vergnügen, wenn's lange währt. Ich hätte zuletzt von der alten Scharteke von Dragkiste hinabspringen mögen. Ich sah Euch alle drüben so deutlich, als wenn ich bei Euch gewesen wäre. Es war wieder Sonntag und Ihr standet alle um den Tisch, um Euer Morgengebet zu halten, wie Ihr es jeden Morgen thut. Ihr alle standet andächtig da mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren ebenso feierlich gestimmt. Da ging die Thür auf und die kleine, noch nicht zweijährige Schwester Marie, welche immer tanzt, wenn sie Musik und Gesang hört, von welcher Art, das ist ihr einerlei, wurde hereingelassen, was eigentlich nicht hätte sein sollen. Gleich fing sie wieder an zu tanzen, konnte aber nicht recht in Tact kommen, denn die Töne waren so langgehalten; sie stand auf dem einen Bein und hielt den Kopf vornüber, aber es wollte Alles nicht passen. Ihr bliebt alle ganz ernsthaft, ob es Euch auch schwer genug wurde, aber ich lachte innerlich über die kleine Schwester, fiel dabei vom Tisch und stieß mir eine Beule, womit ich mich noch herumschleppe, denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber das Ganze geht mir nun wieder durch den Kopf, und das sind ja wohl die alten Gedanken mit ihrem Gefolge? Sage mir, ob Ihr noch des Sonntags Betstunde haltet, und erzähle mir von der kleinen Marie! Wie geht's meinem Kameraden, dem anderen Zinnsoldaten. Ja, der kann von Glück sprechen, aber ich, ich halte es nicht aus, das ist gewiß!“

„Du bist verschenkt worden,“ sagte der kleine Junge; „Du mußt bleiben. Kannst Du das nicht einsehen?“

Und der alte Mann brachte eine Schublade, worin es viel zu sehen gab: Balsamdosen und Riechfläschchen, große vergoldete Kanten und Oblatenschachteln; große Schubladen wurden nacheinander ausgezogen und das Clavier wurde aufgemacht; das war inwendig mit Landschaften beklebt und klang so heiser, als der alte Mann darauf spielte und ein Lied dazu summte.

„Das Lied wußte sie zu singen,“ sagte er und nickte das Bild an, das er bei dem Trödler gekauft hatte, und des alten Mannes Augen wurden so klar und so hell.

„Ich will in den Krieg! ich will in den Krieg!“ rief der Zinnsoldat so laut, als er konnte, und stürzte sich gerade auf die Diele hinunter.

Wo war er geblieben? Der alte Mann suchte und der kleine Junge suchte, aber weg war er und weg blieb er. „Ich werde ihn schon wiederfinden,“ sagte der alte Mann, doch er fand ihn niemals wieder. Die Bretter des Fußbodens waren offen und voll Löcher; der Zinnsoldat war in eine Spalte gefallen und lag nunmehr im offenen Grabe.

Und der Tag ging zu Ende und der kleine Junge nach Hause, die Woche ging zu Ende und es verstrichen viele Wochen. Die Fensterscheiben waren nun zugefroren; um ein Guckloch zu haben und nach dem alten Hause hinübersehen zu können, mußte der kleine Junge das Eis mit seinem Athem aufthauen. An dem alten Hause waren alle Schnörkel und Inschriften voll Schnee, der bis über die Thürtreppe lag, als wenn Niemand zu Hause wäre, und wirklich war Niemand mehr zu Hause, denn der alte Mann war gestorben.

Bald hielt ein Wagen vor der Thür, auf diesen trug man ihn in seinem Sarge; er sollte nach seinem Begräbniß auf dem Lande gebracht werden. Da fuhren sie nun mit ihm davon! Niemand folgte dem Leichenwagen; alle seine Freunde waren ja todt! —

Einige Tage darnach wurde Auction in dem alten Hause gehalten und der kleine Junge konnte aus seinem Fenster sehen, wie alte Ritter und alte Damen, Blumentöpfe mit langen Ohren, die alten Stühle und die alten Schränke fortgetragen wurden und Einiges hierhin, Anderes dorthin kam. Das Portrait, welches bei dem Trödler gefunden worden war, kam wieder dahin, und hier blieb es hängen, denn kein Mensch kannte die junge Person mit den gepuderten Haaren und Niemand kehrte sich an das alte Bild.

Als der Frühling gekommen war, wurde das alte Haus heruntergerissen; es sei ein alter Rumpelkasten, sagten die Leute. Von der Straße her konnte man gerade in die Stube mit dem schweinsledernen Bezug sehen und wie derselbe in Stücken herunterhing und abgerissen wurde, und an dem Altan hingen die grünen Ranken wild um die herabstürzenden Balken. Zuletzt wurde der Platz, auf dem das alte Haus gestanden hatte, aufgeräumt und geebnet.

„Das half!" sagten die Nachbarhäuser.

*
* *

Darauf wurde ein neues Haus mit großen Fenstern und weißpolirten Wänden auf dem leeren Platze aufgebaut, aber vor demselben, da wo eigentlich das alte Haus gestanden hatte, legte man einen kleinen Garten an, in welchem sich wilde Weinstöcke an der Wand des Nachbarn hinaufrankten. Vor dem Garten wurde ein eisernes Gitter mit großer Pforte eingegraben; die Leute standen still, um durch das stattliche Gitterwerk hinein zu schauen. Und die Sperlinge hingen sich dutzendweise an die Weinranken und schnatterten einander in den Mund, aber nicht von dem alten Hause, das hier gestanden hatte; denn dessen konnten sie sich gar nicht mehr erinnern, es war schon so viele Jahre her, daß der kleine Junge unterdessen zum Manne herangewachsen war, zum tüchtigen Manne, an dem seine Eltern Freude erlebten. Er hatte sich nun eben verheirathet und mit seiner kleinen Frau das Haus hier mit dem Garten vor der Thür bezogen; er stand neben ihr und sah, wie sie eine Feldblume einpflanzte, die sie so hübsch gefunden hatte,

und mit ihren zarten Fingern die Erde um die Blume festdrückte. „Au!“ sagte sie, „was war das? Ich stach mich! es saß etwas Spitziges in der weichen Erde.“

Das war — ja denkt einmal! das war der Zinnsoldat, er, der dem alten Mann weggekommen war, sich unter Bauholz und Schutt herumgetummelt und zuletzt viele Jahre in der Erde gelegen hatte!

Und die junge Frau trocknete den Soldaten erst mit einem grünen Blatte ab, dann mit ihrem feinen Taschentuch, das so wunderherrlich roch. Dem Zinnsoldaten ward es dabei, als wenn er aus langer Betäubung wieder erwachte.

„Laß mich sehen!“ sagte der junge Mann, lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. „Der kann es nun nicht sein,“ sagte er, „aber er gemahnt mich an eine Geschichte mit einem Zinnsoldaten, die ich in meiner Jugend als kleiner Junge erlebte.“ Und darauf erzählte er seiner Frau von dem alten Hause, dem alten Manne und dem Zinnsoldaten, den er dem Alten gesandt hatte, weil derselbe so einsam und so verlassen gewesen, und er wußte das Alles so genau zu erzählen, wie es wirklich passirt war, daß der jungen Frau Thränen in die Augen kamen über das alte Haus und den alten verlassenen Mann.

„Es kann doch sein, daß es der nämliche Zinnsoldat ist,“ sagte sie. „Ich will ihn verwahren und Alles behalten, was Du mir erzählt hast, aber des alten Mannes Grab mußt Du mir auch zeigen.“

„Ja, wenn ich es wüßte!“ sagte der junge Mann. „Niemand weiß es, und alle seine Freunde sind längst todt. Keiner pflegte seine Ruhestätte und ich war damals ja ein kleiner Junge.“

„Wie schrecklich einsam er doch gewesen sein muß!“ sagte die junge Frau.

„Schrecklich einsam!“ sagte der Zinnsoldat. „Aber herrlich ist es, nicht vergessen zu werden.“

„Herrlich! wiederholte Etwas ganz in der Nähe, aber nur

der Zinnsoldat wurde gewahr, daß es ein Stück von dem schweinsledernen Bezug war, das ohne alle Vergoldung dalag und wie feuchte Erde aussah, aber eine Meinung hatte es doch und die sprach es frank und frei aus.

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!“

Aber der Zinnsoldat wollte nicht daran glauben.

Der Flachs.

Der Flachs stand in Blüthe. Er hat so schöne blaue Blümchen, die so weich sind wie die Flügel eines Nachtfalters. Die Sonne beschien den Flachs und der Regen begoß ihn, was eben so gut für ihn war, als wenn kleine Kinder gewaschen werden und dann einen Kuß von der Mutter bekommen. Sie werden davon ja sehr schön, und das wurde der Flachs auch.

„Die Leute sagen, ich stehe so vorzüglich gut," sagte der Flachs, „und ich werde so lang; es wird ein tüchtiges Stück Leinen aus mir kommen. Was bin ich doch glücklich! Ich bin gewiß der Allerglücklichste von Allen! Ich habe es so gut und es wird Etwas aus mir werden! Was der Sonnenschein doch munter macht und der Regen gut schmeckt und erfrischt! Ich bin unendlich glücklich, unstreitig der Allerglücklichste!"

„Jawohl! jawohl! jawohl! sagten die Zaunpfähle. „Du kennst die Welt nicht, aber das thun wir alten knorrigen Jungen," und dabei knackten sie so jämmerlich.

„Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Wir geh'n nach Haus;
Das Lied ist aus!"

„Nein, es ist nicht aus!" sagte der Flachs. „Die Sonne scheint morgen, der Regen thut so gut; ich kann's hören, wie ich wachse, ich kann fühlen, daß ich blühe. Ich bin der Allerglücklichste in der ganzen Welt!"

Aber eines Tages kamen Leute daher und nahmen den Flachs beim Kopf und rissen ihn aus mit der Wurzel: das that weh! sie legten ihn in Wasser, als hätten sie ihn ersäufen wollen, und darauf kam er über Feuer, als hätten sie ihn braten wollen; das war gräulich!

„Man kann nicht immer gute Tage haben,“ sagte der Flachs; „man muß etwas durchmachen, so wird man klug.“

Aber es erging ihm noch ganz schlimm, denn er wurde gerauft und geröstet, gerungen und geschwungen, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er davon, wie das Alles hieß, was sie mit vorhatten! und zuletzt kam er sogar auf den Recken, und da ging's schurre, schnurre, rurr! so daß es unmöglich war, die Gedanken dabei zusammenzuhalten.

„Ich bin überaus glücklich gewesen,“ dachte er bei allen seinen Qualen. „Man maß sich des Guten freuen, das man genossen hat. Froh sein, darum gilt's!“ und das sagte er noch, als er auf den Weberstuhl kam, wo er zu einem einzigen Stück schöner Leinwand wurde — aus all dem Flachs, allen den vielen Pflanzen nur ein einziges Stück! —

„Das ist ja einzig in seiner Art! Das hätte ich nie gedacht! Wie mir doch das Glück günstig ist! Ja, die Zaunpfähle, die wußten wohl Bescheid mit ihrem einfältigen

„Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Das Lied ist aus;
Wir geh'n nach Haus!“

Das Lied ist noch lange nicht aus, es fängt erst recht an, es ist ohne Gleichen! Habe ich viel ausstehen müssen, so bin ich denn nun auch zu Etwas dafür geworden; ich bin ganz unstreitig der Glücklichste von Allen! — Wie bin ich nicht so stark und so weich, so weiß und so lang geworden! Das ist doch ganz etwas Anderes als eine Pflanze sein, selbst wenn man auch blüht! Man wird nicht gewartet und bekommt nur Wasser, wenn es regnet. Jetzt werde ich dagegen gehörig bedient: das Mädchen kehrt mich alle Morgen

und giebt mir mit der Gießkanne ein Regenbad alle Abend, ja, die Pastorin selbst hat mir eine Lobrede gehalten und gesagt, ich sei das beste Stück Leinen im ganzen Kirchspiel. Gewiß! ich kann nicht glücklicher werden als ich's bin!"

Darauf kam das Leinen in's Haus und unter die Scheere; man schnitt und stach mit der Nähnadel darein, daß es ein Vergnügen anzusehen war. Aus dem Leinen wurden nun zwölf Stück Wäsche, zwölf Hemden, die alle Menschen nöthig haben, ganze zwölf Stück!

„Nein, seht doch, nun bin ich erst recht zu Etwas geworden! Das war also meine Bestimmung! Wie herrlich! Nun stifte ich Nutzen in der Welt, und das ist's ja doch, wonach man trachten soll! das ist die wahre Genugthuung! Wir sind zwölf Stück geworden, aber wir sind doch Alle Eines und Dasselbe, wir sind ein Dutzend. Welch beispielloses Glück!" —

Jahre verstrichen — da konnte das Leinen nicht mehr halten.

„Einmal muß es ja vorbei sein!" sagte jedes Stück. „Ich hätte gern noch etwas länger gehalten, allein man muß nichts Unmögliches begehren." Und nun wurden sie in Fetzen gerissen, so daß sie glaubten, es sei aus mit ihnen, denn sie wurden zerhackt, zu Brei gerührt und gekocht; sie wußten selbst nicht, wie ihnen geschah, und zuletzt waren sie zu feinem weißen Papier geworden.

„Das nenne ich eine Ueberraschung, eine wirklich großartige Ueberraschung!" sagte das Papier. „Jetzt bin ich feiner als vorher, und nun werde ich beschrieben werden! Was läßt sich nicht Alles schreiben! Welch endloses Glück ist mir bescheert!" — Und das Papier wurde beschrieben, die herrlichsten Geschichten kamen darauf zu stehen, die Leute hörten, was darauf geschrieben stand, und das war Alles so richtig und so gut, daß die Menschen klüger und besser davon wurden; es wurde zum wahren Segen, was diese Papiere in Worten enthielten.

„Das ist mehr, als ich mir hätte träumen lassen, als ich noch

ein kleines blaues Blümchen auf dem Felde war! Wie hätte es mir einfallen können, daß ich dazu bestimmt sein sollte, Freude und Kenntnisse unter den Menschen zu verbreiten! Ich begreife es selbst noch nicht, aber es ist doch nun einmal wirklich so. Gott weiß, daß ich selbst weiter Nichts dazu beigetragen habe, als was ich um meiner eigenen Erhaltung willen nach meinen schwachen Kräften thun konnte, und doch bereitet er mir eine Freude nach der andern! Jedesmal, wenn ich meine, das Lied sei aus, geht es zu etwas Höherem und Besserem über. Nun werde ich wohl auf Reisen gehen und in die Welt gesandt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das ist das Wahrscheinlichste. Sonst hatte ich blaue Blumen, jetzt habe ich die schönsten Gedanken. Ich bin und bleibe der Allerglücklichste auf der Welt!"

Aber das Papier kam nicht auf Reisen, sondern zum Buchdrucker. Hier wurde Alles, was darauf geschrieben stand, zu einem Buch gesetzt, ja zu vielen hundert Büchern, denn so konnten viel mehr Leute Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das eine Stück Papier, auf welchem das Geschriebene stand, die Welt in der Runde hätte durchlaufen müssen und schon auf halbem Wege vergriffen gewesen wäre.

Das ist auch so am vernünftigsten, dachte das beschriebene Papier. Das war mir gar nicht eingefallen! Ich bleibe zu Hause und werde in Ehren gehalten wie ein alter Großvater; ich bin's, auf dem es geschrieben steht, aus der Feder flossen die Worte gerade in mich hinein. Ich bleibe und die Bücher laufen durch die Welt! Nun kann etwas Rechtes ausgerichtet werden, und o! wie froh und glücklich fühle ich mich!

Darauf wurde das Papier zusammengelegt, in ein Packet gebunden und auf den Rieg gelegt. „Es thut gut, auf seinen Werken zu ruhen," sagte das Papier. „Es ist sehr richtig, wenn man sich sammelt und zum Nachdenken kommt über Das, was Einem inwohnt. Erst nun weiß ich recht genau, was in mir steht. Sich selbst kennen lernen, das ist der wahre Fortschritt. Was mag

denn nun wohl weiter kommen? denn weiterkommen soll man, immer weiter!"

Eines Tages nun wurde alles Papier auf den Herd gelegt, es sollte verbrannt und nicht an den Höker verkauft werden, um Butter und Zucker hineinzuwickeln. Alle Kinder im Hause umstanden den Herd; sie wollten die Funken sehen, welche umherlaufen und einer nach dem andern verlöschen — das sind die Kinder, die aus der Schule kommen, und der letzte Funken, das ist der Schulmeister; oft meint man, daß er fortgegangen ist, aber dann kommt er etwas später als die Anderen.

Und alles Papier lag in einem Bunde auf dem Feuer. Himmel! wie loderte es in die Höhe! Und auf einmal war's eine einzige Flamme, die stieg so hoch, wie der Flachs seine kleine blaue Blume nur hatte heben können, und glänzte so hell, wie das weiße Leinen nie geglänzt hatte. Alle die geschriebenen Buchstaben wurden in einem Augenblick ganz roth, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf.

„Nun steige ich gerade zur Sonne hinauf," sagte die Flamme, und es war, als wenn tausend Stimmen es zugleich ausgesprochen hätten. Die Flamme stieg den ganzen Schornstein hinauf und schlug oben hinaus, und feiner noch als die Flammen, dem menschlichen Auge unsichtbar, schwebten ganz kleine Wesen, so viele, als Blumen auf dem Flachs gewesen waren, in der Luft. Sie waren noch leichter als die Flamme, die sie trug, und als diese erloschen und von dem Papier nur die schwarze Asche noch übrig war, tanzten sie noch einmal darüber hin und wo sie Etwas berührten, da sah man ihre Spuren. Das waren die rothen Fünkchen, die Kinder, welche aus der Schule kamen mit dem Schulmeister hinterher. Es war ein Vergnügen zu sehen und die Kinder standen um die todte Asche herum und sangen:

„Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Wir geh'n nach Haus,
Denn das Lied ist aus!"

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten: „Das Lied ist niemals aus, und Das ist gerade das Beste daran. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichste von Allen.“

Doch die Kinder konnten es weder hören noch verstehen, und das sollten sie auch nicht; denn Kinder müssen nicht Alles wissen.

Die Springer.

Floh, Heuschrecke und Springbock wollten einmal sehen, wer von ihnen den höchsten Sprung machen könnte, und da luden sie denn die ganze Welt ein und wer sonst kommen wollte, dem Feste beizuwohnen. Das waren drei artige Springer, als sie sich in der Stube versammelt hatten.

„Ich gebe dem meine Tochter, der am höchsten springt," sagte der König, „denn es ist doch gar zu armselig, wenn die Herren um Nichts und wieder Nichts springen sollen."

Der Floh stellte sich zuerst ein. Er hatte sehr gefällige Manieren und grüßte nach allen Seiten, denn er hatte Jungfernblut in sich und war gewöhnt, nur mit Menschen umzugehen; das thut viel!

Darauf kam die Heuschrecke. Die war freilich bedeutend schwerer, hatte aber doch ein ganz gutes Wesen an sich und trug eine grüne Uniform, die sie mit auf die Welt gebracht hatte. Sie sagte auch, sie stamme von einem uralten Geschlechte im Lande Aegypten ab und stehe hier zu Lande so hoch in Ehren, daß sie gerade vom Felde genommen sei, um in ein Kartenhaus von drei Etagen gesetzt zu werden, das aus lauter bunten Karten gemacht wäre, welche die bunte Seite nach innen kehrten, und sowohl Thüren als Fenster habe, die der Coeurdame aus dem Leibe geschnitten wären. „Ich singe so gut," sagte sie, „daß sechszehn eingeborene

Heimchen, welche von der Kindheit an gepfiffen und doch kein Kartenhaus erlangt haben, als sie mich hörten, sich noch dünner geärgert haben, als sie es schon waren."

Beide Ankömmlinge, sowohl der Floh als die Heuschrecke, wußten sich somit gehörig zu präsentiren und waren der Meinung, daß sie ohne Weiteres eine Prinzessin heirathen könnten.

Der Springbock sagte gar nichts, aber man wollte wissen, daß er desto mehr dachte, und als der Hofpudel ihn nur ein wenig angeschnüffelt hatte, erbot er sich sogleich, für die gute Herkunft des Springbocks einstehen zu wollen. Der Rathsherr, welcher drei Orden für's Stillschweigen bekommen hatte, versicherte auch zu wissen, daß der Springbock prophezeien könne und daß man an seinem Rücken zu sehen vermöge, ob's einen strengen oder milden Winter geben werde, und das kann man doch nicht einmal dem am Rücken absehen, der den Kalender schreibt!

„Ich will nicht weiter davon sprechen," sagte der alte König, „indessen denke ich mein Theil dabei."

Jetzt war es aber um den Sprung zu thun. Der Floh sprang zuerst und so hoch, daß Niemand sehen konnte, wo er blieb, und deshalb behaupteten die Anderen, er habe gar nicht gesprungen, was wirklich recht lumpig war.

Die Heuschrecke sprang nur halb so hoch als der Floh, flog aber dem König gerade in's Gesicht. Das wäre ekelig, sagte dieser.

Der Springbock stand lange still und bedachte sich; man glaubte zuletzt, er könne gar nicht springen.

„Wenn ihm nur nicht übel geworden ist," sagte der Hofpudel und schnüffelte wieder an dem Springbock herum. Husch that derselbe einen kleinen schiefen Sprung, der Prinzessin, welche auf einem niedrigen Schemel von Gold saß, gerade auf den Schoß.

Da sagte der König: „Der höchste Sprung, der hier gethan werden kann, geht zu meiner Tochter hinauf, denn das ist das Feine von der Sache, aber es gehört Kopf dazu, darauf zu fallen.



Der Springbock hat bewiesen, daß ein guter Kopf auf ihm sitzt und daß er nicht auf die Nase gefallen ist.“ —

Und nun bekam der Springbock die Prinzessin.

„Ich sprang doch am höchsten,“ sagte der Floh. „Aber es mag darum sein! Mag die Prinzessin das Gänsegerippe sammt seinem Pflock und Pech behalten! Ich bin doch am höchsten gesprungen; aber es gehört in dieser Welt ein guter Leib dazu, mich zu bemerken.“

Und damit ging der Floh und trat in fremde Kriegsdienste, wo er, wie man sagt, todtgeschlagen sein soll.

Die Heuschrecke aber ging hinaus in den Graben und stellte Betrachtungen darüber an, wie es eigentlich in der Welt hergehe. „Ja, der Floh hat Recht,“ sagte sie, „ein guter Leib gehört dazu, um Etwas in dieser Welt zu werden! Und darauf fing sie an, ihr Klagelied zu singen, aus dem wir diese Geschichte hergenommen haben, die jedoch vielleicht auch unwahr sein kann, obgleich sie gedruckt steht.

Die Glocke.

Wenn in den schmalen Straßen der großen Stadt Abends die Sonne untergegangen war und die goldenen Wolken noch oben zwischen den Schornsteinen hindurch leuchteten, vernahm bald der Eine, bald der Andere einen sonderbaren Laut, der dem Geläute einer Kirchenglocke ähnlich war, aber nur einen Augenblick lang, denn das Lärmen in den Gassen und das Gerassel der Wagen verhinderte ihn, den Laut länger zu hören. „Nun läutet die Abendglocke!" sagt man; „die Sonne geht unter!"

Die, welche außerhalb der Stadt wohnten, dort, wo die Häuser weiter auseinander liegen, und durch Gärten und Wiesen getrennt sind, sahen die Pracht des Abendhimmels länger und hörten das Geläute der Glocke deutlicher, das von einem Kirchthurme tief im stillen, duftenden Walde herzukommen schien; die Leute blickten dahin, um auf den Ton der fernen Glocke zu lauschen, und wurden davon feierlich gestimmt. —

Nun verstrich eine lange Zeit. Der Eine sagte zu dem Anderen: „Ob wohl eine Kirche dort im Walde liegen mag? Die Glocke hat doch einen wunderbar schönen Klang! Sollen wir nicht einmal hinauswandern, um sie genauer in Augenschein zu nehmen? — Und die reichen Leute fuhren, die armen gingen zu Fuß in den Wald hinaus, aber der Weg dahin wurde ihnen sonderbar lang, und als sie an einige Pappelweiden gekommen waren,

die am Ausgange des Waldes wuchsen, setzten sie sich unter dieselben, schauten die langen Zweige an und meinten, nun recht im Grünen zu sein. Der Conditor aus der Stadt kam heraus und schlug ein Zelt auf, und bald kam noch ein zweiter Zuckerbäcker, der hing eine Glocke, in welcher aber der Klöpfel fehlte, auf über seinem Zelte, das auswendig getheert war, um Regen vertragen zu können. — Wenn die Leute dann aus dem Grünen zurückkehrten, sagten sie, sie wären so romantisch gewesen, was mehr bedeutet als bloßes Theetrinken im Freien. Drei Personen versicherten, bis an das Ende des Waldes vorgedrungen zu sein, und daß sie immer den sonderbaren Ton der Glocke dabei vernommen hätten, der ihnen dort als aus der Stadt kommend geschienen hätte. Der Eine von ihnen schrieb ein Gedicht darüber, daß die Glocke wie die Worte einer Mutter an ihr liebes gutes Kind getönt habe, und daß keine Melodie schöner sein könne als der Klang der wunderbaren Glocke.

Der Kaiser des Landes wurde ebenfalls aufmerksam auf diese Begebenheit und gelobte, daß Der, welcher entdecken könnte, woher das Geläute käme, den Titel „Allerwelts-Glöckner" erhalten sollte, auch wenn es gar nicht von einer Glocke herrühre.

Nun zogen denn Viele in den Wald hinaus, um die gute Versorgung zu erlangen, aber nur Einer von ihnen kehrte mit einer Art Aufklärung zurück. Keiner von Allen war tief genug in den Wald eingedrungen, und Dieser eben so wenig, aber er erzählte, der Ton käme von einer großen Eule her, die in einem hohlen Baume säße; das sei so ein Weisheitsvogel, der den Kopf an dem Baumstamme reibe; ob aber der Laut aus dem Eulenkopfe oder aus dem hohlen Baume komme, das könne er noch nicht mit Gewißheit angeben. — Und so wurde denn dieser Entdecker als der Allerwelts-Glöckner angestellt und schrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule im hohlen Baum. Aber man war nun eben so klug als zuvor.

Nun war eben Confirmationstag gewesen; der Prediger hatte

eine hübsche und eindringliche Anrede gehalten, die Confirmanden waren sehr gerührt davon geworden, es war ja auch ein wichtiger Tag für sie. Von Kindern werden sie auf einmal zu erwachsenen Leuten, die kindliche Seele sollte gleichsam in eine verständigere Person hinüberfliegen. — Es war an dem Tage das schönste Sonnenscheinwetter, das man sich nur wünschen konnte; die Confirmanden spazierten aus der Stadt, und aus dem nahen Walde ertönte die große unbekannte Glocke. Allen kam nun gleich die Lust an, in den Wald zu gehen, doch wollten Drei von ihnen nicht mit. Die Eine von diesen sollte nämlich nach Hause, um ein Ballkleid anzupassen; denn eben diesem Kleide und diesem Balle hatte sie es zu verdanken, daß sie zur Confirmation gestanden hatte, sie wäre sonst nicht angenommen worden; der Andere war ein armer Knabe, der seinen Confirmationsrock und die Confirmationsstiefeln von des Hauswirths Sohn geliehen hatte, die zur bestimmten Stunde wieder abgeliefert werden sollten, und der Dritte sagte, er ginge nach keinem fremden Ort, wenn seine Eltern nicht mit wären, er sei immer ein gehorsames Kind gewesen und wolle es auch bleiben, selbst als Confirmand, und darüber sollte man nicht lachen; aber die Anderen lachten doch!

Drei von ihnen gingen also nicht mit, die Uebrigen aber trabten fort. Die Sonne schien, die Vögel sangen und die Confirmanden stimmten mit ein und hielten einander bei der Hand; denn noch waren sie ja keine Angestellte und alle miteinander noch Confirmanden vor dem lieben Gott.

Bald wurden aber zwei von den Kleinsten müde und kehrten wieder um nach der Stadt, zwei kleine Mädchen setzten sich nieder, um Kränze zu binden, und kamen auch nicht weit, aber die Anderen erreichten die Pappelweiden, wo der Conditor sein Zelt aufgeschlagen hatte, und sagten: „Sieh, nun sind wir hier! Die Glocke ist ja eigentlich gar nicht da; das ist nur so Etwas, was man sich einbildet."

Da ertönte in demselben Augenblick tief aus dem Walde die

Glocke so schön und feierlich, daß vier oder fünf von den Confirmanden sich entschlossen, weiter in den Wald hinein zu gehen. Dort war's so dicht und laubicht, daß es Mühe kostete, durchzudringen, Waldglöckchen und Anemonen wuchsen fast allzu hoch und Winden und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum da, wo die Nachtigall schlug und die Sonnenstrahlen spielten. O, wie herrlich war es doch im tiefen Walde! aber das war kein Weg für Mädchen; die würden hier nur ihre Kleider zerrissen haben. Große bemooste Felsblöcke von allen Farben lagen umher, frisches Quellwasser rieselte hervor und tönte so sonderbar gluck! gluck!

„Das mag doch wohl nicht die Glocke sein?“ sagte einer von den Confirmanden und legte sich auf die Erde, um zu horchen. „Das muß man gehörig untersuchen,“ sagte er, blieb zurück und ließ die Anderen weitergehen. —

Sie kamen an ein Haus von Baumrinden und Reisig; ein großer Fruchtbaum voll wilder Aepfel neigte sich über dasselbe, als wollte er seinen reichen Segen auf das Dach ausschütten, an welchem Rosen blühten. Die langen Zweige breiteten sich über den Giebel des Hauses aus, und in demselben hing eine kleine Glocke. War das die, welche man gehört hatte? Darüber waren Alle einig; nur Einer von ihnen meinte, diese Glocke sei zu klein, um in weiter Ferne vernommen zu werden, wie sie es gehört hatten, und daß ganz andere Töne dazu erforderlich wären, um das menschliche Herz zu bewegen. Der so vernünftig sprach, war ein Königssohn, und deshalb sagten die Anderen, so Einer wolle immer klüger sein!

Darum ließen sie ihn allein gehen, und wie er nun immer tiefer in den Wald hineinkam, wurde auch sein Herz immer mehr und mehr erfüllt von der großartigen Einsamkeit, die ihn umgab. Doch konnte er noch fortwährend das kleine Glöcklein klingeln hören, worüber die Anderen so erfreut geworden waren, und mitunter, wenn der Wind vom Conditorzelte herwehte, vernahm er auch

den Gesang am Theetische. Allein die dumpfen Glockentöne schallten doch stärker; es war, als wenn eine Orgel gespielt wurde, und der Laut kam von der linken Seite, wo das Herz sitzt.

Da rauschte es im Busche und vor dem Königssohne stand ein kleiner Junge in Holzschuhen und in einem Jäckchen mit so kurzen Aermeln, daß man recht seine langen Handgelenke sehen konnte. Doch die beiden erkannten sich gleich wieder, denn der Knabe war eben der Confirmand, welcher nicht hatte theilnehmen können an der Waldtour, weil er die geliehenen Confirmationskleider wieder zurückgeben sollte. Das hatte er gethan und war in seinem armseligen Anzuge allein wieder fortgegangen, denn die Glocke tönte so stark und so tief, daß es ihn drängte, auch in den Wald hinaus zu kommen.

„Da können wir ja zusammen gehen," sagte der Königssohn; aber der arme Confirmand wurde ganz verlegen, er zog an den kurzen Aermeln seines Jäckchens und sagte, er befürchte, nicht so schnell gehen zu können, und er meinte auch, die Glocke müßte rechts zu suchen sein, denn diesen Platz hätte ja Alles, was herrlich und schön wäre.

„Dann werden wir uns gar nicht begegnen," sagte der Königssohn und nickte dem armen Jungen zu, der in den dunkelsten und dichtesten Theil des Waldes hineinging, wo Dornen seine armseligen Kleider zerrissen und Angesicht, Hände und Füße bluten machten. Der Königssohn holte sich auch einige tüchtige Risse, aber die Sonne leuchtete doch auf seinem Wege, und ihm wollen wir nun folgen, denn ein kecker Bursche war er doch jedenfalls.

„Die Glocke will und muß ich finden," sagte er, „und sollte ich auch bis an's Ende der Welt gehen müssen!"

Die widerlichen Affen saßen grinsend in den Gipfeln der Bäume und fletschten die Zähne. „Wollen wir ihn abwichsen?" sagten sie; „wollen wir ihn durchledern? Er ist ein Königssohn!"

Aber der junge Königssohn ging unbekümmert und unverdrossen weiter in den Wald hinein, dahin, wo wundervolle Blumen

wuchsen: Schwertlilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Aepfelbäume, deren Früchte ganz wie Seifenblasen glänzten; denkt einmal, wie diese Bäume im Sonnenlichte strahlen mußten! Die schönsten grünenden Wiesen, auf welchen Rehe und Hirsche im Grase spielten, waren von stolzen Eichen und Buchen umkränzt, und wo ein Baum eine gespaltene Rinde hatte, da keimten Gras und lange Ranken aus den Spalten hervor. Hier gab es auch lange Waldstrecken mit stillen Seen, in denen weiße Schwäne schwammen und mit den Flügeln schlugen. Der Königssohn stand oft still, um zu lauschen, bisweilen glaubte er, daß die Glockentöne aus einem dieser tiefen Seen zu ihm heraufklängen, aber bald merkte er doch, daß die Töne nicht von da, sondern noch tiefer aus dem Walde herkamen.

Nun ging die Sonne unter, die Luft strahlte roth wie Feuer, und es ward still und schauerlich in der großen Waldung. Da fiel der Königssohn auf die Knie, betete sein Abendgebet und sagte: „Nie werde ich finden, was ich suche! Die Sonne geht unter und die Nacht bricht an. Vielleicht kann ich doch noch einmal die runde rothe Sonne sehen, ehe sie ganz hinter die Erde hinabsinkt. Ich will auf die Felsen steigen, die sich so hoch wie die Bäume erheben.“

Und er griff in Ranken und Wurzeln und klimmte an dem nassen Gestein hinauf, wo Wasserschlangen sich wanden und Kröten ihn gleichsam anbellten; aber hinauf gelangte er, ehe die Sonne noch ganz untergegangen war. — — O, welche Pracht eröffnete sich hier seinen Blicken! Das Meer, das große gewaltige Meer, das seine langen Wogen an die Küste trug, dehnte sich vor ihm aus und die Sonne stand, wie ein glänzender Altar darüber, da, wo Erde und Himmel sich begegnen. Alles zerfloß in glühenden Farben, Wald und Meer sangen Lobgesänge, und sein Herz stimmte mit ein: die ganze Natur war zu einer großen Kirche geworden, worin Bäume und schwebende Wolken die Säulen, Gras und Blumen die sammtene Decke waren und der Himmel selbst die hohe

Kuppel bildete. Dort erloschen die rothen Farben, als endlich die Sonne auch hier verschwand, aber Millionen Sterne wurden sichtbar, Millionen Diamantlampen leuchteten, und der Königssohn breitete seine Arme aus nach dem Himmel, nach dem Meer und nach dem Walde. —

Da trat aus dem Seitengange rechts der arme Confirmand mit den kurzen Aermeln und in Holzschuhen hervor. Er war eben so schnell dahin gelangt auf seinem Pfade, und die Beiden eilten einander nun entgegen, hielten sich bei der Hand in der großen Kirche der Natur und der Poesie, und über ihnen klang die unsichtbare heilige Glocke, selige Geister umschwebten sie im Tanze zu einem jubelnden Halleluja. —

Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die immer so vornehm that; sie bildete sich ein, sie sei eine Nähnadel.

„Seht mir bloß ein wenig zu, was Ihr anfaßt!“ sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. „Verliert mich nicht! falle ich hinunter, bin ich im Stande nie wiedergefunden zu werden, so fein wie ich bin!“

„Das läßt sich halten!“ sagten die Finger und faßten die Stopfnadel um den Leib.

„Seht Ihr wohl? ich komme mit!“ sagte die Stopfnadel und schleppte einen langen Faden hinter sich her, in den aber kein Knoten geschlungen war.

Die Finger richteten die Nadel gerade auf der Köchin Pantoffel, an welchem das Oberleder entzweigerissen war und nun wieder zusammengenäht werden sollte.

„Das ist eine niederträchtige Arbeit!“ sagte die Stopfnadel. „Ich komme nicht hindurch! ich breche ab!“ und damit zerbrach sie. „Habe ich's nicht gesagt?“ klagte die Stopfnadel, „ich bin zu fein zu dergleichen Arbeit.“

„Nun taugt sie zu Nichts mehr,“ meinten die Finger, aber sie wurde doch beibehalten: die Köchin träufelte Lack auf die abgebrochene Nadel und steckte sie vorn in ihr Halstuch.

„Seht!“ rief die Stopfnadel, nun bin ich eine Tuchnadel ge-

worden! Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren kommen würde. Wenn nur Etwas an Einem ist, wird man immer zu Etwas," und dabei lachte sie innerlich, denn man kann es einer Stopfnadel äußerlich nicht ansehen, wenn sie lacht. Da saß sie nun und spreizte sich, als wenn sie in der Kutsche führe, und sah nach allen Seiten hin.

„Darf ich mir die Ehre nehmen zu fragen, ob Sie von Gold sind?" fragte sie die Stecknadel, welche neben ihr saß. „Sie haben ein schönes Ansehen und ihren eigenen Kopf, aber klein ist er nur! Sie müssen sich Mühe geben, daß er größer wird, denn nicht Jede eignet sich dazu, am Ende mit Lack betröpfelt zu werden!" und dabei richtete die Stopfnadel sich so stolz in die Höhe, daß sie aus dem Tuche glitt und in den Gossenstein fiel, als die Köchin eben beim Aufspülen war.

„Nun gehen wir auf Reisen!" sagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht dabei verloren gehe!" Das that sie indessen doch. —

„Ich bin zu fein für diese Welt!" sagte die Stopfnadel, als sie im Rinnstein saß. Aber ich weiß, wer ich bin, und das bleibt immer ein kleines Vergnügen." Und die Stopfnadel hielt sich aufrecht und verdarb ihren guten Humor nicht. —

Es schwammen nun in dieser Lage allerlei Dinge über sie hin, als Holzsplitter, Stroh, Zeitungsfetzen u. s. w.

„Wie die davonsegeln!" sagte die Stopfnadel, „sie wissen nicht, was unter ihnen steckt! Ich stecke! ich sitze hier! Will man nur den Holzsplitter einmal ansehen! der denkt an Nichts in der Welt als an Splitterwerk wie er es selbst ist. Da fließt der Strohhalm; wie der herumschwebt und sich wendet und dreht! Denke nur nicht gar zu sehr an Dich selbst, Du möchtest Dich sonst an den Eckstein stoßen! — Und da fließt die Zeitung! Vergessen ist, was darin gestanden hat, und doch macht sie sich breit! — Ich aber sitze geduldig und still; ich weiß, was ich bin, und das werde ich auch bleiben!"

Eines Tages kam in den Rinnstein Etwas zum Vorschein, das

ganz herrlich glänzte, daher glaubte die Stopfnadel, es sei ein Diamant, aber es war nur eine Glasscherbe von einer Bierflasche. Weil das Ding jedoch glänzte, so redete die Stopfnadel es an und gab sich als Tuchnadel zu erkennen. „Sie sind wohl ein Edelstein?“ sagte sie. Das Stück Glas antwortete: „Ja so Etwas von der Art bin ich,“ und nun meinte Eins vom Anderen, es wäre dieses etwas recht Kostbares, und sie unterhielten sich mit einander über den Hochmuth der Welt.

„Ich habe in einer Schachtel bei einer Jungfer gewohnt,“ sagte die Stopfnadel, und diese Jungfer war eine Köchin. Sie hatte an jeder Hand fünf Finger, aber so eingebildet, wie diese fünf Finger, habe ich noch Nichts gekannt, und doch waren sie nur da, um mich zu halten, aus der Schachtel zu nehmen und wieder hinein zu legen.“

„Waren sie vornehm?“ fragte die Glasscheibe.

„Vornehm?“ sagte die Stopfnadel, „nein, aber hochmüthig! Sie waren fünf Gebrüder, Alle geborene „Finger“. Sie hielten sich stolz aneinander, obgleich sie von verschiedener Länge waren. Der Baumsteiger war kurz und dick und ging nicht in Reih und Glied; er hatte nur einen Knick im Rücken und konnte nur einen Diener machen, aber er sagte, wenn er einem Menschen abgehauen würde, so tauge derselbe nicht mehr zum Kriegsdienst. Der Pflaumenschüttler kam in Süß und Sauer, zeigte nach Sonne und Mond und drückte, wenn die Finger schrieben. Der Pflaumensammler sah allen Anderen über den Kopf; der Pflaumenträger hatte einen goldenen Reif um den Leib, und der Pflaumenfresser beschickte nichts Rechtes und war stolz darauf.“

„Und nun sitzen wir hier und glänzen,“ sagte die Glasscherbe, aber im nämlichen Augenblick kam mehr Wasser in den Rinnstein, es strömte nach beiden Seiten über und riß das Stück Glas mit fort.

„Sieh' da, nun wurde die befördert!“ sagte die Stopfnadel. „Ich bleibe sitzen; ich bin zu fein, aber das ist mein Stolz und der ist achtbar. Sie blieb auch ganz stolz sitzen und hatte noch viele Gedanken.

„Ich möchte glauben, daß ich von einem Sonnenstrahl abstamme, so fein bin ich! Sucht mich nicht auch immer die Sonne unter dem Wasser auf! Ach! ich bin leider so fein, daß meine eigene Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge noch, das ausgerissen ist, ich könnte weinen, obgleich ich's noch nie gethan habe, denn weinen ist nicht fein.“

Einmal kamen Straßenjungen daher und wühlten im Rinnstein, wo sie alte Nägel, Pfennige und dergleichen fanden. Das war nun eine recht schmutzige Arbeit, aber die Jungen hatten ihr Vergnügen daran.

„Au!“ sagte der Eine; der sich an der Stopfnadel stach, „das ist auch ein tüchtiger Kerl!“

„Ich bin kein Kerl, sondern ein Fräulein,“ sagte die Stopfnadel, aber Niemand hörte es. Der Lack war abgefallen und die Stopfnadel ganz schwarz geworden. Aber Schwarz macht dünner, und deshalb meinte sie noch feiner geworden zu sein als vorher.

„Da kommt eine Eierschale angesegelt!“ sagten die Straßenjungen, und darauf steckten sie die Stopfnadel in die Eierschale.

„Weiße Wände und selbst schwarz!“ sagte die Stopfnadel, „das kleidet gut; so kann man mich doch sehen! Wenn ich nur nicht seekrank werde, denn sonst muß ich mich brechen!“ Aber sie wurde nicht seekrank und brach sich auch nicht.

„Es ist gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen eisernen Magen hat und dann auch daran denkt, daß man etwas mehr als Mensch ist. — Nun ist meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man ist, desto mehr kann man vertragen!“

„Bratsch!" sagte die Eierschale; ein Frachtwagen war über sie hingefahren. „Hu! wie das drückt!" sagte die Stopfnadel. „Nun werde ich doch seekrank! Ich breche mich! ich breche mich!" Aber sie brach sich doch nicht, obgleich ein Frachtwagen über sie hingegangen war: sie lag der Länge nach im Rinnstein und da mag sie auch liegen bleiben.

Die Hirtin und der Schornsteinfeger.

Habt Ihr wohl jemals einen recht alten hölzernen Schrank mit allerlei Schnörkeln und Laubwerk daran gesehen? Gerade ein solcher Schrank stand in der Wohnstube, er war von der Urgroßmutter ererbt und von oben bis unten mit ausgeschnitzten Rosen und Tulpen bedeckt. Die allerwunderbarsten Schnörkel sah man da, und zwischen ihnen reckten kleine Hirsche den Kopf mit dem zackigen Geweihe hervor. Aber mitten auf dem Schranke war ein ganzer Kerl ausgeschnitzt, der recht häßlich grinste, denn lachen konnte man's nicht nennen; er hatte Ziegenbockbeine, kleine Hörner vor dem Kopf und einen langen Bart. Die Kinder des Hauses nannten ihn daher den ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeanten. Das war ein schwer auszusprechendes Wort, und nicht Alle haben einen so langen Titel. Ihn in Holz ausschnitzen zu lassen, das war ein sonderbarer Einfall gewesen, aber er war nun einmal da und hatte die Augen beständig auf eine allerliebste Hirtin von Porzellan gerichtet, die auf dem Tische unter dem Spiegel stand.

Ihre Schuhe waren vergoldet, das Kleid mit einer rothen Rose aufgeheftet; sie hatte einen goldgelben Schäferhut auf und einen Hirtenstab in der Hand, kurz sie war bildschön. — Dicht neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, der war so schwarz wie der Ofen, aber ebenfalls von Porzellan. Im Grunde war er ebenso

rein als alle Anderen, denn einen Schornsteinfeger sollte er bloß vorstellen und der Porzellanarbeiter hätte ihn ebensogut zu einem Prinzen machen können.

Da stand er nun mit seiner Leiter so niedlich auf dem Tische und hatte ein Gesicht so roth und weiß wie Milch und Blut, was eigentlich ein Versehen war, denn ein bischen schwarz hätte er doch wohl sein können. Er hatte seinen Platz ganz nahe bei der Hirtin; sie waren beide so gestellt, wie sie standen, und als sie nun ihre Plätze eingenommen hatten, verlobten sie sich mit einander. Sie paßten ja auch für einander, waren beide junge Leute von demselben Porzellan und zerbrechlich.

Nicht weit von ihnen stand noch eine dritte Figur, welche dreimal größer war als die Verlobten, ein alter Chinese nämlich, der mit dem Kopf nicken konnte. Er war auch von Porzellan und gab sich für den Großvater der kleinen Hirtin aus, was er aber schwerlich beweisen konnte. Er behauptete, Gewalt über sie zu haben, und darin hatte er dem ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeanten, der um die Hirtin freiete, einen Wink gegeben.

„Da wirst Du einen Mann bekommen!“ sagte der alte Chinese, „einen Mann, der, wie ich fast glauben möchte, von Mahagoniholz ist. Er kann Dich zu einer ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeantin machen und hat den ganzen Schrank voll Silberzeug außer den anderen Sachen, die er in geheimen Schubladen verwahrt.“

„Ich will nicht in den schwarzen Schrank,“ sagte die kleine Hirtin, „ich habe gehört, er soll elf Porzellanfrauen darin stehen haben.“

„So kannst Du die zwölfte werden,“ sagte der Chinese. „Diese Nacht, so bald's im Schranke knackt, sollt Ihr Hochzeit halten, so wahr ich ein Chinese bin!“ und darauf nickte er mit dem Kopfe und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte und sah ihren Porzellanliebsten, den porzellanenen Schornsteinfeger an.

„Ich möchte Dich bitten, mit mir in die weite Welt zu gehen," sagte sie, „denn hier können wir nicht bleiben."

„Ich will Alles, was Du willst," sagte der kleine Schornsteinfeger. „Laß uns lieber gleich gehen; ich denke, Dich von meiner Profession ernähren zu können."

„Wenn wir nur glücklich vom Tisch herunter wären!" sagte sie. „Ich werde nicht eher wieder froh, bis wir in der weiten Welt sind."

Und der junge Schornsteinfeger tröstete sie und zeigte ihr, wie sie ihren Fuß auf die Kanten und das vergoldete Laubwerk der Tischbeine setzen sollte, seine Leiter nahm er auch zu Hülfe, und so kamen sie glücklich auf den Fußboden hinunter. Als sie sich aber nach dem alten Schranke umsahen, war dort Alles in Bewegung. Die Hirsche steckten die Köpfe noch weiter heraus als sonst, richteten ihre Geweihe in die Höhe, drehten den Hals nach allen Seiten, und der ziegenbockbeinige Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant sprang hoch auf und rief hinunter zu dem Chinesen: „Nun laufen sie davon! Nun laufen sie davon!"

Da erschraken die Fliehenden ein wenig und sprangen geschwind in die Schublade des Fensterschemels.

Da lagen drei bis vier Spiele Karten, die nicht vollständig waren, und ein kleines Puppentheater, das, so gut wie's angehen konnte, aufgestellt war. Es wurde eine Vorstellung gegeben; alle Damen, sowohl Rauten- und Herzen- als Kreuz- und Spatendamen, saßen in der vordersten Reihe und fächelten mit ihren Tulpen, und hinter ihnen standen alle Buben und zeigten, daß sie einen Kopf hatten oben und unten. Das Stück handelte von zwei Liebenden, die sich nicht heirathen durften, worüber die Hirtin bitterlich weinte; denn das war ja ganz ihre eigene Leidensgeschichte.

„Das halte ich nicht länger aus!" sagte sie. „Ich muß aus der Schublade hinaus!" Als sie aber auf den festen Boden kamen

und nach dem Tische hinauffsahen, war der Chinese erwacht und schüttelte sich hin und her mit seinem ganzen Körper.

„Nun kommt der alte Chinese!“ schrie die kleine Hirtin und warf sich nieder auf ihre porzellanenen Knie, so entsetzlich betrübt war sie.

„Mir geht ein Gedanke auf,“ sagte der Schornsteinfeger. „Sollen wir nicht in die große Potpourrivase kriechen, die dort in der Ecke steht? Da können wir auf Rosen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kommt.“

„Das wird nichts nützen,“ sagte die Hirtin. „Ohnehin weiß ich, daß der alte Chinese und die Potpourrivase verlobt gewesen sind, und es bleibt immer etwas Theilnahme übrig, wenn man in solcher Verbindung mit einander gestanden hat. Nein! nein! es bleibt dabei, wir müssen in die Welt hinaus.“

„Hast Du wirklich Muth, mit mir in die Welt hinaus zu gehen?“ fragte der Schornsteinfeger. „Hast Du recht bedacht, wie groß sie ist und daß wir niemals hierher zurückkehren werden?“

„Das habe ich,“ sagte sie.

Der Schornsteinfeger blickte sie ganz fest an und sagte: „Mein Weg geht durch den Schornstein. Hast Du wirklich Muth, mit mir durch den Ofen, den eisernen Kasten und das Rohr zu kriechen? Dann gelangen wir in den Schornstein und da weiß ich mich zu benehmen. Wir klettern so hoch, daß sie uns nicht nachkommen können und oben ist ein Loch, das in die weite Welt hinausführt.“

Darauf führte er die Hirtin nach der Ofenthür.

„Da sieht's schwarz aus,“ sagte sie, ging aber doch willig mit ihm durch Kasten und Rohr, wo stockfinstere Nacht herrschte.

„Jetzt sind wir im Schornstein,“ sagte er, „und sieh nur, dort oben glänzt ein freundlicher Stern.“

Es war auch ein wirklicher Stern, der vom Himmel gerade auf sie herableuchtete, als wollte er ihnen den Weg zeigen. Und sie krabbelten und krochen immer weiter; es war ein gräulicher

Weg, den sie, immer höher steigend, zu machen hatten, aber der kleine Schornsteinfeger half und zeigte der Hirtin die besten Stellen, wohin sie ihre feinen Porzellanfüße setzen mußte, und so erreichten sie glücklich den Schornsteinrand, auf den sie sich niedersetzten, um nach der ermüdenden Reise auszuruhen.

Der Himmel mit allen seinen Sternen breitete sich über ihnen aus und alle Dächer der Stadt waren unter ihnen, sie sahen weit umher, weit in die Welt hinein! Die arme Hirtin hatte sich's so nicht vorgestellt, sie legte den Kopf an ihren Schornsteinfeger und weinte so heftig, daß sich das Gold an ihrem Gürtel davon ablöste.

„Das ist zu viel!“ sagte sie, „das kann ich nicht ertragen; die Welt ist gar zu groß! Stände ich doch nur wieder auf dem Tisch unter dem Spiegel! Ich werde niemals froh, ehe ich nicht wieder dahin zurückgekommen bin. Ich bin Dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannst Du mir wohl wieder nach der Heimath folgen, wenn Du etwas von mir hältst.“

Der Schornsteinfeger suchte sie zu beruhigen, sprach vom alten Chinesen und dem ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeanten, aber sie schluchzte so heftig und küßte ihren kleinen Schornsteinfeger so innig, daß er sich in ihren Willen fügen mußte, obgleich es thöricht war.

Sie krabbelten also mit vieler Mühe wieder durch den Schornstein hinunter, krochen durch Kasten und Rohr, wo es gar nicht angenehm war, und standen endlich wieder in dem dunklen Ofen. Hier blieben sie hinter der Ofenthür stehen, um zu lauschen, wie's in der Stube aussah. Es war ganz still drinnen, sie guckten daher aus dem Zugloch — — ach! da lag der alte Chinese mitten auf dem Fußboden; er war vom Tische hinunter gefallen, als er ihnen hatte nachfolgen wollen, und war in drei Stücke zersprungen; der ganze Rücken war los gegangen und der Kopf in eine Ecke gerollt. Der ziegenbockbeinige Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant aber stand noch immer, wo er gestanden hatte, und dachte nach. —

„Das ist doch gräßlich!“ sagte die kleine Hirtin, „der alte Großvater hat sich in Stücke geschlagen und wir sind Schuld daran! das überlebe ich nicht!“ und dabei rang sie die kleinen Hände.

„Er läßt sich wieder zusammensetzen,“ sagte der Schornsteinfeger, „er kann recht gut genietet werden! Sei nur nicht so heftig! Wenn sie ihn zusammenleimen und ihm eine Niete im Nacken anbringen, so wird er wieder so gut wie neu und kann uns noch viel Unangenehmes sagen.“

„Meinst Du?“ sagte die kleine Hirtin, und nun krochen sie wieder auf den Tisch und stellten sich hin, wo sie vorher gestanden hatten.

„Soweit kamen wir denn!“ sagte der Schornsteinfeger, „wir hätten uns füglich alle die Mühe sparen können.“

„Wenn wir doch den alten Großvater nur wieder zusammengeleimt hätten!“ sagte die Hirtin. „Wird das viel kosten können?“

Ganz wurde der Chinese auch wieder, denn die Hausleute ließen ihm den Rücken anleimen und brachten eine Niete am Halse an; er ward wieder so gut wie neu, aber nicken konnte er nicht mehr.

„Sie sind wohl großherzig geworden, seitdem Sie in Stücke gegangen waren?“ sagte der ziegenbockbeinige Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant. — „Das scheint mir doch Nichts gewesen zu sein, um so groß darnach zu thun. Soll ich sie nun haben oder soll ich sie nicht haben?“

Und der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin blickten den alten Chinesen so rührend an, denn sie befürchteten, er möchte mit dem Kopf nicken, aber das konnte er nicht, und es war ihm unangenehm, einem Fremden zu erzählen, daß er eine Niete im Nacken habe. Das porzellanene Paar blieb also bei einander, sie segneten Großvaters Nackenniete und fuhren fort, einander lieb zu haben, bis sie entzwei gingen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Es war entsetzlich kalt; es schneite und fing schon an ganz dunkel zu werden, es war der letzte Abend im Jahr, Neujahrsabend! In dieser Kälte und in solcher Dunkelheit ging ein armes kleines Mädchen mit bloßem Kopfe und nackten Füßen auf der Straße umher. Die Arme hatte zwar Pantoffeln angezogen, als sie von Hause weggegangen war, aber was konnten die wohl helfen. Es waren ein Paar alte Schlaufen, die Mutter hatte sie zuletzt getragen, so groß waren sie; und die verlor die Kleine, als sie schnell über die Straße laufen wollte, weil zwei Wagen so fürchterlich schnell vorbeijagten. Der eine Pantoffel war nicht wiederzufinden und mit dem andern lief ein Junge davon, er sagte, den wolle er als Wiege gebrauchen, wenn er selbst Kinder bekäme.

Da ging nun das arme Mädchen mit nackten Füßen, die roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzchen, und ein Bund davon hielt sie in der Hand. Niemand hatte ihr den ganzen Tag über Etwas abgekauft, Niemand ihr einen Pfennig gegeben; hungrig und verfroren ging sie umher und sah so jammervoll aus, das arme Geschöpf! Schneeflocken fielen in ihre langen gelben Haare, die sich so hübsch um den Nacken lockten, aber für dergleichen hatte sie freilich keine Gedanken. Von allen Fenstern strahlten Lichter und dabei verbreitete

sich ein so angenehmer Geruch von Gänsebraten! Es war ja auch Neujahrsabend! Daran dachte sie!

Dort in eine Ecke zwischen zwei Häusern — das eine stand etwas weiter vor in die Straße — setzte sie sich nieder und kauerte sich zusammen. Die kalten Füße hatte sie an sich gezogen, aber sie fror noch mehr, und nach Hause durfte sie nicht gehen; sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft, nicht einen Almosen bekommen! der Vater würde sie geschlagen haben, und kalt war's ja auch daheim, wo sie nur das Dach über sich hatten und wo der Wind hereinpfiff, obgleich sie die großen Löcher mit Stroh und alten Lumpen zugestopft hatten. Ach! ein kleines Schwefelhölzchen würde ihr gutthun! Dürfte sie nur ein einziges aus dem Bund herausziehen, es an der Mauer streichen und die Finger daran wärmen! Sie wagte es: ritsch! wie sprühte es! Das war ein warme helle Flamme wie ein kleines Licht. Die Kleine glaubte vor einem großen eisernen Ofen mit Messingknöpfen und Kasten zu sitzen, als sie die Hand um das wunderbare Licht hielt. Das Feuer brannte so schön, erwärmte so herrlich! — Wie konnte das doch zugehen? Sie streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — — da erlosch die Flamme; der Ofen verschwand, und das kleine Mädchen saß da mit dem Ueberreste des ausgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites Schwefelholz wurde gestrichen; das brannte und leuchtete so hell, und wo der Schein davon auf die Mauer fiel, da wurde dieselbe so durchsichtig wie Flor. Die Kleine konnte gerade in die Stube hineinsehen, wo der Tisch glänzend weiß mit feinem Porzellan gedeckt stand; köstlich dampfte die mit Pflaumen und Aepfeln gefüllte Bratgans, und was noch das Allerköstlichste davon war, die Gans watschelte mit Messer und Gabel im Leibe über die Diele und geradewegs hin zu dem armen Mädchen. Da erlosch auch das zweite Schwefelhölzchen und nur die dicke kalte Mauer war noch zu sehen.

Sie zündete ein neues an. — Da saß sie auf einmal unter

dem schönsten Weihnachtsbaum. Der war noch größer und prächtiger als der, den sie durch die Glasthür beim reichen Kaufmann gesehen hatte. Viel tausend Lichter brannten in den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie in den Ladenfenstern der Galanteriehändler aushängen, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte beide Arme darnach aus, da — erlosch das Schwefelhölzchen, die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie nun als klare Sterne, einer davon fiel herab und ließ im Fallen einen langen Feuerstreifen am Himmel zurück. —

„Nun stirbt Jemand!“ sagte das arme Mädchen, denn die alte Großmutter, welche die Einzige gewesen, die es gut mit der Kleinen meinte, aber nun gestorben war, hatte gesagt: „Wenn ein Stern vom Himmel fällt, so geht eine Seele zu Gott.“

Wiederum strich sie ein Schwefelhölzchen an der Mauer, das weit umher leuchtete: im Glanze sah sie die alte Großmutter klar und deutlich stehen, wie sie glänzte und so sanft und liebevoll lächelte.

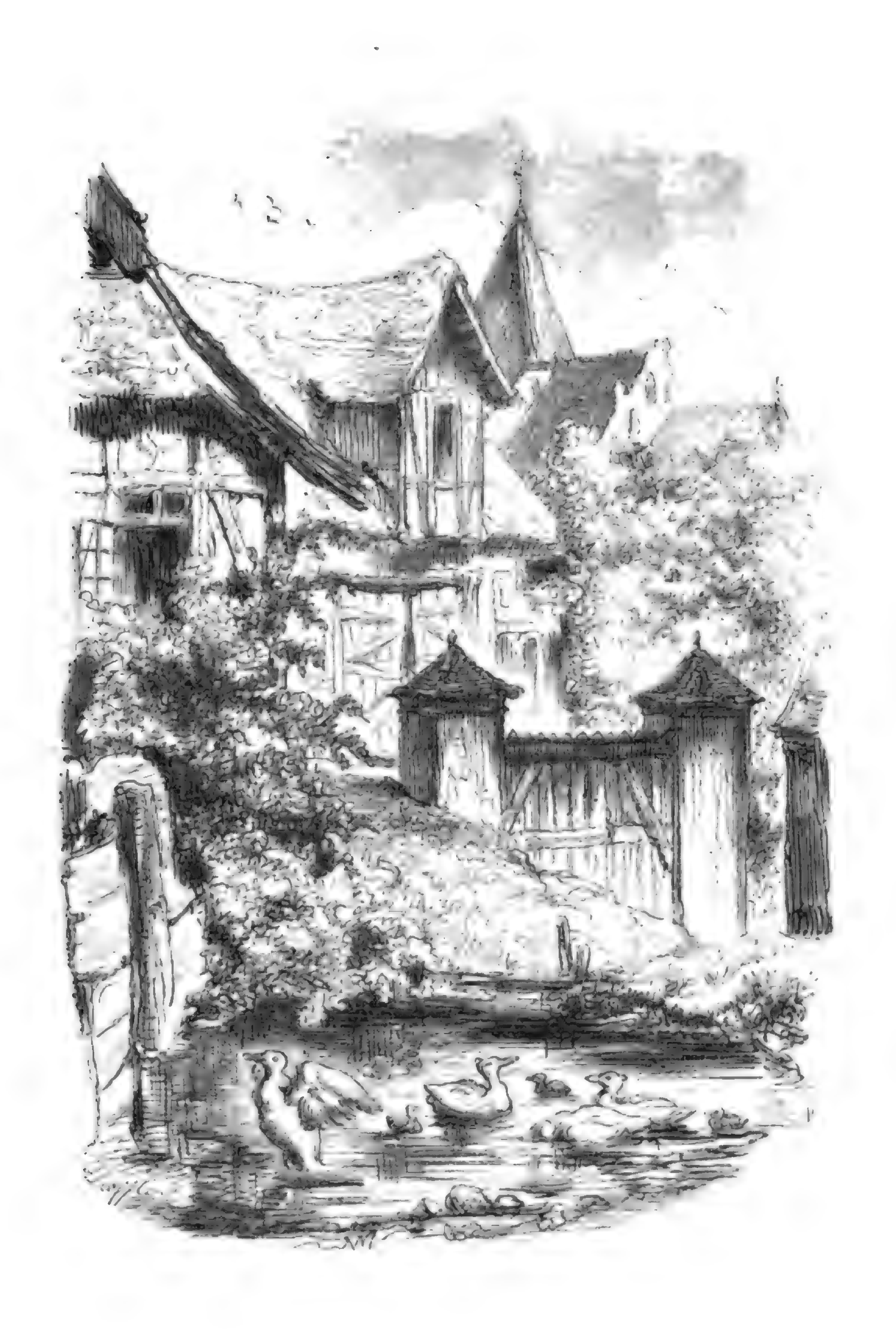
„Großmutter!“ rief die Kleine, „o nimm mich mit! Ich weiß, daß Du wieder verschwunden bist, wenn das Schwefelhölzchen ausgeht — verschwunden gleich wie der warme Ofen, die köstliche Bratgans und der schöne Weihnachtsbaum!“ Und sie strich eilig alle noch übrigen Schwefelhölzchen vom Bunde, das sie in der Hand hielt, um die Großmutter recht festzuhalten, und die Schwefelhölzchen leuchteten mit solchem Glanze, daß es heller wurde als der helle Tag. Noch nie war Großmutter so hübsch und so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihren Arm und flog in Glanz und Freude mit demselben so hoch, so hoch! dahin, wo es keine Kälte, keinen Hunger und keine Furcht und Angst mehr gab; sie waren — bei Gott! — —

Aber in der Ecke bei dem Hause saß am andern Morgen das kleine Mädchen mit rothen Wangen und lächelndem Angesicht — todt, todt gefroren am letzten Abend im alten Jahre. Der Neujahrsmorgen ging über der kleinen Leiche auf, die noch mit den

Schwefelhölzchen dasaß, von denen das eine Bund fast ganz aufgebrannt war. „Sie hat sich daran wärmen wollen," sagte man. Niemand wußte, was sie Herrliches gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der alten Großmutter eingegangen war zu den Freuden des Neuen Jahres. — —

Die Nachbarfamilien.

Hätte man nicht glauben sollen, daß etwas Wichtiges vorgehe im Dorfteiche? — Aber es war Nichts los! Alle Enten, als sie so in aller Frühe auf dem Wasser umherschwammen oder auf dem Kopf standen, denn das konnten sie, schwammen auf einmal an's Land; man konnte die Spuren von ihren Füßen im nassen Sande sehen und sie noch weit weg schreien hören. Das Wasser kam ordentlich in Bewegung, welches erst eben blank wie ein Spiegel gewesen war, so daß man jeden Baum und Busch, der in der Nähe stand, und das alte Bauernhaus mit den Löchern im Giebel und dem Schwalbenneste darin hatte sehen können, besonders aber den blühenden Rosenstock, der fast ganz über dem Wasser hing, in dem man das Ganze wie ein gemaltes Bild sah, nur daß Alles auf dem Kopfe stand. Als das Wasser aber in Bewegung kam, lief Eins in's Andere und das ganze Bild war verschwunden. Zwei Federn, welche die auffliegenden Enten verloren hatten, wogten auf und nieder und nahmen plötzlich einen Anlauf, als wenn ein starker Wind geweht hätte, obgleich es doch ganz stilles Wetter war. Darauf lagen sie wieder ruhig, das Wasser glättete sich wieder und man konnte auf's Neue den Giebel mit dem Schwalbenneste und den Rosenbusch darin sehen: jede Rose spiegelte sich, alle waren so schön, aber sie wußten selbst nichts davon, denn Niemand hatte es ihnen gesagt. Die Sonne schien in die feinen Blätter



hinein, die voll Duft waren, und es ging den Rosen wie uns Menschen, wenn wir uns in Gedanken recht glücklich fühlen.

„Wie ist es doch so schön auf der Welt!“ sagte jede Rose. „Das Einzige, was ich mir noch wünschen möchte, wäre, daß ich die Sonne küssen könnte, weil sie so wärmt und glänzt. Auch die Rosen da unten im Wasser möchte ich liebkosen! sie sind uns ja ganz ähnlich! und die niedlichen Vöglein im Neste. Ueber uns wohnen auch solche Vöglein, die stecken den Kopf aus dem Neste und fangen an zu piepen, noch haben sie keine Federn wie ihr Vater und ihre Mutter. Ja, gute Nachbarn sind's, die wir haben, sowohl die über uns als die unter uns. O, wie ist das Dasein doch so schön!“

Die kleinen Jungen oben und unten — die unteren waren freilich nur der Wiederschein im Wasser — waren Sperlinge; Vater und Mutter waren ebenfalls Sperlinge; sie hatten das leere Schwalbennest vom vorigen Jahre in Besitz genommen; darin wohnten sie mit ihren Jungen.

„Sind das junge Enten, die wir da herumschwimmen sehen?“ fragten die jungen Sperlinge, als sie die beiden Entenfedern auf dem Wasser treiben sahen.

„Sprecht doch vernünftig, wenn Ihr fragen wollt!“ sagte die Mutter. „Seht Ihr denn nicht, daß es Federn sind, lebendiges Kleiderzeug, wie ich's auf mir habe? Aber das unsrige ist feiner, doch möchte ich die da unten hier im Neste haben, denn sie wärmen. Ich möchte doch wissen, worüber die Enten so erschraken. Es muß Etwas im Wasser gewesen sein, denn über mich waren sie es doch gewiß nicht, obgleich ich etwas laut Piep! zu Euch sagte. Die dickköpfigen Enten sollten's billig wissen, aber die denken an Nichts, als sich selbst zu besehen und zu riechen. Ich bin der Nachbarschaft mit ihnen von Herzen überdrüssig.“

„Hört doch die niedlichen Vögel dort oben!“ sagten die Rosen, „die fangen nun auch an zu singen; sie können's noch nicht recht, aber es wird schon gehen, wenn sie etwas größer werden. Was

das ein Vergnügen für die Eltern sein muß! Es ist doch wirklich recht erfreulich, solche Nachbarn zu haben wie wir!“

Da kamen im Galop ein Paar Pferde daher. Sie sollten in die Tränke, ein Bauerbursche saß auf dem einen; er hatte alle seine Kleider abgelegt und nur noch einen alten breiten Hut auf. Der Bursche pfiff, als wenn er ein Vogel gewesen wäre, und ritt in die allertiefste Stelle des Teiches hinein. Als er an dem Rosenbusch vorbeikam, riß er eine Rose ab und steckte sie an seinen Hut, um recht geputzt zu sein, und ritt wieder davon. Die anderen Rosen blickten ihrer Schwester nach und fragten, wohin die wohl reisen werde, aber keine von ihnen wußte es zu sagen.

„Ich möchte auch wohl in die Welt hinein kommen,“ sagte die eine Rose zu der anderen, „aber hier zu Hause im eigenen Grünen ist's auch herrlich wohnen. Den Tag über ist es so warm und des Nachts glänzt der Himmel noch schöner, das sehen wir an den vielen kleinen Löchern, die darin sind.“

Das waren die Sterne, welche die Rosen für Löcher ansahen; sie wußten es nicht besser.

„Wir machen das Haus lebhaft,“ sagte die Spatzenmutter, „und Schwalbennester bringen Glück, sagen die Menschen, darum sind sie auch froh, uns zu haben. Aber die Nachbarn dort, so ein Rosenbusch dicht an der Mauer bringt nur Feuchtigkeit in's Haus. Ich denke auch, er wird schon fortgeschafft werden; dann kann doch Korn da wachsen! Rosen sind nur gut, um sie zu besehen und zu beriechen, oder höchstens um sie auf den Hut zu stecken. Jedes Jahr, das weiß ich von meiner Mutter, fallen sie ab, die Bauerfrau salzt sie dann ein und giebt ihnen einen französischen Namen, den ich nicht aussprechen kann und um den ich mich auch wenig kümmere, und darauf werden sie auf's Feuer gelegt, wenn's irgendwo gut riechen soll. Das ist ihr ganzer Lebenslauf: sie sind nur für Augen und Nase da. Nun wißt Ihr's!“

Als es Abend geworden war und die Mücken in der warmen Luft umherschwärmten, kam die Nachtigall angeflogen und sang

den Rosen ein Lied von dem Schönen in der Welt, das dem Sonnenlichte gleiche und nie vergehen könne. Aber die Rosen glaubten, die Nachtigall singe ein Loblied auf sich selbst, was man ja auch hätte denken können; es fiel ihnen gar nicht ein, daß sie besungen würden, sie freuten sich aber über das Flöten des lieblichen Vogels und wünschten, daß auch alle jungen Sperlinge Nachtigallen werden möchten.

„Ich habe recht gut verstanden, was der Vogel sang," sagte ein junger Sperling, „nur das eine Wort nicht. Was ist denn das, das Schöne?"

„Das ist eigentlich Nichts," sagte die Spatzenmutter; „das ist nur, was man so Aussehen nennt. Drüben auf dem Landgut, wo die Tauben ein eigenes Haus haben und alle Tage mit Korn und Erbsen gefüttert werden — ich habe mit ihnen gegessen und Ihr sollt auch dazu kommen; denn sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, was Du giltst, heißt das Sprichwort — da drüben auf dem Landgut hielten sie also ein Paar Vögel mit grünem Hals und Kamm; den Schwanz konnten die Vögel so groß machen, daß er wie ein Rad aussah und in allen möglichen Farben schillerte, so daß Einem die Augen davon weh thaten. Die hätten nur ein wenig gerupft werden müssen, damit sie nicht besser aussähen als wir Anderen; ich hätte sie auch gehackt, wenn sie nur nicht zu groß gewesen wären."

„Ich will sie hacken!" sagte das kleinste Spatzenkind, obgleich es noch nicht einmal gefiedert war.

Drinnen im Bauerhause wohnten ein Paar junge Leute, die einander recht lieb hatten und dabei gesund und stark waren, auch ihr Haus reinlich und hübsch hielten. Jeden Sonntagmorgen ging die junge Frau hinaus und schnitt eine Handvoll Rosen ab, die sie mitten auf ihren Schrank stellte.

„Nun kann ich sehen, daß es Feiertag ist," sagte der junge Mann, gab seiner lieben Frau einen süßen Kuß, und dann setzten beide sich, das Evangelium mit einander zu lesen, hielten sich bei

der Hand, und die Sonne schien in die Stube auf die frischen Rosen und das junge Ehepaar.

„Das länger anzusehen, langweilt mich," sagte die Spatzenmutter, welche vom Neste gerade in die Stube hineingeglotzt hatte und nun davonflog.

Ebenso machte sie's den folgenden Sonntag, denn immer kamen frische Rosen in die Stube und immer blühte der Rosenbusch gleich schön. Die Jungen, denen nun die Federn gewachsen waren, wollten so gern mit ausfliegen, allein die Mutter gebot: „Ihr bleibt da!" und so mußten sie im Neste bleiben. Die Alte flog fort, aber wie sie's nun gemacht haben mochte, genug, sie saß auf einmal fest in einer Schlinge von Pferdehaaren, die einige Burschen an einen Baumzweig gebunden hatten. Die Schlinge zog sich fest um das Bein des Sperlings, so fest, als hätte sie es abschneiden wollen. Das war ein Schmerz! das war eine Angst! Die Burschen sprangen herbei und packten den gefangenen Vogel mit ihren harten Händen. „Es ist nur ein Sperling!" sagten sie, ließen ihn aber doch nicht wieder fliegen. Sie trugen ihn nach Hause, und so oft der Sperling piepte, schlugen sie ihn auf den Schnabel.

In der Stube war ein alter Mann, der Seife zu machen verstand, sowohl für den Bart als für die Hände, auch Seifenkugeln und Seifenvierecke. Das war so ein umherziehender alter Lustigmacher, und als der den Spatz sah, womit die Burschen ankamen, und diese sagten, sie gäben gar nichts um den alten Vogel, sagte er: „Wollen wir ihn schön machen?" Ein Schauder überlief die Spatzenmutter. Darauf nahm der Mann aus seinem Hausirerkasten, in dem die schönsten Farbenstücke lagen, glänzendes Flittergold heraus und die Burschen mußten ein Ei herbeischaffen. Davon nahm er das Weiße des Eies, beschmierte den Vogel über und über damit und klebte das Flittergold darauf. Nun war der Sperling ein Goldvogel geworden, aber er dachte an solchen Staat nicht, sondern zitterte vor Schrecken an allen Gliedern. Der

Seifenmacher riß nun noch einen rothen Lappen vom Unterfutter seines Rocks, zackte ihn mit der Scheere aus und heftetete ihn dem Sperling auf den Kopf.

„Jetzt sollt Ihr den Goldvogel fliegen sehen," sagte er und ließ den grauen Spatz los, der vor Entsetzen gerade in den hellen Sonnenschein hinausflog. Wie der nun glänzte im Sonnenschein! Alle grauen Sperlinge und sogar eine große Krähe waren so erstaunt über den Anblick, daß sie sämmtlich herbeikamen, um zu sehen, was das für ein ausländischer Vogel sein möge.

„Wo bist Du her! wo bist Du her!" schrie die Krähe.

„Warte doch ein wenig!" sagten die Sperlinge. Aber der Goldvogel hörte nicht, ermattet von der ausgestandenen Angst, flog er gerade nach dem Neste und war nahe daran, zur Erde zu sinken, denn immer kamen mehr Vögel, große und kleine, und einige davon flogen auf ihn ein, um ihn zu hacken. „Seht Den!" schrieen Alle. „Seht Den! seht Den!" schrieen auch die Jungen, als die Mutter zum Neste kam. „Das ist bestimmt ein Pfauenjunges! Der hat ja alle die Farben, die in die Augen stechen, wie unsere Mutter sagte! Piep! das ist etwas Schönes!" Und darauf hackten sie alle zusammen so heftig mit ihren kleinen Schnäbeln, daß es der geängstigten Mutter ganz unmöglich wurde, in das Nest zu gelangen. Sie war so von Schrecken betäubt, daß sie nicht einmal Piep! sagen konnte, geschweige denn: ich bin Eure Mutter! Die anderen Vögel fielen nun alle über sie her, rupften ihr alle Federn aus, bis sie blutend und todtmatt in den Rosenbusch hinabsank.

„Das arme Thier!" sagten die Rosen. „Komm her! wir wollen Dich verbergen; lege Deinen kleinen Kopf an uns!"

Die Spatzenmutter breitete noch einmal die Flügel aus, zog sie krampfhaft wieder ein und war todt, todt bei der Nachbarfamilie, den hübschen frischen Rosen. — —

„Piep!" sagten die Jungen im Neste, „wo die Mutter nur bleiben mag! Ich kann's gar nicht begreifen! Das sollte doch

wohl nicht ein Kniff von ihr gewesen sein, daß wir uns nun selbst ernähren sollen! Das Haus hat sie uns als Erbtheil überlassen, aber wer von uns soll's allein besitzen, wenn wir selbst Junge bekommen?"

„Ich kann Euch anderen hier nicht mehr haben, wenn ich mich einrichte mit Weib und Kind," sagte das kleinste von den Jungen.

„Ich werde wohl mehr Frauen und Kinder bekommen als Du!" sagte ein anderes.

„Aber ich bin der Aelteste!" sagte ein drittes. Alle geriethen nun in Streit mit einander, sie schlugen mit den Flügeln, hackten mit den Schnäbeln und blutend wurde das eine nach dem anderen aus dem Neste gestoßen. Da lagen nun die Vertriebenen mit ihrem Zorne, der Kopf hing ganz nach der einen Seite und dabei schielten sie mit dem einen Auge nach dem verlorenen Neste. Das war so ihre Art zu schmollen!

Ein wenig konnten sie fliegen und stellten jetzt weitere Uebungen an. Dabei kamen sie auch mit einander überein, daß sie, um sich in der Welt wiedererkennen zu können, Piep! sagen und dreimal mit dem linken Fuß dazu kratzen wollten: das sollte ihr Losungszeichen sein.

Das Junge, welches das Nest behauptet hatte, machte sich nun recht breit darin, denn es war ja zum Hausbesitzer geworden, aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht. In der Nacht schien das rothe Feuer durch die Fenster, Flammen schlugen aus dem Dache heraus, das trockne Stroh loderte auf, das ganze Haus verbrannte und der Sperling zugleich. Nur das junge Ehepaar kam glücklich davon.

Als die Sonne am anderen Morgen aufgegangen war und Alles ringsum wieder so erfrischt schien, wie nach einem gesunden Schlafe, war vom Bauerhause Nichts mehr übrig als einige verkohlte Balken, die sich an den Schornstein lehnten, der als sein eigener Herr auf der Brandstätte stehen geblieben war. Es rauchte

stark aus dem Schutt, aber den Rosenbusch hatte das Feuer nicht erreicht, noch stand er blühend da, jeder Zweig, jede Rose spiegelte sich noch immer in dem stillen Teiche. —

„Wie doch die Rosen da vor dem abgebrannten Hause schön stehen!“ sagte ein des Weges kommender Mann. „Das ist doch ein so liebliches Bild, wie man sich's nur denken kann; wahrhaftig, das muß ich haben!“ Und nun zog er ein kleines Buch mit weißen Blättern aus seiner Brusttasche hervor, nahm eine Bleifeder in die Hand und zeichnete die rauchenden Trümmer, die verkohlten Balken, welche sich an den morschen Schornstein lehnten, der mehr und mehr nach der einen Seite neigte, und im Vordergrunde den großen blühenden Rosenbusch, der Veranlassung dazu war, daß das Bild abgezeichnet wurde.

Weiter auf den Tag hin flogen zwei von den Sperlingen vorbei, die hier aus dem Ei gekommen waren. „Wo ist das Haus geblieben?“ sagten sie. „Wo ist das Nest? Piep! Alles ist aufgebrannt und unser starker Bruder daneben. Das hat er davon, daß er das Nest behielt! Die Rosen sind gut davongekommen, die haben noch rothe Backen; was bekümmern die sich auch wohl um des Nachbars Unglück! Ich mag gar nichts mehr von ihnen hören, und hier ist es nun auch so häßlich.“ Damit flogen sie weiter.

Einst im Herbst wurde es so schönes Sonnenscheinwetter, als wäre es mitten im Sommer gewesen. Auf dem Hof vor der großen Treppe des Gutsbesitzers war es ganz trocken, und schwarze, weiße und violette Tauben flatterten und trippelten im warmen Sonnenschein umher. Eine alte Taube kollerte und rief den Jungen zu: „gruppirt Euch! gruppirt Euch!“ denn das nimmt sich viel hübscher aus.

„Was ist das für ein kleiner Grauer, der da zwischen uns herumhüpft?“ fragte eine alte Taube mit grünrothen Augen. „Kleiner Grauer!“ rief sie, „kleiner Grauer!“

„Das sind Sperlinge,“ sagte eine andere Taube, „ganz artige

Thierchen. Wir haben immer den guten Ruf gehabt, daß wir sanftmüthig sind, drum wollen wir sie in Frieden auffammeln lassen, was wir liegen lassen; sie sprechen nicht viel und kratzen so nett mit den Beinen."

Ja freilich kratzten sie, kratzten dreimal nach einander mit dem linken Bein und sagten Piep! dazu, denn es waren die Sperlinge von dem abgebrannten Hause.

„Hier ist's überaus gut fressen," sagten die Sperlinge.

Und die Tauben umkreisten einander, brüsteten sich und hatten ihre Gedanken für sich.

„Sieh doch die Kropftaube da?" sagte die eine Taube zu der anderen. „Sieh nur, wie sie Erbsen schlingt! die bekommt zu viel! sie nimmt die besten! Gurre! gurre! gurr! Sieh doch nur, wie kahl ihr Kopf schon wird! O, sieh doch das boshafte Thier! Gurre! gurr!" und aller Tauben Augen wurden roth vor Aerger. „Gruppirt Euch! gruppirt Euch! — Du kleiner Grauer! Gurre! gurre! gurr!" so ging's unaufhörlich fort unter den sanften Tauben und Täubchen, und über tausend Jahre wird es noch ebenso gehen.

Die Sperlinge fraßen indessen gut und horchten auch gut, sie gruppirten sich sogar mit den Tauben, aber das stand ihnen nur schlecht an. Zuletzt waren sie gesättigt und daher verließen sie die Gesellschaft, sprachen gegenseitig ihr Urtheil über die Tauben aus und hüpften durch das Stacket in den Garten hinein. Als sie hier die Thür des Gartensaales offen stehen sahen, hüpfte der eine Sperling auf die Thürschwelle. Ueberfatt war er und daher auch vorwitzig. „Piep!" sagte er, „das darf ich!" „Piep!" sagte ein anderer, „das darf ich auch und noch mehr!" und hüpfte in den Saal hinein. Es waren keine Menschen in dem Saale, das sah ein dritter Sperling wohl und deshalb flog er noch weiter hinein und sagte: „Draußen sein, oder ganz hinein! Das ist übrigens ein recht artiges Menschennest, und was hier nicht Alles aufgestapelt ist!"

Gerade vor den Augen der Sperlinge standen ja auch die blühenden Rosen, spiegelten sich in dem Torfteich, und die angebrannten Balken und Sparren lehnten sich an den wankenden Schornstein der Brandstätte! — Was? Wie in aller Welt konnte alles Das in den Gartensaal des Landguts hineingekommen sein? —

Und alle drei Sperlinge wollten über Rosen und Schornstein wegfliegen, aber sie flogen gegen die flache Wand an. Was sie gesehen hatten war nur ein Gemälde gewesen, ein großes prächtiges Bild, das der Maler nach seiner kleinen Zeichnung mit Farben im Großen ausgeführt hatte.

„Piep!“ sagten die Sperlinge. „Kannst Du's begreifen? ich nicht! Das ist ja gar nichts! Das sieht mir ja aus, als wenn's Etwas wäre! Nur zum Schein ist's, piep!“ und darauf flogen sie hinaus, denn es traten Menschen in den Saal.

Nun verstrichen Jahr und Tag, die Tauben, diese tollköpfigen Thiere, hatten gegurrt und gegurrt, die grauen Sperlinge den Winter über gefroren, den Sommer hindurch lustig gelebt, sie waren alle versprochen oder verheirathet, oder wie man's nun nennen will; Junge hatten sie und jede hielt natürlich die ihrigen für die schönsten und klügsten; einer flog hierhin, der andere dahin und sie erkannten sich wieder an der Losung Piep und dem dreimaligen Kratzen mit dem linken Bein. Der Aelteste von ihnen, das war nun so ein altes Haus, der hatte keine Jungen im Nest und wünschte so sehr, einmal nach einer großen Stadt zu kommen; daher flog er nach Kopenhagen.

Hier gab es ein großes Haus mit vielen bunten Fenstern, das lag dicht am Kanal, wo die Schiffer Aepfel und neue Töpfe verkaufen. Die buntgemalten Fenster waren breiter unten als oben, und wenn die Sperlinge durch dieselben guckten, so kamen ihnen die Stuben drinnen wie lauter Tulpen vor, denn sie waren mit allen möglichen Farben angestrichen und voller Schnörkeleien, unter welchen weiße Menschengestalten standen, die theils aus

Marmor, theils aus Gyps gemacht waren, was den Sperlingen aber ganz einerlei war. Oben auf dem Hause stand ein metallener Wagen, der von metallenen Pferden gezogen wurde, die eine metallene Siegesgöttin lenkte. Das war Thorwaldsen's Museum.

„Wie das scheint!" sagte das Sperlingfräulein. „Das ist ja wohl das Schöne! Piep! hier ist's doch etwas größer als am Pfauenschwanz!" denn sie erinnerte sich noch von der Mutter her, was die für schön gehalten hatte. Das junge Fräulein flog nun gerade hinunter auf den Hofplatz des bunten Hauses, wo es auch so prächtig aussah; denn hier waren Palmen und Blumen an den Wänden zu sehen und inmitten des Hofplatzes stand ein blühender Rosenbusch, der seine langen Zweige über einen Grabstein neigte. Der Sperling flog auch dahin, denn hier gab es mehrere Kameraden; Piep! und dreimal gekratzt mit dem linken Bein. Dieser Willkommen war viele Male binnen Jahr und Tag wiederholt worden, aber kein anderer Sperling hatte ihn verstanden, denn was einmal getrennt ist, findet sich nicht alle Tage wieder. Der Gruß war aber dem Fräulein zur Gewohnheit geworden, und heute gab es hier zwei alte Sperlinge und ein Junges, die mit Piep! und dreimaligem Kratzfuß darauf antworteten.

„Ei sieh! guten Tag! guten Tag!" — Das waren die drei alten Sperlinge aus dem Schwalbenneste und ein Junges von der Verwandtschaft. „Treffen wir uns hier wieder?" sagten sie. „Das ist eine vornehme Stätte, aber hier giebt's nicht viel zu fressen; es ist Alles lauter Schein!"

Und es kamen viele Menschen aus den Sälen, in denen die prächtigen Marmorgestalten standen, und gingen hin zu dem Grabe, in welchem der große Meister ruhete, der die weißen Figuren geformt hatte, und Alle, die da kamen, standen da mit hellleuchtenden Augen um das Grabmal Thorwaldsen's. Einige von ihnen lasen die abgefallenen Rosenblätter auf und verwahrten sie

sorgfältig. Leute aus weiter Ferne waren darunter: aus dem großen England, aus Deutschland und aus Frankreich. Die schönste von allen Damen pflückte eine von den Rosen ab und legte sie an ihren Busen. Da glaubten die Sperlinge, als sie dies sahen, daß die Rosen hier zu Lande regierten und daß das ganze bunte Haus um der Rosen willen erbaut worden sei. Das wäre doch ein wenig zu viel, meinten sie, weil aber alle Menschen soviel aus den Rosen machten, so wollten sie auch nicht zurückstehen. „Piep!“ sagten sie, fegten den Boden mit ihren Schwanzfedern und guckten mit dem einen Auge nach dem Rosenbusch hinauf. Recht lange dauerte ihre Betrachtung nicht, denn sie hielten sich völlig überzeugt, daß die Rosen hier die alten Nachbaren vom Dorfteich wären, und darin hatten die Sperlinge sich auch nicht geirrt. Der Maler, welcher den Rosenbusch am alten abgebrannten Bauerhause zeichnete, hatte später Erlaubniß erhalten, ihn ausgraben zu lassen, und hatte ihn dem Baumeister des bunten Hauses geschenkt, denn schönere Rosen waren nirgends zu finden, und der hatte ihn auf Thorwaldsen's Grab gepflanzt, wo die Rosen als ein Bild des Schönen dufteten und ihre Blätter hergaben, damit sie als ein Andenken von Kopenhagen in ferne Länder getragen werden konnten.

„Habt Ihr eine Anstellung in der Stadt erhalten?“ fragten die Sperlinge. Die Rosen nickten ihnen zu, denn sie hatten die grauen Nachbaren vom Dorfteich erkannt und waren so erfreut, sie wieder zu sehen.

„Wie herrlich ist's doch zu leben und zu blühen, alte Freunde wieder zu finden und alle Tage von holden Gesichtern angelächelt zu werden! Hier ist's, als wäre jeder neue Tag ein großer Festtag.“

„Piep!“ sagten die Sperlinge, „ja! ja! ihre Herkunft vom Dorfteich ist uns bekannt. Piep! wie die zu Ehren gekommen sind! Nun, das muß man sagen, Einige kommen denn auch im Schlaf dazu! Was Schönes an solch' einer rothen Klette zu

finden ist, das weiß ich gar nicht, und da sitzt denn doch ein welkes Blatt, das kann ich sehen!“

Und der Sperling pickte an dem welken Blatte, bis es abfiel, grüner und frischer aber stand der Baum nun da; die Rosen dufteten im Sonnenschein auf Thorwaldsen's Grabe und lehnten ihre Schönheit an den Namen des unsterblichen Künstlers an.

Die alte Straßenlaterne.

Kennst Du die Geschichte von der alten Straßenlaterne? Die ist gar nicht so besonders unterhaltend, aber man kann sie schon einmal erzählen hören. Das war so eine alte, ehrliche Straßenlaterne, die in vielen, vielen Jahren Dienste gethan hatte, dann aber cassirt werden sollte. Es war der letzte Abend, wo sie auf dem Leuchtpfahl saß, um die Straße zu erhellen, und ihr war zu Muthe dabei, wie einer alten Balletfigurantin, die den letzten Abend tanzt und weiß, daß sie den Morgen in die Rumpelkammer soll. Die Laterne hatte entsetzliche Furcht vor dem morgenden Tage, wo sie zum ersten Male in ihrem Leben zu Rathhaus sollte, um von sämmtlichen Stadtschöffen untersucht zu werden, in wiefern sie noch brauchbar oder nicht mehr brauchbar war. Da sollte denn auch entschieden werden, ob sie nach der Vorstadt gesandt werden müßte, um künftig dort zu erleuchten, oder in eine Fabrik auf dem Lande, oder gerade zum Eisengießer, um umgegossen zu werden. Bei dem Letzteren konnte ja etwas Neues aus ihr gemacht werden, aber es peinigte sie doch der Gedanke, daß sie nicht wußte, ob ihr die Erinnerung daran bleiben werde, daß sie einst Straßenlaterne gewesen war. Wie es aber auch damit werden mochte, so stand doch jedenfalls fest, daß sie von dem alten Nachtwächter und seiner Frau, die sie als ihre Angehörigen zu betrachten gewöhnt war, getrennt werden würde. Sie ward Laterne, als der Nachtwächter

Nachtwächter geworden war. Die Frau war damals etwas vornehm; nur wenn sie an der Laterne des Abends vorbeiging, sah sie sich um, den Tag über niemals. Nun dagegen, wo sie alle drei, Wächter, Frau und Laterne, alt geworden waren, hatte die Frau sie in den letzten Jahren auch gepflegt, sie abgeputzt und ihr Thran gegeben. Ehrliche Leute waren dies Ehepaar; sie hatten die Laterne um keinen Tropfen betrogen. — Es war der letzte Abend in der Straße, und morgen sollte sie zu Rathhaus, das waren zwei trübe Gedanken für die Laterne, und daher kann man wohl denken, wie sie brannte! Aber sie hatte auch andere Gedanken, sie hatte Vieles gesehen, wozu sie geleuchtet hatte, vielleicht ebenso viel als die sämmtlichen Stadtschöffen, aber davon sprach sie nicht, denn sie war eine honette alte Laterne, sie wollte Niemanden beleidigen, am allerwenigsten ihre Obrigkeit. Sie erinnerte sich an so mancherlei Dinge; bisweilen flackerte die Flamme darin auf, als hätte sie ein Gefühl davon gehabt, daß Mancher auch ihrer noch gedachte. Da war nun z. B. der junge hübsche Mann, der vor vielen Jahren zu ihr gekommen war mit einem Briefe in der Hand; das war so schönes rosenrothes Papier mit goldenem Schnitt und derselbe war so niedlich von Damenhand geschrieben gewesen, daß der junge Mann ihn zweimal gelesen, ihn inbrünstig geküßt, mit funkelnden Augen die Laterne angesehen und gesagt hatte, er sei der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Ja, nur er und ich wußten, was in dem ersten Briefe von der Geliebten stand. — Ich erinnerte mich auch noch eines Paars anderer Augen, so sonderbar fliegen die Gedanken herum! Hier in der Straße fand ein Begräbniß statt; die junge hübsche Frau, welche gestorben war, lag in ihrem Sarge in einem mit Sammet überzogenen Leichenwagen, der überall mit Blumen und Kränzen bestreut war, und es brannten so viele Fackeln, daß ich ganz dabei verschwand. Die ganze Vorstraße war wie mit Menschen besäet, und alle folgten dem Leichenzuge; als aber die Fackeln verschwunden waren, stand noch Einer weinend da am Leuchtpfahle, und ich

werde nie den Blick vergessen, womit er zu mir herauf sah. — Noch viele ähnliche Gedanken durchkreuzten die alte Straßenlaterne, welche diesen Abend zum letzten Male brannte. Eine Schildwache, die abgelöst wird, kennt doch ihren Nachfolger und kann ihm einige Abschiedsworte sagen, aber die Straßenlaterne nicht, obgleich sie ihm diesen und jenen Wink hätte geben können von Regen und Schnee, wieweit der Mondschein auf die Straße hinausreichte und woher der Wind wehete.

Auf dem Rinnsteinbrette standen Drei, die sich der Straßenlaterne vorstellen wollten, weil sie der Meinung waren, daß die Laterne das vacante Amt zu vergeben hätte. Der Eine davon war ein Häringskopf, denn ein solcher leuchtet im Dunkeln, und daher meinte er, es könne viel Thran gespart werden, wenn man ihn auf den Leuchtpfahl stecken wolle. — Der Zweite war ein Stück Zunder, das ebenfalls im Dunkeln glänzt und immerhin noch besser als ein alter Klippfisch, das sagte es selbst, und überdies war es der letzte Rest von einem Baume, der einst der Stolz des Waldes gewesen sein sollte. — Der Dritte endlich war ein Johanniswürmchen. Wo das Thierchen hergekommen war, konnte selbst die Straßenlaterne nicht begreifen; aber das Würmchen war da, und daß es leuchtete, konnte auch nicht in Abrede gestellt werden. Der Zunder und der Häringskopf erboten sich indessen, eidlich erhärten zu wollen, daß das Johanniswürmchen nur zu gewissen Zeiten leuchtete und also gar nicht in Betracht kommen könnte.

Die alte Laterne gab ihnen den Bescheid, daß Keiner von ihnen hell genug leuchtete, um eine Straßenlaterne abgeben zu können, aber das wollten die Anstellung Suchenden ihr nicht glauben, und als sie nun auch erfuhren, daß die Laterne die vacante Bedienung nicht selbst zu verleihen hätte, da sagten sie, das sei sehr erfreulich, weil die Laterne ja gar zu hinfällig wäre, um noch wahlfähig zu sein.

Als die empfindlich Gewordenen noch so sprachen, kam der

Wind um die Straßenecke gesaust und fuhr gerade durch den Rauchfang der alten Laterne. „Was hat das zu bedeuten?“ sagte er. „Wie ich höre, willst Du morgen weg! Ist dies der letzte Abend, daß ich Dich hier antreffe? — Wenn dem so ist, sollst Du erst noch ein Andenken von mir haben; ich will Deinen Hirnschädel auslüften, damit Du Dich nicht bloß klar und deutlich erinnern kannst, was Du gehört und gesehen hast, sondern auch so hellköpfig wirst, daß, wenn Etwas in Deiner Nähe erzählt oder vorgelesen wird, Du es auch sollst sehen können.“

„Das wäre viel für mich,“ sagte die alte Straßenlaterne; „danke auch recht sehr! Wenn ich nur nicht umgegossen werden soll!“

„Das wird diesmal noch nicht geschehen,“ sagte der Wind. „Nun blase ich Dein Gedächtniß an. Kannst Du viele solche Geschenke erlangen, so wirst Du ein heiteres Alter erleben.“

„Wenn ich doch nur nicht umgegossen werde!“ seufzte die Laterne wieder. „Oder kannst Du mir auch mein Gedächtniß sichern?“

„Alte Leuchte, sei vernünftig!“ sagte der Wind und fing an zu heulen. Da kam der Mond zum Vorschein. „Was geben Sie?“ fragte der Wind.

„Ich gebe nichts,“ sagte der Mond; „ich bin ja im Abnehmen! und die Laternen haben nie für mich geleuchtet, wohl aber ich oft für sie.“ — Darauf ging der Mond wieder hinter Wolken; er mochte sich nicht länger fragen lassen. — Da fiel gerade auf den Rauchfang ein Wassertropfen herab, als wenn's vom Dache träufelte, aber der Tropfen sagte, er käme aus den grauen Wolken und sei auch ein Geschenk, vielleicht gar das allerbeste. „Ich dringe in Dich ein, damit Du das Vermögen erlangst, in einer einzigen Nacht, wenn Du es wünschest, so zu verrosten, daß Du in Staub zerfällst.“ — Das schien aber der Laterne eine sehr bedenkliche Gabe zu sein, und dem Winde ebenfalls. „Bietet Niemand mehr? bietet Niemand höher?“ blies er so derbe, als er es vermochte, als

plötzlich ein Sternschuß am Himmel leuchtete und einen langen hellen Streifen hinterließ.

„Was war das?" rief der Häringskopf. „Fiel nicht ein Stern herunter und gerade in die Laterne? Nun, wenn auch so Hochstehende sich um das Amt bewerben wollen, so können wir Anderen uns nur nach Hause scheren." Das that er denn auch und die anderen beiden Candidaten ebenfalls. Die alte Laterne aber leuchtete auf einmal ganz hell. „Das war ein schönes Geschenk!" sagte sie. „Die hellen Sterne, worüber ich mich immer so sehr gefreut habe, die so herrlich leuchten, wie ich es nie gekonnt, wenngleich dies mein höchstes Streben und Trachten gewesen, die haben meiner, der armen alten Straßenlaterne, gedacht und mir eine Gabe zukommen lassen, die darin besteht, daß Alles, was ich mich selbst recht deutlich erinnere und sehe, auch von Anderen, die ich lieb habe, gesehen werden kann. Welches Vergnügen wird das nicht für mich sein! Denn nur halb genießt man eine Freude, die man nicht mit Anderen theilen kann."

„Das sind achtungswerthe Gesinnungen," sagte der Wind, „allein Du weißt es wohl nicht, daß ein Wachslicht zu Deinem Glück erforderlich ist. Ohne daß ein Wachslicht in Dir brennt, kann kein Anderer etwas bei Dir sehen. Das haben die Sterne nicht bedacht und meinen nun einmal, daß Alles, was scheint, wenigstens ein Wachslicht in sich hat. Doch nun bin ich müde," sagte der Wind; „ich will mich legen," und darauf legte er sich auch.

Den folgenden Tag — ja, den folgenden Tag können wir füglich übergehen — den folgenden Abend lag die Laterne im Lehnstuhl, und wo? bei dem alten Nachtwächter. Er hatte sich von dem gesammten Schöffencollegium zum Lohn für langen und getreuen Dienst die Bewilligung erbeten, die alte Laterne behalten zu dürfen. Die Schöffen lachten ihn aus, als er diese kühne Bitte wagte, bewilligten aber doch das demüthigst angebrachte Gesuch und gaben dem alten Nachtwächter die cassirte Straßenlaterne, und nun lag sie denn im Lehnstuhl, dicht bei dem warmen Ofen, und

schien ordentlich größer geworden zu sein, denn sie füllte beinahe den ganzen Lehnstuhl aus. Die alten Leute saßen bei ihrem Abendbrot und warfen milde Blicke auf die alte Laterne, der sie gern auch Platz an ihrem Tische eingeräumt hätten. Sie bewohnten freilich nur eine Kellerstube, zwei Ellen tief unter der Erde, man mußte über eine gepflasterte Vordiele gehen, um in die Stube zu gelangen; aber rein und ordentlich war es darin, um das Bett hingen Gardinen und vor den kleinen hohen Fenstern standen zwei sonderbare Blumentöpfe; der Matrose Christian hatte sie aus Ostindien oder Westindien mitgebracht, es waren zwei Elephanten von Steinzeug, denen der Rücken fehlte, aber statt dessen blühete in dem einen Topf der schönste Schnittlauch, im anderen ein Storchschnabel aus der hineingelegten Erde hervor. An der Wand hing ein großes buntes Bild, das den Wiener Congreß vorstellte — da hatten sie alle Könige und Kaiser auf einmal! — Die bornholmer Uhr mit ihren schweren Bleilöthen ging tick! tack! und immer voraus, aber das sei besser, als wenn sie zu spät ginge, sagten die alten Leute. Sie aßen ihr Abendbrot und die alte Straßenlaterne lag, wie gesagt, im Lehnstuhl, dicht am warmen Ofen. Der Laterne schien die Welt ganz umgekehrt zu sein, als aber der alte Wächter sie ansah und davon zu sprechen anfing, was sie beide Alles mit einander erlebt hatten in Regen und Wind, in den kurzen hellen Sommernächten und wenn der Schnee stöberte, da war Alles wieder in Ordnung für die alte Laterne, denn wovon der Wächter sprach, das stand ihr auch klar vor Augen, so gut hatte der Wind in ihr ausgefegt!

Die beiden alten Leute waren so fleißig und emsig, daß sie keine Stunde verbummelten. Sonntags Nachmittags wurde ein Buch hergenommen, am liebsten eine Reisebeschreibung, und der alte Mann las dann laut aus demselben vor von den großen Waldungen und den Elephanten in Afrika, die dort frei umhergehen, was die alte Frau aufmerksam anhörte und dann auch wohl mitunter einen Blick auf ihre eigenen Elephanten am Fenster warf,

die hier Blumentöpfe abgaben. „Ich kann es mir ganz deutlich vorstellen," sagte sie, und die Laterne wünschte dann, daß doch ein Wachslicht zur Hand sein möchte, damit es in ihr angezündet und die alte Frau dann Alles so handgreiflich vor Augen haben möchte, wie sie es selbst sehen konnte: die hohen Bäume, die dichtverschlungenen Zweige, die nackten schwarzen Menschen zu Pferde und ganze Rudel von Elephanten, die mit breiten Pfoten Schilfrohr und Büsche zertraten.

„Was können alle meine Fahigkeiten mir nützen, wenn kein Wachslicht da ist!" seufzte die Laterne. „Sie haben nur Thran und Talglicht, und das verschlägt nichts!"

Eines Tages brachte der Nachtwächter eine ganze Handvoll Wachslichtchen mit nach Hause: die größten Stücke davon wurden gebrannt und die kleinen brauchte die alte Nachtwächterin, um ihren Nähfaden damit zu wächsern. Wachslicht war nun da, aber es fiel den beiden Alten nicht ein, ein Stück davon in der Laterne anzuzünden.

„Hier stehe ich nutzlos mit meinen seltenen Gaben!" sagte die Laterne; „ich habe Alles in mir, aber ich kann es nicht mit ihnen theilen! Sie wissen es nicht, daß ich die weißen Kalkwände in die schönsten Tapeten verwandeln kann, zu grünen Wäldern, zu Allem, was sie sich wünschen können! — Aber sie wissen es nicht!"

Die Laterne stand übrigens blank gescheuert in einer Ecke, wo sie immer in die Augen fiel. Die Leute sagten freilich, es sei ein altes Gerümpel von Leuchte, aber daran kehrten die beiden Alten sich nicht, denn sie hielten die Laterne in Ehren.

Einmal — es war gerade an des alten Nachtwächters Geburtstage — kam die alte Frau hin zu der Laterne, schmunzelte und sagte: „Nun soll illuminirt werden!" Die Laterne knackte im Rauchfang und dachte, nun geht ihnen ein Licht auf! Aber die alte Frau gab nur Thran, kein Wachslicht, zum Besten, die Laterne brannte den ganzen Abend und es ward ihr nun völlig klar, daß die Gabe, welche die Sterne ihr verliehen hatten, die beste von

allen Gaben, die ihr gereicht worden waren, ein todter Schatz für dieses Leben bleiben werde. Da träumte ihr — und wenn man solche Gabe besitzt, so läßt sich's gut träumen —, die beiden alten Leute wären gestorben und sie selbst sei zu einem Eisengießer gekommen und sollte umgeschmolzen werden, wie ihr ganz ängstlich dabei wurde wie damals, als sie zu Rathhaus mußte, um von den Stadtschöffen besichtigt zu werden, aber doch, obgleich sie die Kraft besaß, augenblicklich in Rost und Staub zu verfallen, es geduldig über sich ergehen ließ, in den Schmelzofen zu kommen, und darnach zum schönsten gußeisernen Leuchter ward, worin nun irgend Jemand ein Wachslicht stellen konnte; denn der Leuchter hatte die Form eines Engels, der ein Blumenbouquet in den Händen hielt, und gerade mitten in das Bouquet wurde das Wachslicht gesetzt und der Leuchter auf einen grünen Tisch gestellt in einem Zimmer, das so recht gemüthlich eingerichtet war, wo viele Bücher standen und schöne Bilder an der Wand hingen, denn es war das Zimmer eines Dichters, und Alles, was er dachte und schrieb, das ging ringsherum auf: es zeigten sich dunkle stille Wälder, von der Sonne beleuchtete Wiesen, auf welchen Störche einhergingen, und ein hohes Schiffsverdeck auf dem wogenden Meere.

„Welche Gaben besitze ich doch!“ sagte die alte Straßenlaterne, als sie wieder erwachte. „Fast möchte ich wünschen, umgeschmolzen zu sein, — doch nein! das darf nicht geschehen, so lange die alten Nachtwächterleute noch leben. Sie halten etwas von mir wegen meiner Persönlichkeit. Ich bin ihnen ja an Kindes Statt! sie haben mich gescheuert, haben mir Thran gegeben, und ich habe es eben so gut als die Mitglieder des Congresses, die doch nur so etwas Vornehmes agiren.“

Von der Zeit an wurde sie ruhiger, und das konnte die alte ehrliche Straßenlaterne auch wohl verdient haben!

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt.

Holzstiche
aus dem xylographischen Atelier
von Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt

von

H. C. Andersen.

Vollständigste Ausgabe.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich
und
siebenundzwanzig Illustrationen nach Originalzeichnungen
von
Ludwig Richter, Osterwald und Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Sechste durch die „neuesten“ Mährchen des Verfassers
vermehrte Auflage.

Drittes Bändchen.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1864.

Inhalt des dritten Bändchens.

Die Galoschen des Glücks.

1. Der Anfang.

In der Osterstraße zu Kopenhagen wurde in einem der Häuser die nicht weit vom Königsmarkt entfernt liegen, eine große Gesellschaft gegeben — dazu muß man sich mitunter verstehen; dann ist's abgethan, und man wird wieder eingeladen. — Die eine Hälfte der Gesellschaft saß schon an den Spieltischen, die andere erwartete, welchen Erfolg die Anrede der Dame des Hauses: „Nun müssen wir Anderen sehen, was wir uns vornehmen können!“ haben würde. Soweit war man denn gekommen und die Unterhaltung schleppte sich, so gut es eben gehen wollte, weiter. Unter Anderem kam auch die Rede auf das Mittelalter. Einige hielten dasselbe für viel besser als unsere Zeiten, ja, der Justizrath Karg vertheidigte diese Meinung so eifrig, daß Madame sich gleich auf seine Partei schlug und beide nun gegen Oersted's im Volkskalender aufgestellte Ansichten von den alten und neuen Zeiten, und worin unserem Zeitalter im Wesentlichen der Vorzug gegeben wird, auftraten. Der Justizrath erklärte die Zeit des Königs Hans für die schönste und glücklichste.

Während das Gespräch sich über diesen Gegenstand hin und her drehete und nur augenblicklich unterbrochen wurde, als ein Abendblatt abgegeben ward, das nichts Lesenswerthes enthielt, wollen wir uns in das Vorzimmer begeben, wo Ueberzieher, Stöcke,

Regenschirme und Galoschen ihren Platz hatten. Hier saßen zwei weibliche Gestalten, eine junge und eine alte. Man hätte glauben können, es seien Mädchen, die gekommen waren, um ihre Herrschaft, dieses oder jenes alte Fräulein, oder die gnädige Frau Wittwe, nach Hause zu begleiten; betrachtete man sie aber etwas genauer, so begriff man bald, daß sie keine gewöhnlichen Dienstboten sein mochten, denn dazu waren ihre Hände zu fein, ihre Haltung zu königlich, und ihre Kleider hatten auch einen ganz eigenthümlich dreisten Schnitt. Zwei Feen waren es; die Jüngere war freilich nicht Fräulein Fortuna selbst, doch eins der Kammermädchen ihrer Kammerfrauen, welche die geringeren Glücksgaben austragen; die Aeltere sah außerordentlich ernsthaft aus: es war die Trauer. Sie bestellt alle ihre Gewerbe in eigener hoher Person; dann weiß sie, daß sie gehörig ausgerichtet worden sind.

Die beiden Feen erzählten einander, wo sie den Tag über gewesen waren. Das Kammermädchen hatte nur einige unbedeutende Botschaften des Glücks ausgerichtet: sie hatte einen neuen Hut vom Regenguß gerettet, einem ehrlichen Manne einen Gruß von einer vornehmen Null verschafft u. s. w., was sie aber noch zu besorgen hatte, war etwas ganz Ungewöhnliches.

„Ich muß Dir nur erzählen," sagte sie, „daß es heute mein Geburtstag ist, und demselben zu Ehren ist mir ein Paar Galoschen anvertraut worden, welches ich der Menschheit überbringen soll. Die Galoschen besitzen die Eigenschaft, daß Jeder, der sie anzieht, augenblicklich an dem Orte und in der Zeit sich befindet, wo er am liebsten sein möchte, jeder Wunsch in Rücksicht auf Zeit und Ort wird gleich erfüllt und der Mensch so endlich einmal glücklich hienieden."

„Glaubst Du wirklich daran?" sagte die Trauer. „Nein, er wird vielmehr sehr unglücklich dadurch werden und den Augenblick segnen, wo er sich wieder von den Galoschen befreien kann."

„Wo willst Du hin!" sagte die andere Fee. „Jetzt stelle ich

sie hier bei der Thür hin. Einer irrt sich jedenfalls und zieht die fremden Galoschen an. Er wird der Glückliche sein!"

Das war das Gespräch der beiden Feen.

II. Wie es dem Justizrath erging.

Es war schon spät geworden. Justizrath Karg, noch mit seinen Gedanken in die Zeiten des Königs Hans vertieft, wollte nach Hause gehen, und nun mußte es sich so fügen, daß er, als er in seine Ueberschuhe treten wollte, sich versah und in die Galoschen des Glücks fuhr. So beschuht, trat er hinaus auf die Osterstraße, aber er war durch die Zauberkraft der Galoschen sogleich in die Zeiten des Königs Hans zurück versetzt worden, und daher trat sein Fuß schon bei den ersten Schritten in Schlamm und Schmutz, weil es damals in dem erst neulich zur Residenz gewordenen Kopenhagen noch keine gepflasterten Straßen gab.

„Das ist ja ein gräulicher Schmutz hier!" sagte der Justizrath. „Die Vorstraße ist wie verschwunden und alle Laternen sind schon ausgegangen!"

Der Mond war noch nicht hoch genug am Himmel und die Luft ohnehin etwas trübe, so daß in diesem Halbdunkel alle Gegenstände unkenntlich wurden. An der nächsten Straßenecke hing indessen eine Laterne vor einem Madonnenbilde, doch gab dieselbe nur eine so mäßige Beleuchtung, daß der Justizrath sie erst bemerkte, als er gerade darunter stand und seine Augen auf das gemalte Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde fielen.

„Das ist wohl ein Kunstcabinet," dachte er, „von dem sie das Schild abzunehmen vergessen haben."

Ein paar Menschen in der Tracht aus dem Zeitalter des Königs Hans gingen an ihm vorüber.

„Wie seltsam sehen die aus! Die guten Leute kommen wahrscheinlich von einer Maskerade.“

Plötzlich erschallte eine starke Musik von Trommeln und Pfeifen und hin und wieder flackerte ein Feuer auf. Der Justizrath blieb stehen und sah nun einen gar wunderbaren Aufzug vorbeikommen. Voran ging ein ganzer Trupp Trommelschläger, die ihre Instrumente recht artig zu behandeln wußten; ihnen folgten Trabanten mit Bogen und Armbrüsten. Der Vornehmste im Zuge war ein Geistlicher. Erstaunt fragte der Justizrath, was diese Mummerei zu bedeuten habe und wer jener Mann sei.

„Das ist der Bischof von Seeland,“ antwortete man.

„Du lieber Gott, was ficht den Bischof an!“ seufzte der Justizrath kopfschüttelnd. Unmöglich konnte der Mann in dem Aufzuge doch der Bischof sein. Noch über das, was er eben gesehen hatte, nachgrübelnd, ging er die Osterstraße zu Ende und über den Hohenbrückenmarkt. Die Brücke nach dem Schloßplatze war nicht zu finden; er entdeckte nur eine tieffließende Au und stieß endlich hier auf zwei Ruderknechte, die mit einem Kahn am Ufer lagen.

„Will der Herr nach dem Holm hinüber?“ fragten sie.

„Nach dem Holm?“ fragte der Justizrath, der ja nicht wußte, in welchem Zeitalter er umherirrte; „ich will nach der kleinen Marktstraße auf Christianshafen.“

Die Ruderknechte sahen ihn an.

„Sagt mir nur, wo die Brücke ist,“ fuhr er fort. „Schändlich ist's, daß die Laternen nicht brennen, und ein Schmutz ist's hier, als wenn man in einem Moraste zu waten hätte.“

Je länger er mit den Ruderknechten sprach, desto unverständlicher wurden sie ihm.

„Ich verstehe Euer Bornholmisch nicht,“ sagte er zuletzt und kehrte ihnen verdrießlich den Rücken. Die Brücke nach dem Schloßplatz konnte er nicht finden; ein Geländer war auch nicht da. „Ist's nicht zum wahren Skandal, wie es hier aussieht!“

sagte er. Nie noch war ihm sein Zeitalter erbärmlicher vorgekommen, als diesen Abend. „Ich glaube, ich nehme mir eine Droschke,“ dachte er, aber wo waren die Droschken? keine war zu sehen.

„Ich werde nach dem Königsneumarkt zurückkehren müssen, da halten hoffentlich noch Wagen, sonst gelange ich wohl nie nach Christianshafen!“

Er schlug nun wieder den Weg nach der Osterstraße ein und war dieselbe beinahe zu Ende gekommen, als der Mond durch die Wolken brach.

„Mein Gott, was haben sie da für ein Gerüste gebaut!“ rief er, als er das Osterthor gewahr wurde, das damals am Ende der Osterstraße lag.

Endlich fand er noch eine Nebenpforte, und trat durch dieselbe auf den jetzigen Neumarkt hinaus, der damals ein Wiesenplatz mit einigem Gebüsche war, und quer über denselben lief ein breiter Kanal oder Strom. Einige jämmerliche hölzerne Buden für halländer Schiffer, nach welchen der Platz den Namen „Hallandsaas“ führte, lagen am anderen Ufer des Kanals.

„Entweder sehe ich eine Fata morgana, oder ich habe einen Rausch!“ jammerte der Justizrath. „Was in aller Welt hat doch dies Alles zu bedeuten?“

Er kehrte von Neuem um, in dem festen Glauben, er sei krank. Als er wieder in die Osterstraße gekommen war, betrachtete er die Häuser etwas genauer: die meisten waren von Tafelwerk und hatten nur Strohdächer.

„Nein, mir ist nicht wohl!“ klagte er. „Und doch trank ich nur ein Glas Punsch! Aber ich kann keinen Punsch vertragen, und unrecht war es auch, uns warmen Lachs dazu zu geben. Das werde ich auch bei nächster Gelegenheit der Frau Agentin sagen. Sollte ich wohl dahin gehen, um ihnen meine Noth zu klagen? Das würde doch etwas albern sein, und wer weiß, ob sie noch auf sind!“

Er suchte nach dem Hause, doch das war ganz verschwunden.

„Erschrecklich ist es doch!“ jammerte er, „ich kann die Osterstraße nicht wieder erkennen! Kein einziger anständiger Laden ist zu sehen, lauter alte Kasten sind's, als wenn ich in Roeskilde oder Ringsted wäre! Ach, ich bin krank! was kann es helfen, daß ich mich genire, es zu sagen! Wo in aller Welt ist doch das Haus des Agenten? Es sieht sich ja gar nicht mehr ähnlich! Jedenfalls ist aber noch Jemand auf drinnen. Ach Gott! ich bin doch ganz gewiß krank!“

Nun stieß er auf eine halb offene Thür, aus welcher ein mattes Licht durch die Ritze drang. Es war das Licht einer Herberge jener Zeit, einer Art von Bierhaus. Die Stube darin glich einigermaßen den holsteinischen Dielen; eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Schiffern, kopenhagener Bürgern und ein paar Gelehrten saß hier in eifriger Unterhaltung bei ihren zinnernen Bierkannen und bekümmerte sich nur wenig um den eben Eintretenden.

„Um Vergebung,“ sagte der Justizrath zu der Wirthin, die ihm geschäftig entgegenkam, „mir ist plötzlich so unwohl geworden; wollten Sie mir nicht gefälligst eine Droschke nach Christianshafen verschaffen?“

Die Frau musterte ihn mit großen Augen und schüttelte mit dem Kopf; darauf redete sie ihn in deutscher Sprache an. Der Justizrath glaubte, sie verstände nicht Dänisch, und wiederholte daher sein Ersuchen auf Deutsch. Dies und die fremdliche Tracht bestärkten die gute Frau in der Meinung, der fremde Mann sei ein Ausländer, daß er sich aber übel befand, hatte sie gleich begriffen und brachte ihm deshalb einen Krug Wasser, das allerdings etwas nach der See schmeckte, obgleich es aus dem Brunnen geholt war.

Der Justizrath stützte den Kopf auf die Hand, seufzte tief und grübelte über alle die unbegreiflichen Dinge, die ihn hier umgaben.

„Ist das vielleicht die ‚Kjöbenhavenspost‘ von heute?“ fragte er, um doch Etwas zu sagen, als er die Wirthin einen großen Bogen Papier zur Seite schieben sah.

Sie verstand die Frage nicht, reichte ihm indessen das Blatt hin, welches eine Lufterscheinung in Holzschnitt darstellte, die in der guten Rheinstadt Köln gesehen worden war.

„Das ist ein sehr altes Stück,“ sagte der Justizrath, ganz erheitert durch den Anblick einer solchen Antiquität. „Wie sind Sie doch zu dem seltenen Blatt gekommen? Das ist äußerst interessant, wenngleich das Ganze nur eine Fabel ist. Man erklärt solche Lufterscheinungen aus dem Wiederschein des Nordlichts in den höheren Gegenden des Dunstkreises der Erde; wahrscheinlich werden sie von der Elektricität erzeugt.“

Diejenigen, welche ihn am nächsten saßen und seine Rede gehört hatten, schauten ihn verwundert an; Einer von ihnen erhob sich, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte: „Ihr seid gewiß ein gelehrter Mann, Monsieur.“

„O nein!“ antwortete der Justizrath, ich kann bloß über Dies und Jenes mitsprechen, wie man's ja heut' zu Tage von jedem Gebildeten verlangt.“

„Modestia ist eine schöne Tugend,“ sagte der Mann. „Ich muß übrigens zu Eurer Rede sagen: mihi secus videtur, doch suspendire ich hier gern meine Judicium.“

„Darf ich fragen, mit wem zu sprechen ich das Vergnügen habe?“ fragte der Justizrath.

„Ich bin Baccalaureus der heiligen Schrift,“ erwiederte der Mann.

Diese Antwort genügte dem Justizrath vollkommen, der Titel paßte zur Tracht. „Es wird ein alter Dorfschulmeister sein,“ dachte er, „so ein origineller Kauz, wie man sie noch im nördlichen Jütland antreffen kann.“

„Hier ist zwar nicht der rechte locus docendi,“ hob der akademische Würdenträger wieder an, „doch bitte ich Euch, weiter zu reden. Ihr habt gewiß große Belesenheit in den Alten.“

„So etwas wohl," entgegnete der Justizrath. „Ich lese gern alte nützliche Schriften, aber ich verschmähe deshalb die neueren nicht, nur die ‚Alltagsgeschichten' sind mir zuwider, denn davon haben wir genug in der Wirklichkeit."

„Alltagsgeschichten?" wiederholte der Baccalaureus fragend.

„Ja, mein Herr, ich meine die neuesten Romane," sagte der Justizrath.

„O," lächelte der geistliche Mann, „es liegt doch viel kluger Sinn in ihnen und sie werden bei Hofe gelesen. Der König liebt besonders die Geschichte von Herrn Iffven und Herrn Gaudian, welche von König Arthur und seinen Kämpen von der Tafelrunde handelt; er hat darüber gescherzt mit seinen hohen Hofherren" *).

„Den Roman habe ich noch nicht gelesen," sagte der Justizrath! „es muß ein ganz neuer sein, den Heiberg **) herausgegeben hat."

„Nein," erwiederte der Baccalaureus, „nicht von Heiberg, sondern von Gottfried von Gehmen zum Druck besorgt."

„Ach so, ist das der Verfasser!" sagte der Justizrath.

„Es ist dies ein sehr alter Namen, denn Gottfried von Gehmen war ja der erste Buchdrucker in Dänemark.

„Ja, er ist unser erster Buchdrucker," bestätigte der geistliche Herr.

---

*) Baron Holberg erzählt in seiner Geschichte des dänischen Reichs: König Hans habe eines Tages, als er den Ritterroman vom König Arthur gelesen, gegen seinen Liebling, den bekannten Seehelden Otto Rud, geäußert, die Herren Iffven und Gaudian seien tapfere Ritter gewesen, wie man sie nun nicht mehr finde, worauf ihm aber der Admiral geantwortet, wenn es nur noch Kämpen wie König Arthur gäbe, so würde es auch an Rittern wie die Herren Iffven und Gaudian nicht fehlen.

**) Anspielung auf die „Alltagsgeschichten" von anonymer Hand, deren Herausgabe Prof. Heiberg übernahm, weil die Verfasserin seine Mutter ist. Noch neulich ist eine Fortsetzung von diesen Erzählungen erschienen.





So ging es eine Zeit lang gut. Einer von den guten Bürgersleuten fing an, von der schrecklichen Pestilenz zu sprechen, welche vor ein paar Jahren gewüthet habe, und meinte damit die Pest vom Jahre 1484. Der Justizrath nahm an, es sei die Cholera, von der die Rede war, und somit lief dieser Diskurs noch recht gut ab. — Der Freibeuterkrieg von 1490 lag so nahe, daß er berührt werden mußte; die englischen Seeräuber hätten schändlicherweise die auf der Rhede liegenden Schiffe genommen, wurde gesagt, und der Justizrath, der sich recht in die Begebenheiten vom Jahre 1801 *) hineingelebt hatte, stimmte weidlich mit ein in die allgemeine Verwünschung der Engländer. Mit der übrigen Unterhaltung ging es indessen nicht so ganz glücklich, denn jeden Augenblick entstanden Mißverständnisse. Der liebe Baccalaureus war gar zu unwissend, die gewöhnlichsten Bemerkungen des Justizraths klangen ihm viel zu gewagt und überspannt. Sie sahen einander an, und wenn es gar zu schlimm wurde, so sprach der Baccalaureus Latein, in der Meinung, dann besser verstanden zu werden, aber auch Das wollte nicht helfen.

„Wie steht's nun mit Ihm?" fragte die Wirthin, indem sie den Justizrath am Aermel zupfte, der darüber wieder zur Besinnung kam, denn während der eifrigen Unterhaltung mit den hier versammelten Gästen hatte er Alles um sich her rein vergessen.

„Gerechter Gott, wo bin ich," rief er, seine jetzige Lage wieder erwägend.

„Claret wollen wir trinken, Meth und Bremerbier!" jubelte einer von den Gästen, „und Ihr sollt mit uns trinken."

Zwei Mädchen traten in die Stube, wovon das eine eine zweifarbige Mütze **) trug; sie schenkten ein und verneigten sich — — dem Justizrath lief's eiskalt über den Rücken.

„Was soll das bedeuten? was soll das bedeuten?" fragte er,

*) Seeschlacht vom 2. April 1801 gegen Nelson.

**) Das damals vorgeschriebene Kopfzeug der Prostituirten.

aber es half nicht, er mußte mittrinken. Die wackere Gesellschaft setzte ihm ganz artig zu, so daß er darüber hätte verzweifeln mögen, und als Einer zu ihm sagte, er sei angetrunken, zweifelte er selbst nicht im Geringsten daran, sondern bat nur wiederholt, ihm eine Droschke zu verschaffen, worüber die Gesellschaft dann herzlich lachte und sagte, er spräche wohl Moskowitsch.

Noch nie hatte sich der Justizrath in einer so rohen und simpeln Gesellschaft befunden; man hätte glauben mögen, das Land sei zum Heidenthum zurückgegangen, meinte er. „Das ist der schrecklichste Augenblick meines Lebens!“ klagte er im Stillen. Doch plötzlich fiel ihm ein, daß er sich unbemerkt unter den Tisch bücken und dann zur Thür hinauskriechen könnte. Er that es, aber als er schon bis an den Ausgang gekommen war, merkten die Anderen, was er im Schilde führte; sie packten ihn bei den Beinen, und darüber verlor er zu seinem guten Glücke die verhängnißvollen Galoschen — — damit war die ganze Verzauberung zu Ende.

Der Justizrath sah ganz deutlich eine Laterne brennen, und hinter derselben lag ein großes Haus; er erkannte es und fand wieder Alles in gewöhnlicher Ordnung; es war die Osterstraße, wie wir sie alle kennen. Er lag mit den Beinen gegen einen Thorweg, und gerade gegenüber saß der Nachtwächter und schlief.

„Du, mein Schöpfer, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt?“ sagte er. „Ja, es ist die Osterstraße, so hell und bunt wie immer. Es ist doch erschrecklich, wie das eine Glas Punsch auf mich gewirkt haben muß!“

Zwei Minuten später saß er in einer Droschke, welche ihn nach Christianshafen brachte. Die Angst und Noth bedenkend, worin er sich befunden hatte, pries er von Herzen die glückliche Wirklichkeit, unsere Zeit, die mit allen ihren Mängeln doch viel besser sei, sagte er, als die, aus welcher er soeben hergekommen wäre.

III. Des Nachtwächters Abenteuer.

„Da liegen wahrhaftig ein Paar Galoschen!“ sagte der Wächter. „Die werden dem Lieutenant gehören, der da oben wohnt; sie liegen ja dicht bei dem Thorweg!“

Gern hätte der ehrliche Mann geklingelt, um die Galoschen abzuliefern, denn an des Offiziers Fenstern war noch Licht, aber er mochte die anderen Bewohner des Hauses nicht im Schlafe stören, und deshalb unterließ er es.

„Es muß ganz warm um die Füße sein, so ein Paar Ueberzieher anzuhaben,“ sagte der Nachtwächter; „sie sind so geschmeidig und von so weichem Leder!“ Er probirte die Galoschen, und sie schlossen sich um seine Füße, als wenn sie ihm angegossen wären.

„Wie's doch wunderbar in der Welt hergeht!“ sagte er. „Nun könnte der Lieutenant sich in sein gutes Bett legen, aber thut er es wohl? er schlendert im Zimmer auf und nieder und ist ein glücklicher Mensch. Er hat weder Frau noch Kinder zu versorgen; jeden Abend geht er in Gesellschaft. Könnte ich doch mit ihm tauschen, so wäre ich ein geborgener Mann!“

Kaum hatte der ehrliche Nachtwächter diesen Wunsch ausgesprochen, so thaten auch schon die Zaubergaloschen, die er angezogen hatte, ihre Wirkung; der Wächter ging mit seiner ganzen Person in das Sein und Wesen des Lieutenants über. Da stand er nun in dem eleganten Zimmer des Offiziers und hielt ein rosenrothes Papier zwischen den Fingern, worauf ein Gedicht geschrieben stand, ein Gedicht von dem Herrn Lieutenant selber. Denn wer hätte nicht einmal einen poetischen Augenblick in seinem Leben gehabt, und bringt man dann seine Gedanken zu Papier, so hat man ein Gedicht. Auf dem rosenrothen Papier stand geschrieben:

O, wär' ich reich! das seufzte ich so oft,
Als ich, kaum ellengroß, auf Viel gehofft.
O, wär' ich reich! ich würde Offizier,
Trüg' Säbel, Uniform als Grenadier. — —
Auch die Zeit kam und ich ward Offizier,
Doch nie und nimmer ward ich reich, ich Armer!
Du halfst mir fort, Erbarmer!

Einst saß ich Abends jung und froh,
Mich küßt' ein siebenjährig Mädchen so,
Ja so — — denn ich war reich an Poesie,
An Sagen, Mährchen, sonst so arm wie nie.
Das Kind nur wollte meine Poesie. —
Da war ich reich! doch nicht an Gold, ich Armer!
Du weißt es ja, Erbarmer!

O, wär' ich reich! so fleh' ich noch als Mann:
Zur Jungfrau wuchs das Kind heran.
Sie ist so klug, so hübsch, so seelengut;
Ach, wüßte sie, was mir im Herzen ruht!
Doch bin zum Schweigen ich verdammt, ich Armer!
Du willst es so, Erbarmer.

O, wär' ich reich an Trost und Ruhe hier!
Dann käme all mein Leid nicht zu Papier,
Verstehst Du mich, Du, der ich mich geweiht,
So lies dies Blatt aus meiner Jugendzeit,
Ein dunkles Mährchen, dunkler Macht geweiht. —
Ich sehe trübe Zukunft nur, ich Armer!
Dich segne der Erbarmer!

Ja, solche Gedichte schreibt man, wenn man verliebt ist, aber ein besonnener Mann läßt sich nicht drücken. Lieutenant, Liebe und Armuth, das ist ein Dreieck oder so gut wie die Hälfte des zerbrochenen Würfels des Glücks. Der Lieutenant fühlte dies lebhaft und deshalb lehnte er auch den Kopf an's Fenster und seufzte tief:

„Der arme Nachtwächter draußen auf der Straße ist weit glücklicher als ich; er weiß nicht, was ich entbehren nenne. Er

hat eine Heimath, Frau und Kinder, die bei seinem Kummer weinen, sich mit ihm freuen, wenn er fröhlich ist. Wie viel glücklicher wäre ich, könnte ich in sein ganzes Dasein übergehen, denn gewiß! er ist weit glücklicher als ich."

Sogleich war der Nachtwächter wieder Nachtwächter geworden. Denn, wie wir wissen, hatten die Galoschen des Glücks ihn zum Lieutenant gemacht; da er sich aber in dieser Lage noch weniger zufrieden fühlte, als in der bisherigen, und lieber in diese zurückkehren wollte, so ward auch sein zweiter Wunsch alsbald erfüllt. Der Nachtwächter war also wieder Nachtwächter.

„Das war ein böser Traum," sagte er, „aber bei dem Allen schnurrig genug. Es kam mir vor, als wenn ich der Lieutenant dort oben geworden wäre, doch das wollte mir nicht gefallen. Ich hatte mein Mütterchen und die Jungen nicht, die mir wie Kletten anhangen."

Er setzte sich wiederum auf eine Kellerbank und fing an zu schlummern; der Traum wollte ihm nicht recht aus den Gedanken, denn er hatte ja noch immer die Galoschen an den Füßen. Eine Sternschnuppe spielte am Himmelsgewölbe dahin.

„Da fiel einer herunter," sagte er, „aber was thut's! es bleiben noch genug übrig. Ich hätte wohl Lust, die Dingerchen etwas genauer zu betrachten, besonders den Mond, denn der verschwindet Einem doch nicht so leicht unter den Händen. Wenn wir sterben, hat der Student gesagt, für den meine Frau die grobe Wäsche besorgt, fliegen wir von dem einen Stern zum anderen. Das ist nun nichts als Windbeutelei, aber ganz drollig müßte es sein, wenn's wahr wäre. Ich wollte, ich könnte einmal einen kleinen Sprung hinauf thun, so könnte mein Leib so lange hier unten auf der Kellertreppe bleiben!"

Es giebt nun einmal Dinge in der Welt, wovon man nie anders als mit großer Vorsicht sprechen darf, und noch behutsamer muß man damit sein, wenn man mit den Galoschen des Glücks

angethan ist. Hört nur, wie es in diesem Falle dem guten Nachtwächter erging.

Was uns anderen Menschen betrifft, da kennen wir ja fast alle die Geschwindigkeit, welche der Dampf erzeugt; wir haben sie entweder auf Eisenbahnen oder Dampfschiffen erfahren. Doch diese Schnelligkeit ist wie das Kriechen eines Faulthiers oder einer Schnecke gegen diejenige, womit das Licht sich verbreitet: es fliegt neunzehn Millionen mal hurtiger als der beste Wettrenner davon, und doch macht's die Elektricität noch ärger. Der Tod ist ein elektrischer Stoß in's Herz: auf den Flügeln der Elektricität schwingt sich die entfesselte Seele empor. Acht Minuten und einige Sekunden bedarf das Sonnenlicht nur, um eine Reise von mehr als zwanzig Millionen Meilen zurückzulegen, aber auf der Schnellpost der Elekricität braucht die Seele noch einige Minuten weniger, um die nämliche Fahrt zu machen. Der Raum zwischen den Himmelskörpern ist für sie nicht größer als er in einer und derselben Stadt für uns zwischen den Häusern unserer Freunde ist, auch wenn diese einander ziemlich nahe liegen. Indessen kostet jener elektrische Herzensstoß uns den Gebrauch des Körpers, wenn wir nicht etwa, wie der Nachtwächter in der kopenhagener Osterstraße, mit den Galoschen des Glücks angethan sind.

Innerhalb einiger Sekunden hatte also der Wächter die 52,000 Meilen bis zum Monde gemacht, der, wie man weiß, aus einem Stoffe geschaffen, der weit leichter als derjenige, woraus die Erde geformt worden, und dabei weich wie eben gefallener Schnee ist. Er befand sich hier auf einem der unzählig vielen Ringgebirge, welche wir aus Dr. Mädler's großer Karte vom Monde kennen. Inwendig ging es senkrecht wie in einen Kessel hinab, wohl eine ganze deutsche Meile weit und da unten lag eine Stadt, die nicht anders aussah, als wenn man Eiweiß in ein Glas Wasser schlägt, ebenso weich war sie und hatte Thürme, Kuppeln und segelartige Altane, Balkone, die durchsichtig waren und von der verdünnten

Luft hin und her schwankten. Unser Erdball dagegen stand wie eine feuerrothe Kugel über seinem Haupte.

Es gab hier auch eine große Menge Geschöpfe, die gewiß alle menschliche Wesen waren, doch sahen sie ganz anders aus als wir. Sie redeten auch eine Sprache; doch wer könnte erwarten, daß die Seele eines dänischen Nachtwächters die Sprache der Mondbewohner hätte verstehen sollen! dennoch war es der Fall.

Die Seleniten ließen sich sogleich mit der Nachtwächterseele in einen Disput über die Beschaffenheit der Erde ein und wollten nicht glauben, daß dieselbe bewohnt sein könnte. Die Luft müsse dort zu schwer sein, um irgend einem vernünftigen Mondgeschöpfe das Athmen darin möglich zu machen, meinten sie. Sie hielten daher auch den Mond für den einzigen Weltkörper, der von vernünftigen Wesen bewohnt wäre, und sich selbst für die wahren Weltbürger des Universums.

Wir wollen uns jedoch in die Fortsetzung dieses gelehrten Streites zwischen den Mondbewohnern und der Nachtwächterseele nicht weiter mischen, sondern uns lieber nach dem noch immer in der Osterstraße weilenden seelenlosen Corpus des Wächters umsehen.

Leblos saß derselbe da auf der Kellertreppe; der Morgenstern war seiner Hand entfallen und die Augen starrten den Mond an, auf dem die ehrliche Seele herumwandelte.

„Was ist die Uhr, Wächter?“ fragte ein Vorbeigehender, und als er keine Antwort erhielt, versetzte er dem vermeintlich eingeschlummerten Nachtwächter leise einen Nasenstüber. Darüber ging aber das Gleichgewicht verloren; der Körper fiel der Länge nach hin, denn der Mensch war ja todt! Dem Austheiler des Nasenstübers kam nun ein gewaltiger Schrecken an; der Nachtwächter war todt und blieb todt; es gab viel Gerede davon, und in der Morgenstunde trug man den entseelten Leichnam nach dem Hospital.

Das hätte nun einen netten Wirrwarr anrichten können, wenn

die Seele zurückgekehrt wäre und ihren hinterlassenen Körper nicht hätte wiederfinden können. Sie wäre dann gewiß in ihrer Angst zuerst nach der Polizei geeilt, um nachzufragen, darauf nach dem Comptoir der Adreßnachrichten, um eine Ankündigung unter die Rubrik von abhanden gekommenen Sachen einrücken zu lassen, und erst zuletzt nach dem Hospital, um ihn unter den eingebrachten Verunglückten aufzusuchen. Allein wir können mit Gewißheit annehmen, daß die Seele am klügsten handelt, wenn sie ganz vom Körper befreit ist, der sie nur dumm macht.

Wie gesagt, des Nachtwächters vermeintliche Leiche war nach dem Hospital getragen worden, wo sie in die Reinigungsstube gebracht ward, und das Erste, was man hier that, war natürlich, die Galoschen auszuziehen. Da mußte auch die Seele zurück; sie nahm den geraden Weg nach dem Körper, und sogleich war wieder Leben im Nachtwächter. Er versicherte, es sei diese Nacht die schrecklichste gewesen, die er erlebt hätte, nicht um ein Hamburger Zweimarkstück wolle er solches Gefühl wieder haben; nun sei es aber überstanden.

Noch den nämlichen Tag wurde er als völlig genesen aus dem Hospital entlassen, die Galoschen aber vergaß er daselbst.

IV. Ein Hauptmoment. — Eine Deklamationsnummer. Eine ganz ungewöhnliche Reise.

Jeder Kopenhagener weiß aus eigener Anschauung, wie der Eingang zum Friedrichshospital aussieht; da vielleicht auch einige Nicht-Kopenhagener die vorliegende Geschichte lesen werden, so müssen wir eine kurze Beschreibung davon vorausschicken.

Die Gebäude dieses Krankenhauses werden von den beiden Straßen, die sie begrenzen, durch eiserne, ziemlich hohe Gitter ge-

trennt, in welchen die dicken Stäbe so weit von einander stehen, daß man sich in vollem Ernst erzählt, es zwängen sich besonders schlankgewachsene Candidaten der Medizin und Chirurgie, die auf dem Hospital ihre erste Praxis machen, zur Nachtzeit durch die Oeffnungen des Eisengitters, um alsdann Visiten in der Stadt abzumachen. Derjenige Theil des Körpers, der sich am schwierigsten hinauspракticiren ließ, war jedenfalls der Kopf, weshalb denn auch hier, wie so oft in der Welt, die kleinen Köpfe die glücklichsten waren.

Einer diesen jungen Volontaire, von dem man bloß in körperlicher Hinsicht sagen konnte, daß er dickköpfig war, hatte eben die Wache an jenem Abend. Der Regen goß vom Himmel herab, doch dieser beiden Hindernisse ungeachtet sollte und mußte er in die Stadt, nur auf eine Viertelstunde, und dies dem Pförtner auf die Nase zu binden, schien ihm ganz überflüssig, da er durch das Gitter schlüpfen konnte. Dort, auf der Diele lagen die Galoschen, die der Nachtwächter vergessen hatte! Er hatte keine Ahnung davon, daß es die Galoschen des Glücks waren; sie versprachen gute Dienste in dem bösen Wetter, daher zog er sie an. Es galt jetzt nur darum, glücklich durch das Eisengitter zu kommen, was er freilich noch nicht versucht hatte. Da stand er nun!

„Hätte ich nur erst den Kopf draußen!“ sagte er, und gleich glitt derselbe, obgleich er so groß und dick war, leicht und glücklich durch die Stäbe. Das mußten ja wohl die Galoschen zu machen verstehen! Nun sollte also nur noch der Rumpf nachfolgen, aber o Jammer! das wollte nicht gehen.

„Ach, ich bin viel zu stark!“ seufzte der Candidat; ich hätte gedacht, der Kopf wäre das Schlimmste, aber ich bringe ihn wahrhaftig nicht hindurch!“

Nun wollte er den Kopf schnell wieder aus der Klemme zurückziehen, doch es gelang ihm nicht. Den Hals konnte er ziemlich frei bewegen, weiter aber auch nichts. Sein erstes Gefühl hierüber war, daß er zornig wurde, das zweite, daß sein Humor

unter Null herabsank. Die Galoschen des Glücks hatten ihn in die furchtbarste Lage gebracht, und unglücklicherweise fiel es ihm nicht ein, zu wünschen, daß er aus der Klemme, in welcher er sich befand, wieder loskommen möchte; er machte allerlei Versuche, um sich zu befreien, allein er kam nicht vom Fleck. Der Regen strömte herunter und kein Mensch ließ sich auf der Straße sehen. Die Pfortenglocke konnte er nicht erreichen, wie sollte er doch aus dem fatalen Gitter wieder herauskommen! Er sah voraus, daß er hier bis zum hellen Morgen werde stehen bleiben können, da man denn den Schmied holen müsse, um die Eisenstäbe durchfeilen zu lassen. Das werde aber wiederum nicht angehen, weil die grünen Knaben der gegenüberliegenden Waisenhausschule und die blaue Matrosenjugend aus den Neubuden sich dann neugierig um ihn scharen und ihn sicher mit ihrem wilden Hurrah vielfach begrüßen und zum Gespötte Aller machen würden, die den Gefangenen im Halseisen anzuglotzen und zu verhöhnen herbeilaufen würden. Das werde einen Auflauf geben, noch ärger als im verwichenen Jahre, da man die Riesenaare ausgestellt hatte. „Hu! das Blut steigt mir zu Kopf; ich möchte rasend werden!“ sagte der Candidat. „Ist es nicht rein zum Verzweifeln? O, hätte ich doch meinen Kopf wieder los!“

Ja seht! das hätte der gute Mediciner nur etwas früher sagen sollen, denn nicht sobald hatte er diese Worte ausgesprochen, so ward auch sein Kopf aus der Klemme befreit und er eilte nun noch ganz verstört über den ausgestandenen Schrecken, den die Galoschen des Glücks ihm bereitet hatten, auf seine Stube. — Man glaube aber nicht, daß Alles hiermit ein Ende hatte; nein, die Sache wurde noch viel ärger.

Die Nacht verstrich, so auch der nächste Tag; Niemand kam, die vergessenen Galoschen abzuholen.

Abends sollte auf dem Liebhabertheater in der Domherrenstraße eine Vorstellung gegeben werden. Das Haus war übervoll. Un-

ter den vorgetragenen Deklamationen wurde auch ein neues Gedicht recitirt, das folgendermaßen lautet:

Die Brille meiner Muhme.

Großmutters Weisheit ist der Welt bekannt —
In alten Zeiten hätt' man sie verbrannt —
Denn Alles, was geschieht, weiß sie gar fein;
Selbst in das nächste Jahr blickt sie hinein
Und in die Fünfziger, doch mit der Sprache
Geht sie nicht recht heraus, wenn ich sie frage:
„Was mag wohl in dem nächsten Jahr geschehn,
Das zu bemerken wär'? Gern möcht' ich sehn
Mein Schicksal und wer dann das Land wird plagen."
Großmutter aber spricht: „Man darf's nicht sagen."
Doch quält ich einmal sehr und da ging's gut.
Erst blieb sie stumm, doch faßte sie bald Muth;
Ich flehte jetzt nicht mehr zu tauben Ohren,
Ihr Liebling war ich ja, seit ich geboren.

„Dies eine Mal ich Dein Verlangen stille,"
So hub sie an und reicht mir ihre Brille.
„Geh' hin an einen Ort, wo's Dir gefällt,
„Und wo das Volk sich oft und willig stellt.
„Wo Alles hinströmt, da, da mußt Du stehen
„Und auf die Menge durch die Brille sehen.
„Gleich werden Alle dann Dir so erscheinen,
„Daß Du in Ernst und Wahrheit könntest meinen,
„Du säh'st auf einem Tisch die Karten ausgelegt.
„Daraus kannst Du denn, wie zu thun man pflegt,
„Dir prophezeien, was selbst erst nach Jahren
„Geschehen soll — zu früh' wirst Du's erfahren." —

Ich dankte schön, lief fort und wollte sehen,
Doch dacht' ich nach, wohin ich sollte gehen,
Ob auf den Wall? — da ist es immer kalt;
Zur Osterstraße? — wo viel Lärm erschallt;
Ob in's Theater wohl? — Fürwahr! das kam gelegen,
Die „Abendunterhaltung" bringt mir Segen.

Da bin ich denn! Nur eine kurze Stille
Vergönnen Sie. Hier hab' ich Tantes Brille.
Bloß um zu sehn, ob Sie darin erscheinen,
Wie es Großmutter einmal so will meinen,
Ganz wie die Blätter in dem Kartenspiel,
Woraus man lesen kann, was man nur will.

Ihr Schweigen darf ich als Erlaubniß deuten,
Zum Dank dafür werd' ich zum Werke schreiten;
Mein ganz Geheimniß offen, rein und klar
Mittheilen, wie ich's sehe immerdar.
Ich prophezeie Ihnen, mir, dem Land, den Reichen,
Wenn von der Wahrheit nicht die Karten weichen.

(Darauf setzte er die Brille auf und fuhr fort:)

Gar herlich ist's, wie Sie jetzt vor mir stehen.
O, könnten Sie's nur selbst mit Augen sehen!
Hier giebt es ganze Reihen bunter Karten,
Coeurdamen, die auf ihre Herren warten.
Das Schwarze dort sind Trefles wohl und Piques.

Jetzt komm' ich zu dem rechten Ueberblick.
Piquedamen sitzen da in ihren Stuben,
Sie coquettiren sehr mit Careaububen.
Nach jener Seite etwas weit hinaus,
Da liegt ganz deutlich auch viel Geld im Haus,
Und Fremde von der Erde andrer Seite
Die kommen hier heran aus großer Weite.
Doch Andres hören wollen sie von mir,
Ob nicht Landstände stehen vor der Thür?
Jawohl! im ferneren Verlauf der Zeiten!
Sie können sicher Sich drauf vorbereiten!
Doch spricht man ungern aus als kluger Mann,
Was Tagesblättern künftig schaden kann. —
Und vom Theater? vom Geschmack? vom Ton?
Nein! da verdürb' ich's mit der Direction.
Die eigne Zukunft denn, ob Freud', ob Schmerzen?
Die liegen Einem freilich sehr am Herzen,
Ich sehe — — — darf nicht sagen, was zu sehn,
Sie werden's hören, wenn es erst geschehn. —

Wer mag der Glücklichste wohl sein? geschwinde
Der Glücklichste? ob ich den leicht wohl finde?
Das ist — — doch nein, es könnte ihn geniren
Und eine Andere leicht compromittiren. —
Wer lebt am längsten, ist's die Frau? der Mann?
Das kund zu thun, geht noch viel weniger an.
Soll prophezeien ich von . . .? Nein, ach nein.
Von . . .? Ach, überall muß was entgegen sein!
Verlegen bin ich, denn leicht kann man kränken,
Doch sehen will ich, was sie alle denken. —
Sie glauben . . . Wie? das Ganze wird zu Wasser,
Ich sei nur so wie jeder Straßenprasser.
Statt Antwort gebe ich Geklingel überall.
Das Ganze bleibe nur ein leerer Redeschwall!
Wenn so, dann hochgeehrtester Verein,
Muß ich aus Höflichkeit auch ihrer Meinung sein.

Das humoristische Gedicht wurde vortrefflich vorgetragen und der Declamator ärntete viel Beifall. Unter den Zuschauern befand sich auch der Volontair aus dem Krankenhause, der sein in der vorigen Nacht bestandenes Abenteuer ganz vergessen zu haben schien. Die Galoschen hatte er wieder an, denn noch hatte sich kein Eigenthümer zu denselben gemeldet, und es war so schmutzig auf den Straßen, daß dieselben ihm ganz gute Dienste leisteten.

Das Gedicht hatte auch seinen Beifall gefunden; die Idee, die demselben zu Grunde lag, beschäftigte ihn lebhaft, und er hätte um Alles gern eine solche Brille gehabt. Mit diesen Gläsern müßte man den Menschen gerade in's Herz sehen können, was eigentlich weit interessanter sei, meinte er, als voraus zu wissen, was im nächsten Jahre geschehen werde, das man doch immer noch zu früh erfahre.

„Ich denke mir nun die ganze Reihe von Herren und Damen da auf der ersten Bank," sagte er bei sich selbst; „könnte man ihnen in's Herz sehen, da müßte so eine Anzahl offener Laden sein, die ich fleißig besuchen könnte, um die Geheimnisse ihres Busens zu erspähen. Bei der aufgeputzten Dame dort gäbe es gewiß eine

große Modehandlung, bei jener dagegen einen leeren Raum, welcher der Reinigung bedarf. Doch auch solide Handlungen würde es geben. Ach ja!“ seufzte er, „ich kenne eine, in der Alles solide Waare ist, aber leider steht auch schon ein erwählter Ladendiener in demselben, und das ist am Ende das einzige Schlechte an der ganzen Ausstellung. Aus diesem und jenem Laden würde eine beständige Einladung: ’Treten Sie doch näher!‘ erschallen. Ja, wollte der Himmel, ich könnte eintreten und als ein guter Gedanke mitten durch die Herzen gehen!“

Diese Worte reichten für die Galoschen hin, um den sehnlichen Wunsch des Volontairs in Erfüllung gehen zu lassen; seine ganze Person schrumpfte zusammen, und es begann eine höchst ungewöhnliche Reise durch die Herzen der vordersten Reihe von Zuschauern. Das erste Herz, durch welches er passirte, war das einer Dame von mittleren Jahren, aber augenblicklich glaubte er sich in das orthopädische Institut versetzt zu sehen, wie man das Haus nennt, wo der Arzt die Auswüchse der Menschen entfernt und die Leute wieder rank und schlank macht. Hier befand er sich in dem Zimmer, wo die Gypsabgüsse von verwachsenen Gliedmassen an der Wand hingen, jedoch mit dem Unterschiede, daß während dem Patienten in der Heilanstalt die Auswüchse abgenommen werden, wenn er in dieselbe aufgenommen ist, sie dagegen in diesem Herzen erst abgenommen und aufbewahrt wurden, wenn die behandelten Personen dasselbe verließen. Es waren Abgüsse von Freundinnen, ihren körperlichen und geistigen Gebrechen, welche hier gewissenhaft aufbewahrt wurden.

Schnell schlüpfte er daher in ein anderes weibliches Herz hinüber, wo es ihm wie in einer heiligen Kirche vorkam. Die weiße Taube der Unschuld schwebte über dem Hochaltar, gern wäre er auf die Knie gesunken, aber fort mußte er in’s nächste Herz hinein. Doch hörte er noch die Orgeltöne nachhallen und schien davon selbst ein anderer Mensch geworden zu sein, nicht unwürdig, das nächste Heiligthum zu betreten, das ein dürftiges Stübchen und eine

Mutter auf dem Krankenbette zeigte. Durch ein offenes Fenster strahlte des lieben Gottes milde Sonne herein. Rosen blühten in der Stube und zwei Vöglein sangen auf dem Dache, während die sieche Mutter den Segen des Himmels auf ihre Tochter herabflehte.

Jetzt kroch er auf Händen und Füßen durch eine von oben bis unten angefüllte Fleischerbude. Alles, worauf er stieß, war hier Fleisch und immer nur Fleisch; es war das Herz eines behäbigen Mannes, dessen Namen sicherlich das Adreßbuch enthalten wird.

Darauf gelangte er in das Herz der Gattin dieses respectabeln Mannes, einen alten baufälligen Taubenschlag. Das Portrait des Mannes war als Wetterfahne auf demselben aufgepflanzt und stand mit den Thüren in Berührung, die auf- und zuklappten, sobald der Gemahl sich hin und herdrehte.

Jetzt war er in ein Spiegelcabinet gekommen, dessen gläserne Wände in ungeheurem Maße vergrößerten. Mitten auf der Diele saß wie ein Dalai-Lama das unbedeutende Ich der Person, ganz bestürzt, hier seine Größe zu sehen.

Hierauf wähnte er sich in eine Nadelbüchse voll spitziger Nadeln jeder Art versetzt. „Es muß das Herz einer alten unverheiratheten Jungfer sein,“ dachte er; aber fehlgeschossen! es war der Mittelpunkt eines jungen Militairs mit vielen Orden, eines Mannes von Geist und Herz, wie man sagt.

In großer Verwirrung entfloh der Volontair aus dem letzten Herzen der Zuschauerreihe. Er konnte seine Gedanken nicht wieder ordnen und glaubte daher, es sei eine erhitzte Phantasie, die mit ihm davongelaufen wäre.

„Guter Gott!“ seufzte er, „ich habe bestimmt einen Ansatz zum Tollwerden! Hier ist es doch auch unerträglich heiß! das Blut steigt mir zu Kopf!“ Und nun erinnerte er sich der großen Begebenheit vom vorigen Abend, als sein Kopf zwischen den Eisenstäben des Hospitalgitters eingeklemmt gesessen hatte. „Da habe ich mir gewiß etwas zugezogen,“ sagte er. „Ich muß bei Zeiten Etwas gebrauchen. Ein russisches Dampfbad würde mir gewiß ganz zu-

träglich sein. Gott gebe, ich läge schon auf der obersten Bank darin!“

Und damit lag er denn auf der obersten Bank des Dampfbades, wie er sich's eben gewünscht hatte, aber in vollem Anzuge, mit Stiefeln und Galoschen. Die heißen Wassertropfen träufelten ihm von der Decke in's Gesicht und machten ihm die neue Lage noch unerträglicher, als die, aus welcher herauszukommen er sich eben gesehnt hatte.

„Hu!“ schrie er und stürzte die Treppe hinunter, um ein Sturzbad zu bekommen. Der Aufwärter schrie ebenfalls laut auf vor Verwunderung, als er auf einmal einen völlig angekleideten Menschen in dem Badezimmer sah. Der Volontair hatte indeß die Fassung, dem Aufwärter zuzuflüstern: „Es gilt eine Wette!“ Aber das Erste, was er that, als er sich wieder auf seinem Zimmer befand, war, daß er sich eine spanische Fliege in den Nacken legte, um die Tollheit gründlich zu vertreiben.

Am andern Morgen hatte er denn einen blutigen Rücken, das war Alles, was er von den Galoschen des Glücks profitirte.

V. Die Verwandlung des Copisten.

Dem ehrlichen Nachtwächter, den wir noch nicht vergessen haben, kamen indessen die Galoschen wieder in den Sinn, die er auf der Straße gefunden und mit nach dem Krankenhause gebracht hatte; er holte sie nunmehr daselbst wieder ab; da aber weder der Lieutenant noch sonst Jemand in der Osterstraße sie als Eigenthum anerkennen wollte, so wurden sie an das Polizeiamt abgeliefert.

„Die Galoschen sehen ja aus, als wenn es meine eigenen wären,“ sagte einer von den Copisten auf dem Polizeibüreau, indem er die gefundenen Ueberschuhe betrachtete und sie neben die seinigen

stellte. „Es gehört mehr als ein Schusterauge dazu, sie von einander zu unterscheiden."

„Herr Copist!" sagte ein Polizeidiener, der einen Stoß Acten hereinbrachte.

Der Copist kehrte sich um und sprach eine Weile mit dem Mann, als er aber den Blick wieder auf die Galoschen richtete, war er ganz irre geworden, ob die rechts oder links stehenden die seinigen wären. „Es müssen jedenfalls die sein, welche noch naß sind," dachte er, aber es war gerade umgekehrt, und warum sollte nicht auch die Polizei sich irren können! Er zog also die ihm nicht gehörenden Galoschen an die Füße, steckte einige Papiere in die Rocktasche und nahm einen Pack Acten unter den Arm, um sie zu Hause in's Reine zu schreiben. Nun war es aber Sonntagvormittag, „ein kleiner Ausflug nach Friedrichsberg würde mir recht zuträglich sein," dachte er und so ging er.

Es konnte übrigens keinen stilleren und fleißigeren jungen Mann geben, als dieser Polizeicopist war, weshalb wir ihm denn auch den kleinen Spaziergang von Herzen gönnen, der ihm bei dem vielen Sitzen, das seine Geschäfte mit sich brachten, recht heilsam sein konnte. Anfänglich schlenderte er so des Weges, ohne an etwas zu denken, weshalb die Galoschen denn auch keine Gelegenheit hatten, ihre Zauberkraft an ihm zu offenbaren. In der großen Schloßallee begegnete ihm ein Bekannter, ein junger Dichter, der ihm erzählte, daß er den nächsten Tag seine Sommerreise antreten wollte.

„Wollen Sie nun wieder fort?" sagte der Copist. „Sie sind doch ein glücklicher und freier Mensch! Sie können gehen, wohin es Ihnen gefällt, wir Anderen haben eine Kette am Fuß."

„Die aber an den Brotbaum eingelassen ist," erwiederte der Dichter. „Sie haben nicht nöthig, für den morgenden Tag zu sorgen, und wenn Sie alt werden, erhalten Sie Pension."

„Sie sind doch der Glücklichere und haben es am besten," sagte der Copist. „Ganz nach seiner Bequemlichkeit sich hinzusetzen, um

ein wenig zu dichten, das ist ja ein Vergnügen! Alle Welt sagt Ihnen etwas Angenehmes, und daneben sind Sie ganz unabhängig; Sie sollten es nur einmal versuchen, stundenlang über den trivialen Acten zu sitzen!"

Der Dichter schüttelte ungläubig mit dem Kopf, der Copist that desgleichen, Jeder blieb bei seiner Meinung, und so schieden sie von einander.

„Es sind doch ganz eigenthümliche Leute, die Herren Poeten," sagte der Copist bei sich selbst. „Ich möchte es wohl einmal versuchen, in eine Dichternatur zu treten, selbst ein Poet zu werden! Sicher würde ich keine solche Klagelieder schreiben, wie die Anderen. — Heute ist es recht ein Wonnetag für einen Dichter; die Luft ist so ungewöhnlich hell, die Wolken fliegen so leicht dahin, und aus dem Grünen steigen die angenehmsten Wohlgerüche auf. Seit vielen Jahren habe ich das nicht so sehr empfunden wie in diesem Augenblick."

Wir merken schon an diesen Ergüssen, daß der Copist zum Dichter geworden. In die Augen fallend war diese Umwandlung sonst nicht, denn es ist ein eitler Wahn, sich den Dichter als einen andern Menschen zu denken. Kann es doch unter diesen begabtere poetische Naturen geben, als unter manchen Dichtern vom Fache! Der Unterschied besteht allein darin, daß der geborne Dichter ein besseres geistiges Gedächtniß besitzt, daß die Ideen und Gefühle bei ihm andauernd sind, bis sie klar und deutlich in Worten hervortreten können, was bei anderen Naturen nicht in dem Maße der Fall ist. Aber von einer Alltagsnatur zu einer begabten überzugehen, das bleibt immer ein so gewaltsamer Sprung, wie ihn eben der Copist gethan hatte.

„Dieser liebliche Duft," sagte er, „wie sehr erinnert er mich nicht an die Veilchen bei Tante Martha. Damals war ich ein kleiner Knabe. Du lieber Gott, an die habe ich lange nicht mehr gedacht! Das gute alte Mädchen! sie wohnte da drüben hinter der Börse. Der Winter mochte noch so strenge sein, immer zog sie ein

paar grüne Schößlinge oder einen Weidenzweig in einer Wasserflasche. Die Veilchen dufteten, wenn ich kupferne Sechser auf dem Ofen wärmte, um nur ein Guckloch an den zugefrorenen Fenstern damit zu machen. Welch' schöne Fernsicht gewährten mir diese Löcher im Fenstereis! Im Kanal lagen die Schiffe eingefroren und verlassen von der ganzen Mannschaft, eine krächzende Krähe machte ihre ganze Besatzung aus. Wenn aber dann der Frühling anbrach, so regte sich gleich neues Leben: unter Gesang und Hurrahgeschrei sägte man das Eis entzwei, die Schiffe wurden getheert und aufgetakelt und segelten nach fremden Ländern. Doch ich bin hier geblieben, muß immer bleiben, immer auf dem Polizeibureau sitzen und zusehen, wie Andere ihren Paß abholen, um in's Ausland zu reisen. Das ist mein Loos! Ach ja!" seufzte er tief, verstummte jedoch gleich wieder. „Guter Gott, wie steht's denn mit mir? Wann habe ich früher so gedacht und empfunden? Es muß die Frühlingsluft sein, die mich so beängstigend und doch so labend umfängt?" — Er griff in die Tasche nach seinen Papieren. „Diese Blätter werden mir bald andere Gedanken beibringen," sagte er, indem er die ersten Seiten mit den Augen überlief und ‚Frau Sigbrith, vaterländische Originaltragödie in fünf Aufzügen' daraus las. „Was ist das? und dazu meine eigene Handschrift? Habe ich das Trauerspiel geschrieben?" ‚Die Intrigue auf dem Wall, oder der Buß- und Bettag, Vaudeville.' „Wie komme ich dazu? Man muß mir diese Papiere heimlich in die Tasche gesteckt haben? Und hier ist auch ein Brief dabei!" — Ganz recht! es war ein Schreiben von der Theaterdirection, daß die beiden Stücke nicht zur Aufführung angenommen werden könnten.

„Hm! hm!" klagte der Copist und setzte sich auf eine Bank; seine Gefühle waren so aufgeregt, sein Herz so weich geworden, unwillkürlich pflückte er eine Blume. Es war ein eben aufbrechendes Gänseblümchen. Was wir von dem Botaniker erst nach vielen Vorlesungen erfahren, verkündete das Blümchen in einer Minute: die Mythe seiner Geburt, die Kraft des Sonnenlichtes, welche die

feinen Blätter öffnet und zum Duften nöthigt. Da gedachte er des Kampfes im menschlichen Leben, aus dem die Gefühle unserer Brust hervorgehen. Luft und Licht sind die Bewerber um die Gunst der Blume, doch ist das Licht der glücklichere, denn zu ihm neigt sich ihr Kelch hin, verschwindet es, dann rollt sie ihre Blätter zusammen und schläft ein in der Umarmung der Luft. „Es ist das Licht, das mich schmückt!“ sagte die Blume, „aber die Luft läßt dich athmen,“ flüsterte die Dichterstimme.

Nicht weit davon stand ein Knabe, der mit seinem Stock in einen morastigen Graben schlug; die Wassertropfen spritzten an das grüne Laubdach der Bäume hinauf, und der Copist dachte dabei an die Millionen unsichtbarer Thierchen, welche in den Tropfen zu einer Höhe hinaufgeworfen wurden, die nach ihrer Größe das Nämliche sein mußte, als wenn wir in die Wolken geschleudert würden. Dann seinen jetzigen Zustand erwägend, sagte er: „Ich schlafe und träume! Wie sonderbar, daß man so natürlich träumen und sich doch bewußt sein kann, daß uns bloß ein Traum umgiebt! Könnte ich mich nur morgen, wenn ich wieder erwache, darauf besinnen! Ich bin ganz ungewöhnlich aufgelegt; ich habe einen klaren Ueberblick über Alles, was um mich ist, aber wenn mir auch morgen eine dunkle Erinnerung daran bleibt, wird doch gewiß Alles verworrenes Zeug sein, wie ich es schon früher empfunden habe. Es geht mit allem Klugen und Herrlichen, das man im Traum sieht, wie mit dem Golde der Unterirdischen, das, bei Tage besehen, nichts ist als Steine und welke Blätter. Ach!“ seufzete er ganz wehmüthig, indem er die zwitschernden Vögel betrachtete, die gar vergnügt von Ast zu Ast hüpften, „die haben es viel besser als ich. Das Fliegen ist eine herrliche Kunst, glücklich Der, der damit geboren ward, ja, sollte ich in irgend ein anderes Wesen verwandelt werden, so müßte es in eine kleine Lerche sein.“

Kaum hatte der Copist diese Worte ausgesprochen, so verwandelten sich seine Rockschöße und Aermel in Flügel, die Kleider wur-

den zu Federn, die Galoschen zu Klauen; er merkte diese Verwandelung recht gut und lächelte innerlich darüber.

„Nun leidet es denn keinen Zweifel mehr, daß ich träume," sagte er, „aber einen solchen Traum habe ich doch noch nie gehabt."

Und er flog hinauf in das grüne Laubdach und fing an zu singen, aber in dem Gesange ertönte keine Poesie, denn die Dichternatur war dahin. Die Galoschen konnten wie jeder Andere, der etwas Rechtes leistet, nur eine Sache zu derselben Zeit vollbringen. Der Copist hatte gewünscht, Dichter zu sein, und er wurde es; nun wollte er ein kleiner Vogel sein, doch indem auch dieser Wunsch erfüllt wurde, hörte sogleich die erste Eigenschaft auf.

„Ist's nicht eine drollige Geschichte mit mir!" sagte er, „den Tag über sitze ich auf dem Polizeibureau unter lauter Actenstößen begraben, und des Nachts fliege ich im Traume als Lerche im Friedrichsberger Garten umher! Es ließe sich eine ganze Volkskomödie darüber schreiben."

Darauf flatterte er hinunter in's Gras, drehte den Kopf nach allen Seiten und schlug mit dem Schnabel an die biegsamen Grashalme, die in Vergleich zu seiner nunmehrigen Körperkraft groß wie nordafrikanische Palmenzweige zu sein schienen.

Diese Freude war doch nur von kurzer Dauer, denn plötzlich umfing ihn stockfinstre Nacht. Ein, wie es ihn dünkte, ungeheurer Gegenstand wurde über ihn hingeworfen; die wachstuchene Mütze eines Matrosenjungen war es, die über den Vogel geschleudert worden war. Eine Hand kam herein und ergriff den Copisten um Rücken und Flügel, daß er laut aufpfiff. Im ersten Schrecken schrie er sogar: „Du unverschämter Bengel, Du! ich bin Copist im Polizeiamte!" Dem Jungen klang dies aber wie ein bloßes Pip pip! er schlug den Vogel auf den Schnabel und wanderte mit demselben davon.

In der großen Allee begegneten ihm zwei Schüler aus der gebildeten Klasse, das heißt als Menschen, denn als Geister gehörten sie zu der untersten Schulklasse; die kauften den Vogel für zwei

Pfennig, und so kam der Copist nach Kopenhagen, zu einer Familie in der Gothenstraße.

„Gut, daß mir dies Alles nur träumt," sagte der Copist, „sonst würde ich ernstlich böse. Zuerst war ich Poet, nun bin ich eine Lerche! Das habe ich allein der Poetennatur zu verdanken. Ein trauriges Schicksal ist es jedenfalls, so ein Thierchen zu sein, besonders, wenn man dabei den Gassenbuben in die Hände fällt. Mich soll doch verlangen, wie die Geschichte ablaufen wird."

Die beiden Schüler brachten ihn in ein elegantes Zimmer, wo sie von der dicken lächelnden Madame empfangen wurden, die aber gar nicht damit zufrieden war, daß der gemeine Feldvogel, wie sie die Lerche nannte, in so vornehmer Gesellschaft erschien; indeß erlaubte sie, daß der Vogel für heute dablieb, und die Knaben wurden angewiesen, ihn in den leeren Käfig zu setzen, der am Fenster stand.

„Der Besuch kann vielleicht meinen lieben Paul erfreuen," sagte die Madame, indem sie holdselig einen grünen Papagei ansah, der sich auf seinem Ring in einem prächtigen Messingkäfig schaukelte. „Es ist Paul's Geburtstag," sagte sie mit affectirter Naivetät, „daher will der kleine Feldvogel gratuliren."

Monsieur Paul antwortete keine Sylbe, sondern schaukelte sich vornehm hin und her. Dagegen fing ein goldgelber Kanarienvogel, der erst vor Kurzem aus seinem warmen duftigen Vaterlande herübergebracht worden war, laut zu singen an.

„Schreihals!" rief die dicke Madame und warf ein weißes Taschentuch über den Käfig des goldgelben Sängers.

„Pipi! das war ein entsetzliches Schneewetter, seufzte der Kanarienvogel und schwieg.

Der Copist oder, wie die dicke Madame sagte, der graue Feldvogel, kam in einen kleinen Käfig dicht neben den Kanarienvogel und nicht weit von dem lieben Paul. Die einzige menschliche Rede, die der Papagei herplappern konnte und die aus seinem Munde bisweilen recht komisch klang, war: „Nein, laßt uns nun Men-

schen sein!" Alles Andere, was er schrie, war ebenso unverständlich für Menschen wie das Zwitschern des Kanarienvogels, nur nicht für den Copisten, der jetzt selbst ein Vogel war; er verstand die Kameraden sehr wohl.

„Ich flog unter den grünen Palmen und dem blühenden Mandelbaume," sang der Kanarienvogel; „ich flog mit meinen Geschwistern dahin über die prächtigen Blumen und den spiegelklaren See, in welchem die Pflanzen mir vom tiefen Grunde herauf zunickten. Auch sah ich viele buntgefiederte Papageien, die Schnurren und Abenteuer ohne Ende zu erzählen wußten."

„Ach! das waren wilde Vögel," antwortete der Papagei; „sie haben keine Bildung und schwatzen nur, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Nein, laßt uns nun Menschen sein! — Warum lachst Du nicht? Wenn Madame und alle Fremden es lächerlich finden, was ich sage, so könntest Du es wohl auch! Es ist ein großer Fehler, an witzigen Einfällen keinen Geschmack zu finden. Nein, laßt uns nun Menschen sein!"

„Ach, gedenkst Du nicht mehr der schönen Mädchen, die unter dem aufgespannten Zelte tanzten, neben den blühenden Bäumen? Erinnerst Du Dich nicht mehr des kühlenden Saftes in den wildwachsenden Kräutern?"

„O ja!" sagte der Papagei. „Aber hier habe ich es weit besser; ich bekomme gutes Essen und erfreue mich einer freundlichen Begegnung. Ich weiß, daß ich ein guter Kopf bin, und mehr verlange ich nicht. Laßt uns nun Menschen sein! Du bist eine Dichterseele, wie es so heißt, ich hingegen besitze gründliche Kenntnisse und natürlichen Witz. Du hast Genie, aber ruhige Besonnenheit läßt sich nicht in lauten Tönen hören. Du thust es, und deshalb decken sie Dich zu. Mir bieten sie dergleichen nicht, denn ich habe ihnen etwas Ansehnliches gekostet. Ich imponire mit dem Schnabel und habe allezeit ein Witzwort bei der Hand. Nein, laßt uns nun Menschen sein!"

„O, mein armes blüthenreiches Vaterland!" sang der Kanarien-

vogel, „singen will ich von deinen dunkelgrünen Hainen, von deinen stillen Meerbusen, wo die hängenden Zweige die klare Wasserfläche küssen, singen von dem ewigen Jubel aller meiner Brüder und Schwestern dort, wo der Cactus, der Wildniß Pflanzenquelle, wächst.“

„Verschone uns doch nur mit Deinen Klagetönen,“ sagte der Papagei. „Sprich lieber Etwas, das zu lachen giebt! Das Lachen ist ein Zeichen des höchsten geistigen Standpunktes. Vermag wohl ein Pferd oder ein Hund zu lachen? Nein! wiehern und heulen können sie, aber das Lachen ward nur den Menschen gegeben. Ho! ho! ho!“ lachte Monsieur Paul und fügte seinen Witz hinzu: „Laßt uns nun Menschen sein!“

„Du kleiner grauer Vogel des Nordens,“ sagte der Kanarienvogel, „Du bist auch ein Gefangener geworden? Es ist gewiß kalt in Deinen Wäldern, aber doch wohnt die Freiheit darin. Fliege hinaus! Sie haben vergessen, Deinen Käfig zuzumachen, und das obere Fenster steht offen. Fliege hinaus! fliege davon!“

Das that denn auch der Copist und schnell war er aus seinem Kerker entkommen, als eben die Thür zum anstoßenden Zimmer knarrte und geschmeidig, mit hellgrünen funkelnden Augen die Hauskatze sich hereinschlich, um Jagd auf ihn zu machen. Der Kanarienvogel flatterte ängstlich im Bauer herum, der Papagei schlug mit den Flügeln und rief: „Laßt uns nun Menschen sein!“ Der Copist empfand einen tödtlichen Schrecken, er flog fort durch das offene Fenster, über Dächer und Straßen weg, zuletzt mußte er sich doch ein wenig ausruhen.

Das benachbarte Haus hatte etwas Heimisches an sich, ein Fenster stand offen darin, er flog hinein und war — in seinem eigenen Zimmer.

„Laßt uns nun Menschen sein!“ sagte er unwillkürlich, als er sich hier auf den Tisch gesetzt hatte, und augenblicklich war er wieder der Copist, aber er saß mitten auf dem Tisch.

„Gott behüte!“ rief er, „wie bin ich doch hierher gekommen



und so in tiefen Schlaf gefallen! Das war ein fataler Traum, der mich beunruhigte, im Grunde recht albernes Zeug.

VI. Das Beste, was die Galoschen brachten.

Als am folgenden Tage in früher Morgenstunde der Copist noch im Bette lag, wurde angeklopft, und sein Nachbar aus dem nämlichen Stockwerke, ein junger Theologe, trat herein.

„Willst Du mir Deine Galoschen wohl einige Augenblicke leihen?“ sagte er. „Die Sonne scheint so freundlich, ich möchte gern ein Pfeifchen im Grünen rauchen, aber es ist doch so naß im Garten.“

Willig wurden ihm die Galoschen überlassen und bald befand er sich in dem kleinen Garten, dessen ganze Zierde in einem Pflaumen- und einem Birnbaum bestand. Aber in Kopenhagen gilt auch das winzigste Plätzchen dieser Art schon als eine große Herrlichkeit.

„Ach reisen! wer doch reisen könnte!“ brach er aus. „Das ist doch das Schönste in der Welt, das Ziel aller meiner sehnsüchtigen Wünsche! dann würde sich die qualvolle Unruhe legen, die mich unaufhörlich heimsucht. Aber weit hinweg müßte ich ziehen können, nach der Schweiz, nach Italien und . . .“

Nur gut, daß die Wunderkraft der Galoschen sogleich wirkte, sonst würde der junge Mann am Ende weiter in die Welt hinein gekommen sein, als ihm und uns dienlich gewesen wäre.

Schon war er auf Reisen, inmitten der Schweiz saß er mit acht Reisegefährten in einer Diligence; der Kopf that ihm weh, der Nacken war müde und das Blut in die Beine geströmt, so daß die Füße ihm anschwollen und die Stiefel schmerzhaft drückten. Er schwebte zwischen einem schlummernden und wachenden Zustande. In der Tasche rechts hatte er sein Creditiv, in der Tasche links

seinen Paß, und in einem ledernen Beutel einige festgenähte Louis- dor. Jeder Traum verkündete, daß die eine oder andere von diesen Kostbarkeiten verloren gegangen sei, weshalb er dann er- schrocken auffuhr und die Hand jedesmal ein Dreieck, von der Linken nach der Rechten und die Brust hinauf, beschrieb, um sich zu ver- gewissern, daß noch alle Schätze da waren. Regenschirm, Reise- stöcke und Hutschachtel wiegten sich in dem Netze über ihm und verhinderten so ziemlich jede Aussicht aus den Schlagfenstern, die doch so reizend war. Ab und zu blickte er schielend hinaus und sein Herz stimmte mit ein in die Worte des Dichters, den wir ken- nen, wo er von der Schweiz singt:

Ja, hier ist's schön und das Herz hat Ruh'! —
Ich seh' den Montblanc in der Ferne! —
Und reichte das Reisegeld nur dazu,
Ich weilte hier lange so gerne.

Groß und erhaben war das ganze Naturgemälde, das ihn um- gab. Die Tannenwälder auf den hohen Gebirgen, deren Gipfel sich in Wolken hüllten, erschienen wie das Gestrüppe eines Haide- feldes. Jetzt fing es an zu schneien und der kalte Alpenwind fuhr daher.

„Huh!“ schauderte der Theologe. „Wären wir nur erst jenseits der Alpen! dann wäre es Sommer und ich hätte das Geld für mein Creditiv gehoben. Die Angst, welche ich um diese Papiere ausstehe, verdirbt mir den Genuß der schweizer Naturschönheiten. Ach, ich wollte, wir wären schon an der anderen Seite!“

Kaum hatte er so gesprochen, und schon befand er sich mitten in Italien, zwischen Florenz und Rom, und der Trasimenische See lag wie flammendes Gold zwischen dem blauen Gebirge in der Abendbeleuchtung vor seinen Blicken. Hier, wo einst Hannibal den Flaminius auf's Haupt geschlagen hatte, reichten sich jetzt Wein- reben friedlich die grünen Finger; liebliche halbnackte Kinder hüte- ten eine Herde pechschwarzer Schweine unter einer Gruppe von duftenden Lorbeerbäumen hart an der Landstraße. Vermöchten wir

es, dies herrliche Gemälde wiederzugeben, Alle würden darüber jubeln. Wunderbares Italien! — Doch solches Entzücken ergriff weder den Theologen noch die Reisegefährten, die neben ihm im Wagen des Vetturino saßen.

Zu Tausenden umschwärmten sie giftige Fliegen und Mücken; vergebens schlugen sie mit Myrthenzweigen nach dem lästigen Geschmeiß, um sich ihrer zu erwehren, die Fliegen stachen sie doch, und nicht einen Reisenden gab es im Wagen, dessen Gesicht nicht angeschwollen und blutig von den Bissen der bösen Insekten gewesen wäre. Die armen Pferde waren noch ärger daran, in ganzen Schwärmen hingen die Fliegen an ihnen, und nur auf Augenblicke half es, daß der Kutscher bisweilen abstieg, um die Fliegenschwärme von den geplagten Thieren abzuwehren. — Nun sank die Sonne hinunter, eine kurze, aber frostige Kälte ging durch die ganze Natur, die nichts weniger als angenehm war, aber Berge und Wolken nahmen jenen wundervoll grünlichen Ton an, den Du, lieber Leser, besser aus eigener Anschauung als nach unserer Beschreibung kennen und bewundern lernen kannst. Die Reisenden fanden diesen Anblick ebenfalls unendlich schön, allein — der Magen war leer, der Körper müde, und alles Sehnen des Herzens drehte sich um ein gutes Nachtquartier. Aber wie mochte das wohl werden, obgleich man viel begieriger darnach aus dem Wagen schaute als nach den Schönheiten und Reizen der Natur.

Der Weg führte durch einen Olivenwald, dessen Bäume knotigen Weiden glichen. Hier lag das einsame Wirthshaus. Ein halbes Dutzend verkrüppelter Bettler hatte sich vor der Thür gelagert, von welchen der Flinkste, wie Marryat sagt, dem volljährigen Senior unter den Söhnen des Hungers glich. Die Anderen waren entweder erblindet, hatten lahme Beine und krochen auf den Händen, oder hatten Auszehrung in den Armen und fingerlose Hände. Es war ein Anblick des jammervollsten Elends im Gewande schmutziger Lumpen. Eccellenza, miserabili! seufzten sie, indem sie die kranken Gliedmaßen zur Schau hinhielten. Die Wirthin

selbst, mit bloßen Füßen, ungekämmtem Haar und nur in eine schmutzige Blouse gekleidet, empfing die Gäste. Die Thüren des Hauses waren mit Garn zugebunden; der Fußboden in der Gaststube bot ein halbaufgerissenes Steinpflaster von Mauersteinen dar; Fledermäuse flatterten unter der Decke hin, und der Gestank drinnen war . . .

„Wollen Sie den Tisch unten im Stall decken,“ sagte einer von den Reisenden; „da unten weiß man doch, was man eigentlich einathmet.“

Die Fenster wurden schleunigst geöffnet, damit doch einige frische Luft hereinziehen möchte, aber schneller als diese kamen die erlahmten Arme herein und das unaufhörliche Gewimmer miserabili! miserabili! Eccellenza! An den Wänden standen viele Inschriften, von denen die meisten gegen die bella Italia gerichtet waren.

Das aufgetragene Essen bestand in einer Wassersuppe mit Pfeffer und ranzigem Oel, Salat mit gleichem Oel, verdorbene Eier und gebratene Hahnenkämme machten das Hauptgericht aus, und sogar der Wein hatte einen Beigeschmack, der ihn zu einer wahren Mixtur machte.

Zur Nacht wurden die Reisekoffer und sonstiges Gepäck gegen die Thür gestellt, und einer von den Reisenden hielt Wache dabei, während die anderen schliefen. Den Theologen traf das Loos, der Wachthabende zu sein. O, wie dunstig war es doch drinnen! die Hitze drückend, die Mücken stachen und die miserabili draußen stöhnten und wimmerten im Schlaf!

„Ach ja!“ seufzte der Theologe, „das Reisen ist zwar schön, wenn man nur nicht den Körper dazu hergeben müßte, und dieser in Ruhe bleiben könnte, während der Geist umherzöge. Wo ich auch hinkomme, fühle ich eine Sehnsucht, welche das Herz bedrückt. Etwas Besseres als das Augenblickliche ist es, das ich begehre, das Beste von Allem. Aber wo wäre das zu finden und was ist überall wohl das Beste hienieden? — Und doch weiß ich im Grunde

recht wohl, was ich so gern erstreben möchte, ein glückliches Ziel, das Glücklichste von Allem, was zu erlangen ist!“

Als er diese Worte ausgesprochen hatte, befand er sich wieder in seiner Heimath; lange weiße Trauergardinen hingen vor den Fenstern und mitten auf der Diele stand der schwarze Sarg, worin er den sanften Todesschlummer schlief. Sein letzter Wunsch war erfüllt worden; der Leib ruhte, der Geist wallfahrtete. „Preise Niemanden glücklich, ehe sein Ende gekommen ist!“ waren einst Solon's Worte; hier wurden sie bestätigt.

Jeder Leichnam ist eine Sphinx der Unsterblichkeit. Aber auch hier, auf dem schwarzen Sarkophage ließ die Sphinx die Frage unbeantwortet, welche der Lebende erst zwei Tage vorher an das Räthsel des Todes gerichtet hatte.

Du starker Tod, dein Schweigen macht mich grauen,
Und deine Spur ist nur des Friedhofs Grab.
Soll des Gedankens Leiter ich nicht trauen? —
Steh' ich als Gras nur auf, stieg einmal ich hinab?

Die Welt kennt selten unsre größten Schmerzen,
Weil stiller Gram sie ihrem Blick verbarg.
Drückt nicht so Manches schwerer auf dem Herzen
Als diese Handvoll Erde auf den Sarg? —

Zwei Gestalten bewegten sich in dem Zimmer, wir kennen sie beide: die Fee der Trauer und die Abgesandte des Glücks. Sie neigten sich über den Todten.

„Siehst Du nun,“ sagte die Fee der Trauer, „welches Glück haben wohl Deine Galoschen der Menschheit gebracht?“

„Sie brachten wenigstens Dem, der hier schlummert, ein unvergängliches Gut,“ erwiederte die Fee der Freude.

„Ach nein!“ entgegnete die Fee der Trauer. „Selbst schied er von hier; er ward nicht abberufen. Seine geistigen Kräfte hienieden reichten nicht hin, um die Schätze jenseits zu erringen, die er seiner Bestimmung gemäß erreichen soll. Ich will ihm eine Wohlthat erweisen!“ —

Und sie nahm ihm die Galoschen von den Füßen. Da war der Todesschlummer zu Ende und der wieder ins Leben Gerufene richtete sich auf. —

Die Feen aber waren verschwunden, mit ihnen die Galoschen des Glücks, möglich, daß die Fee der Trauer sie sich angeeignet hat.

Die schönste Rose der Welt.

Es war einmal eine mächtige Königin, in deren Gärten die schönsten Blumen aller Jahreszeiten und aller Zonen der Erde zu finden waren. Ganz besonders liebte die Herrscherin aber Rosen, und deshalb hatte sie davon die allerverschiedensten Arten, von der wilden Zaunrose mit den apfelduftigen Blättern an bis zu der schönsten Provinzrose. Ueberall an den Schloßmauern rankten sich die herrlichen Rosenbüsche empor, schlängelten sich um Säulen und Fensterbrüstungen, ja selbst in die Corridors des Schlosses und bis an die Decken der Säle hinan, wo sie in Farben, Geruch und Form hundertfältig wechselten.

Drinnen in den prächtigen Schloßhallen aber wohnte Trauer und Betrübniß, denn die Königin lag auf dem Siechbette danieder, und die Aerzte verkündeten, sie werde sterben.

„Es giebt doch noch ein Mittel zu ihrer Rettung,“ sagte der Weiseste von ihnen. „Bringet ihr die schönste Rose der Welt, diejenige Rosenblume, welche das Bild der höchsten und reinsten Liebe ist. Kommt diese Rose vor ihre Augen, ehe sie brechen, so wird sie nicht sterben.“ —

Und Jung und Alt kamen von ringsumher auf das Schloß und brachten Rosen, die schönsten, welche in ihren Gärten blühten; doch solche Rosen waren es nicht, die das bedrohte Leben der Kö-

nigin zu retten vermochten. Aus dem Blumengarten der Liebe mußte die rettende Rose kommen. — Aber welche von den dort blühenden war denn das Bild der höchsten und reinsten Liebe auf Erden? — —

Die Dichter sangen von der schönsten Rose der Welt, und jeder von ihnen nannte eine andere; Boten wurden durch das Land gesendet an alle Herzen, die in Liebe schlugen, an jedweden Stand und jegliches Alter.

„Noch hat Keiner die rechte Blume genannt,“ sprach der Weise; „noch hat Niemand den Ort gezeigt, wo sie in ihrer vollen Herrlichkeit erblüht ist. Nicht sind es die Rosen vom Sarge Romeo's und Juliens oder Valborgs, obgleich diese Rosen immer in Sagen und Liedern duften werden, nicht die Rosen, welche aus Winkelried's blutigen Lanzen aufschießen, aus dem geheiligten Blute, das dem Herzen des Helden entströmt, der den Tod fürs Vaterland stirbt, obgleich kein Tod süßer und keine Rose röther ist als das Blut, welches so vergossen wird. Auch ist es nicht jene Wunderblume, deren Pflege der Mann die Tage und Jahre seines Lebens weiht im einsamen Stübchen, um deren Preis er sein frisches Dasein hingiebt in langen schlaflosen Nächten: der Wissenschaft magische Rose.“ —

„Ich weiß es,“ rief eine glückselige Mutter, die mit ihrem zarten Kinde an das Krankenlager der Königin trat, „ich weiß es, wo die schönste Rose der Welt zu finden ist, die Rose, welche das Bild der höchsten und reinsten Liebe auf Erden ist. Sie blüht auf den Wangen meines geliebten Kindes, wenn es, gestärkt vom Schlafe, die Augen aufschlägt und mich mit seiner ganzen Liebe anlächelt.“ —

„Schön ist diese Rose,“ erwiederte der Weise, „aber eine noch herrlichere ist zu finden.“

„„Ja, eine weit schönere noch,““ sagte eine andere von den Frauen. „„Ich habe sie gesehen; eine erhabenere und heiligere

Rose blüht nirgendwo auf Erden, aber sie war blaß wie die Blätter einer Theerose. Auf den Wangen der Königin habe ich sie gesehen; sie legte ihre Krone ab und ging selbst in langer kummervoller Nacht mit ihrem kranken Kinde auf den Armen, betend zu Gott für das Leben desselben, wie nur eine Mutter in Stunden der Gefahr zu beten vermag."" —

„Heilig und wundervoll in ihrer Macht ist die weiße Kummersrose," sprach der Weise, „aber dennoch ist sie nicht die rechte zur Rettung unserer Königin."

„„Nein, die schönste Rose der Welt sah ich vor dem Altar des Herrn,"" sagte der fromme alte Bischof. „„Ich sah sie leuchten, als ob das Antlitz eines Engels sich offenbart hätte. Junge Mädchen gingen zum Abendmahl, um ihren Taufbund zu erneuern — da erblühten und da erblaßten Rosen auf den frischen Wangen; ein junges Mädchen stand da, das mit der ganzen Reinheit und Liebe seiner Seele zu Gott hinaufblickte: es war das lebhafte Bild der reinsten und höchsten Liebe hienieden."" —

„Gesegnet sei solche Liebe," sprach der Weise, „doch hat noch Niemand von Euch die schönste Rose der Welt genannt."

Da trat ein Kind in das Krankenzimmer der Königin; es war ihr kleiner Sohn, und es standen ihm die hellen Thränen in den Augen und auf den Wangen. Er trug ein großes aufgeschlagenes Buch, das in Sammet eingebunden und mit silbernen Haken verziert war.

„„Mutter,"" sagte der Kleine, „„o höre doch, was ich hier gelesen habe!"" Und das Kind setzte sich an das Bett der kranken Mutter und las von ihm, der sich selbst dem Tode am Kreuze hingab, um die Menschen zu erlösen, auch die noch ungeborenen Geschlechter. — „„Größere Liebe giebt es nicht in der Welt!"" —

Und es flog ein Rosenschimmer über das Antlitz der Königin: ihre Augen wurden so groß und klar, denn sie gewahrte, wie aus den Blättern des Buches die schönste Rose der Welt sich entfaltete,

die unvergängliche Blume, welche aus dem Blute des Heilands am Kreuze entsprossen ist.

„Ich sehe sie!“ rief sie begeistert und beseligt. „Niemals stirbt, wer diese Rose schaut, die schönste Rose der Welt!“

Es ist ein Unterschied.

Der Mai war gekommen; der Wind wehte zwar noch kalt, aber der Frühling war doch da; das verkündeten Busch und Baum, Feld und Wiese. Es strotzte überall von Blumen bis an den bepflanzten Hag hinauf, wo der Lenz sein Erscheinen sogar an einem kleinen Apfelbaum offenbarte, der nur aus einem einzigen Schößling bestand, aber dennoch von oben bis unten mit rosenrothen Blüthen wie übersäet war, die eben aufbrechen wollten. Das Bäumchen wußte es auch selbst recht gut, wie schön es prangte, denn so etwas steckt im Blatte wie im Blute, und daher wunderte es sich gar nicht sehr darüber, als ein herrschaftlicher Wagen auf dem Wege bei ihm anhielt und das junge Fräulein sagte, dieses blühende Apfelbäumchen sei das Lieblichste, was man nur sehen könnte, es sei der Frühling selbst in seiner herrlichsten Offenbarung. — Der Schößling wurde abgebrochen; das junge Fräulein nahm ihn in die Hand und beschattete ihn mit seinem seidenen Sonnenschirm. Der Wagen kehrte nach dem Schlosse zurück, wo es hohe Säle und schön geschmückte Zimmer gab; klare weiße Gardinen flatterten an den offenen Fenstern, schöne Blumen standen in glänzenden durchsichtigen Vasen, und in eine derselben, die wie aus neugefallenem Schnee geschnitten anzusehen war, wurde der Apfelbaumschößling zu frischen Buchenzweigen gesetzt, daß es eine rechte Lust anzusehen war.

Nun ward das kleine Apfelbäumchen stolz, was ja auch ganz menschlich war.

Es kamen und gingen vielerlei Leute durch den Saal, und je nachdem sie angesehen waren, durften sie ihre Verwunderung äußern. Einige sagten gar nichts, Andere gar zuviel. Das Apfelbäumchen merkte daran, daß es einen Unterschied giebt zwischen Menschen, wie zwischen Blumen und Pflanzen. Einige Gewächse wären zum Vergnügen erschaffen, andere zur Nahrung, und es gäbe auch deren, die füglich ganz entbehrt werden könnten, meinte das Bäumchen, und da es gerade am offenen Fenster stand, von wo es sowohl in den Garten hinab als auf das Feld hinaus schauen konnte, so hatte es Blumen und Pflanzen in Menge zu betrachten und über dieselben nachzudenken. Reichgeschmückte und bescheidene, auch einige gar armselige Gewächse standen da.

„Ihr armen verachteten Kräuter!“ sagte das Apfelbäumchen. „Es ist freilich ein Unterschied gemacht worden! Und wie sie sich wohl unglücklich fühlen mögen! wenn anders solche Gewächse so viel Gefühl haben wie ich und meines Gleichen. Ja freilich ist ein großer Unterschied gemacht worden! Doch das mußte wohl so sein, sonst ständen ja alle Gewächse in gleichem Flor da!“

Und das Apfelbäumchen blickte mit einer Art von Mitleid besonders auf gewisse Blumen hinab, von denen es eine Unzahl auf Wiesen, an Hecken und Gräben gab. Niemand band sie zu einem Strauß; dazu waren sie zu allgemein; man konnte sie sogar zwischen dem Straßenpflaster wuchern sehen, denn sie schossen auf wie das ärgste Unkraut und führten im Munde des Volks den häßlichen Namen Kuhblumen.

„Arme verachtete Blume!“ sagte das Apfelbäumchen, „Du bist nicht Schuld daran, daß Du wurdest, was Du bist, daß Du so allgemein bist und daß man Dir den garstigen Namen Kuhblume gab. Aber es geht mit den Gewächsen wie mit den Menschen: es muß ein Unterschied da sein.“

„Unterschied?“ sagte der Sonnenstrahl, indem er das blühende

Apfelbäumchen, aber auch die gelben Kuhblumen auf dem Felde küßte, und alle Brüder des Sonnenstrahls thaten desgleichen, küßten die armen Blumen wie die reichen.

Das Apfelbäumchen hatte nie über des guten Gottes unendliche Liebe für Alles, was lebt und webt, nachgedacht; es hatte nie erwogen, wie unendlich viel Schönes und Nützliches im Verborgenen blühen kann. Doch auch das war ja ganz menschlich. —

Der Sonnenstrahl, des Lichtes Glanz, wußte es besser. „Dein Blick reicht nicht weit,“ sagte er, „Du siehst nicht klar und deutlich. — Wo ist das verachtete Gewächs, das Du so sehr bemitleidest?“

„Jene Kuhblumen,“ erwiederte der Schößling. „Niemand bindet sie zu einem Strauße; sie werden unter die Füße getreten; es giebt zuviele davon, und wenn sie Samen geben, so fliegt derselbe gleich wollenen Flöckchen über Weg und Steg und hängt sich sogar an die Kleider der Menschen. Nur Unkraut sind sie, und das eben sollen sie ja auch nur sein. Ich freue mich wirklich und bin dankbar dafür, daß ich nicht eine von ihnen geworden bin.“

Indem das Apfelbäumchen noch so sprach, kam über die Wiese eine ganze Schaar Kinder daher; das kleinste davon war noch so hülflos, daß es von den anderen getragen werden mußte, und als sie es ins Gras setzten zwischen die gelben Blumen, lachte es laut vor Freude, stieß mit den kleinen Füßen nach allen Seiten, wälzte sich im Grase und pflückte nur von den gelben Kuhblumen und küßte sie in holder Unschuld. — Die größeren Kinder brachen die Blumen von den gegilbten Stengeln, bogen diese zusammen und fügten sie in einander, reihten Glied an Glied zu langen Ketten, die sie um den Hals, über die Schultern, um den Leib und um den Hut hingen, bis sie zuletzt von lauter gelben Ketten prangten. — Die ältesten Kinder aber pflückten vorsichtig die abgeblühten Blumen ab und hielten sie an dem Stengel, der die flockenartige Samenkrone, diese lose und luftige Wollblume, trägt, die ein ganzes Kunstwerk von den feinsten Federn, Dunen und Fasern darstellt. Sie hielten die Blumen vor den Mund, um sie mit einem Athem=

stoß abzublasen. Wem das gelänge, der bekäme neue Kleider vor Ende Jahres, hätte die Großmutter gesagt. —

So ward die so verachtete Kuhblume zu einem ganzen Propheten.

„Siehst Du wohl!“ sagte der Sonnenstrahl, „siehst Du nun ihre Pracht und Macht?“

„Ja, für Kinder,“ antwortete das Apfelbäumchen.

Und es kam auf der Wiese eine alte Frau dahergegangen, die grub mit einem abgebrochenen Tischmesser rings um die Wurzeln der Kuhblumen die Erde los und zog sie heraus. Einige von den Wurzeln wollte sie zu Kaffee *) brennen, die übrigen aber zu Gelde machen, indem sie dem Apotheker dieselben zu Arzneimitteln verkaufte.

„Schönheit ist doch etwas viel Erhabeneres,“ sagte das Apfelbäumchen. „Nur Auserwählte kommen in das Reich des Schönen. Es ist ein Unterschied zwischen den Blumen und Pflanzen, wie unter den Menschen.“

Aber der Sonnenstrahl sprach von der unendlichen Liebe Gottes für Alles, was erschaffen worden ist, für Alles, was Leben hat, und von der gleichmäßigen Vertheilung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit.

„Das mag nun so Ihre Meinung sein,“ sagte das Apfelbäumchen.

Da traten Leute in das Zimmer und auch die junge Gräfin kam, die den Apfelbaumschößling so hübsch in die durchsichtige Vase gesetzt und da hingestellt hatte, wo das Sonnenlicht strahlte. Sie brachte eine Blume, oder was es nun sein mochte, die sie mit drei, vier großen Blättern beschützte und gleich einer Düte um die Blume hielt, damit kein Lufthauch oder Zugwind derselben Schaden thun möchte, und sie trug die verborgene Blume mit so großer Vorsicht

*) Aus den Wurzeln der zweiten Abart von Kuhblumen, dem Löwenzahnwurz, wird in Dänemark ein Gesundheitskaffee bereitet, der in Kopenhagen so allgemein ist, daß man ihn fast in allen Haushaltungen zum Meliren mit echten Kaffeebohnen braucht.

einher, wie es dem feinen Apfelbäumchen nicht wiederfahren war. Ganz langsam entfernte sie darauf die großen Blätter, womit sie bis dahin die verborgene Blume geschützt hatte, und siehe da! die feinflockige Samenkrone der verachteten gelben Kuhblume kam zum Vorschein. Die war es, welche die junge Gräfin mit so vieler Vorsicht gepflückt und so sorgfältig beschützt hatte, damit auch nicht einer von den geflügelten Pfeilen, die ihre Nebelgestalt bilden und so lose aneinander sitzen, verloren gehen möchte. Ganz und gar hatte sie das flüchtige Blumenhaupt in seiner vollen Herrlichkeit hereingebracht, und sie bewunderte die schöne Form desselben, seine luftige Klarheit, seine eigenthümliche Zusammenfügung und ganze Schönheit, ehe es, vom leisesten Winde zerstäubt, nach allen Seiten seine Samenkörner tragen sollte.

„Seht doch, wie wundervoll herrlich der liebe Gott diese Blumenkrone gemacht hat!" sagte sie. „Ich will sie und den kleinen Apfelbaum malen. Der ist nun so unendlich lieblich in Aller Augen; aber auch diese armselige Blume ist vom Schöpfer auf andere Weise ausgezeichnet worden. So ganz verschieden stehen sie da, und doch sind beide Kinder im großen Reiche der schönen Natur!" —

Und der Sonnenstrahl küßte die gefiederte Samenkrone der armseligen Kuhblume, und er küßte auch das rosenfarbige Apfelbäumchen, dessen Blätter ordentlich darüber zu erröthen schienen. —

Der glückliche Humor.

Von meinem Vater habe ich das beste Erbtheil empfangen; ich bin von glücklichem Humor! — Aber wer war denn mein Vater? — Nun, das geht eigentlich den Humor nichts an; er war munter und gedeihlich, dick und rund; sein Aeußeres und sein Inneres standen gleich sehr in Widerspruch mit seinem Amte. — Und was war sein Amt, sein Geschäft unter den Menschen? — Ja, wollte man das gleich zu Anfang der Geschichte erzählen, so würden höchst wahrscheinlich viele Leser das Buch aus der Hand legen und denken: Das klingt mir doch zu unheimlich; will lieber nichts von dem Gerichte! — Und doch war mein Vater weder Nachtmann noch Nachrichter; vielmehr stellte sein Amt ihn oft an die Spitze der allerangesehensten Stadtbewohner, wo er ganz auf seinem Platze und in seinem Rechte war. Er mußte der Vorderste sein, sogar der Vormann des Bischofs und des Prinzen von Geblüte, denn er war — Fahrmann bei — der Leicheninnung. —

Nun ist's ausgesprochen, und ich darf wohl sagen, daß, wer meinen Vater so hoch vorn auf dem Omnibus des Todes sitzen sah, angethan mit dem weiten schwarzen Trauermantel, den dreieckigen umflorten Hut auf dem Kopfe, und daneben sein Antlitz betrachtete, das rund und schmunzelnd, ein leibhaftiges Abbild der Sonne war, der konnte unmöglich an Trauer, Sorgen und Grab denken, denn dies Gesicht sprach viel zu deutlich: „Hat Nichts zu bedeuten! Es fällt weit besser aus, als Ihr meint!“



Wisset also, daß ich von ihm meinen glücklichen Humor und die Gewohnheit ererbt habe, fleißig auf den Kirchhof zu gehen, was ganz vergnüglich ist, wenn man nur mit gutem Humor dahin kommt. Und dann lese ich nebenbei auch das Adreßblatt, was ebenfalls mein seliger Vater niemals versäumte.

Ich bin nicht ganz jung mehr; ich habe weder Frau, noch Kinder, noch Bibliothek, allein ich halte, wie gesagt, das Adreßblatt. Das genügt mir; das ist mir die beste Zeitung, und war es auch meinem Vater. Dies Blatt trägt seine goldenen Früchte und enthält Alles, was einem Menschen zu wissen nöthig thut, als da ist: wer in den Kirchen predigt, und wer nach den neuen Büchern predigt, wo man ein Haus, Gesinde, Kleider, Brot und Butter haben kann; wer ausverkauft und selbst ausgegangen ist, und daneben enthält das Blatt so viele unschuldige Gedichte, die durchaus unschädlich sind; es steht darin zu lesen von Wohlthaten, Ehestand und Wehestand, Hochzeiten und Stelldichein, worauf eingegangen und nicht eingegangen wird, und alles Dies in so ungekünstelter und deutlicher Sprache, daß es Jedermann verständlich ist. Ja fürwahr! man kann recht gemüthlich dabei leben und sich in Ruhe begraben lassen, wenn man das Adreßblatt hält, und hat dann am Ende noch so viel schönes Papier gesammelt, daß man sich recht weich darauf betten lassen kann, wenn man nichts daran wendet, auf Holzspähnen zu ruhen.

Das Adreßblatt und der Kirchhof, das waren immer meine belebendsten Unterhaltungen, meine beiden gesegneten Brunnenfahrten zur Erhaltung des guten Humors.

Jedem steht nun das Adreßblatt offen. Aber geleiten Sie mich auch einmal auf den Kirchhof; lassen Sie uns dort durch die Alleen wandern, wenn die Sonne scheint und die Bäume grünen und blühen. — Jedes Grabmal gleicht einem verschlossenen Buche, das den Rücken aufwärts kehrt, welcher besagt, was das Buch enthält, ohne den Inhalt zu verrathen. Ich aber weiß es, weiß es von meinem Vater und durch mich selbst. Denn ich führe ein Grab-

malsbuch; das ist eine Schrift zum Nutzen und Vergnügen von eigener Hand. Darin stehen sie alle angeschrieben, die Heimgegangenen und noch Einige darüber.

Hinter dem weißbemalten Gitter dort, wo einst ein Rosenstock blühte und wo jetzt nur noch ein wenig Immergrün vom nachbarlichen Ruheplatze die langen Finger hineinstreckt, um doch einigen Putz abzugeben, liegt ein sehr unglücklicher Mann begraben. Und doch, als er noch lebte, stand er sich gut und hatte sein reichliches Auskommen. Aber er nahm sich der Welt zu sehr an, will sagen der Kunst. Ging er in's Theater, um mit ganzer Seele einen geistigen Genuß zu feiern, so war er gleich um das ganze Vergnügen gebracht, wenn der Maschinenmeister auch nur ein einziges Licht in dem Monde vergessen hatte, wenn die Luftdecke vor statt hinter einer Coulisse hing, wenn ein Palmbaum auf Seeland, ein Cactus in Tyrol, oder eine Buche im hohen Norden zum Vorschein kam. Hätte ihm das nicht einerlei sein können! Es war ja nur eine Komödie, und darüber soll man sich freuen und nicht grämlich sein! — Bald klatschte ihm das Publikum zu viel, bald zu wenig. „Das ist nasses Holz," sagte er, „es will nicht zünden." Er machte dann Kehrt, um zu sehen, was es für Leute gab im Publikum, und entdeckte sogar, daß sie verkehrt lachten, wo sie gar nicht lachen sollten. Darüber ärgerte er sich denn und litt stummen Schmerz; seine Freude war gestört und er ein unglücklicher Mensch, bis er zuletzt in's Grab getragen wurde. —

Hier ruht dagegen in Gott ein Mann, welcher höchst glücklich war auf Erden, mit anderen Worten: ein Mann von hoher Geburt, und das war sein Glück, weil sonst gar Nichts aus ihm geworden wäre. Aber Alles ist ja so weise eingerichtet auf der Welt, daß es ein wahres Vergnügen ist, daran zu denken. Der Mann trug einen vorn und hinten bordirten Rock und war so recht an seinem Platze im Festsaale, gleichwie die perlengestickte Glockenschnur, die immer ein dickes Tau hinter sich hat, das den Dienst verrichten muß. Der Selige hatte auch solch eine Schnur zum Rückhalt,

einen Substituten, der den Dienst versah und jetzt wiederum hinter einer neuen Glockenschnur angebracht worden ist. Wahrlich! so weise ist Alles eingerichtet in dieser Welt, daß man wohl guten Humors dabei sein kann. —

Hier liegt dagegen — und das ist recht traurig! — ein Mann, der siebenundsechzig volle Jahre grübelte, einen guten Einfall zu ersinnen. Er lebte ganz allein für diesen Gedanken, und endlich gelang es ihm denn auch damit. Er kam wirklich zuletzt auf einen guten Einfall, starb aber aus Freude darüber, so daß Niemand den guten Einfall erfahren hat. Ich denke mir nun, daß der vereitelte Triumph ihn nicht einmal Ruhe im Grabe finden läßt; denn wenn sein guter Einfall z. B. nur für das Frühstück passen sollte, um von Effect zu sein, wie soll ihn denn der arme Todte loswerden, da er nur noch um Mitternacht wieder erscheinen darf? —

Dort, unter jenem Hügel, schläft den langen Schlaf die geizige Madame N. Während sie noch lebte, stand sie auf in der Nacht und miaute, um die Nachbaren glauben zu machen, daß sie eine Katze hielt. So geizig war sie!

Hier schlummert ein Fräulein von guter Familie. In allen Gesellschaften mußte sie ihre schöne Stimme hören lassen, und so sang sie denn: mi manca la voce! Das war die einzige Wahrheit in ihrem Leben.

Unter diesem Rasen ruht eine Jungfer anderer Art. Wenn der Canarienvogel des Herzens zu schreien anfängt, dann muß die Vernunft sich die Ohren zuhalten. Schön Gredel stand in der Ehestandsglorie; das ist eine Alltagsgeschichte, aber sie klingt recht hübsch. Doch mögen die Todten ruhen in Frieden!

Allhier liegt begraben eine verwittwete Frau v. N. Sie that immer so süß, und hatte doch nur Gift im Herzen. Denn sie ging auf Jagd in Familienzirkeln nach Fehlern der Nächsten, gleichwie es einst der „Polizeifreund“ that, wenn er in den Straßen nach Rinnsteinbrücken suchte, die nicht da waren.

Hier ist ein Familienbegräbniß. Jedes Glied dieses Stammes

hielt so fest am gemeinschaftlichen Glauben, daß wenn auch die ganze Welt und alle Zeitungen sagten: so ist's! und es kam der kleine Sohn aus der Schule und sprach: ich habe die Sache so gehört! so war sein Wort das allein richtige; denn er gehörte zur Familie! Auch weiß man für gewiß, daß wenn es sich einmal so traf, daß der Hofhahn der Familie um Mitternacht krähte, so war es Morgen, wenn auch der Wächter und alle Stadtuhren sagten, daß es noch Mitternacht sei.

Der große Goethe schließt seinen Faust mit den Worten: „Kann fortgesetzt werden!" Das kann auch unsere Wanderung auf dem Kirchhofe. Ich komme oft dahin. Denn macht einer meiner Freunde oder Feinde es mir zu arg, so gehe ich auf den Kirchhof, suche einen Rasenplatz aus und weihe ihn demjenigen, den ich begraben haben will, bestatte ihn auch sofort allda. Dann liegen sie da, kraft- und machtlos, bis sie als neue und bessere Menschen wiederkehren. Ihr Leben und Treiben notire ich mir gleich in meinem Grabmalsbuche, und so sollten es nur alle Leute machen, lieber, als sich darüber grämen, wenn ihnen Jemand wehe that. Sofort zu Grabe mit einem solchen Menschen! um sich den guten Humor nicht von ihm verderben zu lassen, und in aller Gemüthlichkeit das Adreßblatt gelesen, dieses einzige vom Volke selbst geschriebene Blatt, wenn auch oft nur mit angehaltener Feder.

Kommt die Zeit heran, da auch mein Leben mit dem Einband des Todes versehen werden muß, so setzet als Inschrift auf seinen Titel:

Ein glücklicher Humor!

Das ist meine Geschichte!

Es ist ganz gewiß!

„Das ist ja eine fürchterliche Geschichte!“ sagte eine Henne an der anderen Seite des Dorfes, wo die Begebenheit sich nicht zugetragen hatte, „das ist eine gräuliche Geschichte, die drüben im Hühnerstall passirt ist! Ich kann nicht allein schlafen die Nacht! Nur gut, daß wir unserer Mehre auf dem Hühnerhause sind!“ Und damit hub sie an zu erzählen, daß sich die Federn der anderen Hühner sträubten und der Hahn den Kamm fallen ließ. „Es ist ganz gewiß!“ sagte sie.

Doch wir wollen beim Anfang der Geschichte anfangen, die sich in einem Hühnerstall an der entgegensetzten Seite des Dorfes zugetragen hatte. — Die Sonne wollte untergehen und die Hühner fingen an aufzufliegen. Eins derselben — es hatte weiße Federn, kurze Beine, legte regelrecht Eier und war als Henne jedenfalls eine respectable Persönlichkeit — rupfte sich mit dem Schnabel, als es zum Sitzen gekommen war, und dabei ging ihm eine kleine Feder aus, die hinunterfiel. „Ad undas!“ sagte die Henne. „Je mehr ich mich rupfe, desto hübscher werde ich!“ und das war nun so ein scherzhaftes Wort; denn die weiße Kriechhenne machte den Spaßvogel unter den Hühnern und war, wie gesagt, von respectablem Ruf. — Damit schlief sie ein. —

Dunkel war's im Stall; Henne saß an Henne, und die, die ihr zunächst hockte, schlief nicht. Sie hatte gehört und nicht gehört,

wie man's doch in der Welt so machen muß, wenn man in Ruhe leben will; aber ihrer nächsten Nachbarin mußte sie's doch erzählen. „Hast Du gehört, was hier gesprochen wurde?“ sagte sie. „Ich will Niemand nennen, aber es giebt hier eine Henne, die sich rupfen will, um recht hübsch zu werden. Wäre ich der Hahn, ich würde sie verachten!“ —

Gerade den Hühnern gegenüber saß unter dem Dache ein Eulenpaar mit seinen Jungen. In der Familie gab es scharfe Ohren; sie hörten jedes Wort, das von den Hühnern kam; sie rollten die Augen, und die Eulenmutter schlug mit den Flügeln und sagte: „Höret nur nicht darnach! denn Ihr habt ja wohl vernommen, was dort unten gesprochen wurde? Es giebt eine Henne, die in dem Grade vergißt, was einer Henne wohl ansteht, daß sie sich hinsetzt, um sich alle Federn auszurupfen, und das in Gegenwart des Hahns!“

„Prenez garde aux enfants!“ sagte der Eulenvater. „Das ist kein Thema für Kinder.“

„Will's doch der Nachbarin erzählen,“ sagte die Eulenmutter; „das ist eine Eule von achtungswerther Gesinnung.“ Und damit flog sie fort. —

„Hu! hu! uhuh!“ schrie sie gerade dem Taubenschlag des Nachbars gegenüber zu den Tauben hinein. „Habt Ihr's gehört? Uhuh! Es giebt hier eine Henne, die sich alle Federn ausgerupft hat um des Hahnes willen. Die wird zu Tode frieren, wenn sie nicht schon todt ist. Uhuh!“

„Wo? wo?“ gurrten die Tauben.

„Auf des Nachbars Hof. Ich habe es so gut als selbst gesehen. Das ist beinahe ein ungeziemendes Kapitel zum Erzählen, aber es ist ganz gewiß!“

„Glauben's! glauben jedes Wort!“ sagten die Tauben und gurrten es weiter in ihren Hühnerstall hinein: „Es giebt hier eine Henne, ja, man sagt sogar, es seien zwei, die sich alle Federn ausgerupft haben, um nicht wie die anderen Hennen auszusehen

und die Aufmerksamkeit des Hahns auf sich zu ziehen. Das ist ein gewagtes Spiel! Man kann sich erkälten und am Fieber sterben! Sie haben sich beide den Tod zugezogen!“

„Wachet auf! wachet auf!“ krähte der Hahn und flog auf das Plankwerk. Der Schlaf saß ihm noch in den Augen, aber er krähte nichts desto weniger: „Es sind hier im Dorfe drei Hennen gestorben aus unglücklicher Liebe zu einem Hahn! Sie haben sich alle Federn ausgerupft. Das ist eine häßliche Geschichte; ich mag sie nicht für mich behalten! Weiter damit!“

„Bringt's weiter!“ pfiffen die Fledermäuse, und die Hühner gackerten, und der Hahn krähte: „Bringt's weiter! bringt's weiter!“ Und so ging die Geschichte von Hühnerstall zu Hühnerstall, bis sie zuletzt wieder dahin gelangte, wo sie hergekommen war.

„Fünf Hennen,“ hieß es nun, „haben sich alle Federn ausgerupft, um zu beweisen, welche von ihnen am meisten abgemagert war aus Liebesqual für ihren Hahn, und darauf sind sie über einander hergefallen und haben sich blutig und zu Tode gehackt, zu Schimpf und Schande für die ganze Familie und zum großen Verluste ihres Herrn.“ —

Die Henne, welche die eine Feder verloren hatte, konnte natürlich daran ihre eigene Geschichte nicht mehr erkennen, und da sie eine Henne von respectabler Denkungsart war, so sagte sie: „Ich verachte diese Hennen tief! aber es giebt mehrere von gleicher Gesinnung unter uns. Dergleichen darf nicht verschwiegen bleiben; ich werde das Meinige dazu beitragen, daß die Geschichte in die Zeitungen kommt; dann geht sie über das ganze Land, und das haben die fünf Hennen und ihre ganze Familie wohl verdient.“

Wirklich las man die Sache auch nachher mit allen Umständen in den Zeitungen, und es ist also gewiß, daß aus einer einzigen kleinen Feder ganze fünf Hühner werden können.

Geschichte des Jahres.

Es war zu Ende Januars, als ein fürchterliches Unwetter raste. Der Schnee flog wirbelnd durch die Straßen und Gassen; die Fenster waren wie mit Schnee überzogen, von den Dächern stürzte er haufenweise herab, und die Menschen waren so eilig, sie liefen, sie flogen und fuhren einander in die Arme, hielten sich einen Augenblick fest und hatten so lange festen Fuß. Kutschen und Bediente sahen aus wie gepudert, der hintenaufstehende Diener kehrte den Rücken gegen die Kutsche und fuhr rücklings gegen den Wind; die Fußgänger hielten sich, um Schutz zu suchen, neben dem Wagen, der nur langsam durch den tiefen Schnee kommen konnte, und als sich endlich der Sturm legte und ein schmaler Fußsteig längs den Häusern geschaufelt wurde, standen die Leute hier still, wenn sie sich begegneten; Keiner von ihnen hatte Lust, den ersten Schritt zu thun, in den tiefen Schnee zu treten, um den Andern vorbei zu lassen. Schweigend standen sie eine Weile vor einander, bis endlich nach schweigender Uebereinkunft Jeder ein Bein preisgab und es zum Ausweichen in den Schneeberg setzte. —

Gegen Abend legte sich der Wind und es ward ganz still. Der Himmel schien reingefegt, höher und durchsichtiger, die Sterne funkelneu geworden zu sein, so hell glänzten sie! Denn es fror, daß es in den Häusern krachte, und da konnte der Schnee die

Nacht über wohl eine so harte Kruste bekommen, daß am andern Morgen die Sperlinge darauf herumhüpften. Bald flogen die kleinen Vögel hierher, bald dorthin, um ein Futterkorn zu finden, wenn irgendwo ein Weg durch den Schnee geschaufelt wurde, und man sah es ihnen deutlich an, wie sehr sie von der strengen Kälte litten.

„Piep!“ sagte der eine Sperling, „das heißt man das neue Jahr! Das ist ja viel ärger als das zu Ende gegangene! Da hätten wir ebensogut das alte behalten können! Ich bin ganz mißvergnügt darüber und habe guten Grund dazu.“

„Liefen nicht die Menschen mit Gewehren, um das alte Jahr aus- und das neue Jahr einzuschießen!“ sagte ein kleiner verfrorener Sperling, „warfen sie nicht Töpfe an die Thüren und waren aus Rand und Band vor Freude, weil das alte Jahr aus war! Und ich war's eigentlich auch, denn ich erwartete, daß nun wieder warme Tage kommen würden. Aber daraus ist nichts geworden, es friert weit ärger als damals. Die Menschen haben sich in der Zeitrechnung geirrt!“

„Das haben sie,“ sagte ein alter Sperling, dem schon die Holle grau geworden war. „Sie haben so Etwas, das sie den Kalender nennen, was eine bloße Erfindung ihrer eigenen Köpfe ist, und darnach soll nun Alles gehen und eintreffen, das thut's aber nicht. Wenn der Frühling kommt, dann fängt das neue Jahr an. Das ist der Herr der Natur und nach ihm richte ich mich.“

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die anderen Sperlinge.

„Der kommt, wenn der Storch in's Land zieht,“ antwortete der alte Sperling. „Das ist freilich ein etwas unbestimmter Bote, und hier in der Stadt weiß Niemand etwas davon zu sagen. Besser wissen es die Leute auf dem Lande. Wollen wir hinausfliegen und warten? Da ist man doch dem Frühling jedenfalls näher.“

„Könnte ganz gut sein," sagte ein anderer Sperling, der lange umhergehüpft war und gepiept hatte, ohne recht verständlich zu werden. „Ich habe aber hier in der Stadt einige Bequemlichkeiten, die ich auf dem Lande leicht entbehren müßte. In der Nähe giebt es nämlich eine Menschenfamilie, die auf den vernünftigen Einfall gekommen ist, drei bis vier Blumentöpfe mit der Oeffnung an die Wand zu kleben. Sie haben so große Löcher hinein gemacht, daß man durch dieselben ein- und ausfliegen kann. Darin haben mein Mann und ich unser Nest gemacht, und von da sind alle unsere Jungen hinausgeflogen. Die Menschenfamilie hat das Ganze natürlich so eingerichtet, um das Vergnügen zu haben, uns zu sehen, sonst hätten sie's wohl schwerlich gethan. Diese Leute werfen uns auch Brosamen hin, ebenfalls bloß zu ihrem Vergnügen, und wir haben dann freie Kost; es wird gleichsam für uns gesorgt, und darum gedenke ich hierzubleiben, und mein Mann bleibt auch, obschon wir unzufrieden mit unserer Lage sind."

„Und wir wollen auf's Land fliegen und nach dem Frühling aussehen!" sagten die anderen Sperlinge, und damit flogen sie fort. —

Auf dem Lande gab's aber erst einen gehörigen Winter; es fror hier noch einige Grade stärker als in der Stadt, und der scharfe Wind fegte über die schneebedeckten Felder hin. Der Bauer saß mit großen Fausthandschuhen und Ohrenkappe angethan in seinem Schlitten und schlug sich mit den Armen, um den Leib und sich selbst warm zu halten, die Peitsche hatte er auf den Sitz gelegt, und die mageren Pferde liefen, daß sie dabei dampften. Der Schnee knarrte, und Sperlinge hüpften in er Schlittenspur frierend herum. „Piep!" sagten sie, „wann kommt der Frühling? Es dauert so lange!"

„So lange?" hallte es hin über das Feld und von dem hochverschneiten Hügel herab, was zwar ein Echo sein konnte, aber ebensowohl das Wort des alten Mannes, der dort oben auf dem

Schneeberge saß. Er war ganz weiß, wie der Bauer im groben weißen Mantel, hatte langes Haar, einen weißen Bart und große helle Augen, aber ein blasses Gesicht dabei.

„Wer ist der Alte dort oben?“ fragten die Sperlinge.

„Ich weiß es,“ sagte eine alte Krähe, die auf einem Scheuerpfahl balancirte und so herablassend war, anzuerkennen, daß wir Alle nur Piepvögelein vor dem lieben Herrgott sind, und deshalb auch mit den kleinen Sperlingen sich einließ und Belehrungen ertheilte. „Ich weiß, wer der Alte ist. Das ist der Winter, der Alte vom vorigen Jahr. Er ist nicht todt, wie der Kalender sagt, sondern der Vormund des kleinen Gottes Frühling, der da kommen soll. Ja, der Winter führt das Regiment. Huh! das knackt wohl in Euch, Ihr Kleinen?

„Habe ich das nicht gesagt!“ versetzte der kleinste Sperling. „Der Kalender ist pure Erfindung von den Menschen; er paßt gar nicht zur Natur. Dergleichen zu machen sollten sie uns überlassen; wir sind zarter gebaut.“

Und es verstrich eine Woche und noch eine. Der Wald war und blieb dunkel, der gefrorne Schnee lag so schwer wie geschmolzenes Blei, die Wolken waren gar keine Wolken mehr, sondern nur nasse eiskalte Nebel, welche über dem Lande hingen, die großen schwarzen Raben flogen in ganzen Schaaren, ohne zu schreien — es war nicht anders, als wenn Alles schliefe. Ein Sonnenstrahl fiel auf den Schnee, der dann wie zerrinnendes Zinn anzusehen war. Die Schneedecke glänzte nicht mehr wie bisher über Berg und Thal, aber die weiße Gestalt, der Winter, beharrte noch auf seinem Platze und wandte den Blick noch unaufhörlich nach Süden, denn er hatte es gar nicht bemerkt, daß die Schneedecke gleichsam in die Erde versank und hier und da ein kleiner grüner Grasplatz zum Vorschein kam, auf dem es alsbald von Sperlingen wimmelte.

„Quiwit! kommt der Frühling nun?“ sagten sie.

„Der Frühling!“ ertönte es über Feld und Wiese und durch

die schwarzbraunen Wälder, wo das Baummoos anfing hellgrün zu glänzen. Da kamen aus dem Süden die beiden ersten Störche dahergeflogen, jeder auf seinem Rücken ein niedliches Kindlein tragend, und wohin die Frühlingsboten ihre Füße setzten, da keimten weiße Blumen aus dem Schnee hervor. Hand in Hand stieg das Kinderpaar hinan zu dem alten Schneeman, sie legten sich an seine Brust zu erneutem Gruße, und zur nämlichen Stunde waren alle drei den Blicken entschwunden. Denn es entstand ein dichter Nebel, der die ganze Landschaft umhüllte. Bald darauf erhob sich aber ein frischer Wind, der immer mehr zunahm und zuletzt mit kräftigen Stößen den Nebel gänzlich zerstreute. Die Sonne fing an zu scheinen; der Winter war verschwunden, und die schönen Kinder des Lenzes saßen zu Throne auf den blumenreichen Gefilden der wiederbelebten Erde.

„Das heißen wir Neujahr!“ sagten die Sperlinge. „Jetzt kommen wir wieder zu unserm Rechte und zum Ersatz für den harten Winter!“

Wohin die beiden Frühlingsboten sich wandten, da brachen Knospen aus den Bäumen hervor, da wurde das Gras höher und die Saaten schossen auf im lieblichsten Grün. Und ringsum streute das kleine Mädchen Blumen aus, von denen es einen großen Reichthum in seiner Schürze barg, und ohne Ende sprangen immer neue Blumen daraus hervor, wie eifrig das Mädchen auch davon austheilte. In seinem Eifer überschüttete es sogar die Aepfel- und Pfirsichbäume mit einem ganzen Blumenschnee, daß sie schon in voller Pracht dastanden, ehe sie noch einmal Blätter bekommen hatten.

Und das kleine Mädchen klatschte in die Hände, und der kleine Knabe klatschte. Da kam ein ganzes Heer von Vögeln daher und sang zwitschernd: „Nun, ein Frühling ist im Lande, wie die Welt noch keinen sah!“ — —

Wie schön war nicht auch das Alles anzusehen! Manches alte Mütterchen kam vor die Thür, um den Sonnenschein zu genießen,

schauerte sich, sah die gelben Blumen an, die das ganze Feld bedeckten, ebenso wie sie es in ihren jungen Tagen gesehen hatte, und sprach zu der verjüngten Natur: „Welch ein herrlicher Tag ist der heutige!“

Noch stand der Wald ernst in bräunlichem Grün, Knospe an Knospe zeigend; aber das Moos brach frisch und duftend darin hervor. Veilchen blühten in ihrer ganzen Fülle, und Kuh- und Ochsenblumen, ja, in jedem Grashalm regte sich Wachsthum. Alles dies bildete einen Teppich, auf dem zu sitzen sich wohl verlohnte, und auf demselben saß das junge Frühlingspaar Hand in Hand, sang frohe Lieder, lächelte dazu und wuchs mehr und mehr heran. —

Ein milder Regen fiel vom Himmel auf die Glücklichen herab, aber sie bemerkten es nicht: Regentropfen und Freudenthränen flossen in einen einzigen Wonnetropfen zusammen. — Braut und Bräutigam küßten sich, und wie durch ein Wunder war mit einem Male der Wald ausgeschlagen. Als die Sonne wieder aufging, waren alle Bäume grün. —

Abends ging das junge Brautpaar Hand in Hand unter dem frischen Laubdache, wo die Sonnenstrahlen und der Schlagschatten dem Grünen noch einen Farbenwechsel verliehen. In den feinen Blättern spiegelte sich die jungfräuliche Reinheit, ihr erquickender Duft war der Odem der Natur. Klar und murmelnd rieselte der Bach an dem grünen Sammet entlang und über das bunte Gestein dahin. „Vollauf, ewig und immer ist und bleibt es hier!“ sprach das All der Natur. Und der Kuckuck rief darein, und die Lerche sang, daß es Frühling sei, und nur der Weidenbaum umhüllte noch, aus übermäßiger Vorsicht, seine gelben Blumen mit wollenen Handschuhen, was recht langweilig anzusehen war.

Und so gingen Tage, so gingen Wochen hin! Die Wärme strömte gleichsam vom Himmel herab, ganze Luftwogen gingen durch die Kornfelder, und mehr und mehr näherten sich die Saa-

ten der goldenen Reife. Des Nordens weißer Lotus breitete auf den Waldseen seine großen Blätter über den Wasserspiegel aus, und die Fische suchten Schutz unter dem grünen Dache. An der Mittagsseite des Waldes, wo die Sonne auf die Wand des Bauerhauses fiel und die ausgebrochenen Rosen gehörig durchglühte, wo die Fruchtbäume von saftigen schwarzen, fast heißen Kirschen strotzten, saß nun des Sommers herrliches Weib, sie, die wir als Kind und als Braut gesehen haben. Sie blickte in die aufziehenden Wolken, die wellenförmig und wie Berge schwarzblau und drückend immer höher stiegen. Von drei Seiten zugleich kamen die drohenden Wolkenberge heran, senkten sich dann mehr und mehr, wie ein versteinertes umgekehrtes Meer, gegen den Wald, wo Alles, wie vom Zauber gebannt, still und lautlos geworden war. Jeder Luftzug ruhte; alle Vögel schwiegen; die ganze Natur war Ernst und Erwartung. Aber auf den Wegen und Fußsteigen eilten Gehende, Reitende und Fahrende, um ein schützendes Obdach zu erreichen. Da leuchtete es plötzlich, als wenn die Sonne glänzend und blendend hervorbrechen wollte, der Donner rollte, der Regen stürzte vom Himmel herab, es wurde finstre Nacht, und wiederum lichter Tag, es ward still, und wiederum rollte es; das junge braungefiederte Rohr auf den Moorfeldern bewegte sich in langen Wogen; die Gipfel des Waldes bargen sich in wässerigen Nebel; Dunkel, Helle, Stille und Gerolle wechselten mit einander ab. — Gras und Korn lagen niedergeschlagen da, als sollten sie sich niemals wieder erheben. — Dann ward der Platzregen zu einzelnen fallenden Tropfen; die Sonne brach wieder durch, und von Halm und Blatt glänzten Wassertropfen wie Perlen; die Vögel sangen, die Fische sprangen, die Mücken tanzten in der Luft, und draußen saß auf einem Steine am salzigen, gepeitschten Meeresufer der Sommer selbst, der kräftige Mann mit den starken Gliedern und triefenden Haaren — verjüngt von dem frischen Bade saß er nun da im erwärmenden Sonnenschein. Und ringsumher war die ganze Natur

eine neubelebte: Alles stand erquickt, kräftig und schön: es war Sommer, der herrliche warme Sommer war da! —

Lieblich und süß war der Duft, der von den Kleefeldern aufstieg; die Bienen summten auf denselben umher, Brombeerranken schlängelten sich um den vom Regen abgespülten und im Sonnenschein glänzenden Altarstein der alten Dingstätte. Dahin flog die Bienenkönigin mit ihrem ganzen Schwarme, damit sie, ungestört von Menschen, Wachszellen bauen und Honig einsammeln könnten. Niemand sah es, als nur der Sommer und sein schlankes Weib: denn für sie stand der Altartisch gedeckt mit allen Gaben der Natur.

Und der Abendhimmel strahlte wie golden, keine Kirchenkuppel vermochte es so, und der Mond schien zwischen dem Abendroth und dem Morgenroth; denn nun war es voller Sommer geworden.

Und es vergingen Wochen und es vergingen Tage! Der Schnitter blanke Sensen und Sicheln glänzten in den Kornfeldern; des Apfelbaumes Zweige beugten sich, schwer beladen mit rother und gelber Frucht, zur Erde; der Hopfen duftete und hing in langen Kapseln herab, und unter Haselbüschen, an welchen gereifte Nüsse in schweren Büscheln hingen, ruhten Mann und Weib, der Sommer und seine ernste Gattin. —

„Welch reicher Segen!" sagte sie. „Ringsumher Glückseligkeit und Fülle! Alles ist so schön und gut, und doch, ich weiß nicht, warum, sehne ich mich nach Ruhe, kann den rechten Ausdruck für dieses Verlangen nicht finden. — Nun fangen sie schon wieder an, die Aecker umzupflügen; Mehr und immer Mehr wollen die Menschen gewinnen! — Sieh nur die Störche, wie sie in der Ferne der Pflugschaar folgen! Egyptischer Vogel! Du, der uns durch die Luft getragen hat! Weißt Du noch, wie wir beide als Kinder hier einzogen in die Länder des Nordens? Blumen brachten wir, schönen Sonnenschein und grüne Wälder! Sie hat

nun der Wind übel zerzaust; schon werden sie braun und dunkel wie die Wälder des Südens, tragen aber keine goldene Frucht wie diese."

„Die begehrst Du zu sehen?" sagte der Sommer. „So freue Dich denn!" — Und er erhob seinen Arm. — Da färbten sich die Blätter des Waldes roth und gelb in wahrer Farbenpracht; die wilden Rosenhecken prangten mit feuerrothen Hagebutten; die wilden Kastanien fielen gereift aus den schwarzgrünen Schalen, und im Inneren der Wälder blühte das Veilchen zum zweiten Male.

Aber des Jahres Königin wurde mehr und mehr still und blaß. „Es weht so kalt!" sagte sie, „die Nacht bringt feuchte Nebel. Mich verlangt nach dem Lande der Kindheit!"

Sie sah die Störche alle davonfliegen, und sie streckte die Hände sehnsuchtsvoll nach ihnen aus. Sie blickte hinauf nach den Nestern, die nun alle leer standen, und aus dem einen wuchs eine langstengliche Kornblume, aus dem anderen die gelbe Butterblume heraus, als wären die Nester nur zu ihrem Schutze gebaut. Da kamen nun auch die Sperlinge heran und flogen in die verlassenen Nester der Störche.

„Piep! wo mag die Herrschaft geblieben sein? Konnte wohl nicht vertragen, daß der Wind sie anblies, und ging lieber aus dem Lande. — Nun, Glück zur Reise!"

Und immer gelber wurden die Blätter des Waldes; das Laub fiel ab, und herbstliche Winde fingen an zu brausen; die Zeit der Nachernte war gekommen. — Und auf dem gelben Laubfall lag die Königin des Jahres, blickte mit milden Augen den gestirnten Himmel an, und ihr Gatte stand neben ihr. — Da wirbelte der Wind in den Blättern, die von den Bäumen herabregneten und — entschwunden war die Königin! Auf dem Rücken des letzten Schmetterlings flog sie dahin durch die kalte Luft! —

Und die nassen Nebel kamen, der eiskalte Wind und die langen finsteren Nächte! Des Jahres König stand nun da mit schneeweißem Haar, aber er wußte das selbst nicht, sondern glaubte, es seien Schneeflocken, die aus den Wolken herabfielen; denn schon bedeckte ein weißer Teppich das grüne Feld.

Und die Kirchenglocken läuteten zum Weihnachtsfeste.

„Die Geburtsglocken schallen," sagte der König des Jahres; „bald wird das neue Herrscherpaar geboren werden und ich werde zu Ruhe gehen wie sie, die Vorangeeilte, auf glänzendem Gestirne." —

Und in dem immergrünen Tannenwalde, wo der Schnee lag, stand der Weihnachtsvogel, um den jungen Bäumen die Weihe zu ertheilen, welche bestimmt waren, das nahe Christfest zu verherrlichen.

„Freude in den Stuben und Jubel unter dem grünen Gezweige!" sagte der König des Jahres. Wochen hatten ihn zum Greise altern lassen. „Für mich naht die Stunde der Ruhe; das junge Jahrespaar wird nun die Krone und den Scepter tragen." —

„Und doch ist Dein die Macht," sagte der Weihnachtsvogel, „nicht die Ruhe! Lasse den Schnee erwärmend und befruchtend auf der jungen Saat! Lerne ertragen, daß einem Anderen gehuldigt wird, während doch Du der Herrscher bist; lerne vergessen zu sein, und doch zu leben! Deine Stunde der Freiheit schlägt, wenn wiederum der Lenz anbricht!"

„Wann kommt der Frühling?" fragte der Winter.

„Wenn der Storch in's Land zieht," antwortete der Engel.

Und der Winter mit schneeweißem Bart saß eiskalt, betagt und gebeugt da, aber stark wie der Sturm und die Kraft des Eises; hoch oben saß er auf dem Schneeberge und blickte gen Süden, wie es der Winter vor ihm gethan hatte. Das Eis

krachte, der Schnee knarrte, der Schlittschuhläufer flog über den blanken See dahin, und Raben und Krähen nahmen sich gut aus auf dem weißen Grunde, denn kein Wind rührte sich. Und in der stillen Luft dasitzend, faltete der Winter die Hände. Da ward ellendick alles Eis zwischen den Landen —

Nun kamen wieder die Sperlinge aus der Stadt hergeflogen und fragten: „Wer ist der alte Mann?“ Die Krähe saß wiederum da, oder ein Sohn von ihr, was ganz einerlei ist, und antwortete: „Das ist der Winter, der alte Mann vom vorigen Jahre. Er ist nicht todt, wie der Kalender spricht, sondern Vormund des Frühlings, der da kommen wird.“

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge. „Dann werden wir gute Tage haben und ein besseres Regiment; das alte taugte nichts!“

In Gedanken versunken, nickte der Winter dem blattlosen Walde zu, in welchem jeder Baum die schönen Krümmungen und Formen der Aeste zeigte, und während des winterlichen Schlummers senkten sich die eiskalten Nebel und Wolken zur Erde. — Dem Herrscher träumte von seiner Jugend und dem kraftvollen Mannesalter, und als der Tag zu dämmern begann, stand der ganze Wald mit schönem Reif überzogen da. — Das war der Sommertraum des Winters! Und der Sonnenschein schüttelte den Reif von den Bäumen. —

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge.

„Der Frühling!“ hallte es wieder von den Bergen her, wo der Schnee lag. Und die Sonne schien wärmer und immer wärmer; der Schnee zerrann, die Vögel zwitscherten: „Der Frühling kommt!“

Und hoch oben in der Luft kam der erste Storch daher, ihm folgte der zweite; auf dem Rücken beider saß ein schönes Kind. — Und die Störche ließen sich nieder auf das offene Feld, küßten die Erde, und küßten den alten verstummten Mann, und wie

einst Moses auf dem Berge, verschwand er, getragen von den Nebeln der Berge. —

Die Geschichte des Jahres war zu Ende. —

„Das ist Alles ganz richtig," sagten die Sperlinge, „aber nicht nach dem Kalender, und also muß es verkehrt sein."

Herzeleid.

Eigentlich ist es eine Geschichte in zwei Theilen, die wir hier zu erzählen haben. Der erste Theil könnte freilich wohl wegfallen, allein er gewährt Vorkenntnisse, die immer von Nutzen sind.

Wir befinden uns mitten im Lande auf einem Gute, dessen Herrschaft auf einen Tag verreist ist. — Da kam aus der nahen Stadt eine Madame anspaziert, sie trug ihr Möpschen auf dem Arm und war eigentlich gekommen, um zur Actienzeichnung auf ihre Gerberei einzuladen. Die Papiere führte sie bei sich, und wir gaben ihr den Rath, sie mit einem Umschlag und der Aufschrift: „An den Herrn Generalkriegscommissair, Ritter u. s. w." zu versehen.

Sie folgte unserm Rathe, nahm eine Feder, bedachte sich ein wenig und bat, ihr die Aufschrift zu wiederholen, aber langsam. Wir thaten es, und sie fing an zu schreiben; doch mitten im „Generalkriegs . . ." hielt sie inne, seufzte und sagte: „Ich bin nur eine Frau!" — Während sie schrieb, hatte sie den Mops auf den Fußboden gesetzt, worüber das Thier zu knurren anfing. Er war ja auch um des Vergnügens und der Gesundheit willen mitgekommen, und dann schickt es sich nicht, auf den Boden gesetzt zu werden. Stumpfe Nase, breiter Bauch — das war sein Aeußeres.

„Er ist nicht bissig," sagte die Madame, „er hat keine Zähne mehr. Er ist wie ein Mitglied der Familie, er ist treu und gallig;

aber zu dem Letzteren haben ihn meine Enkel gebracht. Sie spielen oft Hochzeitgeben und wollen ihn dabei zur Brautjungfer haben, was der alten Haut etwas sauer wird."

Und sie gab ihre Papiere ab, nahm den Mops wieder auf den Arm und empfahl sich.—Das war der erste Theil dieser Geschichte, der wohl zu entbehren gewesen wäre.

Der Mops starb. — Das ist der zweite Theil. —

Es mochte eine Woche darauf sein, als wir nach der Stadt kamen und im Gasthause abtraten. Unsere Fenster sahen auf den Hof, der mittelst eines Pfahlwerks in zwei Räume getheilt war. Auf dem einen Hofraume hingen Felle und Häute, rohe und gegerbte; es befanden sich hier alle Materialien für eine Gerberei, und diese gehörte der verwittweten Madame. Ihr Mops war den Morgen gestorben und auf dem Hofe begraben worden. Die Kindeskinder der Wittwe, d. h. der Gerbermadame, denn der Mops war nicht verheirathet gewesen, machten das Grab zurecht, und es war wirklich ein schönes Grab, werth darin begraben zu werden.

Das Grabmal war eingehegt mit Topfscherben, und dann Sand darüber gestreut; oben darauf hatten die Kinder eine halbe Bierflasche gestellt, mit dem Hals aufwärts, was nichts weniger als Allegorie war.

Die Kinder tanzten um das Grab herum, und der älteste Knabe, ein praktischer Junge von sieben Jahren, machte den Vorschlag, eine Ausstellung des Grabes für Alle von der Straße zu veranstalten. Der Zutritt sollte mit einem Hosenknopf bezahlt werden: das wäre nicht mehr, als was jeder Junge bekommen und auch für die kleinen Mädchen liefern könne, sagte er. Dieser Vorschlag ward einstimmig angenommen.

Und alle Kinder aus der Straße und der Twete kamen daher und zahlten ihren Hosenknopf als Eintrittsgeld. Mancher Junge mußte freilich denselben Nachmittag mit einem Hosenträger sich behelfen; aber dafür hatte man auch Möpschens Grabmal gesehen, was wohl soviel werth war.

Aber draußen vor dem Gerberhofe stand, dicht an der Pfortenthür, ein kleines armselig gekleidetes Mädchen, so lieblich von Wuchs, mit goldlockigem Haar und Augen so hell und blau, daß es eine Freude war. Die Kleine sagte kein Wort, weinen that sie auch nicht, guckte aber so weit in den Hof hinein, als sie nur konnte, so oft die Pfortenthür geöffnet wurde. Sie hatte keinen Knopf in Vermögen, das wußte sie, und blieb deshalb traurig vor der Pforte stehen, bis Alle sich satt gesehen hatten und fortgegangen waren. Da hockte sie sich nieder, hielt die kleinen braunen Hände vor die Augen und brach in Thränen aus. Sie allein hatte Möpschens Grabmal nicht gesehen! Das war ein Herzeleid, wie es Erwachsene oft ertragen müssen. —

Wir sahen es von oben mit an, und man kann — von oben gesehen — wie über manche unserer und anderer Leute Sorgen, darüber lächeln.

Das ist die ganze Geschichte! und wer sie nicht verstanden hat, der möge Actien zeichnen für die Gerberei der verwittweten Madame.



Alles auf den rechten Platz.

Es ist schon mehr als hundert Jahre her.

Da lag hinter dem Walde, an dem großen Landsee, ein altes adeliges Gut, rings umgeben von tiefen Gräben, in denen Schilf, Rohr und Perrückenköpfe wuchsen. Dicht neben der Brücke des Thores stand ein alter Weidenbaum, dessen lange Zweige weit über das Schilf des Burggrabens hinaushingen.

Vom nahen Hohlwege her erschallten Hörner und das Getrappel von Pferdehufen, und darum eilte das kleine Hirtenmädchen, die Gänse von der Brücke zu treiben. Denn die Jagdgesellschaft kam im Galop dahergesaust, so übermäßig geschwind, daß die kleine Gänsehüterin sich selbst auf einen der hohen Brückensteine flüchten mußte, um nur nicht niedergerissen zu werden. Noch halb Kind war sie, fein und zart gebaut, aber es lag ein herrlicher Ausdruck in ihrem Gesichte, und sie hatte schöne helle Augen. Darnach sah jedoch der Junker nicht; in der fliegenden Hast, in welcher er dahergesprengt kam, kehrte er die Gerte in der Hand um und stieß in rohem Uebermuthe das Mädchen mit dem Peitschenstiel vor die Brust, daß sie hintenüber fiel.

„Alles auf den rechten Platz!“ rief er. „In den Koth mit Dir!“ — Und darauf lachte er; denn das sollte so ein rechter Spaß sein, und die Anderen lachten ebenfalls; die ganze Jagd-

gesellschaft jauchzte, und die Hunde bellten darein. — Ja, das war so recht wie ein altes Sprichwort sagt:

„Reiche Vögel fahren sausend einher!“

Doch Gott mochte wissen, wie reich der Junker denn wirklich noch war!

Die arme Hüterin griff nach einem Halte, als sie hinabstürzte, und erhaschte einen der herabhängenden Zweige des Weidenbaums. Daran hielt sie sich über dem Schlamm des Grabens, und sobald Herrschaft und Hunde durch das Thor verschwunden waren, bemühte sie sich aus allen Kräften, wieder in die Höhe zu kommen; aber der Zweig brach am Stamme ab, und sie stürzte schwer zurück in das Grabenschilf, als eine kräftige Hand von oben her sie faßte. Diese Hülfe in der Noth kam von einem hausirenden Wollenkrämer, der den Auftritt aus einiger Entfernung angesehen hatte und nun herbeigeeilt war, um das arme Mädchen zu retten.

„Alles auf den rechten Platz!“ sagte er scherzend dem Junker nach, indem er die Hüterin auf's Trockene zog. Den abgeknickten Weidenzweig wollte er auch wieder auf den rechten Platz beugen, allein es wollte ihm nicht damit gelingen, und darum streifte er ihn vollends vom Stamme und steckte ihn in die weiche Erde des Grabenrandes. „Stehe da und wachse, wenn Du es kannst,“ sagte er, „und werde dann da droben auf dem Hofe einstmals eine rechte Hohlpfeife!“ Er gönnte dem bösen Junker einen gehörigen Spießruthengang, und damit ging er auf das Gut, doch nicht in die herrschaftlichen Zimmer, wozu er viel zu gering war, sondern nach der Dienstbotenstube. Und sie besahen seine Waaren und kauften davon. Aber von oben her, aus dem Speisesaal, erscholl ein Schreien und Gebrülle oder Gesang — sie konnten's nicht besser! — ertönte wildes Gelächter und Geheul der Meute. Da gab es Völlerei und Säuferei; Wein und Braunschweiger Mumme schäumten in Humpen und Bierkannen, und die Leibhunde fraßen mit; — dieser und jener Bestie gab der Junker einen Schmatz, nachdem er ihr erst mit dem langen Ohrlappen die Schnauze ab-

gewischt hatte. — Nun ward auch der Wollenkrämer mit seinem Waarenkorbe in den Saal gerufen, doch nicht, um mit ihm zu handeln, sondern nur um Spott mit ihm zu treiben; denn bei der Jagdgesellschaft war der Wein ein- und der Verstand auspassirt. Sie gossen Wein in einen Strumpf für ihn, auf daß er mittrinken könnte, aber schnell sollte er es machen! Das war so unendlich pfiffig ausgedacht und recht zum Ergötzen! — Ganze Viehherden, Frohnbauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte gesetzt und verloren. — —

„Alles auf den rechten Platz!“ sagte der Wollenkrämer, als er diesem Sodom und Gomorrha, wie er es nannte, glücklich wieder entronnen war. Auf offener Landstraße, da bin ich auf dem rechten Platze; da droben war mir's nicht geheuer. Und das kleine Gänsemädchen nickte ihm zum Abschiede freundlich zu von der Feldscheide her, worauf sie sich gesetzt hatte, um ihm nachzublicken.

Und es verstrichen Tage und Wochen, und siehe da, der abgebrochene Weidenzweig, den der Wollenkrämer am Burggraben eingesteckt hatte, blieb immer frisch und grün und trieb endlich gar neue Sprößlinge. Das kleine Hütermädchen schloß daraus, daß der Zweig Wurzel geschlagen haben müsse, und freute sich herzlich darüber; denn es wäre ja ihr eigener Baum, meinte die Kleine.

Ja gewiß! mit dem Weidenzweige ging es vorwärts, aber mit allem Uebrigen auf dem Gute desto schneller rückwärts durch Zechgelage und Spiel; denn das sind zwei Räder, auf denen nicht gut zu stehen ist.

Noch waren nicht sechs Jahre vergangen, da mußte der Junker mit Sack und Pack als ein armer Mann vom Gute wandern; ein Wollenhändler kaufte dasselbe, und das war gerade der nämliche Wollenkrämer, der hier einst zum Gespötte hatte dienen müssen, dem man Wein in einen Strumpf gegossen hatte, damit er ihn schnell trinken sollte. — Aber Ehrlichkeit und Strebsamkeit bringen Gedeihen, und nun war der Wollenhändler Gutsherr geworden. Von dem Tage an kamen hier keine Karten mehr auf den Tisch.

„Das Buch der gemalten vier Könige ist eine schlechte Lectüre," sagte er. „Das kommt daher, weil der Teufel, als er einst eine Bibel sah, ein eben solches Buch machen wollte, und da erfand er die Spielkarten."

Der nunmehrige Gutsbesitzer nahm sich eine Frau, und wer mag das wohl gewesen sein? Keine Andere als das kleine Hütermädchen, das immer anständig, gut und fromm geblieben war, und in den neuen Kleidern sah die Kleine so fein und hübsch aus, als wenn sie immer eine vornehme Jungfrau gewesen wäre.

Herrlich und gut ging es nun auf dem alten Burghofe her. Mama stand selbst der Haushaltung vor und Papa der ländlichen Wirthschaft. Es war nicht anders, als wenn der Segen vom Himmel floß; denn wo Wohlstand herrscht, da kehrt der Wohlstand ein. Das alte Herrenhaus wurde aufgeputzt und angestrichen, der Graben gereinigt und überall wurden Obstbäume angepflanzt. Reinlich und schön sah es aus im Hause; die Fußböden waren so blank wie eine Speckbank. In der großen Wohnstube saß Abends die Madame mit allen ihren Mädchen, um Flachs und Wolle zu spinnen, und jeden Sonntagabend wurde aus der Bibel laut vorgelesen, und zwar vom Justizrath, dem vormaligen Wollenhändler, selber, doch that er dies erst in seinen alten Tagen. Die Kinder wuchsen heran und genossen den besten Unterricht, waren aber nicht alle gleich gut begabt, wie es so in den meisten Familien vorkommt.

Der Weidenzweig draußen aber war unterdessen zu einem stattlichen Baume aufgeschossen und stand frei und unbeschnitten da. „Das ist unser Stammbaum!" sagten die alten Eheleute; „der soll in Ehren gehalten werden!" sagten sie zu den Kindern, auch zu den nicht aufgeweckten derselben.

Und nun waren ganze hundert Jahre verflossen, unsere Zeiten waren gekommen und der ganze alte Gutshof war wie ausgewischt und vertilgt. Eine längliche Wasserpfütze und einiges altes Gemäuer, das waren die alleinigen Ueberreste der einstmaligen tiefen

Burggräben und daneben stand eine herrliche alte Weide, deren Zweige herabhingen. Das war der sogenannte Stammbaum, der recht zu beweisen schien, wie herrlich auch ein Weidenbaum sein kann, wenn er sich selbst überlassen bleiben darf. Zwar war sein Stamm nun von der Wurzel bis an die Krone gespalten, der Sturmwind hatte ihn etwas aus der Richtung gebracht, aber er hielt sich doch noch aufrecht, und aus allen Ritzen des Stammes, in die Wind und Wetter Staub hineingeweht hatten, sproßten Gras und Blumen hervor, ganz besonders aber am oberen Ende des Stammes, wo die großen Aeste sich theilten. Hier war gleichsam ein kleiner glänzender Garten von Himbeeren und Hafergras, ja eine ganz kleine Vogelbeere hatte sogar dort Wurzel geschlagen und schoß frei und schlank mitten aus dem alten Weidenbaum auf, der sich in dem trüben Wasser abspiegelte, wenn der Wind die grünen Wasserpflanzen nach der einen Seite getrieben hatte. Ein kleiner Fußsteig, der quer über das Feld lief, ging dicht hier vorbei. —

Hoch oben auf der Anhöhe am Walde, wo die schöne Aussicht war, lag nun das neue Gutsgebäude groß und prächtig da, mit Fensterscheiben so hell und klar, daß man hätte glauben mögen, es wären gar keine Fenster. Die große Aufgangstreppe sah aus wie eine Laube von Rosen und großblätterigen Stauden. Der Grasplatz vor dem Hause war so sauber gehalten, als wenn jeder Grashalm Morgens und Abends nachgesehen würde. Und drinnen im Hause, in den Gemächern und Sälen hingen köstliche Gemälde an den Wänden, und Stühle und Sophas mit seidenen und sammtenen Ueberzügen standen hier stolz, als wenn sie auf eigenen Füßen gehen könnten. Die Tische waren mit marmornen Platten belegt, und Bücher in Saffianband und mit goldenem Schnitt standen in schönen Schränken mit gläsernen Thüren zur Schau. — Ja, fürwahr! das mußten reiche Leute sein, die hier wohnten — es war die Baronsfamilie!

Das Eine paßte hier zum Andern. „Alles auf den rechten

Platz!“ sagten auch sie, und darum waren auch alle Bilder, die einst zur Zierde des alten Gehöftes gedient hatten, nun in die Bedientenstuben verwiesen worden. Recht altes Gerümpel war es ja auch, ganz besonders aber zwei alte Portraits, das eine einen alten Mann in rosenrothem Staatsrocke und lockenreicher Perrücke vorstellend, das andere eine Frau mit gepudertem, hochfrisirtem Haar und einer rothen Rose in der Hand, aber beide gleichmäßig mit einem Kranze von Weidenlaub umgeben. Beide Bilder waren voll runder Löcher, was daher kam, daß die kleinen jungen Barone immer ihre Flitzbögen auf die beiden alten Leute abschossen. — Das waren der selige Justizrath und die Justizräthin, wovon das ganze Baronengeschlecht abstammte.

„Sie gehören nicht so recht zu unserer Familie,“ sagten die kleinen Barone. „Er war ein Wollenhändler und sie ein Gänsemädchen; sie waren nicht wie Papa und Mama!“

Die Bilder seien altes Geschraffel, sagte man, und — „Alles auf den rechten Platz!“ darum kamen Aeltervater und Aeltermutter in die Bedientenkammer. —

Der Pastorensohn war Hauslehrer auf dem Gute. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und ihrer ältesten Schwester, die erst eben eingesegnet worden war, spazieren, und auf dem Fußsteige kamen sie bis an den alten Weidenbaum. Während des Gehens pflückte das junge Mädchen allerlei Feldbumen und band daraus einen Strauß, ein schönes Ganze, das bei ihr auf dem rechten Platze war. Doch hörte sie dabei auf Alles, was gesprochen wurde, und freute sich, wenn der Lehrer von den Wunderkräften der Natur, von den großen Männern und berühmten Frauen der Weltgeschichte erzählte. Denn sie war begabt mit hellem Verstande, geadelt an Seele und Gedanken, und in ihrem jungen Busen schlug ein Herz, das alles von Gott Erschaffene mit Liebe umfaßte.

Als die Spazierengehenden bei dem Weidenbaum angelangt waren, wünschte der kleinste Baron sich eine Weidenholzpfeife, wie

er einmal früher eine solche gehabt hatte, und ihm zum Gefallen brach der Hauslehrer einen Zweig vom Baume.

„O, thun Sie das nicht!“ rief die junge Baronin; doch es war schon geschehen. „Diese Weide ist ja unser alter berühmter Stammbaum! Ich habe ihn deshalb so lieb! Man lacht mich freilich aus darüber, doch das mag sein! Man hat eine Sage von diesem Baum.“ —

Und darauf erzählte sie Alles, was wir schon von dem Weidenbaum gehört haben, von dem Burghofe, von der Gänsehüterin und dem Wollenkrämer, welche sich einst hier getroffen hätten und die Stammältern des vornehmen Geschlechts und der jungen Baronesse sein sollten.

„Sie wollten sich nicht adeln lassen, die braven alten Leute,“ sagte sie, „sie hatten sich das Sprichwort: „Alles auf den rechten Platz!“ zum Wahlspruch genommen und meinten, sie würden das nicht sein, wenn sie sich für Geld erhöhen ließen. Mein Großvater, der baronisirt wurde, das war ihr Sohn. Er soll ein sehr gelehrter Mann gewesen sein; bei Prinzen und Prinzessinnen in hohem Ansehen gestanden und alle Hoffeste mitgemacht haben. Den Anderen daheim ist er der Beste; aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich an dem alten Paar immer Etwas finde, das mich anzieht. Es muß doch recht gemüthlich und patriarchalisch auf dem alten Burghofe hergegangen sein, wo die Hausmutter mit allen ihren Dienstmägden am Spinnrocken saß, wenn der Alte ihnen aus der Bibel vorlas.“

„Gewiß sind es herrliche und verständige Leute gewesen,“ sagte der Pastorensohn, und so kamen die Spazierengehenden unbemerkt in ein Gespräch über Adel und Bürgerthum, und fast gewann es den Anschein, als wenn der Pastorensohn nicht zu dem Bürgerlichen gehörte, so feierlich sprach er über den Adelstand und den Vorzug einer adeligen Herkunft.

„Unstreitig ist es ein Glück,“ sagte er, „einem Geschlechte anzugehören, das sich berühmt gemacht hat, gleichsam einen Bluts-

tropfen in sich zu haben, der ein Sporn zum Fortschreiten im Tüchtigen wird; es ist herrlich, einen Geschlechtsnamen zu führen, der einer Einlaßkarte zu den Kreisen der ersten Familien gleichkommt. Adel bedeutet edel; es ist das Goldstück, das den Stempel seines Gehaltes trägt. — Es ist nun so Ton der Gegenwart, und viele Dichter schlagen natürlich diesen Weg ein, Alles, was von Adel ist, als dumm und schlecht zu schildern, während es bei den Armen desto heller glänzt, je weiter man hinuntersteigt. — Ich bin nicht dieser Meinung, denn diese Ansichten sind durchaus verkehrt und irrig. In den höheren Ständen stößt man auf viele schöne und ergreifende Charakterzüge; meine Mutter erzählte mir ein Beispiel davon, und ich könnte mehre hinzufügen. Sie war einst zum Besuche in einem vornehmen Hause der Stadt — ich glaube, meine Großmutter war die Amme der gnädigen Frau gewesen. Die Mutter stand in der Stube in Gespräch mit dem hochadeligen Herrn, als derselbe eine alte, auf Krücken gehende Frau auf den Hof kommen sah, welche das kleine Almosen abzuholen kam, das man ihr alle Sonntage zu reichen pflegte. „Da kommt die alte arme Frau; ach, das Gehen wird ihr so schwer!“ sagte er, und ehe meine Mutter noch einmal recht verstanden hatte, wen er meinte, war er schon aus der Thür und die Treppen hinab, er, die siebzigjährige Excellenz, eilte selbst der armen alten Frau entgegen, um ihr den beschwerlichen Gang um die wenigen Schillinge zu ersparen! — Das war freilich nur ein kleiner Zug, aber als Gabe für die lahme alte Frau findet er Wiederhall im Herzen, ist ein Zeugniß menschenfreundlicher Gesinnung, und dahin soll der Dichter deuten, eben in unseren Tagen; denn solche Züge erquicken das Gemüth, stimmen milder und machen versöhnlich. — Wo aber ein Mensch, weil er von Geburt ist und eine Stammtafel aufzuweisen hat gleich einem arabischen Renner, sich bläht, wenn er auf der Straße einhergeht, und in der Stube naserümpfend ausruft: „Hier waren Leute von der Gasse!“ weil ein Bürgerlicher drinnen gewesen, da ist der Adel in Fäulniß gerathen, zur Maske

geworden, wie sie einst Thespis sich machte; man lacht über einen solchen Menschen und übergiebt ihn den Bissen des Spottes."

Also sprach der Pastorensohn, zwar etwas sehr lange, aber er hatte auch unterdessen die Weidenpfeife für den jüngsten Baron ganz fertig geschnitzt. —

Auf dem Gute gab es große Gesellschaft von Eingeladenen aus der ganzen Umgegend; da sah man mit Geschmack und ohne Geschmack gekleidete Damen; der große Saal war ganz von Gästen angefüllt. Die Prediger aus der Umgegend bildeten eine ehrerbietige Gruppe in der einen Ecke des Saales, als wäre ein Begräbniß gewesen; aber es war ja ein Fest, nur war es noch nicht in Gang gekommen.

Es sollte ein großes Concert gegeben werden, und darum hatte der kleine Baron auch seine Weidenpfeife mitgebracht, aber sie wollte heute nicht gehen, und Papa konnte auch keinen Ton darauf herausbringen, und darum taugte sie gar nicht mehr. —

Musik und Gesang gab es hier von der Art, die den ausführenden Personen den meisten Spaß macht, übrigens aber auch vortrefflich war.

„Sie sind auch Virtuose?" sagte ein Cavalier, der seiner Eltern Sohn war. „Sie blasen Flöte und schnitzen sich ihr Instrument selber? — Das ist das Genie, welches Alles umfaßt und zur Rechten sitzt! Nicht wahr, Sie haben die Absicht, uns alle mit dem kleinen Instrumente zu entzücken?" Und damit überreichte er dem Pastorensohn die kleine Pfeife, welche derselbe aus dem Zweige vom Weidenbaume an dem Wasser geschnitzt hatte, und verkündete laut und deutlich vor der ganzen Gesellschaft, der Hauslehrer wolle der Versammlung ein Solo auf der Flöte vortragen.

Er sollte verspottet werden; das war leicht zu verstehen, und daher weigerte sich der Hauslehrer, dem Junker den Willen zu thun. Aber nun bestürmte man ihn von allen Seiten, lud ihn ein, sich auf dem neuerfundenen Instrumente hören zu lassen, und da nahm er denn zuletzt die Weidenpfeife und setzte sie an den Mund. —

Potz! das war eine sonderbare Flöte; sie gab einen so anhaltenden Ton, wie ihn Dampflocomotiven hören lassen, ja noch weit stärker, denn er schrillte über den ganzen Hofplatz, Garten und Wald, meilenweit in's Land hinein, und mit dem Pfeifen zog ein Sturm daher, der Alles auf den rechten Platz hinsauste. Der Papa fuhr zum Fenster hinaus, auf den Hof, und kam in's Hüterhäuschen, der Hüter in den herrschaftlichen Saal — nein! dahin durfte er doch nicht kommen, aber in die Bedientenstube, mitten unter die in seidenen Strümpfen einhergehende Dienerschaft, worüber die stolzen Kerle ganz verdutzt wurden, daß nämlich eine so geringe Person wie der Viehhüter sich bei ihnen zu Tische setzen durfte. —

Im Gesellschaftssaale aber flog die jüngere Baronin auf den obersten Platz am Tischende, wo sie würdig war zu sitzen, der Pastorensohn aber kam neben ihr zu sitzen, und Beide saßen da, als wenn sie ein Brautpaar gewesen wären. — Ein alter Graf aus den ältesten Geschlechtern des Landes blieb unerschütterlich auf seinem Ehrenplatze, denn die Pfeife pfiff nur, wie sich's geziemt. — Der witzige Cavalier, der das Flötenspiel veranlaßt hatte, er, der Sohn seiner Eltern, flog kopflings unter die Hühner, doch kam er nicht allein dahin. —

Eine ganze Meile in das Land hinein schallte das Geschrill der Weidenpfeife, und es geschahen die merkwürdigsten Dinge. Ein reicher Kaufmann, der mit Vieren zu fahren pflegte, flog ganz aus seinem Wagen und bekam nicht einmal einen Platz auf dem Bedientensitz. Zwei reiche Bauern, die in unseren Tagen über ihr eigenes Kornfeld hinausgewachsen waren, wurden in eine Mergelgrube verweht. — Das war gewiß eine gefährliche Pfeife, aber glücklicherweise bekam sie gleich beim ersten Ton einen Riß, was wirklich ein glücklicher Zufall war; denn nun wurde sie in den Sack gesteckt und Alles kam wieder an seinen rechten Platz. Am folgenden Tage wurde nicht weiter von der Begebenheit gesprochen, und daher hat man das Sprichwort: „Die Pfeife in den Sack

stecken." Alles kam nun auch wieder in die alte Ordnung, nur daß auf dem Baronsgute die beiden alten Bilder, der Wollenkrämer und das Gänsemädchen, nun im Staatszimmer hingen, wohin sie der Sturmwind geblasen hatte, und weil ein rechter Kunstkenner den Ausspruch that, die Stücke seien von Meisterhand, so blieben sie auch ferner hangen und wurden sogar aufgestutzt. Man hatte ja vorher nicht gewußt, daß sie etwas taugten, und woher hätte man's auch wissen sollen! Nun hingen sie also auf dem Ehrenplatze. Denn „Alles auf den rechten Platz!" und dahin kommt es auch zuletzt. Die Ewigkeit ist lang, länger noch als diese Geschichte!

Der Kobold und der Höker.

Es war einmal ein echter Student, der wohnte auf einem Dachstübchen und hatte Nichts; auch war einmal ein Höker, der bewohnte die erste Etage, und ihm gehörte das ganze Haus. Mit diesem hielt es der Kobold, denn hier gab es zu Weihnachten Reisbrei mit Butter und Zimmt. Das konnte der Höker beißen, und darum blieb der Kobold bei ihm, was klug und lehrreich war. —

Eines Abends kam der Student durch die Hinterthür in den Laden, um für sich selbst ein Licht und ein Stück Käse zu kaufen, denn er hatte Niemand zum Einholen und that es also selbst. Er bezahlte, was er empfangen hatte, und der Höker nickte ihm einen Gutenabend zu, und die Hökermadame that desgleichen. Das war eine Frau, die mehr als das Kopfnicken verstand: sie hatte auch Redegaben! — Der Student blieb noch eine Weile im Laden stehen, um das Blatt zu lesen, welches der Höker um das Stück Käse gewickelt hatte. Es war ein Blatt aus einem alten Buche, das ein besseres Loos verdient hatte, als zerrissen zu werden, denn es enthielt allerlei Gedichte.

„Dort liegt mehr davon!“ sagte der Höker.

„Ich habe es für einige Kaffeebohnen von einer armen Frau gekauft; wollen Sie mir zwei Schillinge geben, so steht der ganze Rest zu Diensten.“

„Zugestanden“ sagte der Student. „Geben Sie mir das Buch und behalten Sie das Stück Käse dafür, ich kann mein Butterbrot unbelegt verzehren. Es wäre wahrlich Sünde, wenn das ganze Buch zerrissen werden sollte. Sie sind ein vortrefflicher, ein praktischer Mann, aber von Poesie verstehen Sie nicht mehr als das Butterfaß dort.“

Das war etwas unhöflich gesagt, besonders über das Butterfaß, aber der Höker lachte darüber, und der Student auch; es war ja nur so ein Wort im Scherze gewesen! Allein den Kobold wurmte es, daß man dem Höker, der doch der Hausherr war und die beste Butter verkaufte, solche Anzüglichkeiten sagen durfte.

Als es Nacht geworden, der Laden geschlossen und Alle bis auf den Studenten zu Bette gegangen waren, holte der Kobold sich die Maultasche der Madame, die sie ja nicht brauchte, so lange sie schlief, und wo er die Tasche hinlegte, da nahm das Ding die Sprache und Stimme der Madame an, aber nur ein Ding, und das war gewiß sehr gut, weil sie sich sonst gegenseitig in die Rede gefallen wären.

Und der Kobold legte die Maultasche der Hökermadame auf das Butterfaß, in dem das alte Zeitungspapier lag. „Ist es wirklich so,“ fragte er darauf, „daß Sie nicht wissen, was Poesie ist?“

„Allerdings weiß ich es,“ sagte das Butterfaß.

„Das ist so Etwas, das immer zuunterst in den Zeitungen zu lesen steht und gewöhnlich abgeschnitten wird. Ich sollte meinen, daß ich mehr davon in mir habe als der Student, und bin doch nur ein leeres Faß gegen den Höker!“

Und der Kobold hing die Maultasche auf die Kaffeemühle, die alsbald zu mahlen anfing, dann auf die Buttertonne, den Geldkasten — — und alle waren der Meinung des Butterfasses, und worüber die Majorität einig sei, das müsse man respectiren.

„Nun soll fürwahr der Student seinen Theil bekommen!“ sagte der Kobold, schlich die Hintertreppe hinan und kam bis an das

Dachstübchen, das der Student bewohnte. Als er durch's Schlüsselloch guckte, sah er, daß der Student noch Licht hatte und in dem zerrissenen Buche las, das er vom Höker erhandelt hatte. Aber wie wunderbar hell war die Stube erleuchtet! Aus dem alten Buche kam eine Flamme, die immer höher zu einem ganzen Baume wurde, der seine Zweige über den Studenten ausbreitete. Jedes Blatt war frisch, jeder Blüthenkelch ein liebliches Mädchengesicht, einige mit schwarzstrahlenden, andere mit klaren blauen Augen, jede Frucht des Baumes ein glänzendes Gestirn, und dazu ertönte eine wunderbar herrliche Musik.

Eine solche Herrlichkeit hatte der kleine Kobold sich nie denken können, geschweige denn jemals gesehen oder vernommen. Darum blieb er denn auch auf den Fußspitzen stehen, guckte und guckte, bis endlich der Student das Licht auslöschte und sich schlafen legte. Der kleine Kobold blieb noch eine Weile an der Thür stehen, weil es so süß und melodisch aus dem Dachstübchen ertönte, als wäre es des Studenten Wiegenlied zum Einschlafen gewesen.

„Hier ist es doch ganz wundervoll sein," sagte der kleine Kobold; „das habe ich gar nicht vermuthet! Ich glaube, ich bleibe von nun an bei dem Studenten!" Und er dachte und grübelte und überlegte sich's recht vernünftig, und seufzte zuletzt: „Aber ach! der Student kann keinen Reisbrei zu Weihnachten geben!" Damit ging er wieder hinunter zum Höker, und es war nur gut, daß er endlich wieder zurückkehrte, denn das Butterfaß hatte beinahe Madames Maultausche verbraucht, indem es immer von einer und der nämlichen Sache sprach und eben im Begriff war, sich umzusehen, um, was es eben gesagt hatte, von der andern Seite wiederzugeben, als glücklicherweise der Kobold eintrat und die Maultasche wieder auf Madames Kleiderstuhl hinlegte. Aber der ganze Laden, von dem Butterfaß und dem Geldkasten bis an das Bundholz, war von dem Augenblick an vollkommen der Meinung des Butterfasses, und schätzte dasselbe in so hohem Grade, daß, wenn nachher der

Höker Abends die Anzeigen über Kunst und Theater las, jeder Ladenbürger das Butterfaß zu hören glaubte.

Nur der kleine Kobold saß von nun an nicht mehr so ruhig in seiner Ecke, um auf die im Hökerladen verhandelten Weisheitslehren zu horchen. Wenn das Licht auf dem Dachstübchen zum Vorschein kam, ward dem Kleinen allemal, als wenn er von einem dicken Ankertau angezogen würde, er sollte und mußte hinauf, um durch's Schlüsselloch zu gucken, und dann umwehte ihn ein Gefühl der Herrlichkeit, wie es das Brausen des Meeres in uns erweckt, wenn der Allmächtige darüber hingeht. Ihm kam das Weinen an, obgleich er sich eigentlich nicht bewußt war, worüber er denn weinte, und doch erquickten ihn diese Thränen! Wie herrlich mußte es nicht sein, beim Studenten unter dem glänzenden Baume zu sitzen! Doch das ging ja nicht an, und er war nur froh, die ganze Herrlichkeit durch's Schlüsselloch mit ansehen zu können. —

So stand der kleine Kobold immer noch alle Abende da, als schon der Herbstwind durch die Dachluken wehte und es kalt zu werden anfing; aber er empfand diese Kälte erst, wenn das Licht im Dachstübchen erlosch und die lieblichen Töne im Winde verhallten. Hu! dann aber fror er und kroch wieder hinab in seine Ecke, wo es so gemüthlich und behaglich war, und als nun auch wieder Weihnachten herankam und der Reisbrei mit Zimmt und Butter — da war der Höker wieder Meister.

Allein mitten in der Nacht erwachte der Kobold von einem entsetzlichen Lärmen; es wurde an die Fensterladen gedonnert, der Nachtwächter schrillte, und kurz, es war Feuer ausgebrochen, die ganze Straße brannte lichterloh! — Wo war denn aber das Feuer? War es hier im Hause ausgebrochen oder beim Nachbar? Welche allgemeine Verwirrung! welch Entsetzen! Die Hökermadame verlor so sehr alle ihre Fassung, daß sie die goldenen Ringe aus den Ohren nahm und in die Tasche steckte, um doch Etwas zu retten. Jeder wollte das Beste in Sicherheit bringen, auch der kleine Kobold; eilends war er die Treppe hinan und beim Studenten, der

ganz gelassen aus seinen Dachfenstern dem Feuer zusah, das beim Nachbar gegenüber brannte. Der kleine Kobold ergriff das auf dem Tisch liegende wundervolle Buch, steckte es in seine rothe Mütze, hielt diese mit beiden Händen fest auf dem Kopf, und — der beste Schatz des Hauses war gerettet! Darauf lief er hinaus, kletterte auf das Dach, auf den Schornstein, und saß da, beleuchtet von dem brennenden Hause gegenüber, mit beiden Händen die rothe Mütze festhaltend, worin der Schatz des Hauses lag. Hier erst wurden ihm seine wahren Herzensgesinnungen klar und wem er eigentlich angehörte. Als aber das Feuer gelöscht worden war, wurde er nachdenkend und sagte endlich bei sich selbst: „Ja, ich will Beiden angehören! Vom Höker kann ich mich nicht ganz lossagen, um des Reisbreies willen!“

Das war ja denn auch ganz menschlich von dem kleinen Kobold gewählt. Wir Anderen gehen auch zum Höker — von wegen des Reisbreies!

Nach Jahrtausenden.

Ja, nach Jahrtausenden werden sie daher kommen auf Dampfflügeln durch die Luft, über das Weltmeer, die jungen Bewohner Amerikas, um das alte Europa zu besuchen! Nach den Ruinen und Alterthümern werden sie reisen, und nach den versinkenden Städten, wie wir in unseren Tagen die hinmodernden Herrlichkeiten Südasiens aufsuchen.

Nach Jahrtausenden kommen sie!

Themse, Donau und Rhein rauschen noch immer; noch steht der Montblanc mit seinen schneeigen Gipfeln aufrecht; die Nordlichter beleuchten noch ferner die Länder des Nordens. Aber Geschlechter auf Geschlechter sind zu Staub geworden, Reihen augenblicklicher Gewalthaber sind vergessen gleich ihren Vorfahren, die schon jetzt unter den Hügeln schlummern, wo der reiche Mehlhändler, auf dessen Boden sie begraben liegen, sich eine Bank zimmert, um auf seine wogenden Kornsaaten hinauszublicken.

„Nach Europa!“ erschallt es von Amerikas jungen Völkern, „nach dem Lande der Urväter! nach dem schönen Lande der Phantasie! nach Europa!“

Das Luftschiff kommt! es ist mit Reisenden überfüllt, denn die Fahrt geht schneller als durch das Wasser, und der elektromagnetische Draht auf dem Meeresboden hat schon telegraphirt, wie zahlreich die Luftkaravane ist. Schon erblickt man Europa aus

der Ferne, Irlands Küsten sind es, die man sieht, aber die Passagiere schlafen noch, sie wollen erst geweckt werden, wenn man über England ist. — Allda betreten sie den europäischen Boden, in der Heimath Shakespeare's, wie es geistvolle Söhne nennen, im Lande der Politik und des Mondscheins, wie Andere sagen.

Einen ganzen Tag weilt die Reisegesellschaft hier. So viel Zeit hat das emsige Geschlecht für das große England und Schottland übrig!

Dann geht's weiter durch den Kanaltunnel nach Frankreich, dem Lande Karl's des Großen und Napoleon's. Molière wird genannt; Gelehrte sprechen von einer klassischen und romantischen Schule aus grauer Vorzeit, und man jubelt über Helden, Skalden und Männer der Wissenschaft, die unsere Tage nicht kennen, die aber in Paris, auf dem Krater Europas, noch geboren werden sollen.

Jetzt zieht der Luftdampfer hin über das Land, von dem Colombo auszog, wo Cortez geboren wurde und Calderon Dramen in schwellenden Versen sang. Schönäugige Frauen bewohnen noch diese blumenreichen Thäler, und in uralten Weisen werden Cid und die Alhambra genannt.

Durch die Luft, über das Meer nach Italien, nach der alten ewigen Roma geht es nun. Ausgewischt ist sie, die Campagna eine Wüste. Von der Peterskirche zeigt man eine einsam stehende Mauerruine, aber ihre Echtheit wird bezweifelt.

Nach Griechenland, um eine Nacht zu schlafen in dem reichen Hotel hoch oben auf dem Gipfel des Olymps! so ist man dagewesen, und es geht weiter nach dem Bosporus, um hier einige Augenblicke anzuhalten und die Stätte zu besehen, wo einst Byzanz gelegen hat. Arme Fischer spannen nun ihre Netze aus, wo nach den Sagen die Gärten des Harems in der Türkenzeit gelegen haben.

Ueber Ruinen von mächtigen Städten, längs der kräftigen Donau, über Städte, die unsere Zeit nicht kannte, fliegt man dahin, und hier und da, an erinnerungsreichen Stätten, wie sie die

Zeiten gebären, senkt sich der Luftdampfer und steigt wieder empor.

Dort drüben liegt Deutschland, das einmal vom dichtesten Eisenbahnnetze durchwebt und umsponnen war, das Land, in dem Luther das Wort des freien Glaubens sprach, Goethe sang und Mozart das Scepter der Töne führte. Große Namen leuchteten einst hier im Gebiete der Wissenschaft und Künste, Namen, die man nicht mehr kennt. — Einen Tag für Deutschland und einen Tag für den Norden, das Vaterland Oersted's und Linné's, und für Norwegen, das Land der alten Helden und jungen Normänner. — Island wird auf der Rückfahrt berührt; der Geiser kocht nicht mehr und der Hekla ist ausgebrannt, aber gleich einer ewigen Steintafel der Sage steht die alte Felseninsel da im brausenden Meere. —

„In Europa giebt es Vieles zu sehen," sagte der junge Amerikaner. „Wir waren eine ganze Woche dort und darin läßt es sich nachweisen, wie der große Reisende" — hier wird ein Namen genannt, der den kommenden Zeiten angehört — „es bewiesen hat in seinem berühmten Werke: „Ganz Europa in acht Tagen!"

Unter dem Weidenbaum.

Die Umgegend von Kjöge ist sehr kahl. Zwar die Stadt liegt an den Ufern der Ostsee, was immer recht hübsch ist; es könnte aber doch hübscher sein, als es ist. Denn ringsum sieht man nur das offene Feld, und bis zum nächsten Walde ist es weit. Wo man aber zu Hause ist, da findet man immer Etwas, wornach man sich später an den schönsten Oertern der Welt sehnen kann. Auch müssen wir gestehen, daß es am Ausgange von Kjöge, wo sich zwei armselige Gärten bis an die kleine Aue erstrecken, die in den Meerbusen fällt, recht nett sein kann, besonders im Sommer. Das fanden auch die beiden Nachbarkinder Knud und Johanne, die hier zu spielen pflegten und durch die Stachelbeerbüsche zu einander hinüberkrochen. In dem einen Garten stand ein Fliederbaum, und unter dem letzteren mochten die beiden Kinder vorzugsweise gern spielen; dazu hatten sie auch Erlaubniß, obgleich die Weide dicht an der Aue stand, wo die Kleinen leicht in's Wasser fallen konnten. Aber Gottes Auge wachte über sie, sonst hätte es schlimm ausgesehen. Die Kinder waren doch auch sehr vorsichtig, und besonders hatte der Knabe so große Furcht vor Wasser, daß ihn des Sommers Niemand zum Badengehen am Strande überreden konnte, wo doch die anderen Kinder so gern herumplätschern mochten. Sie neckten ihn daher auch, nannten ihn einen Coujon vor Wasser, und er mußte es hinnehmen. Nun träumte aber ein-

mal Nachbars Johanne, sie habe in einem offenen Boote auf dem Meerbusen gesegelt, und da sei Knud zu ihr herausgewatet, so weit, daß ihm das Wasser bis an den Hals, dann gar über den Kopf gegangen, und von dem Augenblicke an, da sie ihm dies erzählt hatte, duldete Knud nicht mehr, daß man ihn einen Coujon vor Wasser nannte; er berief sich auf Johannens Traum; das war sein Stolz; aber zu Wasser ging er nicht. —

Die dürftigen Eltern der beiden Kinder sprachen einander fleißig zu, und Knud und Johanne spielten dann in den Gärten und auf der Landstraße, wo die Erdwälle mit ganzen Reihen von Weiden bepflanzt waren, aber nicht hübsch aussahen, weil man sie an der Krone abgekappt hatte; sie sollten aber nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zum Nutzen sein. Besser schien den beiden Gespielen der alte Weidenbaum in ihrem Garten; unter demselben saßen sie manch ehrlich Mal, wie man zu sagen pflegt.

Drinnen in der Stadt Kjöge giebt es einen großen Marktplatz, wo in den Jahrmarkttagen ganze Straßen von Buden mit Seidenband, Stiefeln und allen erdenklichen Waaren aufgeschlagen werden. Dann giebt es hier allemal ein Gedränge von Menschen, und gewöhnlich auch Regen, so daß die wollenen Kleider der Bauern und Bäuerinnen einen gehörigen Dunst verbreiteten. Dazwischen duftete aber der Geruch von den allerschönsten Honigkuchen, und für die beiden Kinder war das Beste dabei, daß der Mann, der die süßen Kuchen verkaufte, immer während des Jahrmarkts bei Knud's Eltern logirte. Dann fiel natürlich auch ein kleiner Kuchen für ihn ab, wovon Johanne ihr Theil bekam. Was aber fast noch besser war, der Kuchenbäcker wußte auch Geschichten zu erzählen von jedwedem Dinge, sogar von seinem eigenen Honigkuchen. Eines Abends brachte er eine solche Erzählung hervor, die so tiefen Eindruck auf die beiden Kinder machte, daß sie dieselbe nie wieder vergessen konnten, und darum wird es wohl am besten sein, daß wir sie auch zu hören bekommen, zumal da sie nur kurz ist.

„Auf dem Budentisch lagen zwei Honigkuchen,“ sagte der Marktmann, „der eine hatte die Gestalt einer Mannsperson mit einem Hute, der andere stellte eine Jungfer vor ohne Hut, aber sie hatte statt dessen ein Stück Blattgold auf dem Kopfe. Beide Figuren hatten das Gesicht an der Seite, die nach oben kehrte; von der Seite sollte man sie sehen, nicht von der Kehrseite, wovon man niemals die Leute besehen soll. — Der Mann hatte eine bittere Mandel an der linken Seite sitzen, das war sein Herz; die Jungfer dagegen war lauter Honigkuchen. Die beiden Puppen waren zur Probe ausgestellt und lagen nebeneinander; zuletzt gewannen sie sich lieb, aber die eine sagte der anderen nichts davon, und das muß doch so sein, wenn aus Liebe etwas werden soll.

„'Er ist eine Mannsperson und darum muß er das erste Wort sprechen,' dachte die Jungfer, wollte aber damit zufrieden sein, wenn sie nur wüßte, daß ihre Liebe Erwiederung fände.

„Er dagegen war gewaltiger in seinen Gedanken, was ja immer bei Männern zu sein pflegt. Ihm träumte, er sei ein lebendiger Gamin, habe vier Schillinge in der Tasche; und da kaufte er die Jungfer und aß sie auf. —

„Und sie lagen Tage und Wochen auf dem Budentische und wurden endlich trocken, und der Jungfer Gedanken wurden feiner und weiblicher. 'Es ist mir genug, mit ihm ausgelegen zu haben,' dachte sie, und damit bekam sie einen Knick in der Taille. —

„'Hätte sie gewußt, wie sehr ich sie liebte, so würde sie wohl etwas länger gehalten haben,' dachte er.

„Seht, Kinder, das ist die ganze Geschichte und hier sind sie alle beide!“ sagte der Kuchenbäcker. „Sie sind merkwürdig durch ihre Lebensgeschichte und die stumme Liebe, die niemals zu Etwas führt. Da habt Ihr sie!“ Und er gab Johannen die Mannsperson und Knud die Jungfer, aber sie waren so gerührt von der Erzählung, daß sie es nicht über's Herz bringen konnten, das liebende Kuchenpaar zu verzehren.

Den folgenden Tag gingen sie mit ihren beiden Honigkuchen

nach dem Kirchhofe in Kjöge, wo die Kirchhofmauer mit dem schönsten Ephen bewachsen ist, das Sommer und Winter grün bleibt und die Mauer mit einer reichen Decke schmückt. Und sie stellten die beiden Honigpuppen im Sonnenschein im Grünen auf und erzählten den anderen Kindern die Geschichte von der stummen Liebe, die zu nichts taugt, d. h. die Liebe, denn die Geschichte war herrlich; das fanden Alle, und als sie nun nach den Puppen sehen wollten, ach! da hatte ein unverschämter großer Junge — und das aus Bosheit — die geknickte Jungfer aufgefressen. — Die Kinder weinten darüber und darauf — es geschah gewiß, damit die arme Mannsperson nicht allein in der Welt dastehen sollte — verzehrten sie ihn auch, aber die Erzählung vergaßen sie nie wieder.

Immer waren die beiden Kinder beieinander, unter dem Fliederbaum und unter der Weide, und dann sang das kleine Mädchen mit seiner silberglockenhellen Stimme die allerliebsten Lieder. In Knud war kein Sterbenston zu finden; aber er kannte die Worte, und das war doch wenigstens etwas. Die Leute in Kjöge, sogar Eisenhändlers Madame, standen still, um Johannen zu hören, wenn sie sang. „Das ist doch eine ewigsüße Stimme, womit das kleine Ding begabt ist!“ sagte die Madame.

Das waren gesegnete Tage, aber es blieb nicht immer so. Die Nachbarn trennten sich: die Mutter des kleinen Mädchens war gestorben; der Vater zog nach Kopenhagen, wo er eine Versorgung erhalten konnte; er sollte irgendwo eine Botenstelle antreten, die ein gutes Auskommen abwarf. Die Nachbarn schieden unter Thränen von einander, besonders weinten die Kinder viel. Aber die Alten versprachen, sich gegenseitig zu schreiben, wenigstens alle Jahre einmal. — Knud kam nun in die Lehre bei einem Schuhmacher; sie konnten den langen Jungen ja nicht länger sich so herumtreiben lassen! und darauf wurde er confirmirt. —

Ach, wie gern wäre er an dem feierlichen Tage nach Kopen=

hagen gekommen und hätte die kleine Johanne wieder gesehen! Aber er kam nicht dahin, und war noch nie dagewesen, obgleich es nur fünf Meilen von Kjöge liegt. Die Thürme hatte er doch bei hellem Wetter über dem Meerbusen gesehen, und am Confirmationstage sah er ganz deutlich das goldene Kreuz auf dem Thurm der Frauenkirche glänzen. —

O, wie sehr gedachte er Johannens! Ob sie wohl auch noch seiner sich erinnern sollte? — Ja, sie that es! Am Weihnachten kam ein Brief an Knud's Eltern; es ging sehr gut in Kopenhagen, und ein großes Glück wäre Johannen zu Theil geworden wegen ihrer schönen Stimme. Sie sei bei der Komödie angestellt worden, hieß es im Briefe, bei der Komödie, worin gesungen würde. Etwas Geld bekäme sie schon jetzt, und davon sende sie den lieben Nachbaren in Kjöge einen ganzen Thaler zum Vergnügen in den Weihnachten. Sie sollten ihre Gesundheit trinken, und mit eigener Hand hatte sie als Nachschrift hinzugefügt: „Freundlichen Gruß an Knud!“

Alle weinten sie darüber, und doch waren es so gute Nachrichten, die sie erhalten hatten! aber sie weinten aus Freude! — Alle Tage hatte Johanne ihm in Gedanken gelegen, und nun sah er, wie sie auch seiner noch gedachte. Und als die Zeit nun immer näher herankam, da er Geselle werden sollte, da wurde es ihm immer klarer und deutlicher, daß er Johanne doch so lieb hätte, und daß sie einst seine kleine Frau werden müßte, und dann spielte ein Lächeln um den Mund und stärker noch zog er den Pechdraht an und stemmte den Spannriemen fester. Tief stach er sich dabei mit der Ahle in den Finger, aber das machte nichts! Er wollte zuverlässig nicht die stumme Rolle spielen! dazu war ihm die Geschichte mit den beiden Honigfiguren noch viel zu gut in Erinnerung!

Und darauf wurde er denn Geselle und der Ranzen geschnürt. Endlich! endlich sollte er zum ersten Male nach Kopenhagen und er hatte schon einen Meister dort. Wie Johanne wohl über-

rascht und froh werden würde! Sie war nun siebzehn Jahre und er neunzehn. Er wollte schon in Kjöge einen goldenen Ring für sie kaufen, aber er bedachte sich wieder und meinte, in Kopenhagen würde er ihn viel hübscher kaufen können. — Nun wurde Abschied von den beiden Alten genommen, und raschen Schrittes begab er sich im Herbst, bei Regen und Wind, auf den Weg. Die Blätter fielen von den Bäumen und, bis auf die Haut durchnäßt, langte er in dem großen Kopenhagen und bei dem neuen Meister an. —

Den kommenden Sonntag wollte er bei Johannens Vater Besuch machen. Die Gesellenkleider wurden angezogen und der neue Hut aus Kjöge aufgesetzt, der ihn so gut kleidete; bisher hatte er immer nur eine Mütze getragen. — Und er fand das Haus, das er suchte, und kam die vielen Treppen hinan. Zum Schwindligwerden sei es, wie die Menschen hier in der irrsamen Stadt auf einander gestellt würden, dachte er bei sich selbst.

In der Wohnstube sah es ganz wohlhabend aus, und Johannens Vater nahm ihn freundlich auf. Der Hausfrau war Knud ja ein Unbekannter, aber sie reichte ihm doch die Hand und bot ihm eine Tasse Kaffee.

„Es wird Johannen Freude machen, Dich wieder zu sehen," sagte der Vater. „Du bist ja ein netter junger Mensch geworden; Du sollst sie sehen! Das ist ein Mädchen, an dem ich Ehre und Freude erlebe, und, will's Gott, noch mehr zu erwarten habe. Sie bewohnt ihr eigenes Zimmer und giebt uns Miethe dafür."

Und der Vater selbst klopfte ganz höflich an ihre Thür, als wäre es ein Fremder gewesen, und darauf traten sie hinein. — Gott, wie allerliebst sah es hier doch aus! Ein solches Zimmer hatte sicher und bestimmt ganz Kjöge nicht aufzuweisen; die Königin konnte es ja nicht besser haben! Die Fenstergardinen reichten bis an die Erde herab; der Lehnstuhl war von echtem Sammet; rundumher standen frische Blumen; an den Wänden hingen Kupferstiche in goldenen Rahmen und ein Spiegel, in den man gerade hätte hineingehen können, denn er war so groß wie eine Thür. —

Knud sah das Alles auf einmal, und sah doch nur Johannen. Sie war zum erwachsenen Mädchen geworden, aber ganz anders, als Knud sie sich vorgestellt hatte, weit schöner! In Kjöge wäre keine Mamsell zu finden wie sie, so fein wie sie wäre! — Sonderbar befremdet sah sie Knud an, doch währte das nur einen Augenblick, da flog sie ihm entgegen, als hätte sie ihn küssen wollen; sie that es zwar nicht, aber es war nahe daran. Ja, fürwahr, sie war froh, ihren Jugendgespielen wieder zu sehen! Standen ihr nicht die hellen Thränen in den Augen? Und nun hatte sie so viel zu fragen und sich nach so vielem zu erkundigen, von Knud selbst bis zum Fliederbaum und zum Weidenbaum, die sie Fliedermama und Weidenpapa nannte, als wenn die Bäume Menschen gewesen wären. Dafür halten konnte sie sie ja auch eben so gut, als es mit den Honigkuchen geschehen war, von denen sie ebenfalls sprach mit ihrer stummen Liebe, in der die beiden Figuren auf dem Budentische gelegen, bis sie endlich einen Knick bekommen hätten, und lachte recht herzlich darüber. Aber Knud brannte das Blut in den Adern, die Wangen glühten, sein Herz schlug stärker als sonst. — Nun, stolz war sie doch gar nicht geworden und, das merkte er wohl, sie war auch die Veranlassung, daß die Eltern ihn baten, den Abend zu bleiben, und sie schenkte den Thee und brachte ihm selbst eine Tasse. Nach dem Thee nahm sie ein Buch und las laut daraus vor, und es war Knud, als wenn das Alles über seine Liebe zu Johannen geschrieben worden wäre, so genau paßte es zu seinen Gedanken. — Als Johanne aufgehört hatte zu lesen, sang sie eine ganz gewöhnliche Arie, aber durch ihre Stimme ward der Gesang zu einer ganzen Geschichte, als wenn sie ihr Herz durch denselben ausgegossen hätte. Ja, sie mußte Knud ganz gewiß lieb haben! Die Thränen liefen ihm über die Backen; er konnte nicht dafür, und er vermochte nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Er kam sich selbst recht einfältig vor, und doch drückte sie ihm die Hand und sagte: „Du hast ein gutes Herz, Knud; bleibe Dir immer gleich!“



Das war ein unvergleichlicher Abend! gar nicht, um darauf zu schlafen, und Knud schlief auch nicht. — Beim Gutenacht hatte Johannens Vater zu ihm gesagt: „Nun wirst Du uns wohl nicht ganz vergessen! Lasse nur nicht den ganzen Winter zu Ende gehen, ehe Du uns einmal wieder besuchst!“ und da konnte er ja wohl den nächsten Sonntag wiederkommen, meinte er und nahm es sich vor. — Aber des Abends, wenn die Arbeit gethan war, es wurde auch bei Licht gearbeitet, ging Knud noch zur Stadt, ging nach der Straße, wo Johanne wohnte, und sah hinauf nach ihren Fenstern, wo fast immer Licht war, und eines Abends konnte er ganz deutlich den Schatten ihres Angesichts auf den Gardinen sehen. — Das war ein glücklicher Abend! Aber der Meisterin gefiel es nicht, daß der neue Geselle immer des Abends spazieren gehe; sie schüttelte bedenklich den Kopf darüber, doch der Meister lachte und sagte: „Es ist ja ein junges Blut!“

„Sonntag sehen wir uns, und ich sage ihr, wie sie mir beständig in Gedanken liegt, und daß sie meine kleine Frau werden muß. Freilich bin ich nur ein armer Schuhmachergeselle; aber ich kann Meister werden, wenigstens Meister ohne Gesellen; ich will arbeiten und streben! Ja, ich sage es ihr, denn es kommt nichts bei der stummen Liebe heraus; das haben wir an den Honigpuppen gesehen!“

Und der Sonntag kam und mit ihm kam Knud, aber wie ungelegen! Sie wollten alle ausgehen, sie mußten es ihm sagen. Johanne drückte ihm die Hand und fragte: „Bist Du schon in der Komödie gewesen? — Du mußt einmal dahin. Mittwoch singe ich; hast Du dann Zeit, so will ich Dir ein Billet senden. Mein Vater weiß, wo Dein Meister wohnt.“ —

„Wie liebevoll das doch von ihr gedacht war! Mittwochs langte auch ein versiegeltes Papier an, worin nichts geschrieben stand, aber das Komödienbillet lag darin, und des Abends ging Knud zum ersten Male in seinem Leben in's Theater. Und was sah er hier? ach! er sah Johanne und wie sie so unbeschreiblich

schön, so lieblich war! Zwar wurde sie mit einer anderen Person verheirathet, doch das war ja nur Komödienspiel, was nur so vorgestellt wurde; das wußte Knud, und sonst hätte sie es auch nicht über's Herz bringen können, ihm ein Billet zu senden, damit er es mit ansehen sollte. Und alle Zuschauer jubelten, klaschten und riefen laut Beifall, und Knud rief Hurrah!

Sogar der König lächelte auf Johannen herab, als wenn auch er sich über sie freute. Gott im Himmel, wie Knud sich klein bei dem Allen fühlte! Aber er liebte sie so herzlich, und sie hielt ja auf ihn, und Männer sollen das erste Wort sprechen; so dachte ja die Kuchenjungfer! In der Geschichte lag wahrlich Viel! —

Sobald es wieder Sonntag geworden war, ging Knud zu Johannen; seine Gedanken waren so feierlich gestimmt, als wenn er hätte zum Abendmahl gehen sollen. Johanne war allein und empfing ihn, es konnte sich nicht besser getroffen haben.

„Gut, daß Du kommst," sagte sie. „Bald hätte ich den Vater zu Dir gesandt, aber ich hatte so eine Ahnung, daß Du heute Abend kommen würdest, denn ich muß Dir sagen, daß ich Freitag nach Frankreich reise. Das ist nothwendig, wenn etwas Rechtes aus mir werden soll."

Und es war Knud, als wenn sich die ganze Stube mit ihm umdrehte, als wenn das Herz ihm brechen mußte, aber keine Thräne kam aus seinen Augen. Doch war es deutlich zu sehen, wie betrübt er wurde; Johanne sah es, und sie war dem Weinen nahe. „Du ehrliche, treue Seele!" sagte sie, und damit hatte sie Knud die Zunge gelöst, und er gestand ihr, wie innig er sie liebe, und bat sie, seine kleine Frau zu werden, und indem er so sprach, sah er, daß Johanne sich entfärbte und leichenblaß wurde. Sie ließ seine Hand los und sagte ernst und traurig: „Mache Dich nicht selbst und auch mich unglücklich, Knud! Immer will ich Dir eine gute Schwester bleiben, darauf kannst Du Dich verlassen, aber nicht mehr," und sie streichelte ihn mit ihrer zarten Hand über die heiße

Stirn, „Gott verleiht uns Kraft zu Vielem, wenn wir nur selbst wollen!“ —

Da trat die Stiefmutter herein. „Knud ist rein außer Fassung, weil ich reisen soll,“ sagte sie. „Sei doch ein Mann!“ und dabei klopfte sie ihn auf die Schulter. Es war, als wenn sie bloß von der Reise gesprochen hätten und von nichts Anderem. „Freund,“ sagte sie, „nun sollst Du gut und vernünftig sein wie damals, als wir beide noch Kinder waren und unter dem Weidenbaum mit einander spielten.“

Knud war zu Muthe, als wenn ein Stück von der Welt losgegangen wäre; seine Gedanken glichen einem losen Faden, der vor dem Winde hin und herflattert. Er blieb den Abend da, wußte nicht, ob sie ihn gebeten hatten oder nicht, aber freundlich waren sie gegen ihn und gütig. Johanne reichte ihm den Thee und sang wiederum eine Arie, aber es war nicht mehr der alte Ton und doch so unendlich schön, als wenn das Herz davon vergehen müßte, und darauf trennten sie sich. — Knud gab ihr nicht die Hand, doch sie ergriff die seinige: „Gieb mir doch die Hand zum Abschiede, mein alter Spielgenosse!“ sagte sie und lächelte durch Thränen, die ihr über die Wangen flossen, und sie wiederholte es und nannte ihn Bruder! — Ja, das sollte wohl was Rechtes helfen! Das war der Abschied! —

Johanne segelte nach Frankreich, Knud ging auf den schmutzigen Straßen in Kopenhagen umher. Die anderen Gesellen der Werkstatt fragten ihn, worüber er so nachdenklich sei? Er solle doch mit ihnen ausgehen und sich ein Vergnügen machen; er sei ja noch ein junger Mensch!

Und sie gingen miteinander in einen Tanzsaal. Hier gab es viele hübsche Mädchen, aber freilich keine Johanne, und wo er sie zu vergessen schien, da stand sie ihm gerade ganz leibhaftig vor Augen. „Gott verleiht Kraft zu Vielem, wenn wir nur selbst wollen!“ hatte sie gesagt, und es überkam sein Gemüth eine Andacht, daß er unfreiwillig die Hände faltete. — Und die Geigen

tönten, und die Mädchen tanzten rund im Kreise herum. Er erschrak fast darüber; es schien ihm, als wenn er sich an einem Orte befinde, wohin er Johanne nicht hätte führen können, und doch war sie bei ihm, um ihn, in seinem Herzen. Darum ging er hinaus — lief durch die Straßen — ging an dem Hause vorbei, in dem sie gewohnt hatte. Aber es war dunkel da — überall war es dunkel, leer und einsam! Die Welt ging ihren Gang und Knud ging den seinigen.

Und es ward Winter. Die Gewässer froren zu und es war, als wenn sich Alles zum Begräbniß anschickte.

Als aber der Frühling wieder in's Land kam und das erste Dampfschiff abging, da befiel ihn ein so unwiderstehlicher Drang zum Hinwegkommen, daß er sich vornahm, in die Welt hinein zu wandern, nur ja nicht nach Frankreich!

Und er schnürte wieder sein Ränzel und wanderte nach Deutschland hinein, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ohne Rast und ohne Ruh. Erst als er das alte prächtige Nürnberg erreicht, schien es ihm erträglich zu werden, und er vermochte es über sich, hier zu bleiben.

Welch eine sonderbare alte Stadt war das nicht! als wenn sie aus einer alten Bilderchronik herausgeschnitten wäre! Die Straßen liegen, wie es ihnen selbst gefällig ist; die Häuser lieben es nicht in Reihen zu stehen; Erker mit hohen Thürmen, Schnörkeleien und Bildsäulen springen auf die Straßen hinaus, und hoch oben von den wunderlich geformten Dächern laufen zu Drachen oder langleibigen Hunden gestaltete Regenrinnen auf die Straßen hinaus!

Hier stand nun Knud auf dem Markte, das Ränzel auf dem Rücken, da, wo die alten Springbrunnen sind mit den herrlichen Säulen, biblische und geschichtliche Personen zwischen den Wasserstrahlen. Eine hübsche Dienstmagd schöpfte eben Wasser aus dem Brunnen; sie reichte Knud einen Labetrank, und da sie die Hand

voll Rosen hatte, schenkte sie ihm eine davon, was der Wanderer als eine gute Vorbedeutung ansah.

Aus der nahen Kirche ertönte die Orgel. Das war ein so herrlicher Klang für Knud, daß er den Gottesdienst in der Kirche in Kjöge zu vernehmen wähnte. Er trat in den großen Dom, wo die Sonne durch die gemalten Fenster zwischen den hohen Pfeilern hindurchschien, und es kam stille Andacht über ihn und Frieden in seine Seele. —

Und er suchte und fand einen guten Meister; bei ihm blieb er und lernte hier die Sprache.

Die alten, um die Stadt liegenden Begräbnißstätten sind nun in kleine Küchengärten umgewandelt worden, aber ihre hohen, mit starken Thürmen versehenen Mauern blieben stehen; der Reifschläger dreht das Seil auf der Gallerie von Balken, die längs der Mauer bis an die Stadt hinläuft, und aus allen Ritzen und Spalten wachsen hier Hollunder hervor, die ihre Zweige über die untenstehenden niedrigen Häuser ausbreiten. In einem derselben wohnte der Meister, bei dem Knud in Arbeit getreten war, und auch über das Fenster seiner kleinen Schlafkammer hingen Hollunderzweige herab.

Hier wohnte Knud einen Sommer und einen Winter; als aber der Frühling anbrach, konnte er es nicht länger aushalten. Die Bäume blühten und dufteten so heimathlich, als wenn er wieder in Kjöge gewesen wäre, und darum verließ er den Meister, um zu einem andern weiter in die Stadt hinein zu ziehen, wo es keine Fliederbäume gab.

Dicht an einer der gemauerten Brücken, der brausenden Wassermühle gegenüber, war es, wo er nun auf die Werkstatt kam. Draußen gab es nur den reißenden Fluß, der von Häusern eingeengt wurde, die sämmtlich mit alten gebrechlichen Altanen behängt waren, so daß es den Anschein hatte, als wenn die Häuser bemüht wären, das morsche Anhängsel in's Wasser abzuschütteln. Hier wuchsen keine Hollunder; man sah nicht einmal einen Blumentopf

mit etwas Kraut. Aber an der andern Seite stand ein großer alter Weidenbaum, der sich gleichsam an den Häusern festhalten mußte, um nicht vom strömenden Flusse mit fortgerissen zu werden, ganz genau so wie der Weidenbaum an der Kjöger Aue.

Ja fürwahr! von der Fliedermama war er nun zum Weidenpapa gekommen! Besonders im Mondlichte hatte dieser Baum Etwas an sich, das ihn so recht empfinden ließ

— — ein Däne zu sein
bei Mondenschein!

was aber nicht vom Monde, sondern vom Weidenbaum herrührte.

Er konnte es nicht aushalten! — Warum nicht? — Fragt den Weidenbaum und den blühenden Hollunder! Und also sagte er auch diesem Meister wieder Lebewohl und der Stadt Nürnberg, um weiter in die Welt hinein zu wandern.

Gegen keinen Menschen sprach er von Johannen; in sich, in der verschlossenen Brust trug er seinen Kummer, und legte großes Gewicht auf den geheimen Sinn der Erzählung von den beiden Honigkuchen. Nun ward es ihm klar, warum der Mann eine bittere Mandel an der linken Seite gehabt hatte. Fühlte er doch selbst den bitteren Geschmack davon, und Johanne, die immer so Freundliche und Lächelnde, sie war lauter Honigkuchen! — Der Riemen vom Ränzel schien ihn zu drücken und das Athmen zu erschweren; er löste ihn, aber es wollte nicht helfen. — Die Welt um ihn her war nur halb für ihn da, die andere Hälfte trug er in sich — — so war ihm zu Muthe. —

Erst als er die hohen Berge erblickte, ward die Welt wieder größer, seine Gedanken kehrten sich nach Außen, und ihm traten Thränen in die Augen. Die Alpen schienen ihm die eingezogenen Flügel der Erde zu sein. Wie, wenn sie dieselben entfaltete, diese gewaltigen Schwingen mit den schwarzen Wäldern, brausenden Gewässern, Wolken und Schneefeldern ausbreitete! — Am jüngsten Tage schlägt die Erde ihre großen Flügel auseinander, steigt hinan zu Gott und zerstiebt wie eine Seifenblase vor seiner Herr-

lichkeit. „O, Gott gebe, es wäre der jüngste Tag schon angebrochen!“ seufzte Knud.

Schweigend durchwanderte er das Land, das ihm als ein grünender Obstgarten erschien. Von den hölzernen Altanen der ländlichen Häuser nickten ihm grüßend die klöppelnden Mädchen zu, die Berggipfel glühten in der Abendsonne, und als er die grünen Seen zwischen den dunklen Wäldern erblickte, gedachte er des Meerbusens von Kjöge, und es lag Wehmuth, kein Schmerz, in seiner Brust. —

Da, wo der Rhein gleich einer langen Woge sich dahinwälzt, herabstürzt, zermalmt und in schneeweißes Gewölk verwandelt wird, als wäre hier die Schöpfung der Wolken — wo der Regenbogen als ein losgebundenes Band darüber flattert, da gedachte er der Wassermühle bei Kjöge, wo das Wasser braust und zerstiebt. —

Gern wäre er in der stillen Rheinstadt geblieben, aber hier gab es so viele Fliederbäume und Weiden, daß er lieber weitergehen wollte. Ueber hohes, gewaltiges Gebirge, durch gesprengte Felsenpfade und Wege entlang, die wie Schwalbennester an die steinernen Wände geklebt schienen, wo die Bergwasser in den Tiefen brausten, die Wolken unter ihm hingen, über Disteln, Alpenrosen und Schnee ging er in den warmen Sonnenschein hinein und sagte dem Norden Lebewohl, als er unter die Kastanienbäume kam und zwischen Weinbergen und Maisfeldern seinen Wanderpfad fortsetzte. Eine Scheidewand zwischen ihm und allen seinen Erinnerungen, lag nun das himmelhohe Gebirge da, und so mußte es sein, sollte ihm einmal innere Ruhe zu Theil werden.

Vor ihm lag eine große Stadt; man nannte sie Milano, und bald fand er auch hier einen deutschen Meister, der ihn in Arbeit nahm. Es war ein altes braves Ehepaar, bei dem er auf die Werkstatt gekommen, das ihn bald lieb gewann, den stillen Gesellen, der nur wenig sprach, aber desto fleißiger arbeitete und fromm und gottesfürchtig war. Auch schien es wirklich, als wenn

der liebe Gott ihm endlich die schwere Last von der Brust genommen hatte.

Seine größte Freude war es hier, die große Marmorkirche zu ersteigen; die schien ihm wie aus Schnee der Heimath zu Bildsäulen, Thürmen und blumengeschmückten Hallen geformt zu sein. Von jedem Vorsprung herab und aus jedem Schallloche lächelten ihn die weißen Standbilder an. Ueber sich hatte er hier den blauen Himmel, zu seinen Füßen die Stadt und die weitgedehnte lombardische Ebene, gen Norden die hohen Berge mit dem ewigen Schnee. Dann gedachte er des Kirchhofs in Kjöge mit den immergrünen Ranken auf der rothen Kirchhofsmauer, aber er sehnte sich nicht mehr dahin zurück: hier, hinter den Bergen, wollte er bleiben und einst begraben werden. —

Ein Jahr schon hatte er in Mailand verlebt, es war das dritte, seitdem er das Vaterland verlassen, da führte ihn der Meister in die Stadt, nicht nach der Arena, um die Kunstreiter zu sehen, nein! in das große Opernhaus, und das war auch ein Saal, der es werth war, ihn einmal zu sehen. Sieben Etagen hinauf hingen seidene Gardinen, und von der Erde bis an die Decke saßen die feinsten Damen mit Blumenbouquets in der Hand, als wenn sie hätten zu Ball gehen wollen, und die Herren waren in vollem Staat, viele mit Gold und Silber behängt. Es war so hell im Hause wie bei Sonnenschein, und die Musik rauschte schön und herrlich. Alles war hier viel prachtvoller als in Kopenhagen, aber dort war Johanne gewesen, und hier — wie, war es Zauberei? der Vorhang rollte auf, und auch hier stand Johanne in Silberstoff und Seide gekleidet und mit goldener Krone in den Haaren. — Sie sang, wie nur die Engel Gottes singen können; sie trat so weit hervor, als sie nur konnte, sie lächelte, wie nur Johanne zu lächeln vermochte, und sie sah Knud gerade an! — —

Der arme Knud ergriff des Meisters Hand und rief mit lauter Stimme Johanne! aber es wurde nicht gehört, weil die Musikanten eben so stark aufspielten, und der Meister nickte dazu.

„Jawohl heißt sie Johanne,“ sagte er und zeigte Knud ein gedrucktes Blatt, worauf ihr voller Name zu lesen stand.

Nein, das war kein Traum! und alle Leute jubelten über sie und warfen ihr Blumen und Kränze zu, und jedesmal, wenn sie abgetreten war, rief man sie wieder herein: sie kam und ging!

Draußen auf der Straße häuften sich Alle um ihren Wagen und zogen ihn, und Knud war der Allervorderste und der Allerfroheste darunter. Und als sie nach ihrem prächtig erleuchteten Hause gekommen waren, stand Knud gerade vor dem Kutschenschlag; die Thür ging auf, sie trat heraus, das Licht fiel gerade auf ihr herrliches Gesicht, und sie lächelte und dankte in mildfreundlichen Worten, und Knud sah sie gerade an, und sie sah Knud gerade an, aber sie kannte ihn nicht. — Ein Herr mit einem Sterne auf der Brust reichte ihr den Arm; das sollte ihr Verlobter sein, sagte man. —

Da ging Knud nach Hause und schnürte sein Ränzel; er sollte und mußte nun heim zum Fliederbaum und zu der Weide. Ach, unter dem Weidenbaum! In einer einzigen Stunde kann man ein ganzes Menschenalter erleben!

Der Meister bat ihn doch zu bleiben; allein keine Worte vermochten, ihn zurückzuhalten. Man sagte ihm, es gehe zum Winter, im Gebirge trete der Schneefall ein; doch er meinte, in der Spur der langsam fahrenden Wagen, denen ja Wege gebahnt werden müßten, könne er wohl gehen, das Ränzel auf dem Rücken und den Wanderstab zur Stütze.

Und so ging er denn in's Gebirge hinein, bergan, bergab; schon ermattend und entkräftet, konnte er noch kein Dorf und kein Haus entdecken. Er wanderte gegen Norden; die Sterne kamen zum Vorschein über ihm, sein Fuß wankte, der Kopf ward schwindlig. — Tief unten im Thale kamen nun auch Sterne zum Vorschein, und es war nicht anders, als wenn der Himmel sich bis unter ihn erstreckte. Er fühlte sich unwohl und krank. Die Sterne drunten mehrten sich, leuchteten immer heller und fingen an, sich

hin und her zu bewegen. Es waren die Lichter eines Weilers, und als der müde Wanderer das begriffen hatte, strengte er seine letzten Kräfte an und erreichte eine kleine Herberge.

Hier blieb er eine ganze Woche, denn sein Körper bedurfte der Ruhe und Pflege. Eines Morgens kam ein Orgeldreher, der spielte eine Melodie aus Dänemark. Da konnte Knud es nicht länger aushalten; er ging weiter, ging tagelang, viele Tage mit einer Eile, als wenn es gegolten hätte, heimzukommen, ehe dort Alle ausgestorben wären. Aber zu Niemandem sprach er von seiner Sehnsucht; Niemand konnte vermuthen, daß ihn ein so großes Herzeleid drückte, das schwerste, das es giebt, aber es ist nicht für die Welt, nicht einmal für einen Freund, und Knud hatte keine Freunde. — Ein Fremdling, wanderte er in fremden Landen, um gen Norden, in die Heimath zu kommen. In dem einzigen Briefe, den er vor Jahr und Tag von den Eltern erhalten hatte, standen die Worte: „Du bist nicht so recht dänisch gesinnt wie wir Anderen; wir sind es ganz ungeheuer! Du liebst nur die Fremde.“ — So konnten seine Eltern schreiben?! Ja, sie mußten es wohl wissen; sie kannten ihn ja!

Der Abend brach an. Knud ging auf der offenen Landstraße; es fing an zu frieren und die Gegend wurde immer flacher durch Feld und Wiese. Am Wege stand ein Weidenbaum; Alles gewann ein so heimathliches Aussehen. Knud setzte sich unter den Baum; er war so müde; der Kopf neigte sich, die Augen fielen ihm zu, aber er vernahm doch deutlich, wie die Weide ihre Aeste und Zweige auf ihn herabsenkte. Der Baum schien ihm ein alter kräftiger Mann zu sein: war es vielleicht der Weidenvater selbst, der ihn in seine starken Arme nahm, um den müden Sohn in's dänische Land zu tragen, hin an das offene blasse Uferland, nach Kjöge, in den Garten seiner Kindheit? — O, gewiß! es war der Weidenbaum von Kjöge selbst, der in die Welt hinausgegangen war, um ihn aufzusuchen und zu finden! Und nun war er gefunden und heimgeführt worden nach dem kleinen Garten an der Aue, und hier

stand Johanne in aller Pracht, mit der goldenen Krone in den Haaren, wie er sie zuletzt gesehen hatte, und rief ihm ihr Willkommen! entgegen.

Und gerade vor ihnen standen zwei wunderbare Gestalten, die viel natürlicher aussahen als in ihren Kinderjahren. Die hatten sich auch verändert, denn es waren die beiden Honigkuchen, der Mann und die Jungfer. Sie kehrten beide die rechte Seite heraus und waren gar nicht übel anzusehen.

„Hab' Dank!“ sagten sie zu Knud, „Du hast unsere Zunge gelöst. Du hast uns gelehrt, daß man seine Gedanken frei aussprechen muß, wenn Etwas dabei herauskommen soll, und nun ist es zu Etwas mit uns geworden; wir sind versprochen!“

„Und darauf gingen sie Hand in Hand durch die Straßen in Kjöge; sie sahen auch auf der Rückseite ganz anständig aus; es war nichts an ihnen auszusetzen.

So gingen sie geradesweges nach der Kirche in Kjöge, und Knud und Johanne folgten nach; sie gingen auch Hand in Hand mit einander, und die Kirche stand noch wie sonst da, umgeben von den rothen Mauern und den immergrünen Epheuranken. Die Kirchenthüren öffneten sich nach beiden Seiten, die Orgel ertönte, und der Jüngling und die Jungfrau gingen beide den Kirchengang hinauf nach dem Altar. „Die Herrschaft voran!“ sagten plötzlich die Brautleute, indem sie an die Seite traten, um Knud und Johannen die Ehre zu geben. Und sie knieten am Altar und Johanne neigte ihr Angesicht über das seinige, und es flossen eiskalte Thränen aus ihren Augen — es war die Eisrinde ihres Herzens, die vor seiner starken Liebe zerfloß, und die Thränen fielen auf seine glühenden Wangen. — Da erwachte er und saß noch unter dem Weidenbaum im fremden Lande und am winterkalten Abend. Aus den Wolken fiel ein eisiger Hagel herab, der ihm gerade in's Gesicht schlug. —

„Das war die schönste Stunde meines Lebens!“ sagte er, „und die war nur ein Traum! Guter Gott, lasse mich diesen Traum

noch einmal träumen! — und die Augen fielen ihm wieder zu; er schlief — er träumte. — —

In der Morgenstunde fiel Schnee herab und häufte sich um seine Füße; er schlief. — Die Dorfleute kamen des Weges, um in die Kirche zu gehen. Da sahen sie einen wandernden Handwerksburschen auf der Erde sitzen; er war todt, erfroren — unter dem Weidenbaum.

Am jüngsten Tage.

Der herrlichste von allen Tagen dieses Lebens ist der, an welchem wir sterben, wenn der jüngste Tag, der heilige und große Tag der Verwandlung anbricht. Hast Du wohl jemals recht ernstlich diese bedeutungsvolle letzte und gewisse irdische Stunde bedacht? —

Es war einmal ein Mann, ein strenger Rechtgläubiger, wie man ihn nannte, ein Streiter für das Bibelwort, das ihm als ein Gesetz galt, ein eifriger Diener eines eifrigen Gottes. — Der Tod stand nun an seinem Bette — der Todesengel mit dem ernsten, himmlischen Antlitze.

„Deine Stunde hat geschlagen; Du sollst mir folgen!“ sagte der Tod, indem er mit den eisigen Fingern des Rechtgläubigen Füße berührte, die sogleich erstarrten; dann berührte er die Stirn, zuletzt das Herz, das davon brach, und die Seele folgte dem Todesengel.

Aber in den wenigen Minuten des Uebergangs vom Leben zum Tode, von der Berührung der Füße bis zur Berührung der Stirn und des Herzens ging, gleich den großen schweren Wogen eines Meeres, Alles, was das Leben gebracht und geweckt hatte, an dem Sterbenden vorüber. — So schaut man mit einem Blicke in die Schwindel erregende Tiefe hinab und umfaßt mit einem einzigen Gedankenblitze den weiten Weg! so überschaut man mit

einem Blicke in einer Summe das zahllose Sternengewimmel am Himmelsgewölbe, Welten und Zonen erkennend im endlosen Raume!

In einem solchen Augenblicke erbebt der verhärtete Sünder; Nichts hat er, woran er sich anlehnen könnte, und es wird ihm, als versänke er in eine maßlose Leere. Der Fromme aber lehnt dann sein Haupt an Gott und ergiebt sich wie das Kind dem „Herr, wie Du willst! Dein Wille geschehe auch an mir!"

Aber der jetzt dem Tode Geweihte hatte kein solch kindliches Gemüth. Er war sich bewußt, ein Mann zu sein; er erbebte nicht wie der Sünder; denn er fühlte, daß er ein Rechtgläubiger war. Alle religiösen Gebräuche hatte er auf's Strengste beobachtet; Millionen mußten, so glaubte er, die breite Straße der Verdammniß wandeln; mit Feuer und Schwert hätte er hier ihren Leib vertilgen mögen, wie schon ihre Seele verloren wäre, und ewig verloren bleiben müßte. — Sein Weg führte nun in den Himmel, wo ihm schon das Gnadenthor, das verheißene, offen stand.

Und die Seele folgte dem Todesengel; doch warf sie scheidend noch einen letzten Blick auf das Sterbelager, auf dem das Gebilde des Staubes im weißen Leichentuche dalag wie ein fremdlicher Abdruck ihres Ichs. — Und sie flogen und gingen von dannen, als wäre es in einer gewaltigen Halle, und doch wie in einem Walde gewesen. Die Natur war beschnitten, ausgespannt, aufgebunden und in Spalier gestellt, durchkünstelt, wie einst französische Gärten. Es gab hier eine Maskerade.

„Das ist ein Bild des Menschenlebens," sagte der Todesengel.

Alle Gestalten erschienen mehr oder weniger vermummt, es waren nicht die Edelsten und Mächtigen der Erde allein, nicht allein alle Die, welche das Gewand der Armuth tragen, die Niedrigsten und Geringsten unter den Menschen. Es war vielmehr eine ganz eigenthümliche Maskerade, und ganz besonders auffallend war es, wie Jeder bemüht war, Etwas unter seinen Kleidern vor den Blicken der Uebrigen verborgen zu halten, während doch der Eine am Kleide des Anderen zupfte, um dieses Etwas sichtbar zu machen.

Wo Dies gelang, da kam der Kopf eines Thieres zum Vorschein, hier von einem grinsenden Affen, dort von einem garstigen Ziegenbock, einer klammen Schlange oder einem matten Fische.

Das war das Thier, an dem wir alle zu tragen haben, das Thier, welches mit dem Menschen verwachsen ist. Und es hüpfte und sprang, und wollte hervor, und Jeder hielt die Kleider dicht um dasselbe zusammen, aber die Anderen rissen sie weg und riefen: „Siehst Du! er ist's! sie ist's!“ Und der Eine entblößte höhnend das Elend des Andern. —

„Und was war das Thier in mir?“ fragte die wandernde Seele. Der Todesengel deutete auf eine stolze Gestalt, um deren Kopf sich eine bunte Glorie von glänzenden Farben zeigte, während sich unten des Thieres Füße zu verbergen suchten, die Füße eines Pfaues. Die Glorie war nur das bunte Gefieder des Pfauenschwanzes.

Und wie sie so immer weiter kamen, schrien große Vögel aus den Zweigen der Bäume: „Du Todtenwanderer, kennst Du mich nicht mehr?“ — Das waren alle die bösen Gedanken und Gelüste aus des Wanderers Leben, die ihm nun nachriefen: „Weißt Du noch?“ —

Einen Augenblick lang erzitterte die Seele, denn sie erkannte die Stimmen und die bösen Gedanken und Gelüste aus ihrem Leben, die nun als Zeugen vor Gericht gegen sie auftraten.

„In unserem Fleische und der sündigen Natur wohnt nichts Gutes,“ sagte die Seele, „aber bei mir wurden die Gedanken nicht zu Thaten, die Welt hat keine schlimme Frucht davon gesehen.“ — Und sie eilte noch mehr, um bald dem garstigen Geschrei zu entkommen, aber die großen schwarzen Vögel umkreisten sie und schrien und schrien immer fort, als wenn es die ganze Welt hören sollte. Da sprang die Seele von dannen wie ein gehetztes Reh, und bei jedem Schritte stieß sie sich an scharfen Steinen, die ihr die Füße verletzten, daß es schmerzte.

„Wo kommen die scharfen Steine her?“ fragte sie. „Die liegen ja hier wie welkes Laub über die Erde gestreut!“

„Das sind die unvorsichtigen Worte, die Du im Leben hast fallen lassen, welche die Herzen Deiner Nächsten viel tiefer verletzten, als jetzt die Steine Deine Füße.“

„Daran habe ich nicht gedacht,“ sagte die Seele.

„Richtet nicht, auf das Ihr nicht gerichtet werdet!“ ertönte es aus der Luft.

„Wir alle haben gesündigt,“ sagte die Seele, indem sie sich wieder aufrichtete. „Ich habe Gesetz und Evangelium gehalten; ich habe gethan, was ich konnte; ich bin nicht wie die Anderen.“ —

Sie waren nun bis an die Pforten des Himmels gekommen, und der Engel, der den Eingang bewachte, fragte: „Wer bist Du? Sprich weß Geistes Kind bist Du und welche Thaten folgen Dir nach?“

„Ich habe streng alle Gebote gehalten, ich bin demüthig vor der Welt gewesen, habe das Böse verabscheut und die Bösen verfolgt, die den breiten Weg der Verdammniß wandeln, und will es auch ferner noch, will sie heimsuchen mit Feuer und Schwert, wo ich es vermag.“

„Du bist also ein Bekenner der Lehre Muhamed's,“ sagte der Engel.

„Ich? Niemals war ich das!“

„Wer nach dem Schwerte greift, kommt damit um, spricht der Sohn. Seinen Glauben hast Du nicht. — Bist Du vielleicht ein Jünger Israels, welcher mit Moses spricht: „Auge um Auge! Zahn um Zahn!“ ein Jünger Israels, dessen eifriger Gott nur der Gott seines Volkes ist?“

„Ich bin ein Christ!“ sagte die Seele.

„Das erkenne ich nicht aus Deinem Glaubensbekenntnisse. Christi Lehre ist Versöhnung, Liebe und Gnade.“

„Gnade! Gnade!“ hallte es wieder durch den unendlichen Raum; die Pforte des Himmels öffnete sich, und die Seele schwebte der ewigen Herrlichkeit entgegen. Aber das Licht, das derselben entströmte, war so blendend, so durchsichtig, daß die Seele vor

demselben zurückwich wie vor einem gezückten Schwerte, und es ertönten so schmelzende und ergreifende Harmonien, wie sie keine irdische Zunge zu beschreiben vermag. Die Seele erbebte abermals und beugte sich tief und immer tiefer. – Da ward sie durchdrungen von der himmlischen Klarheit und fühlte, was sie bisher nicht empfunden hatte: die Last ihres Hochmuths, ihrer Härte und Versündigung.

„Was ich Gutes auf der Welt vollbracht habe, das that ich, weil ich nicht anders konnte, aber das Böse, — das kam aus mir selber her.“

Und die Seele fühlte sich so geblendet von dem Himmelslichte, daß sie wie ohnmächtig in sich selbst verging. Beladen, unreif für das Himmelreich und der strengen und gerechten Gottheit gedenkend, wagte sie es nicht, das Wort Gnade! auszusprechen.

Und doch war die Gnade schon über sie gekommen, war die unerwartete Gnade schon da!

Der Himmel Gottes erstreckte sich über den ganzen unendlichen Raum und die Liebe Gottes durchströmte ihn in unerschöpflicher Fülle.

„Heilig, herrlich, liebreich und ewig werde Du, Menschenseele!“ erscholl es ringsumher. — Ja, Ihr Lieben! so werden auch wir alle einst, wenn der jüngste Tag unseres Erdenlebens anbricht, gleich der Seele hier erbeben vor dem Glanze und der Herrlichkeit des Himmelreichs und, tief gebeugt, darniedersinken, doch getragen und wieder aufgerichtet werden von der ewigen Liebe und Gnade, in neue Bahnen hinüberschweben, geläutert, edler und besser dem Lichte der himmlischen Herrlichkeit uns nahen und, gestärkt durch sie, fähig werden, zur ewigen Klarheit einzugehen.

Ein Bild vom Castellwall herab.

Der Herbst ist gekommen; wir stehen auf dem Festungswall des Castells von Kopenhagen und blicken über die Wellen des Sundes nach den vielen vorbeisegelnden Schiffen und nach der schwedischen Küste hinüber, die im Abendlichte der scheidenden Sonne so hoch aus dem Wasser der Meerstraße hervortritt. Hinter uns fällt der Wall schroff ab; dort stehen in der Tiefe hohe prächtige Bäume, von deren Zweigen das gelbe Laub herabfällt. Dort unten steht auch ein finsteres, von hölzernen Pallisaden umgebenes Haus, und innerhalb dieser Umgürtung, da, wo die Schildwache auf und ab geht, ist es so eng und schauerlich. Aber noch finsterer sieht es aus hinter dem vergitterten Loche in der Mauer, wo Sclaven und die ärgsten Verbrecher eingesperrt werden.

Ein Strahl der untergehenden Sonne fällt in die nackte Kammer. Die Sonne scheint auf Gute und Böse. Der finstere, barsche Gefangene drinnen wirft einen häßlichen Blick nach dem kalten Sonnenstrahl. Ein kleiner Vogel flattert an dem Gitter. Vöglein singt für Gute und Böse. Der Vogel flötet ein kurzes Quiwit, bleibt auf dem Gitterrand sitzen; schlägt mit den Flügeln, rupft sich eine Feder aus, und läßt die anderen Federn um den Hals bauschen. — Und der böse Mann in Ketten sieht darnach, ein milderer Zug fliegt über sein häßliches Angesicht, ein

Gedanke, dessen er sich nicht deutlich bewußt ist, steigt in seiner Brust auf — ein Gedanke, der dem Sonnenstrahle am Gitterloche ähnlich und mit dem Duft der Veilchen verwandt ist, wenn sie im Frühling so reichlich und üppig da draußen am Walle der Festung blühen. — Jetzt schallt auch die Musik des Jägercorps stark und lieblich darein. — Der Vogel fliegt fort vom Gitter des Gefangenen, der Sonnenstrahl scheidet, und es wird wiederum dunkel in dem Kerker und dunkel in des bösen Mannes Herz: aber die Sonne hat doch zu ihm hineingeschienen und Vöglein hat zu ihm hineingesungen. —

Hallet fort, ihr schönen Töne des Jägerhorns! Der Abend ist so mild, die See so spiegelklar und still! —

Das Schwanennest.

Zwischen der Ostsee und dem Nordmeer liegt ein altes Schwanennest, das Dänemark heißt, und worin Schwäne zur Welt gekommen sind, deren Namen niemals aussterben werden.

Vor Alters flog ein Schwanenzug von hier aus über die Alpen nach Mailands grünen Ebenen, wo es so schön zu wohnen war. Longobarden nannte man diesen Schwanenzug.

Eine andere Schaar mit glänzendem Gefieder und treuen Augen brach sich einen Weg durch die Fremde bis nach Byzanz, lagerte sich hier um des Kaisers Thron, und breitete seine großen weißen Schwingen aus, um den Griechenkaiser zu beschützen. Das waren die Wäringer.

Von Frankreichs Küsten ertönte ein Angstgeschrei vor den blutgierigen Schwänen, die mit Feuer unter den Flügeln vom Norden her in das Land einbrachen, und alles Volk flehte: „Bewahre uns, o Gott! vor der Wuth der Normannen!"

Auf Englands wiesengrünen Rasen, am offenen Meer, stand der dänische Schwan mit der dreifachen Königskrone auf dem Haupte und streckte seinen goldenen Scepter über das ganze Land aus *).

Auf die Knie beugten sich die Heiden an Pommerns Küsten,

---

*) Vergl. Oehlenschläger's erzählende Elegie: „Knud der Große".

denn die dänischen Schwäne zogen unter des Kreuzes Banner mit blanken Schwertern heran*).

„Das geschah in alten Tagen!" sprichst Du? Aber wisse, daß auch in Tagen, die den unsrigen näher sind, mächtige Schwäne des Nordens aus dem Neste flogen.

Es leuchtete am Himmel und es leuchtete hin über die Erde, denn der nordische Schwan verscheuchte mit seinen starken Schwingen den verfinsternden Nebel, und der Sternenhimmel ward sichtbarer und gleichsam der Erde näher gerückt.

Und wie hieß der nordische Schwan, der das vollbrachte?

Tycho Brahe nannte man ihn.

„Ja, damals!" sprichst Du. „Aber jetzt, in unsern Tagen?" —

Da haben wir Schwan an Schwan im herrlichen Fluge gesehen. Der Eine ließ seine Schwingen über die Saiten der goldenen Harfe hingleiten, und die Töne hallten wieder durch den Norden, Norwegens Felsen stiegen höher hervor im Sonnenlichte der Vorzeit, und es brauste unter ihren Tannen und Fichten, die Götter des Nordens, Helden und edle Frauen, zeigten sich wieder im tiefen dunklen Waldgrunde.

Wir sahen einen Schwan mit den Schwingen an den Marmorfelsen schlagen, daß derselbe davon zerbrach, und die an das Gestein gebundenen Schönheitsgestalten traten hervor an den sonnenhellen Tag, und die Menschen rings in den Landen umher erhoben das Haupt, um diese gewaltigen Gebilde zu sehen.

Wir sahen einen dritten Schwan den Gedankenfaden spinnen, der nun von Land zu Land reicht und bald rund um die Erde gehen wird, so daß das Wort mit des Blitzes Eile alle Lande der Erde durchfliegt**). —

*) Unter Waldemar I. wurden die wendischen Seeräuber und Heiden zur Zerstörung ihrer Götzen und Annahme des Christenthums gezwungen.

**) Die letzten drei Bilder sind Anspielungen auf den berühmten Dichter Oehlenschläger, den großen Bildhauer Thorwaldsen und den

Unser Herrgott hat lieb das alte Schwanennest zwischen der Ostsee und dem Nordmeer. Mögen gewaltige Vögel nur daher kommen durch die Luft, um es zu zerreißen, es wird ihnen nicht gelingen, denn selbst die noch ungefiederten Jungen stellen sich am Rande des Nestes auf, das haben wir gesehen; sie lassen sich die junge Brust zerhauen, daß ihr Blut dahinströmt, aber sie wehren sich noch mit den Klauen und beißen um sich mit dem scharfen Schnabel.

Jahrhunderte werden vergehen, Schwäne sollen aus dem Neste fliegen und rundumher in der Welt gesehen werden, ehe die Zeit herankommt, da es im Geiste und in der Wahrheit heißen wird: „Das war der letzte Schwan, der Schwanengesang aus dem Schwanenneste zwischen der Ostsee und dem Nordmeer!“

---

weltbekannten Erfinder des Elektro-Magnetismus, H. C. Oersted. Alle diese drei großen Männer gehören nun schon dem Reiche der Todten an.

Fünf in der Erbsenschote.

Fünf Erbsen saßen in einer Erbsenschote; sie waren grün, und die Schote war grün, und darum meinten sie, die ganze Welt müsse grün sein, was denn insoweit auch eine ganz richtige Meinung war. Die Schote wuchs und die Erbsen wuchsen; sie wußten sich nach der Räumlichkeit einzurichten und saßen ganz gemüthlich in einer Reihe da. Die Sonne schien draußen und erwärmte die Schote, der Regen machte sie durchsichtig, und darum war es warm und gut drinnen, hell bei Tage und dunkel in der Nacht, ganz wie sich's gehört. Und die Erbsen wurden größer und immer nachdenkender, als sie so neben einander dasaßen, denn Etwas mußten sie sich doch vornehmen.

„Soll ich hier immer sitzen bleiben?“ fragte die Eine die Andere. „Wenn ich nur nicht hart werde vom langen Sitzen! Ist mir's doch, als wenn auch draußen Dinge vorgingen; ich habe so ein Vorgefühl davon.“

Und es verstrichen Wochen; die Erbsen wurden gelb und die Schale wurde gelb. „Die ganze Welt wird gelb!“ sagten sie, was man ihnen unter solchen Umständen nicht verdenken konnte.

Darauf vernahmen sie einen Ruck an der Schote; sie wurden abgerissen von Menschenhand und kamen in eine Rocktasche, die

mit Erbsenschoten gefüllt wurde. „Nun wird bald aufgemacht werden!“ sagten sie, und darauf harrten sie.

„Wer es jetzt am weitesten von uns bringen wird, das möchte ich wissen!“ sagte die kleinste Erbse. „Bald wird sich’s ergeben!“

„Möge kommen, was kommen soll!“ sagte die größte Erbse.

Knack! da sprang die Schote, und alle fünf Erbsen rollten hinaus in den hellen Sonnenschein. Sie lagen in einer Kindeshand, ein kleiner Bursche hielt sie fest und sagte, das seien gute Erbsen für seine Büchse. Und gleich darauf kam die eine Erbse in ein Gewehr und wurde fortgeschnellt.

„Nun flieg’ ich in die weite Welt hinaus! — Greif’ mich, wenn Du’s kannst!“ rief sie, und damit war sie verschwunden.

„Ich,“ sagte die zweite Erbse, „fliege gerade in die Sonne! Das ist eine charmante Erbsenschale und paßt ganz für mich.“

Fort war auch die!

„Ich bette mich, wohin ich komme,“ sagten die beiden anderen Erbsen, „aber wir trollen wohl schon davon?“ und damit rollten sie die Diele entlang, ehe sie in die Schießbüchse gelangten, wohin sie nun wirklich kamen. „Wir werden es am weitesten bringen,“ sagten sie.

„Geschehe, was geschehen muß!“ sagte die letzte Erbse, indem sie in die Höhe geschossen wurde, und flog gegen das alte Brett unter dem Erkerfenster, und gerade in eine Spalte voll Moos und weiche Erde hinein, und das Moos schloß sich wieder um sie zu. Da lag die Erbse nun wohlverwahrt, aber nicht vergessen vom lieben Gott.

„Geschehe mit mir, was geschehen soll!“ sagte sie.

In dem Erkerstübchen wohnte eine arme Frau, welche den Tag über Oefen abputzte, ja sogar mit dem Sägen und Kleinmachen von Brennholz sich abgab, und allerlei schwere Arbeiten verrichtete. Denn stark war sie von Körper, aber nichtsdestoweniger war und blieb sie eine arme Wittwe. Und daheim im stillen Kämmerlein lag ihre halberwachsene einzige Tochter, die

so fein und zart gebaut war. Ein ganzes Jahr schon hatte das Mädchen krank gelegen und schien weder leben noch sterben zu können.

„Sie wird zu ihrer kleinen Schwester gehen,“ seufzte die Frau. „Ich hatte die zwei lieben Kinder, und es ward mir schwer, sie beide zu versorgen. Aber da theilte der Herr mit mir und nahm das eine wieder zu sich. Nun möchte ich doch so gern das andere Kind behalten, das mir noch geblieben, aber der liebe Gott will's wohl nicht, daß die Kinder getrennt sein sollen! Auch sie wird hingehen zu der Schwester!“

Aber das kranke Mädchen blieb noch immer und lag geduldig auf dem Siechbette, wenn die Mutter auf den Verdienst um das tägliche Brot ausgegangen war.

Die Frühlingszeit war nun gekommen, und in einer Morgenstunde, als die Mutter eben auf die Arbeit gehen wollte, schien die Sonne gar lieblich zu dem kleinen Fenster herein und längs der Diele, und das kranke Mädchen blickte aufmerksam nach den untersten Fensterscheiben.

„Was mag das doch für ein Kraut sein,“ sagte die Kranke, „das am Fenster wächst? Es regt sich im Winde!“

Und die Mutter trat an das Fenster und öffnete es ein wenig. „Ei, sieh doch!“ rief sie verwundert aus, „das ist fürwahr eine kleine Erbse, welche da mit ihren grünen Blätterchen aufschießt. Wie die wohl hier in die Ritze hineingekommen sein mag? Nun, da wirst Du bald einen kleinen Garten anzuschauen haben.“

Und nun wurde das Bett der Kranken näher an das Fenster gerückt, so daß sie die keimende Erbse sehen konnte, und die Mutter ging an ihre Arbeit.

„Mutter, ich glaube, ich werde mich noch wieder erholen,“ sagte am Abend das junge Mädchen. „Die Sonne hat heute so warm zu mir hereingeschienen, die kleine Erbse gedeiht so gut,

und ich werde auch wieder gesund werden, daß ich aufstehen und in den Sonnenschein hinausgehen kann.“

„Wollte Gott, daß es geschehen möchte!“ sagte die Mutter, aber sie glaubte nicht daran, steckte aber doch einen kleinen Stock an die Erbse, damit sie nicht vom Winde geknickt werden möchte, schlug einen Bindfaden um das Fensterbrett und knotete ihn an den Fensterpfosten, damit die Erbse daran ranken könnte, wenn sie wirklich aufwachsen sollte, und es geschah wirklich so, denn mit jedem Tage schoß die Erbse höher auf.

„Nein, nun fängt sie sogar an zu blühen!“ sagte die Frau eines Morgens, als sie an das Fenster getreten war, und nun fing auch sie an zu hoffen und zu glauben, daß ihre Tochter noch wieder genesen könnte. Sie gedachte dabei, wie ihr Kind seit einiger Zeit lebhafter gesprochen, sich die letzten Morgen sogar im Bette aufgerichtet und mit freudigen Blicken nach dem aus einer einzigen Erbsenpflanze bestehenden Erbsengarten ausgeschaut habe. Die folgende Woche konnte die Genesende zum ersten Male außer dem Bette sein und eine ganze Stunde aufbleiben. Wie so glückselig saß sie nun da in dem erwärmenden Sonnenschein! das Fenster stand offen, und draußen blühte rothweiß die Erbsenblume. Das kleine Mädchen steckte den Kopf zum Fenster hinaus und küßte sanft die feinen Erbsenblätter. Das war heute, als sei ein Festtag gekommen.

„Der gute Vater im Himmel hat das Blümlein selbst dahingepflanzt und gedeihen lassen, mein theures Kind, um Dir und mir Hoffnung und Freude zu schenken,“ sagte die Mutter. —

Aber was ward denn aus den andern Erbsen? — Nun die, welche in die weite Welt hinausflog mit dem Freudenrufe: „Greif mich, wenn Du's kannst!“ fiel in die Dachrinne und kam in einen Taubenkropf, wo sie eben so sicher als Jonas im Bauche des Wallfisches aufgehoben war. — Das faule Erbsenpaar brachte es auch nicht weiter, denn es wurde ebenfalls den Tauben zur Beute, und stiftete mithin soliden Nutzen. Aber die vierte Erbse,

welche bis in die Sonne hinauffliegen wollte, fiel in eine Wasserpfütze, wo sie tage- und wochenlang liegen blieb und ganz gehörig anschwoll.

„Ich werde so corpulent“ sagte sie; „ich fange an zu bersten, und weiter kann es, meiner Meinung nach, keine Erbse bringen.“

Und der Rinnstein gab ihr Recht.

Aber das junge Mädchen stand mit hellen Augen und der Röthe wiederkehrender Gesundheit auf den Wangen an dem Erkerfenster, faltete die feinen Hände über den Erbsenblüthen und dankte dem himmlischen Vater für seine milde Güte.

„Ich lobe mir meine dicke Erbse!“ sprach der Rinnstein.

Ein Blatt vom Himmel.

Hoch oben in der hellen Luft flog ein Engel mit einer Blume aus dem Garten des Himmels, und indem er einen Kuß auf die Blume drückte, löste sich ein ganz kleines Blatt davon los und fiel auf die kothige Erde, mitten in einen Wald hinein, und sogleich wurzelte es hier und wuchs auf unter den anderen Bäumen und Pflanzen.

„Was das für ein sonderbarer Steckling ist!“ sagten sie, und keines von allen Gewächsen des Waldes wollte die Himmelspflanze als vollgültig anerkennen, weder die Distel noch die Brennnessel.

„Es wird so ein Ding von Gartengewächs sein,“ sagten sie und grinsten dazu, und so ward denn die junge Pflanze zum Narren gehalten, aber sie wuchs empor und breitete ihre langen Zweigen in weitem Kreise aus.

„Wo gedenkst Du hin?“ sagten die hohen Disteln, welche Dornen an allen Blättern haben. „Du läufst ja wohl nur so herum, um uns zu necken? Das können wir nicht zugeben; wir wollen hier nicht stehen, um Dich zu tragen.“ —

Nun kam der Winter heran; der Schnee bedeckte die junge Pflanze, aber die Schneedecke glänzte, als wenn sie von unten herauf vom Sonnenlichte durchströmt würde. Und als darauf

der Frühling gekommen war, stand hier ein so schön blühender Busch wie nirgend anderswo im ganzen Waldrevier.

Nun kam der botanische Professor daher, welcher ein Zeugnißbuch aufzuweisen hatte, daß er wirklich der Mann war, wofür er sich ausgab. Derselbe Professor besah die Pflanze und that einen Biß hinein, allein das Gewächs stand nicht in seiner Pflanzenlehre, es war ihm ganz unmöglich herauszubringen, zu welcher Klasse dasselbe gehörte.

„Es ist eine Abart," sagte er. „Ich kenne die Pflanze nicht, sie ist nicht mit in das System aufgenommen."

„Nicht mit aufgenommen in das System!" wiederholten die Disteln und Brennnesseln.

Die umstehenden Bäume hörten, was gesprochen wurde, und auch sie sahen, daß die fremde Pflanze nicht zu ihrer Familie gehörte, aber sie sagten Nichts, weder Gutes noch Böses, was auch allemal das Rathsamste bleibt, wenn man nicht unterrichtet ist.

Da kam im Walde ein armes unschuldiges Mädchen des Weges daher. Ihr Herz war noch rein, aber ihr Verstand groß durch den Glauben; ihr ganzes Erbgut bestand in einer alten Bibel, aber aus den Blättern derselben sprach die Stimme Gottes zu ihr. Wollen die Menschen Dir übel, so gedenke aus der Geschichte Josephs der Worte: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Widerfährt Dir Unrecht im Leben, wirst Du verkannt und verhöhnt, so gedenke seiner, des Reinsten und Besten, den sie verspotteten und an's Kreuz nagelten, wo er noch bat: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Das junge Mädchen blieb stehen vor dem wundervollen Baum, dessen grüne Blätter so süß und erquickend dufteten und dessen Blüthen im hellen Sonnenscheine einem ganzen Farbenfeuerwerke glichen. Und es tönte aus jedem Blüthenkelche, als sei darin der tiefe Born aller Melodien verborgen. Mit stiller Andacht betrachtete die junge Tochter der Unschuld all' diese Herrlichkeit

Gottes; sie bog einen Zweig herab, um die Blumen recht genau zu besehen und den lieblichen Duft derselben einzuathmen, und es glüthe in ihrem Innern und that ihrem Herzen so wohl. Wie gern hätte sie nicht einen Blüthenstengel von dem schönen Busche gehabt, aber sie mochte keinen davon abbrechen, weil er doch nur hingewelkt wäre. Sie pflückte bloß ein einziges von den grünen Blättern, trug es sorgfältig heim und legte es zu Hause in ihre Bibel, und da blieb es frisch, immer frisch und unverwelklich liegen.

Zwischen den Bibelblättern blieb das Blatt aufbewahrt, die Bibel aber wurde dem jungen Mädchen unter das Kopfende gelegt, als sie Wochen nachher im Sarge lag mit dem frommen Ernste des Todes auf dem verklärten Angesichte, als hätte es sich in dem irdischen Staube abgeprägt, daß die Jungfrau nun vor Gott stand.

Aber draußen im Walde blühte die wundervolle Pflanze fort, war wie ein ganzer Baum anzusehen, und alle Vögel kamen daher und beugten sich vor dem prachtvollen Blüthengewächse, besonders die Schwalben und der Storch.

„Das ist ein ausländisches Machwerk!“ sprachen Distel und Klette. „So würden wir uns hier zu Lande doch niemals benehmen.“ —

Und die schwarzen Waldschnecken geiferten den schönen Baum an.

Da kam nun der Schweinhirte daher, riß Disteln und Schmarotzer auf, um Asche daraus zu brennen, und es gelang ihm, auch den ganzen Wunderbaum mit den Wurzeln auszureißen. „Der muß auch Nutzen thun,“ sagte er, und damit war es um die schöne Pflanze geschehen. —

Länger als Jahr und Tag schon litt der Landeskönig an tiefer Schwermuth. Er war tüchtig und arbeitsam, aber das half ihm nicht. Es wurden ihm tiefsinnige Bücher vorgelesen und auch die allerleichtfertigsten, die nur aufzutreiben waren: es

wollte aber Alles nicht helfen. Da erschien der Bote eines der weisesten Männer in der Welt, bei dem man Rath gesucht hatte, mit der Antwort, daß es ein sicheres Mittel gebe, den Leidenden zu erquicken und zu heilen. Im eigenen Reiche des kranken Königs wachse im tiefen Waldgrunde eine Pflanze von himmlischen Ursprunge, so und so sehe sie aus, man könne nicht irren — und es war ein Abbild der Pflanze beigegeben, wornach sie leicht zu erkennen sein mußte. „Sie grünt Sommer und Winter; pflückt alle Abend ein Blatt davon und legt es dem kranken König auf die Stirn“ — so lautete das Recept. „Dann werden sich seine Gedanken klären und ein nächtlicher Traum wird ihn für den kommenden Tag stärken.“

Das war nun gewiß deutlich genug gesprochen, und darauf gingen alle Doctoren und der botanische Professor hinaus in den Wald, um die wunderthätige Pflanze aufzusuchen. Aber wo war unterdessen die heilende Wunderpflanze geblieben? —

„Ich werde sie mit dem andern Unkraut in mein Bündel geschnürt haben,“ sagte der Schweinhirte. „Das ist Alles längst zu Asche gebrannt. Aber ich verstand es nicht besser.“ —

„Verstand es nicht besser!“ riefen Alle wie aus einem Munde. „Unwissenheit! Unwissenheit! wie groß bist du doch noch!“ Und das waren Worte, die der Schweinhirte sich zu Gemüthe führen konnte, denn auf ihn und Niemand anders waren sie gemünzt.

Auch nicht ein Blatt des Wunderbaumes war mehr aufzufinden, denn das einzige, welches noch übrig geblieben war, lag im Sarge der Gestorbenen, aber Niemand wußte davon.

Und der König selbst kam in seinem Unmuthe nach dem Walde und ging hin nach der Stelle, wo die Wunderpflanze gestanden hatte. „Hier stand der Baum,“ sagte er; „das ist eine geheiligte Stätte!“

Und der Platz, wo der Baum gewachsen war, wurde mit einem güldenen Gitter eingefriedigt und eine Schildwache als Hüter Tag und Nacht dabei postirt.

Der botanische Professor schrieb eine Abhandlung über die himmlische Pflanze, und für diese schriftstellerische Arbeit wurde er vergoldet, was ihm zur größten Freude gereichte. Und die Vergoldung kleidete ihn und seine Familie gar gut, was das Tröstlichste an dieser ganzen Geschichte ist, denn der Wunderbaum war dahin und der König war und blieb schwermüthig und betrübt. „Das ist aber auch schon vorher gewesen," sagte die Schildwache.

Der alte Grabstein.

In einer unserer kleinen Landstädte saß eines Abends um einen Mann, der im eigenen Hause wohnte, die Familie im Kreise versammelt in der Jahreszeit, da die Abende schon länger werden, aber die Luft war noch mild und warm. Die langen weißen Vorhänge verdeckten die Fenster, an welchen Blumentöpfe aufgestellt waren, und draußen schien der Vollmond hell und klar. Davon wurde doch nun nicht gesprochen, sondern von einem alten großen Stein, welcher auf dem Hofplatze, dicht neben der Küchenthür lag, wo die Mägde die blankgescheuerten Kupfergeschirre zum Trocknen in der Sonne aufzustellen pflegten und die Kinder ihre Spiele trieben. Eigentlich war das ein alter Grabstein.

„Ja," sagte der Hausvater, „ich glaube, der Stein stammt von der alten Klosterkirche her. Damals wurden ja sowohl die Kanzel, als auch die Gedenk- und Grabsteine meistbietend verkauft. Mein seliger Vater erstand mehre von den letzteren, die er zu Pflastersteinen zerschlagen ließ, doch jener dort wurde nicht verbraucht und blieb auf dem Hofe liegen."

„Man kann deutlich sehen, daß es ein Grabstein gewesen ist," sagte das älteste von den Kindern. „Es ist noch ein Stundenglas darauf zu unterscheiden und ein Stück von einem Engel, aber die Inschrift ist verwischt, mit Ausnahme des Wortes „Preben" und einem dabeistehenden S., und weiter unten steht „Martha."

Mehr kann man nicht lesen, und auch diese Buchstaben nur, wenn es eben geregnet hat, oder wenn wir den Stein abwaschen.“

„Du lieber Gott! dann muß das Preben Svane's und seiner Frau Leichenstein gewesen sein,“ sagte ein alter Mann von der Gesellschaft, der recht wohl der Großvater aller in der Stube Anwesenden hätte sein können. „Ja, dies Ehepaar war eins der letzten, die auf dem alten Klosterkirchhofe begraben wurden. Jedermann kannte die beiden alten Leute, Alle liebten und ehrten sie; es war das sogenannte Königspaar unter den Alten dieser Stadt. Man sagte von ihnen, daß sie mehr als eine Tonne Goldes im Vermögen hätten, und doch trugen sie nur ganz simple grobe Kleider, aber ihre Wäsche war immer glänzend weiß. Ja wahrlich, das war ein Paar herrlicher Eheleute! Wenn sie oben auf der hohen Steintreppe vor ihrer Hausthür saßen, über welche ein alter Lindenbaum seine Zweige ausbreitete und den Vorübergehenden einen freundlichen Gruß zunickten, so wurde man ordentlich froh darüber. Sie waren beide so unendlich gut gegen Arme, gaben ihnen zu essen, kleideten sie und verstanden es recht, Vernunft und Christenthum in alle ihre Wohlthaten zu legen. — Zuerst starb die Frau; ich erinnere mich noch deutlich des Tages. Ich war damals ein kleiner Junge und mit meinem Vater zu dem alten Preben gegangen, als die Frau eben verschieden war. Der alte Mann war so betrübt über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, daß er bitterlich und wie ein Kind darüber weinte. Die Leiche lag noch in der Schlafkammer neben der Stube, wo wir saßen. Der Alte klagte meinem Vater und einigen andern Nachbarn, die ebenfalls Krankenbesuche machen wollten, wie einsam es ihm nun in seinem Hause sein und wie verlassen er sich darin fühlen werde; wie gut und edelmüthig die Entschlafene immer gewesen, wie viele Jahre sie mit einander verlebt hätten, und wie es gekommen sei, daß sie einander kennen gelernt und liebgewonnen hätten. Ich war damals, wie gesagt, noch klein, stand da und hörte Alles mit an und wurde so sonderbar davon ergriffen, die Klagen des alten Mannes zu hören und

zu sehen, wie sein Gesicht sich mehr und mehr belebte, als er von den Verlobungstagen sprach und den Nachbarn erzählte, wie liebenswürdig die Todte damals gewesen sei, wie viele unschuldige Schliche er gemacht habe, um mit ihr zusammenzutreffen, und als er dann von den Hochzeitsfeierlichkeiten erzählte, glänzten seine Augen und er schien gleichsam die längst entschwundenen Tage seiner Jugend noch einmal zu durchleben, während sie, die Gelobte und Geliebte, nun nebenan auf dem Todtenbette lag — eine alte abgelebte Frau, und er, der Greis, von den Tagen der grünenden Hoffnung sprach! Ja, ja, so geht's in der Welt! Damals war ich nur ein Kind, und jetzt bin auch ich alt geworden wie Preben Svane. Die Zeit fliegt schnell dahin, und Alles ist dem Wandel unterworfen. Ich weiß mich noch heute auch des Begräbnißtages zu erinnern. Der alte Preben ging dicht hinter dem Sarg. — Ein paar Jahre vorher hatten die alten Eheleute ihren Grabstein zurichten und ihre Namen darauf einhauen lassen — nur das Datum und die Jahrszahl des Sterbetages war noch offen gelassen. Der Stein wurde nun auf das Grab der Frau gewälzt, um das folgende Jahr wieder gehoben zu werden, als der alte Preben zu seiner Frau hinabgesenkt werden sollte. — Sie hinterließen keine so großen Reichthümer, als es geheißen hatte. Was von baarem Vermögen und Besitz sich vorfand, kam in die Hände ferner Verwandten in der Fremde, von welchen man vorher nie etwas gehört hatte. Das alte Haus von Tafelwerk und mit der hohen steinernen Treppe unter der Linde ließ die Stadtbehörde niederreißen, denn es war zu baufällig, um es länger stehen zu lassen. Als später mit der Klosterkirche eben so verfahren und der Klosterkirchhof geebnet ward, kam Preben's und Martha's Grabstein, wie alles übrige dortige Inventar, in die Hände Derer, die davon kaufen mochten, und da hat denn der Zufall es so gefügt, daß dieser Leichenstein nicht auch zerschlagen wurde, sondern auf dem Hofplatze liegen geblieben ist, um den Kindern zur Spielstätte, und den Mägden als Trockenplatz für das gescheuerte Küchengeschirr zu dienen. — Das Pflaster der

einen Straße geht nun über des alten Preben und seiner Martha Ruhestätte hin, und Keiner weiß mehr von den beiden Todten zu sagen.“ — —

Und der alte Mann, der alles Dies erzählt hatte, schüttelte wehmüthig den Kopf: „Vergessen werden! Alles wird einst vergessen sein!“ sagte er.

Und nun wurde in der Gesellschaft von anderen Dingen gesprochen, aber der kleinste von den Knaben drinnen, ein Kind mit großen, ernstblickenden Augen, kletterte auf den Stuhl hinter den Fenstervorhängen und schaute in den Hof hinab, wo der Mond hell auf den großen Stein schien, der ihm sonst ganz leer und flach vorgekommen war, nun aber als ein großes Blatt eines Geschichtenbuches dalag. Alles, was der kleine Knabe von Preben und seiner Frau gehört hatte, enthielt dieser Stein. Und er sah den Stein an, und er sah den klaren Vollmond an in der reinen hohen Luft, und es war ihm, als wenn das Angesicht Gottes auf die Erde herableuchtete.

„Vergessen werden! — Alles wird einst vergessen sein!“ hallte es dort in der Stube wieder, und im selbigen Augenblick küßte ein Engel den kleinen Knaben auf die Stirn und Brust und flüsterte ihm ins Ohr: „Hüte das Dir verliehene Samenkorn wohl! hüte es bis zur Zeit der Reife! Durch Dich, Du Kind, soll einst die verwischte Inschrift des verwitterten Grabsteins kommenden Geschlechtern in lichten goldenen Zügen wieder vor Augen gestellt werden. Das alte Ehepaar wird wiederum Arm in Arm einherwandeln durch die alten Gassen, mit frischen rothen Wangen auf der steinernen Treppe unter der Linde sitzen und Arme und Reiche freundlich lächelnd grüßen. Das Samenkorn dieser Stunde wird mit der Zeit zu einem blühenden Dichterwerke heranwachsen; denn das Gute und Schöne soll nicht vergessen werden, sondern in Sagen bleiben, und in Sagen und Gesängen fortleben.“ —

Hans Plump.

Eine alte wiedererzählte Geschichte.

Draußen auf dem Lande lag ein altes Gehöfte und darin wohnte ein alter Edelmann, welcher zwei Söhne hatte, die so klug und witzig waren, daß es nicht zu beschreiben ist. Sie wollten um des Königs Tochter freien, und das durften sie auch, denn die Prinzessin hatte ausrufen lassen, sie wolle Den zum Mann haben, der am besten für sich zu sprechen wüßte.

Die beiden Junker bereiteten sich nun acht Tage lang darauf vor, denn das war die längste Zeit, die ihnen dazu gelassen wurde, und die reichte denn auch hin, da sie beide Vorkenntnisse besaßen, was immer von Nutzen ist. Der Eine von ihnen konnte sein ganzes lateinisches Lexikon und drei Jahrgänge der Dorfzeitung auswendig, und das sowohl vorwärts als rückwärts. Der Andere hatte sich mit allen Zunftartikeln der verschiedenen Innungen und Gewerbe bekannt gemacht und kannte die Pflichten der Oberalten, so daß er, wie er selbst meinte, vollkommen befähigt war, über das Wohl des Staates mit zu berathen, und dann verstand er noch außerdem, Hosenträger zu steppen, denn er war sehr fein und fingerfertig.

„Ich kriege die Königstochter!“ sagten sie alle Beide, und darauf gab der Vater Jedem von ihnen ein schönes Reitpferd: er, der

das Lexikon und die Dorfzeitung auswendig wußte, bekam ein kohlschwarzes, und der, der die Oberaltenweisheit besaß und die Hosenträger steppen konnte, ein milchweißes, und nun rieben sie sich Beide die Mundwinkel mit Leberthran ein, damit die Lippen recht redegeschmeidig sein sollten. Alles Gesinde war auf dem Hofe versammelt, um es mit anzusehen, wenn die beiden Junker zu Pferde stiegen. Da kam auch der dritte Bruder hinzu, denn sie waren ihrer drei Gebrüder, aber dieser letztere wurde von Niemand als ein rechter Bruder der beiden Junker angesehen, weil er keine so große Gelehrsamkeit besaß als sie, und darum nannten sie ihn auch nur den Hans Plump.

„Wo wollt Ihr hin, da Ihr in Staatslivree seid?“ fragte er.

„Nach Hofe, um uns die Tochter des Königs zu erschwatzen. Hast Du denn gar nichts davon gehört, was im ganzen Lande ausgetrommelt worden ist?“ Und nun erzählten sie ihm die ganze Begebenheit mit der Prinzessin.

„Allewetter!“ sagte Hans Plump, „da werde ich ja auch mit hingehen müssen!“ und die Brüder lachten ihn aus und ritten von dannen.

„Papa, gieb mir ein Pferd!“ rief Hans Plump. „Ich bin auf einmal so heirathslustig geworden. Nimmt sie mich, so nimmt sie mich, und nimmt sie mich nicht, so nehme ich sie doch!“

„Dummes Zeug!“ sagte der Papa. „Dir gebe ich kein Reitpferd; Du kannst ja nicht für Dich sprechen! Nein, Deine Brüder, das sind mir staatskluge Junker!“

„Soll ich kein Pferd haben,“ sagte Hans Plump, „so nehme ich meinen Ziegenbock; der ist mein eigen und kann mich gut tragen.“ Und damit bestieg er seinen Ziegenbock, spornte das Thier mit den Hacken und jagte auf der Landstraße davon. — Herrje, wie das schnob! „Hier komm' ich!“ rief Hans Plump, und dazu sang er aus voller Kehle in den Wind hinein.

Die Brüder aber ritten ganz anständig und schweigsam voraus; sie sprachen kein Wort, denn sie mußten über die guten Einfälle



nachdenken, welche sie bei der Prinzessin anbringen wollten, weil es recht etwas Ausgedachtes sein sollte.

„Halloh!“ rief Hans Plump, „hier komm' ich! Seht her, was ich auf der Landstraße gefunden habe!“ und da zeigte er ihnen eine todte Krähe, die er unterwegs gefunden hatte.

„Hans,“ sagten die Brüder, „was willst Du damit machen?“

„Die will ich der Prinzessin schenken.“

„Thu' Du das!“ sagten sie, lachten und ritten weiter.

„Halloh! hier bin ich!“ rief Hans Plump abermals. „Seht, was ich nun gefunden habe! Solche Dinge findet man nicht alle Tage auf der Straße!“

Und die Brüder kehrten um und ritten ein Stück Weges zurück, um zu sehen, was es wäre. „Plump,“ sagten sie, das ist ja ein alter Holzschuh, woran das Oberleder fehlt! Willst Du vielleicht der Prinzessin auch damit ein Geschenk machen?“

„Allerdings!“ sagte Hans Plump, und die Brüder lachten laut und ritten weiter und kamen eine weite Strecke voraus.

„Halloh! hier bin ich!“ rief Hans Plump zum dritten Mal. „Nein, nun wird's immer toller! Juchhe! das ist über die Maßen!“

„Was hast Du nun wieder gefunden?“ fragten die Brüder.

„Ach,“ sagte Hans Plump, „es ist nicht der Rede werth. Was die Prinzessin sich aber darüber freuen wird!“

„Pfui doch!“ schrien die Brüder, „das ist ja purer Schmutz, wie er eben aus dem Graben gekommen.“

„Ja, ja! so ist's!“ sagte Hans Plump, „und er ist von der allerfeinsten Sorte, denn man kann ihn nicht einmal in der Hand festhalten.“ Und nun füllte er seine Tasche damit.

Die Brüder aber ritten in fliegender Eile davon, kamen eine ganze Stunde Weges voraus und hielten erst an vor dem Thor der Königsstadt. Hier bekamen alle Freier eine Nummer, wurden reihenweise, zu sechs in jedem Gliede, und so dicht aneinander gestellt, daß sie die Arme nicht rühren konnten, was sehr vernünftig angeordnet war, weil sie einander sonst das Rückenstück aufge-

schnitten haben würden, bloß weil der Eine hinter dem Andern stehen mußte.

Alle übrigen Einwohner des Landes waren rund um das Schloß versammelt; bis an die Schloßfenster standen sie, um recht zu beobachten, wie die Prinzessin ihre Freier empfing, und so oft ein Freier zu ihr hineintrat, versagte ihm die Rednergabe.

„Taugt nichts!“ sagte die Prinzessin. „Fort!“ Nun kam derjenige von den beiden Brüdern an die Reihe, der das Lexikon auswendig wußte, diese Wissenschaft aber während des in Reih' und Glied Stehens gänzlich ausgeschwitzt hatte. Der Boden unter ihm war von Spiegelglas, so daß er sich selbst auf dem Kopf stehend erblickte, und an jedem Salonfenster standen drei Schreiber und ein Oberalter, die jedes Wort, das gesprochen wurde, zu Papier brachten, damit es gleich ins Tageblatt eingerückt und an allen Straßenecken für einen Schilling feilgeboten werden könnte. Das war fürchterlich, und noch dazu hatten sie die Oefen so stark geheizt, daß die Röhren roth davon waren.

„Es ist hier sehr warm,“ sagte der Freier.

„Das kommt daher, daß mein Vater heute Hahnküchlein bratet,“ sagte die Prinzessin.

Bah! da saß er fest! Auf eine solche Rede war der Lexikongelehrte nicht gefaßt; kein Wort wußte er darauf zu erwiedern, denn etwas Witziges sollte es doch sein. Bah!

„Taugt nichts!“ sagte die Prinzessin. „Fort!“ und damit mußte er sich trollen.

Nun trat der zweite Bruder vor.

„Hier ist es entsetzlich warm,“ sagte er.

„Jawohl,“ sagte die Prinzessin, „wir braten heute Hahnküchlein.“

„Was bel...? was...?“ sagte er, und alle Schreiber nahmen das „Was bel...? was...?“ zu Protokoll.

„Taugt nichts!“ sagte die Prinzessin. „Fort!“ —

Darauf kam Hans Plump an das Examen; er ritt auf seiner Ziege gerade in den Saal hinein.

„Hier giebt's Glühhitze," sagte er.

„Das kommt daher," sagte die Prinzessin, „weil wir Hahnküchlein braten."

„Das kommt mir sehr gelegen," sagte Hans Plump, „da kann ich wohl eine Krähe gebraten kriegen?"

„Das können Sie recht gut," sagte die Prinzessin. „Haben Sie aber auch ein Geschirr dazu? denn ich habe weder Topf noch Tiegel."

„Aber ich bin damit versehen," sagte Hans Plump. „Hier ist der Kochtopf mit Zinnbeschlag," und dabei zog er den alten Holzschuh hervor und steckte die todte Krähe mitten hinein.

„Das reicht zu einer ganzen Mahlzeit," sagte die Prinzessin. „Aber wo soll die Sauce dazu herkommen?"

„Die führe ich bei mir," sagte Hans Plump. „Ich habe so reichlich davon, daß ich sogar davon verthun kann," und damit schüttelte er den schmutzigen Inhalt seiner Tasche vor der Prinzessin aus.

„Das mag ich leiden!" sagte die Prinzessin. „Du verstehst doch gebührend zu antworten! Und Du kannst sprechen! und Dich will ich zum Mann haben. Weißt Du aber auch, daß jedes Wort, welches wir mit einander sprechen, aufgeschrieben wird, um morgen in die Zeitung zu kommen? An jedem Fenster hier siehst Du drei Schreiber und einen Oberalten damit beschäftigt, aber der Oberalte ist der Schlimmste, weil er Nichts verstehen kann." Und das sagte die Prinzessin nur, um ihn bange zu machen, und alle Schreiber grinsten und machten einen Dintenklecks auf die Diele.

„Das sind also die Herrschaften?" sagte Hans Plump. „Nun, da werde ich dem Oberalten das Beste schenken, was ich bei mir habe," und damit kehrte er seine Tasche um und warf dem Oberalten den ganzen Inhalt ins Gesicht.

„Das war feine Arbeit!" sagte die Prinzessin. „Ich hätte Dir's nicht nachmachen können, aber ich werde die Geschicklichkeit wohl noch von Dir lernen!" —

Und nun wurde Hans Plump König, bekam eine Frau und eine Krone und saß gemüthlich auf dem Throne. Und das Alles haben wir aus des Oberalten Tageblatt, das nicht recht zuverlässig ist.

Aus dem Hospitalsfenster.

An dem grünen Wall, welcher sich rund um die Stadt Kopenhagen zieht, liegt ein großes rothes Haus mit vielen Fenstern, an welchen Balsaminen und Ambrabüsche wachsen. Armselig sieht es aus in diesem Hause, und arme alte Leute bewohnen es. Vartou*) heißt das Hospital.

Schau' hinauf! dort lehnt ein altes Mädchen am Fenster, liest die welken Blätter von den Balsaminen und blickt hinaus nach dem grünen Wall, wo die muntre Jugend sich herumtummelt. Woran denkt dies alte Mädchen? — Das Drama eines ganzen Lebens rollt in Gedanken an ihr vorüber.

Die arme Kleinen, wie glücklich sind sie bei ihren frohen Spielen! Wie roth die Wangen, wie glückselig die Blicke der klaren Augen! aber weder Schuhe noch Strümpfe haben sie an. Sie tanzen auf dem grünen Rasen, wo, wie die Sage erzählt, vor vielen Jahren, als das Erdreich dort immer sank, ein unschuldiges Kind mit seinen Blumen und dem Spielzeug in das offene Grab gelockt wurde, das man eben vermauerte, als das Kind spielte und sein Morgenbrot verzehrte. — Da wurde der Wall fest und kleidete sich bald in eine herrliche grüne Decke. Diese Kleinen wissen nichts von der Sage, sonst würden sie das vermauerte Kind noch weinen

*) Sprich: Wartau.

hören, und die Thautropfen auf dem Rasen würden ihnen brennende Thränen zu sein scheinen. Sie kennen die Geschichte nicht von Dänemarks König, der, als die Feinde draußen lagen, gelobte, in seinem Neste sterben zu wollen*)! Da eilten Weiber und Männer herbei, gossen siedendes Wasser auf die weißgekleideten Feinde, die im Schnee an der äußern Wallseite heraufklimmten **).

Munter spielen die armen Kleinen fort.

Spiele nur, Du kleines Mädchen, denn bald kommen die Jahre — ach, die glücklichen Jahre! — Die Confirmanden spazieren Hand in Hand mit einander; Du prangst in weißem Kleide, das Deiner Mutter viel gekostet hat, obgleich es nur aus einem abgelegten für Dich zurechtgeschnitten wird. Du wirst auch ein rothes Umschlagetuch bekommen, das zu lang an Dir herabhängt, aber man sieht denn auch, wie groß es ist, wie schön und allzugroß! Du denkst dann an Deinen Putz und an den lieben Gott. Wie herrlich ist doch ein solches Spazieren und in solchem Putze rund um die ganze Stadt auf dem grünen Wall! — Und die Jahre laufen dahin, und es kommen auch viele böse Tage über Dich, doch trägt sie der jugendliche Muth, und ein Freund gesellt sich zu Dir, Du weißt kaum, wie es gekommen. Ihr begegnet Euch, wandert mit einander auf dem Wall im frühen Lenz, wenn alle Kirchenglocken zum großen Buß- und Bettage läuten. Noch sind keine Veilchen auf dem Walle zu finden, aber vor dem Schlosse Rosenburg steht ein Baum mit den ersten grünen Knospen, und Ihr

*) Als Karl Gustav Kopenhagen 1658 bis 59 belagerte und man Friedrich III. bei der wachsenden Gefahr vor einer Erstürmung der Hauptstadt aufforderte, die Stadt zu verlassen, gab er jene Antwort.

**) In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1659 versuchten die Schweden den Sturm, drangen auch da in die Stadt, wo diese Erzählung spielt und die Straße noch heute die Sturmstraße heißt, wurden aber dennoch von den Bürgern wieder hinausgetrieben. Um dem Schnee zu gleichen, hatten die Feinde weiße Hemden über ihre Waffenkleidung angezogen.

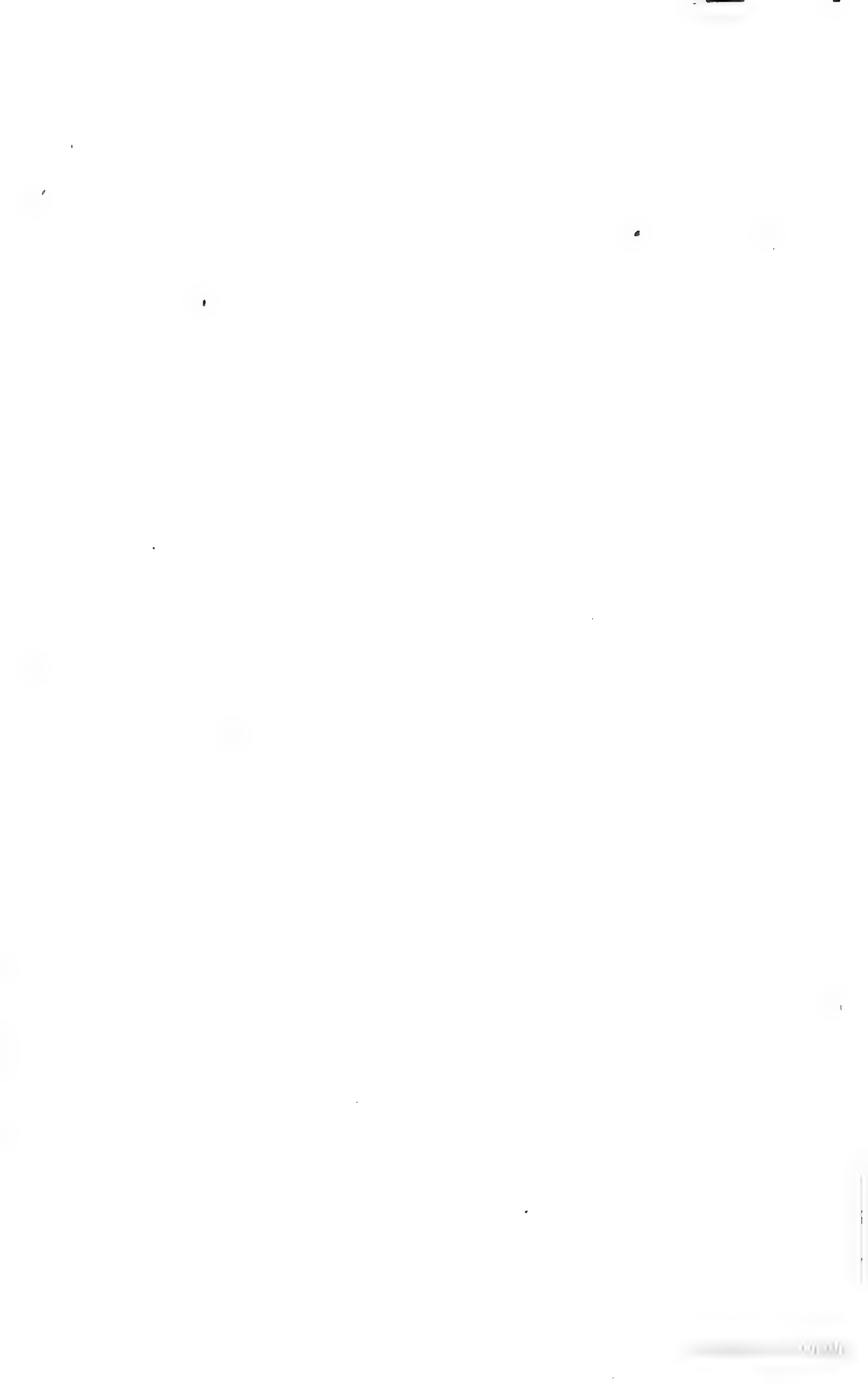
bleibt stehen, um ihn zu betrachten. — Alle Jahr schießt der Baum neue grüne Zweige, nicht so das Herz in des Menschen Brust, über welches mehr dunkle Wolken hingleiten, als selbst der Norden kennt. — Armes Kind! die Brautkammer Deines Bräutigams wird sein Sarg und Du — wirst ein altes Mädchen. Von Vartou her blickst Du hinter Balsaminen auf die spielenden Kinder hinunter und Du siehst Deine Lebensgeschichte sich wiederholen.

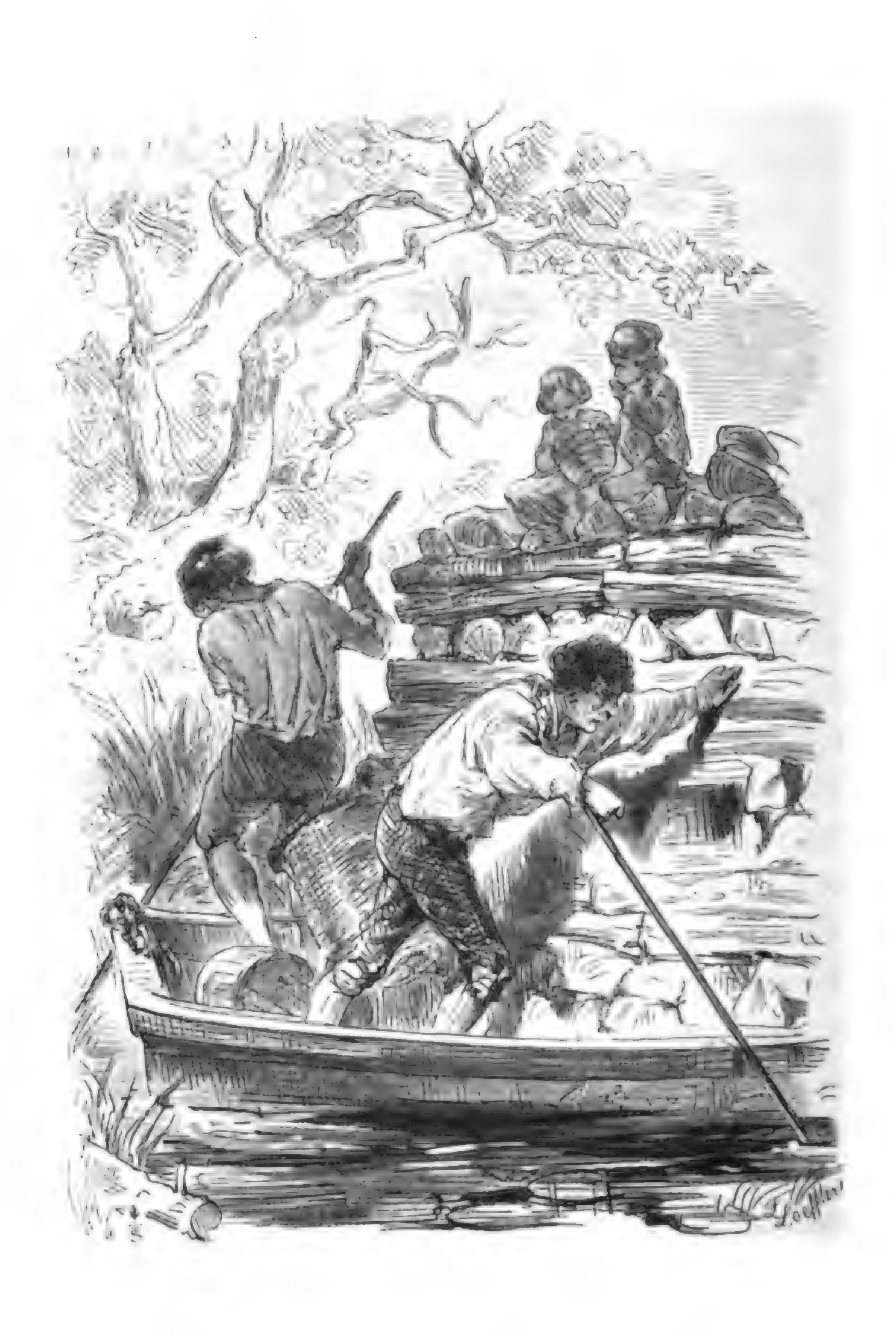
Und es war eben dieses Lebensdrama, das sich vor den Blicken der alten Hospitalsbewohnerin wieder aufrollte, die auf den Wall hinausschaute, wo die Sonne schien, und wo die Kinder mit rothen Wangen, aber ohne Schuhe und Strümpfe, gleich allen anderen Vöglein unter Gottes freiem Himmel jubelten.

Ib und kleine Christine.

Da, wo in Jütland die Gudenau durch den Silkeborgerwald fließt, erhebt sich ein Landrücken, der einem hohen Walle gleicht, und an dessen westlicher Abdachung einst ein kleines Bauerngut auf so magerem Bodem lag und noch jetzt liegt, daß der Sand aus den dünnen Roggen- und Gerstenäckern hervorscheint. Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, daß in diesem Hause Bauersleute wohnten, die ihren kleinen Ackerbau fleißig betrieben, drei Schafe, ein Schwein und ein Paar Zugochsen hatten und ihr gutes Auskommen fanden, das heißt, wenn man fürlieb nimmt, wie es eben sein kann. Sie hätten es wohl auch so weit bringen können, ein Paar Pferde zu halten, allein sie dachten hierin wie die andern Bauern dieser mageren Gegend: Pferde fressen sich selbst auf! was soviel sagen soll, daß sie für das Gute zehren, das sie stiften. Jeppe Jöns baute im Sommer sein weniges Land und war im Winter ein fleißiger Holzschuhmacher. Er hatte dabei auch einen Gehülfen, einen Knecht, der die Holzschuhe so gut zu machen verstand, daß sie stark und doch leicht an den Füßen saßen und von gutem Façon waren. Die Beiden schnitzten hölzerne Schuhe und Pantoffeln, und das brachte baares Geld ins Haus; man konnte nicht sagen, daß Jeppe Jöns zu den armen Leuten gehörte.

Klein Ib, ein siebenjähriger Bursche und einziges Kind im Hause, saß und sah zu, schnitt ein Stöckchen zurecht und schnitt





sich auch manchmal in den Finger, aber eines Tages hatte er zwei Stückchen Holz so zugeschnitten, daß sie wie ein Paar Holzschuhe aussahen. „Die soll klein Christine haben!“ sagte er, und das war des Prahmführers Töchterchen, und sie war so fein und lieblich, als wenn sie ein herrschaftliches Kind gewesen wäre; hätte sie Kleider nach ihrem Wuchs tragen können, so würde Niemand gedacht haben, daß sie nur aus der Hütte auf der Saishaide herstammte. Drüben wohnte ihr Vater, welcher Wittwer war und sich damit ernährte, daß er Brennholz aus dem Forste auf der Gudenau nach dem Aalfang bei Silkeborg schiffte, ja oft noch weiter und sogar bis nach der Stadt Randers nahe am Kattegat hinunter. Er hatte Niemanden, der die kleine Christine hüten konnte, die ein Jahr jünger als Ib war, weshalb sie fast immer bei dem Vater auf dem Prahm blieb oder unter den Kronsbeeren auf der Haide zu finden war. Mußte der Vater ja bis nach der Stadt Randers mit Holz, so wurde klein Christine so lange zu Jeppe Jöns' Familie gebracht.

Ib und Christine konnten sich gut vertragen, sowohl beim Spielen als beim Faß; sie kramten und gruben in der Erde, sie krochen und sie gingen mit einander. Eines Tages wagten sie sich eine ganze Strecke auf den Bergrücken hinauf und etwas in den Wald hinein, und einmal fanden sie sogar Schnepfeneier, was eine wahre Begebenheit in ihrer Lebensgeschichte war.

Ib war noch gar nicht nach Saishaide gekommen, noch nie hatte er die Fahrt durch die Seen in die Gudenau mitgemacht; doch nun sollte er diese erste Reise in seinem Leben antreten, denn der Prahmführer hatte ihn dazu eingeladen und nahm ihn am Abend vor der Abfahrt mit nach seinem Hause.

Auf den hochgestapelten Holzscheiten saßen früh am andern Morgen die beiden Kinder im Prahm und verzehrten gemeinschaftlich ihr aus Brot und Himbeeren bestehendes Frühstück. Der Prahmführer und sein Gehülfe trieben ihr schwerbeladenes Fahrzeug in schneller Fahrt mit dem Strome die Au hinunter und

durch die Seen, welche von Gebüschen und Schilfrohr fast bedeckt schienen, aber immer noch die freie Durchfahrt gestatteten, wie sehr auch die alten Bäume ihre überhängenden Zweige weit über das Fahrwasser ausbreiteten und die uralten Eichen ihre kahlen Aeste ausstreckten, nicht anders, als wollten sie den Vorübergleitenden ihre markigen, von Borke entblößten Arme zeigen. Alte Erlen, die der Strom vom Ufer losgespült hatte, hielten sich noch an den Wurzeln fest und erschienen hier und dort als waldbewachsene Inselchen auf der Oberfläche der Seen; Wasserlilien neigten sich auf das Wasser — es war eine schöne Wasserfahrt, und so erreichten sie denn bald das Aalfangwerk, wo die Blüthen wild durch die Schleusen brechen, und da gab's Etwas zu sehen für Ib und Christine.

Damals aber gab es hier noch keine Fabrik und keinen Flecken, nur die alte Meierei mit wenig zahlreichem Beschlag. Das Brausen der Senkung des Flußwassers mittelst der Schleusen und das Geschrei der wilden Enten — darin bestand damals die beständige Belebtheit der Gegend. — Als nun die Holzladung auf den folgenden Prahm gebracht worden war, machte Christine's Vater seine Einkäufe, die in einem großen Bund Aal und einem geschlachteten Ferkel bestanden, was Alles in einen Korb gepackt und auf das Hintertheil des Prahms gestellt wurde. Darauf ging es stromaufwärts an die Rückfahrt, aber der Wind war günstig, und da sie nun das Segel aufhissen konnten, so ging die Fahrt ebenso schnell von Statten, als wenn sie zwei Pferde vorgespannt hätten.

Als sie mit dem Prahm so hoch hinauf gekommen waren unter dem Walde, daß vom Ufer bis an das Haus des Ruderknechts nur noch ein kurzer Weg zu gehen war, gingen er und Christine's Vater ans Land, und gaben den beiden Kindern die Weisung, sich ruhig und vorsichtig zu verhalten, was aber die Kleinen nicht lange aushielten. Denn sie mußten doch den Korb untersuchen, worin die Aale und das Ferkel eingepackt waren, und das Ferkel mußten sie doch einmal tragen und auf den Arm nehmen, und weil sie das

beide zugleich thun wollten, so verloren sie es, und es plumpte unglücklicher Weise gerade in's Wasser. Da trieb das eingeschlachtete Thier nun mit dem Strom fort, und das war eine ganz entsetzliche Begebenheit. —

Ib sprang an's Land und lief eine Strecke davon, aber gleich darauf kam ihm Christine nach. „Nimm mich mit!" rief sie, und bald waren sie in's Gebüsche hineingekommen; den Prahm konnten sie nicht mehr sehen. Sie liefen noch etwas weiter; da fiel Christine und fing an zu weinen. Ib hob sie wieder auf.

„Komm mit mir," sagte er, „das Haus liegt drüben;" aber es lag nicht drüben. — Sie liefen weiter und immer weiter, über dürres Laub und herabgefallenes trockenes Holz, das unter ihren Füßen zerbrach. Da vernahmen sie plötzlich ein lautes Rufen; sie standen still und horchten. — Es krächzte ein Rabe. — Das war ein häßliches Geschrei! sie erschraken recht darüber! Aber vor ihnen, gerade in den Wald hinein, standen schöne Waldbeeren in unglaublicher Menge. Das war ein zu einladender Fund, als daß sie nicht hätten bleiben sollen, um davon zu pflücken. Und sie blieben und aßen Heidelbeeren und wurden ganz blau davon um den Mund und im Gesichte.

„Wir bekommen Schläge für das Ferkel," sagte Christine.

„Laß uns hingehen nach unserm Hause," sagte Ib; „es liegt hier im Walde." Und sie gingen weiter und kamen an einen Fahrweg, aber er führte nicht nach dem Hause; es fing schon an dunkel zu werden, und sie wurden ängstlich. Die unheimliche Stille, welche rings um sie herrschte, wurde nur unterbrochen durch das Geheul von Eulen und anderen Raub- und Nachtvögeln, die sie nicht kannten. Endlich blieben sie beide eingeengt vor einem Gebüsche stehen. Christine weinte und Ib weinte, und als sie so eine Weile Thränen mit einander vergossen hatten, legten sie sich nieder in's welke Laub und fielen vor Ermüdung in Schlaf.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie wieder erwachten; sie waren kalt geworden, aber oben am Hügel, dicht neben ihnen, schien die Sonne durch die Bäume; da könnten sie sich wärmen und von da herab, meinte Ib, müßten sie auch das Haus seiner Eltern sehen können, aber sie waren weit davon entfernt und in einen ganz andern Theil des Waldes gerathen. Sie klimmten die Anhöhe hinan und standen mit einem Male am Ufer eines klaren Landsees, auf dessen Oberfläche sich Fische sonnten. Das war ein unerwarteter Anblick, und neben ihnen stand eine mit Frucht beladene Haselnußstaude; ja sogar Siebenklee fanden sie hier. Und sie pflückten und knackten und aßen von den feinen Nußkernen, die sich schon der Reife näherten und von den Schalen lösten — und nun folgte noch eine Ueberraschung, noch ein großer Schrecken. Aus dem Busche kam eine alte Frau heraus, braun von Angesicht und schwarzglänzend von Haaren, o, so schwarz! so schwarz! Das Weiße in ihren Augen blitzte wie bei einem Mohren; sie trug ein Bündel auf dem Rücken und hatte einen Knotenstock in der Hand; sie nahm drei Nüsse aus ihrer Tasche; in jeder dieser Nüsse lägen die schönsten Dinge verborgen, sagte sie, denn es seien Wünschelnüsse.

Ib sah die Frau an; sie sprach so freundlich, und da faßte er Muth und fragte, ob er die Nüsse haben dürfte? und die Frau reichte sie ihm und pflückte wieder andere vom Busche, um ihre Tasche damit zu füllen.

Ib und Christine musterten die drei Wünschelnüsse mit großen Augen.

„Ist darin auch ein Wagen mit Pferden?“ fragte Ib.

„Eine güldene Kutsche mit Goldfüchsen steckt darin,“ sagte die Frau.

„Dann gieb sie mir,“ sagte die kleine Christine, und Ib reichte sie ihr, und die Frau knotete ihr die Nuß in das Halstuch.

„Sitzt auch so ein hübsches Halstüchelchen darin, wie Christine eins hat?“ fragte Ib weiter.

„Zehn Halstücher, feine Kleider, Strümpfe und Hut stecken darin," sagte die Frau.

„Dann will ich auch die Nuß haben," sagte Christine, und der kleine Ib gab ihr auch gleich die zweite Nuß; die dritte aber war eine kleine schwarze."

„Die sollst Du behalten," sagte Christine; „die ist auch hübsch."

„Und was mag wohl darin sein?" fragte Ib.

„Das Allerbeste für Dich," sagte die Taterfrau.

Und Ib hielt die Wünschelnuß fest in der Hand. Die Frau versprach den Kindern, sie auf den rechten Weg nach ihrem Hause zu führen, und sie gingen fort mit ihr, aber freilich in einer ganz anderen Richtung als nach dem Hause, doch darf man die Frau deshalb noch nicht beschuldigen, daß sie die beiden Kinder habe rauben wollen.

Inmitten des dichten Waldes begegnete ihnen der Waldläufer Chrän. Dieser kannte Ib, und von ihm wurden die Kinder wieder nach Hause gebracht, wo man in großen Sorgen um sie gewesen war; verziehen hatte man ihnen schon, obgleich sie beide eine tüchtige Portion mit der Ruthe verdient hätten, erstens, weil sie das Ferkel in's Wasser hatten fallen lassen, und dann, weil sie davon gelaufen waren.

Christine wurde nun wieder nach der Haide gebracht und Ib blieb in dem kleinen Waldhause. Das Erste, was er hier des Abends vornahm, war, daß er die Nuß aus der Tasche holte, welche das Allerbeste für ihn enthalten sollte. Er legte sie zwischen die Thür und den Thürpfosten, zog die Thür an, und die Nuß knackte, aber kein Gedanke von einem Kern war darin zu sehen, sie war vielmehr wie mit Schnupftaback angefüllt, denn sie war wurmstichig geworden, wie man es nennt.

„Ja, das konnte ich mir wohl denken!" sagte Ib. „Wie sollte wohl auch in der kleinen Nuß Raum für das Allerbeste sein!

Christine wird auch weder die schönen Kleider noch die güldene Kutsche in ihren beiden Nüssen gefunden haben!" —

Und der Winter kam heran, und das neue Jahr war da. —

Und es verstrichen mehre Jahre nach einander. Nun sollte Ib zum Prediger gehen, der wohnte aber weit entfernt. Da kam auch eines Tages der Prahmführer zum Besuch und erzählte Ib's Eltern, daß die kleine Christine nun in die Welt hinaus solle, um für das liebe Brot zu dienen, wie es aber ein wahres Glück für sie sei, daß sie in so gute Hände käme, denn sie solle bei braven Leuten in Dienst, ja, was man wohl meinte, sie käme in Condition bei den reichen Krughalters in Herning, nach Westen hinaus. Da sollte sie der Frau im Hauswesen behülflich sein, und wenn sie sich gut aufführte und confirmirt worden wäre, so wollte die Frau dieselbe ganz zu sich nehmen.

Und Ib und Christine nahmen Abschied von einander; Braut und Bräutigam nannte man sie scherzweise, und sie zeigte ihm beim Adieu, daß sie noch die beiden Haselnüsse aufbewahrt hätte, die er ihr damals geschenkt hätte, als sie sich im Walde verirrten, und sie sagte auch, daß sie in ihrer Kleiderkiste die kleinen Holzschuhe noch habe, die er einmal als kleiner Junge geschnitzt und ihr gegeben habe. — Und damit trennten sie sich. —

Ib wurde nun confirmirt, aber er blieb in der Mutter Haus, denn er war ein fleißiger Holzschuhmacher und wahrte im Sommer die kleine Landwirthschaft gut, wozu die Mutter keinen Andern hatte als ihn, denn Ib's Vater war gestorben.

Nur selten erhielten sie durch einen Postknecht oder einen Aalhändler Nachricht von Christine. Es ging ihr gut bei den reichen Krughalters, und als sie confirmirt worden war, schrieb sie einen Brief an den Vater und ließ Ib und seine Mutter grüßen. Im Briefe stand von sechs Hemden und einem ganz neuen Anzug, den Christine vom Hausvater und der Hausmutter zum Geschenk bekommen hatte. Das waren denn allerdings gute Nachrichten.

Nächstes Frühjahr, an einem schönen Tage, wurde an Ib's und seiner Mutter Thür gepocht; es waren der Prahmführer und Christine. Sie war zum Besuch auf einen Tag herübergekommen, weil es gerade eine Gelegenheit gegeben hatte, hin und wieder zurückzufahren, und die hatte sie benutzt. — Hübsch war sie geworden wie ein feines Fräulein, und gute Kleider hatte sie an, die auch gut genäht waren und gut saßen. In ihrem vollen Putze stand sie so auf einmal da, während Ib nur seine alten täglichen Kleider trug. Er konnte gar nicht zu Wort kommen; zwar nahm er ihre Hand, hielt sie lange fest und war innig erfreut, aber der Mund versagte ihm den Dienst. Desto besser aber wußte die kleine Christine den ihrigen zu gebrauchen, denn sie sprach, sie konnte erzählen und sie küßte Ib gerade auf den Mund. „Kennst Du mich nicht mehr?“ sagte sie; aber auch nachher, als sie allein mit einander waren, und er sie noch immer bei der Hand hielt, war Alles, was er herauszubringen vermochte, daß er zu ihr sagte: „Du bist wie eine feine Dame geworden, und ich sehe so unordentlich aus! Was habe ich doch an Dich gedacht, Christine, und an die alten Tage!“

Und sie gingen Arm in Arm den Bergrücken hinan, blickten über die Gudenau nach der Saishaide mit den hohen Haidehügeln hinüber, aber Ib schwieg, doch als sie sich trennen mußten, war es ihm klar geworden, daß Christine seine Frau werden müßte. Man hatte sie Beide ja schon als Kinder Braut und Bräutigam genannt; sie wären, meinte er, ja schon ein verlobtes Paar, obgleich sie noch nie mit einander davon gesprochen hätten.

Nur noch einige Stunden konnten sie bei einander bleiben, denn Christine mußte wieder nach dem Dorfe Them, von wo der Wagen am andern Morgen in der Frühe nach Westen zurückfuhr. Der Vater und Ib begleiteten sie daher nach Them; es war heller Mondschein, und als sie dort angekommen waren und Ib noch immer Christine bei der Hand hielt, war es ihm, als wenn er sie gar nicht wieder loslassen konnte. Seine Augen fun-

kelten so hell, aber er sprach nur wenig, doch waren es Worte des Herzens, die er sagte. „Bist Du es nicht zu vornehm gewohnt worden, und kannst Du Dich darein finden, mit mir als Deinem Mann in unserer Mutter Haus zu wohnen, so werden wir beide einst Mann und Frau — — — aber wir können ja noch etwas damit warten.“

„Ja Ib, laß uns die Zeit ansehen,“ sagte Christine, und sie drückte ihm die Hand und er küßte ihren Mund. „Ich baue auf Dich, Ib,“ sagte sie, „und ich glaube, daß ich Dich lieb habe, aber laß mich es beschlafen.“

Und damit trennten sie sich. — Und Ib sagte zum Prahmführer, daß er und Christine nun so gut als verlobt wären, und der Prahmführer fand, daß es nur so gekommen sei, wie er es sich immer gedacht hätte. Und er begleitete Ib nach Hause und schlief die Nacht bei ihm, und dann wurde nichts mehr von der Verlobung erwähnt.

Ein Jahr war verstrichen, zwei Briefe hatten Ib und Christine mit einander gewechselt: „Treu bis in den Tod!“ stand als Unterschrift darin. Da trat eines Tages der Prahmführer zu Ib in die Stube; er hatte einen Gruß von Christine zu bestellen; was er aber weiter auszurichten hatte, damit ging es etwas langsam, aber es war soviel, als daß es Christine gut, mehr als gut gehe; sie sei ja auch ein hübsches Mädchen und beliebt bei Allen. Des Krügers Sohn wäre nach Hause gekommen, erzählte er, der sei in Kopenhagen bei so etwas Großem angestellt, er meine, auf einem Comptoir. Derselbe Sohn möge Christine leiden, und sie fände ihn auch nach ihrem Sinn; die Eltern wären nicht abgeneigt. — Aber nun läge es doch Christine auf dem Herzen, daß wohl Ib soviel an sie dächte, und darum habe sie beschlossen, das Glück von sich zu weisen.

Ib sprach anfangs kein Wort, aber er ward so blaß und weiß wie ein Leichentuch, schüttelte mit dem Kopf und sagte endlich nur: „Christine soll das Glück nicht von sich weisen.“

„Schreibe ihr ein paar Worte,“ sagte der Prahmführer.

Und Ib schrieb auch, aber er konnte die Worte nicht recht zusammensetzen, wie er sie haben wollte, und er machte zuletzt einen Strich darüber und riß das Papier in Stücke. Aber am nächsten Morgen war ein Brief an die kleine Christine zu Stande gekommen, er lautete so:

„— Den Brief, welchen Du an Deinen Vater geschrieben hast, habe ich gelesen und daraus ersehen, daß es Dir in jeder Art gut geht, und daß es noch besser für Dich werden kann. Frage Dein Herz, Christine, und bedenke wohl, was Du eingehst, wenn Du mich zum Manne nimmst, denn es ist nur wenig, was ich besitze. Denke nicht an mich und wie es mit mir werden wird, sondern überlege Deinen eigenen Vortheil. An mich bist Du durch kein Versprechen gebunden und solltest Du mir in Deinem Herzen ein Gelübde abgelegt haben, so entbinde ich Dich davon. Mögen alle Freuden der Welt Dir zu Theil werden, liebe Christine! Der gute Gott wird wohl einen Trost für mein Herz zu finden wissen.“

„Immer Dein inniger Freund
Ib.“

Und der Brief wurde abgesandt und Christine erhielt ihn.

Um Martini wurde sie abgekündigt in der Kirche auf der Haide und drüben in der Hauptstadt, wo der Bräutigam wohnte, und reiste nun mit ihrer Pflegemutter nach Kopenhagen, da der Bräutigam seiner vielen Geschäfte halber nicht so weit reisen und nach Jütland hinüberkommen konnte. Christine hatte im Dorfe Funder, durch welches der Weg nach den Inseln geht, ihren Vater getroffen. Hier nahmen Vater und Tochter Abschied von einander. Davon fielen einige Worte, aber Ib antwortete nichts darauf. Er sei so nachdenkend geworden, sagte seine Mutter. Ja, gewiß! nachdenkend und gedankenvoll war er geworden, und darum fielen ihm auch die drei Haselnüsse wieder ein, die er als Kind von der Zigeunerin erhalten und von denen er zwei an

Christine gegeben hatte. In der einen von beiden Wünschelnüssen, die Christine erhalten hatte, sollte ja eine güldene Kutsche mit Goldfüchsen und in der andern sollten die schönsten Kleider verborgen sein. Das sei auch eingetroffen, alle Herrlichkeit sei ihr in der Residenzstadt zu Theil geworden, die Prophezeiung habe sich bei ihr erfüllt. — Für ihn sei in der Nuß nur der schwarze Moder gewesen. — „Das Allerbeste für ihn," habe die Wahrsagerin gesagt. Ja, auch das gehe in Erfüllung, der schwarze Erdenstaub sei für ihn das Beste. Jetzt verstehe er deutlich, was die Frau damit gemeint hätte: In der schwarzen Erde, im stillen Grabe, da sei's für ihn am allerbesten. — —

Und es vergingen Jahre — nicht viele zwar, aber lange, meinte Ib. Die alten Krughalters starben bald nach einander, der ganze Reichthum ihres Nachlasses, viele Tausend Thaler, kam an den Sohn. Ja doch, nun konnte Christine in goldener Kutsche fahren und in reichen Kleidern einhergehen!

In zwei langen Jahren, die nun folgten, kam kein Brief von Christine, und als der Vater dann endlich einen erhielt, war derselbe gar nicht in Freuden und Wohlstand geschrieben. Arme Christine! weder sie noch ihr Mann hatten es verstanden, den gewonnenen Reichthum beisammen zu halten; wie gewonnen, so zerronnen! es war kein Segen dabei, denn sie wollten es selbst nicht.

Und das Haidekraut blühte, und das Haidekraut verdorrte; der Schnee hatte manches Jahr über die Saishaide gefegt und über den Höhenrücken, an welchem Ib in Schirm und Schutz wohnte. Die Frühlingssonne schien, und Ib spannte den Pflug an, um sein Land zu ackern. Da schnarrte das Pflugeisen, wie Ib meinte, über einen Sandstein hin, und es kam ein Streifen wie ein schwärzlicher Hobelspan über der Erde zum Vorschein. Als Ib den Streifen aufhob, merkte er wohl, daß es Metall war, denn wo das Pflugeisen eingeschnitten hatte, glänzte derselbe. Es war derselbe ein schwerer goldener Armring aus der heidni-

schen Vorzeit; der Hünenhügel war hier geebnet und der darin verborgen gewesene Schmuck nun gefunden worden. Ib zeigte dem Pfarrer der Gemeinde seinen Fund, der ihm die Bedeutung desselben erklärte, und nun ging Ib damit zum Hardesvogt, welcher einen Bericht nach Kopenhagen einsandte und Ib anrieth, den kostbaren Alterthumsschatz selbst zu überbringen.

„Du hast in der Erde Schoß das Beste gefunden, was Du nur finden konntest,“ sagte der Hardesvogt.

„Das Beste,“ dachte Ib — „das Allerbeste für mich, und das in der Erde Schoß! So hatte die Zigeunerin denn auch Recht mit mir, wenn dies das Beste für mich ist.“

Und Ib segelte mit dem Schmackschiff von Aarhuus nach Kopenhagen. Das war wie eine Reise über das große Weltmeer für ihn, der nie weiter als bis über die Gudenau gekommen war.

Der Werth des gefundenen Goldes ward ihm hier ausbezahlt und betrug eine große Summe, denn derselbe belief sich zu 600 Thalern. — So reich geworden ging nun in dem großen verwirrten Kopenhagen Ib aus dem Gehege von Saishaide herum!

Es war eben am Abend vor der Rückfahrt mit dem Schiffer nach Aarhuus, als er sich in den Straßen verirrte, nach einem ganz anderen Stadtviertel gelangte, als wohin er gedachte, und so über eine Brücke nach dem auf der Insel Amacker liegenden Theile von Kopenhagen verschlagen ward, welcher Christianshafen genannt wird, anstatt nach dem Wall und dem Westerthor zu kommen. Er steuerte seinen Gang ganz richtig nach West, nur nicht vom rechten Hafen aus. Kein Mensch war hier mehr auf der Straße zu sehen; doch da kam eben ein ganz kleines Mädchen aus einem armseligen Hause heraus. Ib redete die Kleine an und fragte sie nach dem Wege, den er zu finden suchte; sie stutzte, blickte zu ihm auf und fing bitterlich an zu weinen. Nun fragte er die Kleine, was ihr fehle; sie gab einige ihm unverständliche Worte zur Antwort, und als sie beide eben unter eine Straßenlaterne gekommen waren und das Licht von dersel-

ben gerade auf das Gesicht der Kleinen fiel, wurde es ihm ganz sonderbar um's Herz, denn es war die leibhaftige kleine Christine, die er hier wieder sah, ganz so, wie er sich ihrer aus den Kinderjahren erinnerte.

Und er ging mit dem kleinen Mädchen in das armselige Haus hinein, stieg an der Hand der Kleinen eine schmale Treppe hinan bis in ein schräges Dachstübchen. Es herrschte darin eine üble drückende Luft, und kein Licht erhellte das dunkle Kämmerlein; aus einer Ecke vernahm er schwere Seufzer. Ib zündete ein Reibhölzchen an — es war die Mutter des kleinen Mädchens, die auf einem elenden Bette krank lag.

„Kann ich Euch mit irgend Etwas helfen?“ fragte Ib. „Die Kleine fand mich auf der Straße, aber ich bin hier ganz fremd in der Stadt. Habt Ihr keine Nachbarn oder sonst Jemanden, die ich herbeiholen könnte?“ — Und er hob ihr den kranken Kopf in die Höhe.

Es war Christine von der Saishaide in Jütland!

Jahrelang war ihr Name daheim nicht mehr genannt worden, denn es würde nur Ib's stille Gedanken wieder aufgeregt haben, und es war ja auch nichts Gutes, was das Gerücht und die Wahrheit von ihr berichteten, wie nämlich das viele Geld, welches ihr Mann von seinen Eltern erbte, ihn übermüthig und zum lustigen Bruder gemacht hätte, daß er seine Anstellung aufgegeben habe, ein halbes Jahr im Auslande herumgereist und dann zurückgekehrt sei, Schulden gemacht, und doch das flotte Leben nicht gelassen habe. Mehr und mehr war sein Glücksgebäude dadurch zum Wanken gebracht worden, bis es endlich zusammenbrach. Die vielen lustigen Genossen seines Tisches sagten von ihm, er verdiene, was ihm widerfahre; er habe ja wie ein Verschwender gelebt! Eines Morgens ward seine Leiche im Kanal des Schloßgartens gefunden. —

Christine rang nur noch mit dem Tode. Ihr jüngstes, im Wohlstand empfangenes, im Elend geborenes Kind von einigen

Wochen lag schon im Grabe. Und nun war es soweit mit ihr selbst gekommen, daß sie sterbenskrank und verlassen in einer dunklen Kammer dalag, umgeben von Armuth, wie sie es vielleicht in jüngeren Jahren auf der Saishaide hätte ertragen können, während sie jetzt, an Besseres gewöhnt, tief das ganze hoffnungslose Elend eines solchen Schicksals fühlte. Ihr ältestes Kind, — auch eine kleine Christine — das Noth und Hunger mit der Mutter theilte, war es gewesen, welches Ib hier herauf gebracht hatte.

„Mir ist bange, ich sterbe vor dem armen Kinde!“ seufzte sie. „Was um Gottes Willen soll dann aus dem armen Geschöpf werden!“ Mehr vermochte sie nicht herauszubringen.

Und Ib zündete nochmals ein Reibhölzchen an und fand ein Stückchen Licht, das nun brannte und das jammervolle Dachstübchen erhellte. Er sah das kleine Mädchen an und dachte an Christine in ihren jungen Jahren. Um ihretwillen konnte er gut an diesem Kinde handeln, das er nicht kannte. Die Sterbende sah ihn an; ihre Augen wurden größer und immer größer — — —. Erkannte sie ihn? — Er wußte es nicht, denn er vernahm kein Wort von ihren Lippen. —

Und es war im Walde an der Gudenau unweit der Saishaide. Die Luft war grau, die Haide hatte abgeblüht, westliche Winde trieben das welke Laub des Waldes in die Au und über die Haide hin, wo die Rasenhütte stand, in welcher das Tatervolk hauste. Aber hinter dem Haiderücken lag im Schutze von hohen Bäumen das kleine wohlgetünchte Haus. In der Wohnstube brannten die Haidschollen im Ofen, und die Sonne schien mitten in das Stübchen hinein. Hier strahlte Freude aus zwei lieblichen Kindesaugen, der Lerchenschlag des Lenzes ertönte von den rothen Lippen des lächelnden Mundes, da war Leben und Munterkeit — — kleine Christine war da! Auf Ib's Knien saß sie; Ib vertrat bei ihr Vater und Mutter, die dahin waren.

Wie ein Traum war das dem Kinde und dem Erwachsenen. Ib wohnte in dem hübschen, reinlichen Hause als ein wohlhabender Mann: die Mutter des kleinen Mädchens lag begraben auf dem Armenkirchhofe bei der königlichen Hauptstadt. —

Ib hatte Vermögen, Gold wie Sand! sagte man, und er hatte ja auch die kleine Christine! —

Die letzte Perle.

Es war in einem reichen Hause, in einem glücklichen Hause! Alles darin, Herrschaft und Dienerschaft und die Hausfreunde auch, war froh und glücklich, denn heute war dem Hause ein Erbe geboren worden, ein Söhnlein, und Mutter und Kind befanden sich wohl.

Die Lampe in dem verdunkelten Schlafzimmer war verhängt, die schweren seidenen Fenstervorhänge von kostbarem Stoffe waren dicht vorgezogen, die Fußdecke war dick und weich wie Moos, kurz, Alles lud zum Schlummern, zum Schlafen und sanften Ausruhen ein, und das that auch die Wartefrau; sie schlief, durfte schlafen, denn Alles ging gut und erwünscht.

Der Schutzgeist des Hauses stand am Kopfende des Bettes der Wöchnerin; über das Kind an der Mutter Brust breitete sich's wie ein Netz von funkelnden Sternen aus, die so strahlend glänzten, daß jeder derselben gleichsam als eine Perle des Glücks erschien. Alle guten Feen hatten dem Neugebornen ihre Gaben dargebracht: Gesundheit, Reichthum, Glück, Liebe — mit einem Worte, Alles, was die Menschen sich auf Erden nur wünschen mögen.

„Alles ist hier dargebracht und gegeben!“ sagte der Schutzgeist.

„Nein,“ ertönte eine Stimme aus der Nähe, — es war die

des guten Engels des Kindes — „eine Fee hat ihre Gabe noch nicht dargebracht, aber sie wird sie bringen, bringt sie einst, wenn auch Jahre darüber hingehen. Die letzte Perle fehlt noch.“

„Fehlt?“ — Hier darf Nichts fehlen, und wäre es wirklich so, daß noch Etwas fehlt, dann laß uns gehen, sie aufzusuchen, diese mächtige Fee. Gehen wir hin zu ihr!“

„Sie wird kommen, sie kommt gewiß einmal, denn ihre Perle muß noch erst hinzukommen, ehe der Kranz gebunden werden kann.“

„Wo wohnt sie denn? wo ist ihre Heimath? Sage mir's! denn ich will zu ihr gehen, um die Perle zu holen.“

„Du willst es?“ sagte der gute Engel des Kindes, „nun, ich werde Dich zu ihr führen, wo sie auch zu finden sein mag, denn sie hat keine bleibende Stätte; sie kommt in das kaiserliche Schloß und zu dem ärmsten Bauer, an keinem Menschen geht sie spurlos vorüber, Allen bringt sie ihre Gabe, möge das nun eine ganze Welt, oder ein bloßes Spielzeug sein. Auch diesem Kinde muß sie begegnen. Du meinst, die Zeit ist Jedem gleich lang, aber nicht gleich nützlich. Nun wohl, wir wollen fortgehen, um die letzte Perle für diesen Reichthumskranz zu holen.“

Und Hand in Hand schwebten sie hin nach der Stätte, wo zu dieser Stunde die Heimath der Fee sich befand.

Dies war ein großes Haus mit dunklen Gängen und leeren Zimmern, und es herrschte eine sonderbare Stille darin. Eine ganze Reihe Fenster stand offen, so daß die rauhe Luft freien Eingang fand, und die langen weißen Vorhänge flatterten vom beständigen Luftzuge.

Mitten auf der Diele stand ein offener Sarg, und darin ruhte die Leiche einer Frau in den besten Lebensjahren; die schönsten frischen Rosen waren über sie gestreut, und nur die gefaltenen feinen Hände und das im Tode verklärte Antlitz der Todten mit dem Gepräge des gottgeweihten Ernstes war noch unbedeckt von Blumen.

Neben dem Sarge standen der Mann und der Trauerkreis hinterlassener Kinder, das kleinste derselben trug der Vater auf dem Arm. Zum letzten Abschiede von der Gattin und Mutter waren sie gekommen. Der Mann küßte ihre Hände, die sonst mit Kraft und Liebe für sie Alle gewirkt hatten und nun dem dürren Laube glichen. Bittere Thränen netzten den Boden, aber kein Wort ward gesprochen; das trostlose Schweigen schloß eine Welt voll Schmerzen in sich, und still und schluchzend gingen sie Alle wieder fort.

Eine Kerze brannte, ihre weiße Flamme züngelte und kämpfte mit dem Winde und zeigte den langen rothglühenden Docht. — Fremde Leute traten herein, legten den Sargdeckel über die Todte, schlugen Nägel in den Sarg, und die starken Hammerschläge schallten durch das ganze todtenstille Haus und drangen in die blutenden Herzen.

„Wohin führst Du mich?“ fragte der Schutzgeist. „Hier wohnt keine Fee, deren Perlen zu den besten Gaben des Lebens gehören.“

„An diesem Orte weilte sie in dieser feierlichen Stunde,“ sprach der Engel, nach einer Ecke des großen Zimmers deutend, und da, wo in den Tagen des Lebens die Mutter unter Blumen und Bildern gesessen, wo sie als die gesegnete Frau des Hauses Mann, Kinder und Freunde angelächelt, wo sie, gleich dem Sonnenstrahl des Hauses, nur Freude um sich ausgebreitet hatte und das fesselnde Band und das Herz des ganzen Kreises gewesen war, da saß nun ein fremdes Weib, angethan mit langen weiten Kleidern: die Sorge war es — die Mutter nun an der Todten Statt. In ihren Schoß träufelte eine heiße Thräne, die zu einer Perle ward, welche in allen Farben des Regenbogens funkelte. Und der Engel nahm die Perle, die wie ein Gestein von siebenfarbigem Glanze leuchtete. —

Die Trauerperle war es, die letzte Perle im Leben, die nirgends fehlen darf, und die den Glanz und die Macht al-

ler anderen erhöht. „Siehst Du hier den Wiederschein des Regenbogens, der großen Brücke, welche die Erde mit dem Himmel vereint?*). — Für Jeden unserer Lieben, der vor uns dahinstirbt, haben wir einen Freund mehr im Himmel, nach dem wir uns sehnen. Im irdischen Dunkel werfen wir den Blick hinauf zu den Sternen, zu der Vollendung! Siehe die Trauerperle an! in ihr liegen die Schwingen der Psyche verborgen, die uns einst von hinnen tragen werden in die Räume des ewigen Friedens!“

---

*) Nach der nordischen Mythologie war der Regenbogen die Brücke zwischen Erde und Himmel.



Sie taugte nichts.

Der Stadtrath stand am offenen Fenster; er hatte ein Manschettenhemde an mit goldener Tuchnadel in der Krause und war außerordentlich sauber rasirt, doch hatte er sich dabei einen kleinen Schnitt versetzt, aber ein Stückchen Löschpapier verdeckte die Wunde.

„Höre einmal, Du Kleiner!“ rief er aus dem Fenster.

Und der Kleine war Niemand anders als das Söhnlein der Waschfrau, das eben vorbeiging und höflich seine Mütze abnahm, die einen Knick am Schirm hatte und zum Tragen in der Tasche eingerichtet war. Der Knabe in armen, aber reinlichen Kleidern und mit schweren Holzschuhen an den Füßen blieb ehrerbietig stehen, als sei er vor dem König selbst gewesen.

„Du bist ein guter kleiner Junge und ein höfliches Kind,“ sagte der Stadtrath. „Deine Mutter spült wohl Wäsche an der Au? Sie wird das haben sollen, was Du da in der Tasche trägst? Das ist ein recht schlimmer Umstand mit Deiner Mutter! Wie viel hast Du denn da in der Tasche?“

„Einen halben Pegel“ *) antwortete der kleine Bursche erschrocken und verlegen.

„Und heute Morgen brachtest Du ihr ebensoviel,“ fuhr der Rath fort.

---

*) Ein Viertelmaß.

„Nein, das war gestern,“ antwortete der Bursche.

„Zwei halbe Pegel machen einen ganzen,“ sagte der Rath. „Sie taugt nichts! Es ist recht traurig mit der Art Leuten! Sag' Deiner Mutter, sie müßte sich schämen, und werde Du nur nie zum Trunkenbold; aber das wird wohl nicht fehlen. Armes Kind! — Geh' nur weiter!“

Und der Knabe ging fort; die Mütze behielt er in der Hand, und der Wind zerzauste seine gelben Locken, so daß sie ihm in langen Büscheln um den Kopf flogen. Er ging die Straße hinab, bog um die Ecke in die Twete, die nach der Au hinunter führte, wo die Mutter auf dem Waschsteg stand und mit dem Klopfholz Wäsche reinigte. Das Wasser strömte stark, denn der Müller hatte die Schleuse der Wassermühle geöffnet; das Betttuch trieb vor dem Strom und war nahe daran, den dreifüßigen Waschtisch umzureißen — die Wäscherin mußte es mit Gewalt zurückhalten.

„Ich bin nahe am Umfallen,“ sagte sie. „Gut, daß Du kommst, denn ich kann mal eine kleine Herzstärkung nöthig haben. Es ist so kalt am Wasser, und ich stehe hier nun schon sechs Stunden lang. Hast Du etwas für mich?“

Der Knabe zog die Flasche aus der Tasche hervor, und die Mutter setzte sie vor den Mund und trank einen Schluck daraus.

„Wie das gut thut und erwärmt!“ sagte sie. „Es ist eben so gut als warmes Essen und kommt nicht so theuer. Trinke, mein Junge! Du siehst so blaß aus! Dich friert in den dünnen Kleidern, und wir sind ja auch schon im Herbst. Hui! das Wasser ist so kalt! Wenn ich nur nicht krank werde! Doch das werde ich nicht. Gieb mir noch einen kleinen Tropfen, und trinke Du auch, aber nur ganz wenig. Du mußt Dich nicht daran gewöhnen, Du armer Schlucker!“

Und sie ging um die Brücke herum, auf welcher der Knabe stand, und trat auf das Land. Das Wasser triefte aus der Bastmatte, die sie sich um den Leib gebunden hatte und tropfte aus ihren Röcken.

„Ich muß arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln springt,“ sagte sie. „Aber das ist einerlei, wenn ich Dich nur ehrlich fortbringen kann, mein liebes Kind!“

Da kam eben eine etwas ältere Frau in armseligen Kleidern daher, sie hinkte und hatte eine lange falsche Locke vor dem einen Auge hängen, das damit verborgen werden sollte, allein der Schaden wurde dadurch nur auffälliger. Das war eine Freundin der Waschfrau, „die lahme Marthe mit der falschen Locke“ nannten sie die Nachbaren.

„Du armes Weib!“ sagte Marthe, „was Du Dich abarbeiten und mühen mußt! Und dabei stehst Du die ganze Zeit in dem kalten Wasser! Du kannst es wohl vertragen, daß Du einen kleinen Schluck nimmst, um Dich zu erwärmen, und doch hält man sich darüber auf, daß Du einen Tropfen Branntwein trinkst!“ Und nun wurde ihr die ganze Unterredung des Stadtraths mit dem kleinen Jungen hinterbracht. Denn Marthe hatte Alles mit angehört und sich darüber gegrämt, daß der Rath so zu dem Burschen von der Mutter sprechen und von dem Tropfen Branntwein reden konnte, den die arme Waschfrau trank, während doch der Herr Stadtrath eben ein großes Mittagsmahl mit vielen Flaschen Wein hielt. Feine Weine und starke Weine waren es, und von Einigen wurde davon etwas über den Durst getrunken. Aber das nennen sie kein Trinken! Sie taugen Alle was, aber Du taugst nichts!“

„Er hat Dich also angeredet, Kind,“ sagte die Waschfrau, und ihre Lippen zitterten. „Du sollst eine Mutter haben, die nichts taugt! Vielleicht hat er Recht, aber zu dem Kinde sollte er das doch nicht sagen. Aber aus diesem Hause ergeht Vieles über mich.“ —

„Du hast ja in dem Hause gedient, als des Stadtraths Eltern noch lebten. Das ist nun viele Jahre her, und wir haben manchen Scheffel Salz seit dem mit einander verzehrt, so daß man recht durstig darnach werden kann.“ Und Marthe schmunzelte über

ihren eigenen Witz. „Heute wird große Mittagstafel bei dem Stadtrath gehalten, sie sollte abgesagt werden, aber es war zu spät dazu geworden, denn das Essen war schon fertig. Der Stallknecht hat es mir erzählt. Vor einer Stunde war nämlich ein Brief angekommen mit der Nachricht, daß der jüngere Bruder in Kopenhagen gestorben sei.“

„Todt!“ rief die Waschfrau, und wurde leichenblaß.

„Ei doch! nehmt Ihr Euch das so zu Herzen?“ sagte die Frau. „Nun, Ihr kanntet ihn ja von der Zeit her, als Ihr bei der Mutter dientet.“

„Ist er todt? — Das war der beste und herrlichste Mensch auf der ganzen Welt. Der liebe Gott hat nicht viele Menschen, wie er Einer war,“ und die Thränen flossen der armen Waschfrau aus den Augen. „Ach, mein Gott! Alles geht rund mit mir,“ fuhr sie klagend fort. „Das kommt davon, daß ich die Flasche austrank. Ich habe es nicht vertragen können; ich werde so unwohl — “ und sie griff nach der Steglehne, um nicht umzusinken.

„Du lieber Gott! Ihr seid ganz krank, Mutter!“ sagte die Frau. „Seht doch zu, daß Ihr Euch wieder erholt! Nein, Ihr seid fürwahr ernstlich krank; es ist am rathsamsten, ich schaffe Euch nach Hause.“

„Aber die Wäsche!“

„Die will ich schon besorgen. Faßt mich unter den Arm. Der Junge kann hier so lange zurückbleiben und aufpassen, bis ich zurückkomme und das übrige Zeug fertig mache, es sind ja nur noch einige Stücke da.

Und die Knie schlotterten der Wäscherin unter dem Leibe. „Ich habe zu lange im kalten Wasser gestanden und seit diesem Morgen weder Warmes noch Kaltes genossen. Das Fieber sitzt mir in den Knochen. Ach, Herr Jesus! helft mir nach Hause! — Mein armes Kind!“ Und sie weinte bitterlich.

Auch der Knabe weinte und blieb allein bei der Wäsche sitzen. Die beiden Frauen gingen langsam weiter. Die Waschfrau wankte

die Twete hinauf, die Straße hinab, worin der Stadtrath wohnte, und eben, als sie an das Haus gekommen war, brach sie zusammen und fiel um auf der Straße. Bald versammelten sich Leute um sie. — —

Die hinkende Marthe lief in das Haus, um Hülfe zu suchen. — Der Stadtrath und seine Gesellschaft sahen aus den Fenstern.

„Das ist die Waschfrau!" sagte der Rath, „sie hat etwas über den Durst getrunken, sie taugt nichts!" Schade um den hübschen Burschen, ihr Söhnlein. Ich bin dem Jungen recht gut, aber die Mutter taugt nichts." —

Und sie erholte sich wieder und wurde in ihre Wohnung gebracht, wo sie sich zu Bette legte. Die brave Marthe ging fort, um eine Schale Warmbier mit Butter und Zucker für die Kranke zu bereiten. Das war die Medizin, welche sie für die beste hielt, und darauf ging sie hinunter an die Au, um die noch übrige Wäsche zu spülen, spülte sehr schlecht, aber mit dem besten Willen, zog eigentlich nur die nasse Wäsche aus dem Wasser und packte sie in einen Korb.

Als es Abend geworden war, saß sie in dem armseligen Stübchen neben dem Bette der kranken Waschfrau. Einige geröstete Kartoffeln und ein appetitliches Stück fetten Schinken hatte sie von des Stadtraths Köchin für die Kranke bekommen — ein Gericht, das Marthe und der kleine Junge sich vortrefflich schmecken ließen. Die Kranke stärkte sich an dem Geruch; der sei so nährend, sagte sie.

Und der Knabe ward zu Bette gebracht, in das nämliche, worin die kranke Mutter lag; aber er hatte seinen Platz am Fußende und eine Bettdecke, die aus bunten Lappen zusammengenäht war.

Und es war ein wenig besser geworden mit der Waschfrau; das warme Bier hatte sie gestärkt, und der Geruch von dem feinen Essen that ihr so wohl.

„Habe Dank für Deine Pflege, Du gute Seele!" sagte sie zu Marthe. „Ich will Dir auch Alles erzählen, wenn der Junge

schläft; ich glaube, er thut es schon. Wie hübsch und gut sieht er doch aus mit den geschlossenen Augen! Er weiß es nicht, wie es mit seiner Mutter steht; möge es Gott gefallen, daß er nie etwas davon erfährt. — Ich diente bei dem Kammerrath, bei den Eltern des Stadtraths. Da mußte es sich so treffen, daß der jüngste Sohn, welcher Student war, nach Hause kam. Damals war ich jung, munter und wild, aber ehrbar, das darf ich vor Gottes Angesicht beschwören. Der Student war auch heiter und flink und so allerliebst! jeder Blutstropfen in ihm war rechtschaffen und gut — einen besseren Menschen kann es auf Erden nicht geben. Er war Sohn vom Hause, und ich nur das Dienstmädchen, aber wir wurden Verlobte in Zucht und Ehren, denn ein Kuß ist doch keine Sünde, wenn man recht viel von einander hält. — Und er sagte es seiner Mutter, denn sie war sein Gott auf Erden, und sie war so klug, so gütig und so liebevoll. — Der Sohn reiste ab und den Verlobungsring steckte er mir an den Finger. — Als er fortgegangen war, rief mich die Hausfrau in ihre Kammer. Ernst und doch so mild stand sie vor mir, wie es nur der Heiland hätte thun können. Sie machte mir den Abstand zwischen ihrem Sohne und mir im Geiste und in der Wahrheit begreiflich. 'Jetzt sieht er nur darnach, wie gut Du aussiehst,' sagte sie, 'aber das Aeußere vergeht; Du bist nicht so erzogen wie er, Ihr seid einander nicht gleich auf dem Gebiete des Geistes, und darin liegt eben das Unglück.' 'Ich ehre auch den Armen,' sagte sie; 'im Reiche Gottes kann er vielleicht einen höheren Stand erreichen als mancher Reiche. Aber auf Erden soll man nicht in eine falsche Spur lenken, wenn man vorwärts kommen will, sonst kann der Wagen leicht umstürzen, und Ihr beide würdet zu Fall kommen. Ich weiß, daß ein braver Handwerker um Dich gefreit hat, Erich, der Handschuhmacher. Er ist Wittwer, hat keine Kinder und steht sich gut. Bedenke das wohl und überlege es mit Dir selbst.' — Jedes Wort aus ihrem Munde ging mir wie ein Messerstich durch's Herz, aber die Frau hatte Recht, und das drückte und schmerzte mich am meisten. Ich

küßte ihr die Hände und weinte bittere Thränen, aber noch heftiger weinte ich, als ich in meine stille Kammer gekommen war, und mich hier in Verzweiflung auf mein Bett warf. — Es war eine schwere Nacht, die darauf folgte; Gott allein weiß es, wie viel ich gelitten und wie schwer ich gekämpft habe. Den nächsten Sonntag ging ich zum Tisch des Herrn, um mein Inneres zu klären. Da war es gleichsam ein Wink des Schicksals, daß, als ich aus der Kirche ging, Erich Handschuhmacher mir begegnen mußte, denn von diesem Augenblicke an zweifelte ich nicht mehr daran, daß wir beiden nach Stand und Umständen für einander paßten, ja, er war sogar ein wohlhabender Mann. Darum ging ich auch gerade zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte: 'Sind Deine Gedanken noch auf mich gerichtet?' — 'Ja, ewig und immer!' antwortete er. — 'Willst Du ein Mädchen heirathen, das Dich achtet und ehrt, aber keine Liebe zu Dir hegt? — Doch das kann ja wohl noch kommen!' — 'Das wird kommen,' sagte er, und darauf gaben wir uns die Hand. — Ich ging nach Hause zu meiner Hausfrau; den goldenen Ring, den ihr Sohn mir geschenkt hatte, trug ich auf der bloßen Brust; ich durfte ihn des Tages nicht an den Finger stecken, that es aber alle Abend, wenn ich mich zu Bette legte. — Ich küßte den Ring so heftig, daß mir der Mund davon blutete, und darauf gab ich ihn der Mutter und sagte, nächste Woche würden der Handschuhmacher und ich aufgeboten. Da nahm mich die Frau in ihre Arme und küßte mich. Sie sagte nicht, daß ich nichts taugte, aber ich war damals wohl auch noch besser, als ich noch nicht so große Widerwärtigkeiten erlebt hatte. — Und darauf ward Hochzeit gehalten um Lichtmessezeit, und das erste Jahr ging Alles gut. Wir hielten einen Gesellen und einen Lehrburschen, und Du, Marthe, warst ja unsere Magd."

„Und Ihr waret eine brave Hausfrau," sagte Marthe. „Niemals kann ich vergessen, wie gut Ihr und Euer Mann mich behandeltet."

„Das waren die guten Jahre, als Du bei uns warst. — Kinder

hatten wir nicht; den Studenten sah ich nie — doch ja, ich sah ihn, aber er mich nicht. Er kam hier zu der Mutter Begräbniß, ich sah ihn am Grabe stehen, blaß und traurig; doch das war ja auch um den Verlust der geliebten Mutter! Als der Vater später auch starb, war er in der Fremde, kam hier nicht her und ist auch nachher niemals wieder hierher gekommen. Er blieb unverheirathet, wie ich's sicher weiß; er war Anwalt, wenn ich nicht irre. Meiner gedachte er nicht weiter, und wenn er mich gesehen hätte, würde er mich doch nicht mehr gekannt haben, so häßlich wie ich geworden bin. Und das ist ja so auch am besten."

Und sie sprach von den harten Tagen der Prüfung, als das Unglück über sie gekommen. Sie hätten 500 Thaler im Vermögen gehabt, sagte sie, und da eben ein Haus in der Stadt für 200 Thaler zu kaufen gewesen sei, und es vielleicht vortheilhaft gewesen wäre, es niederzureißen und neu aufzubauen, so hätten sie es gekauft. Maurer und Zimmermann hätten den Anschlag gemacht, daß der Neubau fernere 1020 Thaler zu stehen kommen würde; Credit habe Erich gehabt, Geld habe man ihm geliehen in Kopenhagen, allein der Schiffer, der das Geld an Bord gehabt, sei im Kattegat total verunglückt und das Geld mit zu Grunde gegangen. —

„Da war es," fuhr sie fort, „daß ich von dem lieben Jungen entbunden wurde, der nun hier zu meinen Füßen schläft. Der Vater fiel in eine schwere Krankheit; drei Vierteljahre lang mußte ich ihn an- und auskleiden. — Nun ging Alles zurück mit uns; wir liehen Geld um Geld, alle unsere Werthsachen gingen verloren, und zuletzt starb uns der Vater aus Gram. — Seit dem habe ich mich Tag und Nacht geplagt um des lieben Kindes willen, habe Treppen gescheuert und für Geld gewaschen, grobes und feines Zeug, aber ich soll es nun einmal nicht besser haben, so will es Gott, aber er wird mich wohl auch bald erlösen und für mein Kind sorgen." —

Und darauf schlief sie ein.

Am anderen Morgen fühlte sie sich gestärkt und meinte, wieder

an die Arbeit gehen zu können. — Eben war sie in das kalte Wasser gekommen, als sie von einem heftigen Zittern befallen wurde; krampfhaft griff sie um sich, that einen Schritt nach der Treppe und fiel nieder. Der Kopf lag auf dem Trocknen, die Füße aber lagen noch im Wasser der Au. Die Holzschuhe, womit sie im Wasser gestanden hatte, — in jedem steckte ein Wisch Stroh — schwammen auf der Au. — So fand sie Marthe, als sie ihr den Kaffee bringen wollte.

Vom Stadtrath war daheim ein Bote gewesen, daß sie gleich zu ihm kommen sollte, da er ihr etwas zu sagen hätte. Es war zu spät! — Ein Chirurg wurde geholt, um sie zur Ader zu lassen, aber die Waschfrau war todt. —

„Sie hat sich todtgesoffen!“ sagte der Stadtrath.

Im Briefe, der die Nachricht vom Tode des Bruders enthielt, war der Inhalt des Testaments angegeben, und darin stand, daß der Verstorbene 600 Thaler für die Wittwe des Handschuhmachers Erich, die einst bei seinen Eltern gedient hätte, aussetzte. Nach bestem Ermessen sollte das Geld ihr und ihrem Sohne portionsweise zufließen.

„Es hat einmal so ein Mischmasch zwischen meinem Bruder und ihr stattgefunden,“ sagte der Stadtrath. „Gut, daß sie aus der Welt ist! Der Sohn bekommt nun das Ganze; ich werde ihn bei braven Leuten in die Lehre geben, damit einmal ein guter Handwerker aus ihm werden kann.“ — Und zu diesen Worten gab der Himmel seinen Segen.

Und der Stadtrath ließ den Knaben zu sich kommen, versprach, für ihn sorgen zu wollen, und sagte, wie gut es gekommen wäre, daß seine Mutter gestorben sei. „Sie taugte nichts!“ sagte er.

Auf den Friedhof wurde sie gebracht, auf den Friedhof der Armen! Marthe pflanzte einen kleinen Rosenbusch auf das Grab, und der Knabe stand neben ihr.

„Meine liebe Mutter!“ sagte er, und die Thränen strömten aus seinen Augen. „Ist es wahr, daß sie nichts taugte?“ —

„Ja, sie taugte!“ sagte die alte Magd und blickte seufzend gen Himmel. „Ich weiß es von vielen Jahren und von der letzten Nacht her. Ich sage Dir, sie taugte, und unser Herrgott im Himmel sagte es auch, mag die Welt denn auch von ihr sprechen sie taugte nichts!“

Zwei Jungfern.

Hast Du jemals eine Jungfer gesehen? Das heißt eine solche Jungfer, wie sie die Pflasterleute zum Feststampfen des Straßenpflasters gebrauchen. Eine solche Jungfer ist ganz von Holz, unten breit und mit eisernen Bändern beschlagen, oben aber schmal und mit einem Querstock versehen: das sind ihre Arme.

Draußen auf dem Materialhofe standen zwei solche Jungfern unter Schaufeln, Schiebkarren, Klaftermaßen, und daselbst ging das Gerücht, die Jungfern sollten nun nicht mehr Jungfern, sondern Stempel heißen, denn das sei die einzig richtige Benennung für das Ding, das wir alle in alten Zeiten eine Jungfer genannt haben.

Nun giebt es unter uns Menschen ein Etwas, das man „emancipirte Frauen“ nennt, und wozu die Vorsteherinnen von Mädchenschulen, Hebammen, Tänzerinnen, die in ihrem Berufe auf einem Bein stehen können, Modehändlerinnen und Wartefrauen gehören, und an diese Reihe von „Emancipirten“ schlossen sich auch die beiden Jungfern auf dem Materialhofe an. Sie waren Jungfern beim Chausseebauwesen und wollten um keinen Preis ihren guten alten Namen aufgeben, um sich fortan Stempel nennen zu lassen.

„Jungfer ist ein Menschenname,“ sagten sie, „aber Stempel ist ein Ding, und wir lassen uns nicht Dinger nennen; das heißt ja uns ausschimpfen!“

„Mein Bräutigam wäre im Stande, mich sitzen zu lassen,“

sagte die Jüngste, welche mit einem Rammblock versprochen war. „Das ist so eine große Maschine, welche Pfähle eintreibt und also im Großen verrichtet, was wir im Kleinen thun. Er will mich als Jungfer haben, aber schwerlich als Stempel, und folglich kann ich mich jetzt nicht umtaufen lassen.“

„Ja ich lasse mir lieber meine beiden Arme abbrechen,“ sagte die Aelteste.

Die Schiebkarre war indessen anderer Meinung, und eine solche Karre bedeutet allerdings Etwas, denn weil sie auf einem Rade lief, hielt sie sich für eine Viertelkutsche.

„Ich muß doch gestehen,“ sagte sie, daß es ziemlich ordinär ist, Jungfer genannt zu werden, und lange nicht so fein, als Stempel zu heißen; denn wenn man einen solchen Namen führt, so gehört man in die Klasse der Siegel, und bedenken Sie nur einmal, was „des Gesetzes Siegel“ sagen will, was soviel heißt, als dem Gesetze den Stempel aufdrücken. An Ihrer Statt würde ich daher den Jungferntitel aufgeben.

„Niemals! dazu bin ich zu alt geworden,“ sagte die Aelteste.

„Sie wissen wohl nichts von einem gewissen Etwas, das man die europäische Nothwendigkeit nennt,“ sagte das ehrliche Klaftermaß. „Man muß sich abgrenzen lassen, sich unterordnen, sich in Zeit und Nothwendigkeit fügen, und ist es einmal zum Gesetz geworden, daß eine Jungfer nun Stempel genannt werden soll, so muß sie Stempel heißen; denn all' Ding soll Maß und Ziel haben.“

„Da möchte ich doch lieber, wenn nun einmal Alles verkehrt sein soll,“ sagte die Jüngste, „Fräulein genannt werden, denn Fräulein hat doch noch immer etwas Aehnlichkeit mit Jungfer.“

„Ich aber lasse mich lieber zu Zündhölzchen hacken!“ sagte die Aelteste.

Darauf ging es an die Arbeit. Die Jungfern fuhren; sie wurden auf die Schiebkarre gelegt, was immerhin eine feine Behandlung war, aber Stempel wurden sie genannt.

„Jung...,“ sagten sie, indem sie auf das Steinpflaster stampften,

„Jungf...,“ und sie waren nahe daran, das Wort Jungfer ganz auszusprechen, aber sie verbissen das Wort, sie behielten es für sich, denn sie fanden, daß sie sich nicht einmal zu einer Antwort herablassen müßten. Wenn sie aber unter sich waren, so titulirten sie einander immer Jungfer und priesen die guten alten Zeiten, da man noch jedes Ding beim rechten Namen nannte und Jungfer genannt wurde, wenn man eine Jungfer war, und das blieben die Beiden denn auch, denn der Rammblock, diese große Maschine, ließ die Jüngste sitzen: mit einem Stempel wollte er sich nicht einlassen.

Am äußersten Meer.

Es waren ein paar Seeschiffe hoch hinauf an den Nordpol ausgesandt worden, um die Grenzen des Festlandes gegen das Eismeer zu finden und zu versuchen, wie weit Menschen dort durchzudringen vermöchten. Jahr und Tag schon war die Mannschaft hier, umgeben von Nebeln und Eis, umhergesteuert und hatte große Beschwerden ausgestanden. Nun hatte der Winter angefangen, die Sonne war untergegangen, und viele, viele Wochen wurden zu einer einzigen Nacht. Alles ringsumher war nichts als Eis, und fest daran gekettet, lagen die Schiffe eingeschlossen. Der Schnee lag in Bergen, und aus demselben Material waren bienenkorbförmige Hütten gebaut worden, einige so hoch wie die Hügel unsrer Hünengräber, andere nicht größer, als daß zwei oder vier Mann Platz darin fanden. Aber dunkel war die lange Nacht hier nicht, denn die Nordlichter glänzten roth und blau wie ein einziges großes Feuerwerk, und auch der Schnee glänzte, und die lange Nacht bestand in einer beständig leuchtenden Dämmerung. Wenn es am hellsten war, kamen Scharen von Eingeborenen, die wunderbar anzusehen waren in ihren haarigen Fellkleidern auf den aus Eisschollen gemachten Schlitten. Sie brachten große Bündel von Fellen, womit die Schneehütten belegt und ausstaffirt wurden. Felle dienten den Matrosen zu Unterbetten und Bettdecken, und auf solchen Nachtlagern schliefen sie unter den Schneekuppeln, wäh-

rend draußen ein klingender Frost herrschte, wie wir ihn selbst in strengen Wintern nicht kennen. Bei uns waren noch Herbsttage; daran dachten sie droben, gedachten des warmen Sonnenlichtes in der Heimath und sahen in Gedanken, wie das rothgelbe Laub an den Bäumen hing. Die Uhr zeigte die Abendstunde und die Zeit des Schlafengehens. In einer der Schneehütten hatten sich schon zwei auf ihrem Felllager gebettet, und der Jüngste von ihnen hatte seinen besten Schatz mit zu Bette genommen, das Geschenk der Großmutter bei der Abreise: die Bibel. Alle Nacht legte er sie unter sein Kopfbündel; er wußte aus den Knabenjahren, was darin stand; alle Tage las er einige Kapitel darin, und auf seinem Felllager fielen ihm trostreiche Stellen daraus wieder ein, wie aus den Psalmen die Worte zum Lobe des Allmächtigen: „Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten,“ und er schloß die Augen unter solchen Gedanken des Glaubens und der ewigen Wahrheit. Träume kamen dann über ihn und die Offenbarung Gottes; die lebendige Seele war allein thätig, während der Leib ruhte, und wie Melodien zu alten bekannten Liedern hallte es wieder in ihr; mild und warm, wie in Sommernächten, athmete Alles um ihn, und von seinem Lager sah er's über sich glänzen, als wenn die Schneekuppel von außen her durchstrahlt würde. Er richtete sich auf; der weiße Glanz kam nicht von den Wänden oder der Kuppel: es waren die großen Flügel an den Schultern eines Engels, und er sah hinauf und blickte in das sanftleuchtende Antlitz des himmlischen Sendboten. Aus den Blättern der Bibel erhob sich wie aus einem Lilienkelche der Engel, breitete seine Arme weit aus, und die Wände der Schneehütte schwanden wie Nebel dahin. Die grünen Triften und Anhöhen des Heimathlandes mit den röthlich gebräunten Wäldern lagen ringsum im stillen Sonnenscheine eines Herbsttages da. Das Storchnest stand leer, aber noch hing die Frucht an den wilden Apfelbäumen, obgleich die

Blätter schon abfielen; die rothen Hagebutten glänzten, der Staar flötete in dem kleinen grünen Käfig über dem Fenster des Bauernhauses in der Heimath Land; und der Staar flötete wie es ihm gelehrt worden war, und die Großmutter steckte Vogelgras zwischen das Geflechte des Vogelbauers, wie es der Enkel immer zu thun pflegte. Die hübsche Tochter des Dorfschmieds, noch so jung und schön, stand am Brunnen, um Wasser zu schöpfen, nickte Großmutter freundlich zu, und Großmutter winkte mit der Hand und zeigte ihr einen Brief, der aus der Ferne hergekommen war; diesen Morgen war er aus dem kalten Lande angekommen, hoch oben vom Nordpol, wo der Enkel war unter Gottes Obhut. Und sie lachten und weinten, und er dort oben unter Schnee und Eis, im Reiche der Geister, unter den Fittigen des Engels sah und hörte Alles, lachte mit ihnen und weinte mit ihnen. — Und es wurde aus dem Briefe laut vorgelesen, selbst die Bibelstelle: „am äußersten Meer wird Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich halten.“ Wie ein schöner Psalmensang ertönte es ringsumher, und der Engel senkte seine Schwingen wie einen Schleier über den Schlafenden. — Der Traum war vorbei; es war dunkel in der Schneehütte, aber die Bibel lag unter dem Haupte des Ruhenden, Glaube und Hoffnung war in seinem Herzen. Gott war mit ihm, und der Himmel war mit ihm am äußersten Meer. —

Geldferkel.

Was es da für eine Menge Spielsachen in der Kinderstube gab! — Zuerst stand oben auf dem Schrank eine Sparbüchse von Steingut in Gestalt eines Ferkelschweins; sie hatte natürlich ein Loch auf dem Rücken, das mit dem Messer größer gemacht war, damit auch Thalerstücke hineingehen konnten, und es waren schon zwei solcher und außerdem viele andere Sparschillinge hineingegangen, kurz, Geldferkel war so vollgepfropft, daß es gar nicht mehr rasselte, was sonst das Höchste ist, wozu ein Geldferkel es bringen kann. So stand es nun da droben und schaute herab auf die Herrlichkeiten in der Stube, war sich aber wohlbewußt, daß es mit Dem, was in seinem Bauche steckte, das Alles kaufen könnte, und das ist es, was man im täglichen Leben ein gutes Bewußtsein zu nennen pflegt.

Das dachten auch die Andern, wenn sie es auch nicht sagten, und es gab ja nun auch andere Dinge zu besprechen.

Die Kommodenschieblade stand halb offen, und daraus kam eine große Puppe zum Vorschein, die etwas alt und verbraucht aussah, denn sie war am Halse zusammengenäht. Sie warf einen Blick in die Höhe und sagte: „Sollen wir nun Menschen spielen? — Das ist ja immerhin Etwas!“ — Und nun entstand ein großes Getümmel in der Stube; sogar die Bilder an der Wand kehrten sich um und machten deutlich, daß sie auch ein Kehrseite hätten, doch thaten sie das nicht in der Absicht, um zu opponiren.

Es war mitten in der Nacht, der Mond schien zu den Fenstern herein und gab freie Erleuchtung. Nun sollte das Spiel anfangen, und Alles war dazu eingeladen, sogar der Kinderwagen, der doch zu den gröberen Spielsachen gehört. „Jeder ist sich selbst genug!“ sagte der. „Wir können nicht alle von Adel sein! Einige müssen auch was nützen, wie man spricht.“ —

Geldferkel allein wurde schriftlich eingeladen. Es war zu hoch gestellt, als daß man annehmen konnte, dasselbe werde es mündlich hören, und es gab dennoch keine Antwort, ob es sich einfinden wollte; es kam wirklich gar nicht. Sollte Geldferkel mit dabei sein, so mußte es den Genuß im eigenen Hause haben können, wonach die Andern sich nun richten mochten, und das thaten sie denn auch.

Das kleine Puppentheater wurde nämlich gleich so aufgestellt, daß Geldferkel von seinem hohen Standpunkte gerade hineinschauen konnte. Man wollte mit Komödiegeben anfangen; nachher sollte Thee gereicht und sollten Denkübungen gehalten werden, und mit den letzteren machte man gleich den Anfang. Das Schaukelpferd sprach über Trainirung und Vollblut, der Kinderwagen über Eisenbahnen und Dampfkraft, denn das waren lauter Dinge, die zu ihrem Fach gehörten, und wovon sie also mitsprechen konnten. — Die Stubenuhr hielt eine Rede über Politik — tik! — tik! — sie wußte, was die Uhr geschlagen hatte, aber man wollte behaupten, daß sie nicht richtig ginge. — Der Spazierstock brüstete sich mit seinem Doppelschuh und dem silbernen Knopf; er war ja auch sowohl oben als unten beschlagen. — Auf dem Sopha lagen zwei gestickte Rückenkissen, die recht liebenswürdig und dumm aussahen, und folglich konnte die Komödie nun ihren Anfang nehmen.

Alle saßen da und sahen zu, und es ward gebeten, man möchte klatschen, stampfen und knallen, je nach dem man zufrieden wäre. Aber die Reitpeitsche sagte, sie knalle niemals für Alte, sondern nur für Nicht-Verlobte. — „Ich knalle für Jedermann!“ sagte die Knallerbse. — „Irgendwo soll man doch sein und bleiben!“ meinte

der Spucknapf, und das waren nun so die verschiedenen Gedanken der Zuschauer während der Vorstellung. — Das Stück taugte nichts, aber es wurde gut gegeben, denn alle Spielenden kehrten die bunte Seite nach außen; sie ließen sich nur von dieser Seite sehen, nicht von der Kehrseite, und alle spielten ausgezeichnet, weit über das Theater hinaus, denn der Faden war zu lang bei ihnen, aber sie fielen dadurch mehr in die Augen. Die gestopfte Puppe wurde so hingerissen davon, daß die Stiche am Hals wieder aufsprangen, und Geldferkel ward so gerührt, daß es sich im Stillen gelobte, für einen der Komödianten Etwas zu thun, denselben als einen Solchen in sein Testament zu setzen, der neben ihm im offenen Grabe ruhen sollte, wenn die Zeit dazu gekommen wäre.

Die ganze Vorstellung war ein rechter Genuß gewesen, so daß man den Thee darüber aufgab und bei den Denkübungen blieb. Das nannte man Menschen spielen, und darunter steckte auch eine kleine Malice, denn sie spielten ja nur! Jeder dachte an sich selbst dabei und an Das, was Geldferkel dachte, und Geldferkel dachte am weitesten hinaus, denn es dachte ja an sein Testament und das Begräbniß. Und wann kam das wohl zu Stande? Immer noch früher, als man es erwartet hatte. — — Knack! da lag das Geldferkel herabgepurzelt vom Schrank, — lag an der Erde in Scherben und Splitter, während die Schillinge und Groschen nach allen Seiten tanzten und sprangen; die kleinsten Stücke drehten sich im Kreise, die größten aber rollten fort, ganz besonders der eine silberne Thaler, der gehörig in die Welt hinaus wollte. Und das geschah ihm und allen seinen bisherigen Genossen denn auch, und die Scherben vom Geldferkel kamen in den Schmutzkasten. — Aber auf dem Schrank stand schon am andern Morgen ein neues Geldferkel von Steingut. Noch war kein Schilling darin, daher konnte es auch nicht rasseln und hatte also hierin Aehnlichkeit mit seinem Vorgänger, was immerhin soviel hieß, als einen Anfang machen, und damit wollen wir für diesmal schließen.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt.

Holzstiche
aus dem xylographischen Atelier
von Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Mährchen,

Abenteuer und Geschichten

für Jung und Alt

von

H. C. Andersen.

Vollständigste Ausgabe.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich

und

siebenundzwanzig Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter, Osterwald und Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Sechste durch die „neuesten“ Mährchen des Verfassers
vermehrte Auflage.

Viertes Bändchen.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1864.

Inhalt des vierten Bändchens.

Des Pfeffergesellen Nachtmütze.

In Kopenhagen giebt es eine Gasse, die den wunderlichen Namen Hüskenstraße führt. Und warum heißt denn dieses Gäßchen so, und was hat der Name zu bedeuten? — Nun, das Wort „Hüsken“ soll Deutsch sein und ist eine Entstellung des plattdeutschen Hüschen *). In jener Gasse bestanden diese Häuschen aber viele Jahre lang nur aus hölzernen Buden, etwa so, wie wir sie jetzt auf den Jahrmärkten und Messen aufgestellt sehen. Etwas größer mochten sie doch wohl sein und sie waren auch mit Fenstern versehen, deren Scheiben aber aus Horn oder Blasen bestanden, weil es damals noch zu theuer zu stehen kam, Glasfenster in allen Häusern zu haben. Das ist aber auch schon lange, lange her, denn als Aeltervaters Aeltervater davon erzählte, nannte er es auch „in alten Tagen“. Mehre Jahrhunderte sind seitdem verflossen.

Die reichen Kaufleute in Bremen und Lübeck trieben damals den Alleinhandel in Kopenhagen, kamen aber nicht selbst, sondern sandten ihre Gesellen dahin, die in hölzernen Buden in der „Hüschenstraße“ wohnten und allerlei Sorten Bier und Gewürzwaaren verkauften. Das deutsche Bier war nun so

*) Weil die Dänen kein ch in ihrer Sprache haben und dasselbe in Fremdwörten wie k aussprechen.

recht ein Labetrank, und es gab so viele Arten davon! als z. B. Bremerbier, Prüsingerbier, Emserbier und sogar Braunschweiger Mumme. Und dann kamen alle die verschiedenen Gewürze hinzu, als Saffran, Anis, Ingwer und ganz besonders Pfeffer. Ja, in dem Handel mit Pfeffer bestand in der Häuschenstraße das bedeutendste Geschäft, weshalb die deutschen Ladendiener zuletzt immer nur die „Pfeffergesellen" genannt wurden. Und weil sie nun daheim, ehe sie nach dem Norden gesandt wurden, sich verpflichten mußten, sich dort nicht zu verheirathen, so wurden viele von ihnen recht alt in dem fremden Lande. Sie mußten also für sich selbst sorgen, selbst die häuslichen Arbeiten verrichten und selbst ihr Feuer Abends auslöschen, wenn sie eins hatten. Einige unter ihnen wurden denn so allmälig recht alte Knaben mit ihren eigenen Gedanken und ihren eigenen Gewohnheiten, und nach ihnen nennt man nun jede unverheirathete Mannsperson von gesetzten Jahren einen Pfeffergesellen*). Das Alles muß man vorher wissen, um diese Geschichte zu verstehen.

Man treibt allerlei Spott und Neckerei mit dem Pfeffergesellen, spricht zu ihm, er möge nur seine Nachtmütze aufsetzen, sie über die Ohren ziehen und unter die Decke kriechen:

Kommt, laßt uns ihn recht prellen,
Den alten Pfeffergesellen!
Zu Bett mit ihm die Nachtmütz' geht,
Und wenn er Morgens aufersteht,
Muß selbst das Haus er bestellen.

Ja, so singt man von ihnen! Man treibt Gespötte mit dem Pfeffergesellen und seiner Nachtmütze, eben nur weil man so wenig von ihm und seiner Nachtmütze weiß. Aber ach! eine solche Nachtmütze sollte man sich niemals wünschen. Und warum denn nicht? — Ja, hört nur einmal zu!

*) D. h. im Dänischen, mithin in Dänemark und Norwegen, während im Schwedischen ein solcher nach dem Deutschen ein Hagtorn heißt.

Drüben in der Hänschengasse gab es vor Zeiten kein Straßenpflaster, man trat in ein Loch nach dem andern, wie in einem ausgefahrenen Hohlwege, und es war dort so beengt, die Buden standen aneinander und einander so nahe gegenüber, daß in der heißen Sommerzeit oftmals ein Stück Segeltuch von einem Hause nach dem andern quer über die Straße gespannt wurde. Und dann roch es da so schön gewürzig nach Pfeffer, Saffran und Ingwer! Hinter den Ladentischen standen doch nicht viele Junggesellen, denn es waren meist lauter alte Vettern, die gar nicht so gekleidet waren, wie wir es uns denken, mit der Perrücke oder der weißen Nachtmütze auf dem Kopfe, in Flaushosen, Flauswesten und von oben bis unten zugeknöpften Flausröcken. Nein, so ging Aeltervaters Aeltervater, und so sehen wir ihn noch abgemalt. Die Pfeffergesellen hatten nicht Mittel zu solchem Staat und konnten sich nicht malen lassen, wiewohl es recht interessant sein könnte, das Bild eines solchen alten Burschen zu besitzen, wie er hinter seinem Ladentische dastand, oder an Feiertagen in die Kirche wanderte. Der Hut war breitrandig und hochgepollt, und bisweilen steckte einer der jungen Gesellen eine Feder darauf. Das wollene Hemd hatte einen Kragen von Leinen, das Kamisol war enganschließend und bis an den Hals dicht zugeknöpft, der kurze Mantel hing lose darüber und das Beinkleid reichte bis an die breitschnabeligen Schuhe hinab, denn Strümpfe trugen die Pfeffergesellen nicht. Im Leibriemen steckten das Brotmesser und ein Löffel und noch ein langes Messer mehr, um sich damit zu wehren, was in jenen Zeiten oft nöthig wurde. — Ganz so ging der alte A n t o n, einer der ältesten Pfeffergesellen, an Festtagen gekleidet, nur daß er keinen hochpolligen Hut, sondern eine Kapuze und darunter eine gestrickte Nachtmütze trug. Das war so recht eine wahre Nachtmütze, und der alte Anton hatte sich so daran gewöhnt, daß er sie immer trug und gar zwei davon zum Wechseln hatte. So war er ganz zum Malen, so stockhager, so voller Runzeln um Mund und Augen, hatte so

lange knöcherne Finger und graubuschichte Augenbraunen, die über das linke Auge in einer Zottel herabhingen, daß ihm dies Alles freilich nicht schön, aber doch recht kennbar machte. Man wußte von ihm, daß er aus Bremen hierher gekommen war, doch war er dort nicht geboren, sondern sein Principal wohnte nur in Bremen. Er selbst stammte aus Thüringen, aus der Stadt Eisenach, dicht unter der Wartburg. Davon sprach der alte Anton nicht viel, aber er dachte desto mehr daran.

Die alten Gesellen in der schmalen Gasse kamen nicht oft zusammen und verkehrten auch nicht viel mit einander. Jeder blieb in seiner Bude, die früh am Abend geschlossen wurde; und dann sah es trübe darin aus. Es schien nur ein mattes Licht durch das kleine Dachfenster von Horn, wenn drinnen gewöhnlich der alte Bursche mit seinem deutschen Psalmbuche in der Hand auf dem Bette saß und sein Abendgebet sang, oder bis spät in die Nacht hinein sich noch mit dem Ordnen seines Haushaltes beschäftigte. Erfreulich war sein Leben gewiß nicht, denn ein Fremder in fremdem Lande zu sein, ist ein bitterer Stand. Niemand kümmert sich um Einen, es sei denn, daß man eben irgend Jemandem im Wege stehen sollte. —

Oefters, wenn es draußen rabenschwarze Nacht war und der Regen aus den Wolken strömte, konnte es hier recht öde und unheimlich sein. Denn Laternen gab es hier keine anderen als die einzige und äußerst kleine, welche am einen Ende der Straße vor dem an die Wand gemalten Bilde der heiligen Jungfrau brannte. Am andern Ende stieß das Gäßchen an das Bollwerk des Fotsholmer Kanals, und man hörte in der Stille der Nacht, wie die Wellen an das Pfahlwerk schlugen. Solche Abende wurden lang und einsam, denn nicht alle Tage gab es Etwas ein- oder auszupacken, und die Wagschale brauchte nicht jeden Tag geputzt zu werden. Man mußte sich dann etwas Anderes vornehmen, und das that auch der alte Anton. Er besserte selbst seine Kleider aus und flickte selbst seine Schuhe. Wenn er dann



endlich zu Bette gekommen war, ach ja! dann behielt er nach Gewohnheit die Nachtmütze auf, zog sie noch etwas tiefer herunter, bald aber wieder herauf, um nachzusehen, ob auch das Licht rein ausgelöscht sei, fühlte es an, drückte den Docht mit den Fingern zusammen, kehrte sich nun auf die andere Seite und zog wiederum die Nachtmütze über die Augen. Aber der nämliche Gedanke kehrte oft wieder. Ob wohl in den kleinen Feuertopf da unten auch jede Kohle ausgebrannt und erloschen sein sollte? Es könnte leicht noch ein Fünkchen glimmen, weiter zünden und großes Unglück anrichten! Und in Befürchtung dessen stieg er nochmals aus dem Bette, kroch die Leiter hinunter — denn eine Treppe konnte man die Stiege nicht nennen, — und wenn er dann zu dem Kohlentopf kam, so war kein Fünkchen mehr darin zu entdecken, und er konnte wieder umkehren. Doch war er kaum halbwegs damit gekommen, so fiel ihm ein, ob auch der eiserne Riegel vor die Hausthür gelegt, die Haken der Ladenklappen sicher aufgesetzt worden? — Ja, dann mußte er nochmals hinunter auf den dürren Beinen, obgleich ihn fror. — Die Zähne klapperten ihm im Munde, wenn er wieder unter die Decke kroch; denn die Kälte rüttelt Einen erst recht, wenn sie weiß, daß sie fort soll. Die Bettdecke zog er noch höher über sich herauf, die Nachtmütze noch tiefer über die Augen und wandte nun seine Gedanken vom Handel und des Tages Mühen ab. Aber die Bilder, die sich ihm darstellten, waren keine angenehmen, denn nun kamen alte Erinnerungen und steckten ihre Gardinen auf, und die haben oft Stecknadeln, woran man sich die Haut ritzt. Au! sagt man, und wenn sie in das blutige Fleisch eindringen und brennen, so können Einem die Thränen in die Augen dabei treten. Und so ging es auch dem alten Anton oft; es kamen ihm Thränen, die reinsten Perlen, in die Augen; sie fielen auf die Decke oder auf die Erde, und dann gaben sie einen Klang, einen sehr herzlichen, als wenn eine Schmerzenssaite gesprungen wäre. Zwar sie verdunsteten wohl wieder, flackerten

aber auch in Flammen auf und beleuchteten ein Lebensbild vor Anton, das nie aus seinem Herzen verschwand. Trocknete er sich dann die Augen mit der Nachtmütze, so zerdrückte er freilich die Thräne und auch das Bild, allein der Urquell desselben blieb, denn er lag in seinem Herzen. Die Bilder tauchten nicht so auf, wie sie in der Wirklichkeit auf einander folgten, denn die schmerzlichsten traten am häufigsten hervor, aber doch auch die freudig-wehmüthigen, und eben sie warfen den stärksten Schatten.

Herrlich sind die Buchenwälder Dänemarks, sagt man, aber herrlicher noch stieg der Buchenhain in der Umgegend der Wartburg in Anton's Erinnerung auf. Gewaltiger und ehrwürdiger schienen ihm die alten Eichen, welche die alte Ritterburg umgeben, wo Schlingpflanzen über die Steinblöcke der Felsen herabhangen, und lieblicher dufteten die Blüthen der Apfelbäume dort als in dem Dänenlande. Das fühlte und vernahm er noch jetzt. Eine Thräne rollte herab, klang und leuchtete, und deutlich erblickte er darin zwei kleine Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe hatte rothe Backen, gelbgelocktes Haar und ehrliche blaue Augen — es war des reichen Krämers Sohn, der kleine Anton, er selbst, — das Mädchen aber hatte braune Augen und dunkles Haar und sah klug und verwegen aus — es war des Bürgermeisters Tochter Molly. Die beiden spielten mit einem Apfel, den sie schüttelten, um zu hören, wie die Kerne darin rasselten. Darauf schnitten sie den Apfel durch, so daß beide eine Hälfte davon bekamen. Die Kerne vertheilten sie unter sich, bis auf einen, der gepflanzt werden sollte, wie das kleine Mädchen es so wollte.

„Dann sollst Du nur sehen, was aus dem Kern wird!“ sagte die Kleine. „Es kommt Etwas, was Du Dir gar nicht vorstellen kannst: ein ganzer Apfelbaum wird daraus, nur nicht gleich.“

Und sie pflanzten den Apfelkern in einen Blumentopf und waren beide eifrig dabei betheiligt: der Knabe machte mit dem Finger ein Loch in die Erde, das Mädchen legte den Kern hinein, und beide deckten ihn dann mit Erde zu.

„Nun mußt Du nicht gleich morgen die Erde wieder aufkratzen, um zu sehen, ob der Kern schon zu keimen angefangen hat,“ sprach das Mädchen. „Das darf man nicht. Ich habe es zweimal so mit meinen Blumen gemacht; ich wollte sehen, ob sie wurzelten, denn ich verstand es nicht besser, aber die Blumen starben ab.“

Der Blumentopf blieb bei Anton, und alle Morgen, den ganzen Winter hindurch, sah er darnach, aber er fand immer nur die schwarze Erde. — Nun wurde es Frühjahr, die Sonne schien wieder erwärmend, da kamen in dem Blumentopf zwei grüne Blättchen zum Vorschein.

„Das bin ich und Molly!“ rief Anton. „Das ist lieblich! das ist einzig schön!“ —

Bald darauf zeigte sich ein drittes Blatt. Wer sollte das sein? — Ja wohl kam noch ein Blatt und noch eins, und sie wurden alle täglich größer. Zuletzt ward aus der kleinen Pflanze ein ganzer Baum. — Alles Dies spiegelte sich nun in einer einzigen Thräne ab, die zerdrückt wurde und verschwand, aber sie konnte aus dem Born wieder ersetzt werden — aus des alten Anton trauerndem Herzen.

Nahe bei Eisenach erstreckt sich eine Reihe felsiger Berge. Einer derselben springt abgerundet hervor und ist ganz von Bäumen, Gebüschen und Gräsern entblößt. Das ist der Venusberg, und drinnen wohnt Frau Venus, ein Götzenweib aus der Heidenzeit. Frau Holle wird sie dort genannt, wie es jedes Kind in Eisenach zu sagen wußte und noch jetzt zu erzählen weiß, und daß diese Frau Holle den edlen Ritter Tannhäuser, den Minnesänger des Wartburger Sängerkreises, einst zu sich herein gelockt hätte.

Die kleine Molly und Anton blieben oft vor dem Berge stehen, und einmal sagte sie: „Darfst Du anklopfen und dazu sprechen: „Frau Holle, mach' auf! Tannhäuser ist da!?“ Doch das wagte Anton nicht zu thun. Molly aber ge-

traute sich's, doch sprach sie nur die beiden Wörter: „Frau Holle! Frau Holle!“ laut und deutlich aus, das Uebrige aber nur so hin in den Wind und so undeutlich, daß Anton überzeugt war, sie habe eigentlich gar nichts Rechtes gesagt. Sie hatte aber so recht keck dabei ausgesehen, ganz so keck, als wenn sie bisweilen in Gesellschaft mit anderen kleinen Mädchen ihn im Garten traf und dann alle ihn küssen wollten, eben weil er sich nicht küssen lassen mochte, und sich dagegen wehrte, und dann nur sie allein es wagte.

„Ich darf ihn küssen!“ sprach sie stolz, und nahm ihn um den Hals. Das war ihre Eitelkeit, und Anton fand sich darin, dachte Nichts weiter dabei. Wie war sie aber doch so schön! wie war sie so kühn! Frau Holle im Berge sollte ja auch schön sein. Aber ihre Schönheit, sagte man, sei die verführerische Schönheit des Bösen, die höchste Schönheit aber wäre die der heiligen Elisabeth, der Schutzheiligen des Landes, der frommen thüringer Fürstin, von deren guten Thaten Sagen und Legenden und so manche Stelle, so mancher Ort sprächen. In der Kapelle hing ihr Bild mit der silbernen Lampe darunter, doch mit ihr hatte Molly gar keine Aehnlichkeit.

Der Apfelbaum, den die beiden Kinder gezogen hatten, wuchs von Jahr zu Jahr und wurde so groß, daß er in den Garten, in die freie Luft versetzt werden mußte, wo die Sonne schien und der Thau fiel, wo er zuletzt so kräftig wurde, daß er sich gegen den Winter behaupten konnte und nach dem harten Druck der Kälte im Frühjahr Blüthen ansetzte. Im Herbst trug er zwei Aepfel: einen für Molly und einen für Anton, — weniger konnten es nicht gut sein!

Der Baum wuchs schnell empor, und Molly machte es wie der Apfelbaum. Sie sah frisch aus wie eine Blüthenblume, aber lange sollte Anton diese Blume nicht mehr ansehen. Alles ist dem Wechsel unterworfen, Alles wird anders! Molly's Vater zog aus der alten Heimath fort, und Molly ging mit ihm. In unseren

Tagen wäre das freilich nur eine Reise von einigen Stunden gewesen, aber damals brauchte man mehr als Tag und Nacht dazu, um so weit gen Osten von Eisenach zu kommen, denn sie reisten nach dem äußersten Ende von Thüringen, nach der guten Stadt, die noch jetzt Weimar heißt.

Und Molly weinte und Anton weinte — und alle diese Thränen flossen nun in eine einzige Thräne zusammen, die den herrlichen rothen Glanz der Freude hatte! Molly hatte zu ihm gesagt, sie hielte mehr von ihm als von allen Herrlichkeiten Weimars.

Ein Jahr verstrich und noch eins, zwei, drei Jahre. In dieser ganzen Zeit langten zwei Briefe an, der eine mit einem Frachtfuhrmann, der andere mit einem Reisenden. Das was ein langer schwerer Weg in Buchten und Biegungen, durch Städte und Dörfer.

Wie oft hatten nicht Anton und Molly die Geschichte von Tristan und Isolde gehört, und so oft hatte er dabei an sich und Molly gedacht, obschon der Name Tristan die Bedeutung „zu Kummer geboren" hatte, was nicht auf ihn passen konnte, dem der Gedanke nie kam, daß sie ihn vergessen habe. Aber Isolde vergaß ja auch ihren Herzensfreund nicht, und als sie beide gestorben, und Tristan an der einen, Isolde an der andern Seite der Kirche begraben worden war, da wuchsen die beiden Linden auf ihren Gräbern über das Kirchendach hin und begegneten sich da. Das sei doch so schön und doch auch so traurig, meinte Anton. Traurig könnte es aber mit ihm und Molly nicht werden, und er flötete eine Arie aus dem Minnesänger Walther von der Vogelweide dazu:

„Unter den Linden auf der Haide — !" worin ihm besonders die Worte gefielen:

Und am Waldrand, in dem stillen Thal,
Tandaradai!
Sang dazu die Nachtigall!

Diese Worte kamen ihm niemals aus dem Gedächtniß, sie saßen ihm immer auf der Zunge, und er sang und flötete das Lied, als er in der sternenklaren Nacht durch den tiefen Hohlweg ritt, um nach Weimar zu kommen und Molly zu besuchen. Er wollte unerwartet erscheinen, und er kam auch unerwartet. —

Der Willkommen ward ihm doch gebracht, der Becher mit Wein, und eine muntere vornehme Gesellschaft, ein schönes Zimmer und ein gutes Bett gab es hier, und doch war Alles gar nicht so, wie er es sich so gedacht hatte. Er konnte sich selbst nicht mehr begreifen und nicht die Anderen; doch wir verstehen und begreifen ihn schon. Man kann in einem Hause sein, inmitten einer Familie leben, und sich doch nicht heimisch und gemüthlich fühlen. Man unterhält sich mit einander, wie es unter Reisenden in einem Postwagen geschieht; man kennt sich, wie man die Reisegefährten im Coupé kennt, genirt einander, wünscht, daß man fort wäre, oder daß die lieben Nachbarn aussteigen möchten. So Etwas empfand Anton.

„Ich bin ein aufrichtiges Mädchen," sagte Molly zu ihm: „ich will es Dir selbst sagen. Vieles ist anders geworden, seit wir als Kinder mit einander spielten; anders ist es äußerlich und innerlich jetzt. Gewohnheit und Willen haben keine Gewalt über unser Herz. Anton, ich will Dich nicht zum Unfreund haben, jetzt, da ich bald fern von hier sein werde. Glaube mir sicherlich, ich bin Dir gut, aber so viel von Dir halten, wie ich es nun weiß, daß man von einem andern Menschen halten kann, das habe ich nie gethan. Du mußt Dich darein finden. Leb' wohl, Anton!"

Und Anton sagte auch „leb' wohl!" Es kamen keine Thränen in seine Augen, aber er fühlte, daß er nicht mehr Molly's Freund war. Das glühende und das eiskalte Eisen beißen mit gleicher Empfindung für uns die Haut von den Lippen, wenn wir sie küssen, und Anton küßte gleichstark in Liebe und in Haß.

Nicht einen Tag brauchte Anton zu der Rückkehr nach Eise-

nach, aber das Pferd, das er geritten hatte, war auch caput dabei gegangen.

„Was thut das!“ sprach er. „Ich selbst bin ja auch caput! und Alles, was mich an sie erinnern kann, will ich zerstören. Frau Holle! Frau Venus! Du Heidenweib! Den Apfelbaum will ich zerbrechen und zerschlagen und mit der Wurzel aufreißen; nie mehr soll der blühen und Frucht ansetzen! — —

Aber der Baum wurde nicht ausgerissen und zu Schanden gemacht; denn Anton selbst war zu Schanden geworden und lag in Fieberträumen auf seinem Bette. Was konnte ihm helfen, ihn wieder auf die Beine bringen? — Nun, es ward ihm eine Arznei gereicht, die allerbitterste, die es nur geben konnte, die selbst den kranken Körper aufzurütteln und das Herz krampfhaft zusammen zu pressen vermag. — Anton's Vaters war nicht mehr der reiche Kaufmann. Die schweren Tage, die Tage der Prüfung standen vor der Thür. Das Unglück wälzte sich heran und brach wie eine Sturzsee in das einst so reiche Haus ein. Der Vater ward zum armen Manne, Sorgen und Kummer lähmten ihn an Seele und Körper. Da hatte nun Anton Anderes zu bedenken als Liebesgram und mit Molly zu zürnen. Er mußte Vater- und Mutterstelle im Hause vertreten, mußte überall helfen, tüchtig mit angreifen und zuletzt selbst in die Welt hinaus, um für das tägliche Brot zu arbeiten. —

Er kam nach Bremen und hatte hier Noth und harte Tage zu bestehen, die das Gemüth bald hart, bald weich, oft nur zu weich machten. Wie so ganz anders waren doch die Welt und die Menschen hier, als er sie sich in seiner Jugend gedacht hatte! Was waren ihm nun noch die Lieder der Minnesänger? ein Geklingel und leere Worte! Das dachte er bisweilen davon, und in anderen Stunden drangen ihm diese Lieder doch tief in die Seele, so daß sie ihn weich und fromm machten.

„Gott weiß Alles zu unserm Besten zu fügen,“ sagte er. „Wie gut, daß er's nicht zuließ, daß Molly's Herz sich an das meine

hing; denn wozu hätte das führen können, nun, da das Glück sich so gekehrt hat! Sie gab mich auf, noch ehe sie von diesem Umschlag von Wohlstand zu Armuth eine Ahnung hatte. Das war eine mir widerfahrne Gnade Gottes; Alles ist auf's Beste eingerichtet worden! Alles geschieht nach weisem Rathe! — Was konnte sie denn dafür? —

Und Jahre vergingen. Anton's Vater war gestorben, und fremde Leute bewohnten das väterliche Haus. Anton sollte es doch noch einmal wiedersehen, denn sein reicher Principal sandte ihn auf Reisen in Handelsgeschäften, da kam er auch durch seine Vaterstadt Eisenach. Die alte Vaterstadt stand noch unverändert auf dem Felsen droben mit dem in die Steinwand gehauenen Mönch und der Nonne, die großmächtigen Eichen hatten noch denselben Umfang wie in Anton's Kinderjahren, und der Venusberg trat wie sonst nackt und grau aus dem Thal hervor. Gern hätte er gerufen: „Frau Holle! Frau Holle! schließt den Berg auf! so bleibe ich doch hier auf heimathlicher Erde!“

Doch das war ein sündiger Gedanke und er bekreuzte sich davor. Da sang ein kleiner Vogel aus dem Gebüsche, und das alte Minnelied fiel ihm wieder ein:

Und am Waldrand, in dem stillen Thal,
Tandaradai!
Sang dazu die Nachtigall.

Ihm kam so Manches wieder in die Gedanken hier in der Stadt seiner Kindheit, die er nun unter Thränen wiedersah. Das väterliche Haus stand noch eben so da wie vordem, aber der Garten war umgelegt worden. Ein Feldweg führte nun über ein Stück vom alten Gartenlande, und der Apfelbaum, den er nicht zu Schanden gemacht hatte, stand auch noch da, aber außerhalb des Gartens, an der andern Seite des neuen Weges, doch schien noch immer die Sonne darauf und der Thau fiel darauf wie sonst; er war mit Frucht beladen, so daß seine Zweige sich zur Erde neigten.

„Der gedeiht recht!“ sprach Anton; „er kann es!“ Von den

großen Zweigen des Apfelbaumes war doch einer abgebrochen; muthwillige Hände hatten es gethan; der Baum stand ja an offener Straße!

„Man pflückt von seinen Blüthen, ohne sich zu bedanken; man stielt die Frucht und zerbricht die Zweige. Könnte man von einem Baume wie von Menschen sprechen, so würde man hier sagen, es sei ihm das Lied nicht in der Wiege vorgesungen worden, so am Wege zu stehen. Er hatte seine Geschichte so hübsch angefangen, und was war nun aus ihm geworden? Verlassen und vergessen, eine Gartenpflanze am Graben, auf der Flur und an der Landstraße, so stand er da, ohne Schutz, geschüttelt und zerbrochen! Er wird zwar nicht dadurch zu Grunde gehen, aber mit den Jahren nehmen die Blüthen ab, die Früchte werden zu Nichts, und zuletzt — ja, dann ist die Geschichte zu Ende!" —

Das waren Anton's Gedanken dort unter dem Baum, das waren seine Gedanken manche Nacht in dem einsamen Kämmerlein der hölzernen Bude im fremden Lande, in der Häuschenstraße in Kopenhagen, wohin sein reicher Principal, der Kaufmann in Bremen, ihn gesandt und dabei zur Bedingung gemacht hatte, daß er sich nicht verheirathen dürfte.

„Heirathen? ho! ho!" lachte er so tief und wunderlich auf.

Der Winter war diesmal früh eingetreten und es fror sehr scharf. Draußen stöberte der Schnee so heftig, daß Jeder, der nicht hinaus mußte, zu Hause blieb. Daher kam es denn auch, daß es Anton's Nachbarn nicht auffiel, daß seine Bude ganze zwei Tage nicht geöffnet wurde und er selbst sich gar nicht sehen ließ, denn wer mochte wohl bei solchem Wetter ausgehen, wenn er zu Hause bleiben konnte?! —

Das waren trübe, dunkle Tage, und in der Bude, wo die Fenster nicht von Glas waren, wechselten nur Halbdunkel und stockfinstre Nacht. Der alte Anton hatte zwei Tage lang sein Bett gar nicht verlassen, ihm fehlten die Kräfte dazu, denn er hatte das böse Wetter lange vorher in allen seinen Gliedern ge-

spürt. Verlassen lag der alte Pfeffergeselle da und konnte sich selbst nicht helfen, vermochte kaum nach dem Wasserkrug zu reichen, den er vor sein Bett gestellt hatte, und der letzte Tropfen daraus war auch schon getrunken. Es war kein Fieber, keine Krankheit, was seine Glieder lähmte, sondern das Alter. Eine gleichsam ewige Nacht umgab ihn da auf seinem Lager. Nur eine kleine Spinne, die er nicht sehen konnte, spann emsig und zufrieden ihr Gewebe über ihn hin, als wenn doch ein wenig neuer Trauerflor um ihn wehen sollte, wenn der Alte etwa die Augen auf immer zumachte.

So lang und leer war die Zeit! Thränen hatte er nicht und Schmerzen fühlte er auch nicht mehr. Molly lag ihm gar nicht mehr in Gedanken, er hatte ein Gefühl, als wenn die Welt und ihr Getümmel ihn nichts mehr anginge, als wenn er sich außerhalb derselben befände und als wenn Niemand mehr an ihn dächte. Einen Augenblick lang kam es ihm vor, als wenn er hungrig wäre und durstete, ja, er empfand das wirklich, aber es kam Niemand, ihn zu erquicken, Niemand wollte kommen. Er dachte an die, welche verschmachteten, dachte an die heilige Elisabeth, als sie noch auf Erden lebte, sie, die Heilige seiner Heimath und seiner Kindheit, die edle Herzogin von Thüringen, die hohe Frau, wie sie selbst in die niedrigste Hütte trat, um den Kranken Trost und Erquickung zu bringen. Ihre frommen Thaten erleuchteten sein Inneres und er entsann sich, wie sie gekommen war, um Worte des Trostes an Leidende zu richten, die Wunden der Kranken badete und salbte und die Hungrigen sättigte, obgleich ihr gestrenger Ehegemahl darüber zürnte. Er erinnerte sich sogar noch der Sage von ihr, wie, als sie einst mit einem vollen Korbe hinausging, worin sich Wein und Brot befand, ihr Gemahl, der alle ihre Schritte bewachte, aus dem Gebüsche trat und im Zorne fragte, was sie im Korbe trüge, sie ihm dann erschrocken geantwortet habe, es seien Rosen, die sie im Garten gepflückt. Und als der Gemahl nun den Deckel vom Korbe riß, war das Wunder geschehen: der from-

men Fürstin Wein und Brot lag zu Rosen verwandelt im Korbe da! —

So lebte die Heilige in Gedanken bei dem alten Anton, so stand sie lebendig vor seinen matten Blicken, an seinem Bette in der armseligen hölzernen Bude im Dänenlande. Er entblößte das Haupt, sah ihr in die milden Augen, und Alles um ihn her verwandelte sich in Glanz und Rosen, die ihren Duft verbreiteten, der ihm wie Duft von Pfefferblüthen vorkam, und es stellte sich ihm ein blühender Apfelbaum dar, der seine Zweige über ihn ausbreitete — es war der Baum, den er und Molly als Kern gepflanzt hatten!

Und der Baum ließ die duftenden Blüthenblätter auf Anton's heiße Stirn herabfallen, um sie zu kühlen; sie fielen auch auf seine verschmachtenden Lippen, und es war nicht anders, als wenn ihn Wein und Brot erquickte; — sie fielen auf seine kranke Brust und er fühlte sich so erleichtert, so beruhigt zum Schlummern. —

„Nun schlafe ich!“ flüsterte er leise. „Der Schlaf thut mir wohl, morgen bin ich wieder gesund und kräftig! O, wie herrlich und schön ist mir! Ich sehe den in Liebe gepflanzten Apfelbaum in seiner ganzen Herrlichkeit prangen!“ —

Und Anton schlief ein. —

Am andern Tage — es war der dritte, seitdem die Bude nicht geöffnet worden war — hatte das Schneegestöber sich gelegt und der Nachbar ging hinüber zu dem alten Anton, der sich gar nicht mehr sehen ließ. — Da lag er ausgestreckt und todt mit der alten Nachtmütze zwischen den gefalteten Händen. Die gab man ihm nicht in den Sarg mit, denn er hatte ja deren zwei, noch eine reine weiße.

Wo waren nun alle Thränen, die er geweint hatte? wo die Perlen? — Sie blieben in der Nachtmütze, denn echte Thränen gehen nicht aus bei der Wäsche; mit der Mütze wurden sie aufbewahrt und vergessen, die alten Gedanken, die alten Träume, ja gewiß! sie blieben alle aufgehoben in des Pfeffergesellen

Nachtmütze. Wünsche sie Dir nicht! Sie würde Deine Stirn zu heiß, Deinen Puls stärker schlagen machen und Träume bringen, die der Wirklichkeit gleichen. Das erfuhr der Erste, der sie nachdem wieder aufsetzte, obgleich es erst nach fünfzig Jahren geschah. Und doch war das ein Bürgermeister, der mit Frau und elf Kindern wohlverwahrt innerhalb seiner vier Wände saß. Kaum hatte er die Nachtmütze aufgesetzt, so träumte ihm auch sofort von unglücklicher Liebe, Falliren und knapper Zehrung.

„Huh! wie die Nachtmütze wärmt!" sagte er, indem er sie vom Kopfe riß, und eine, und noch eine Perle tröpfelte herab, klingend, leuchtend. „Das ist die Gicht!" sagte der Bürgermeister; „es funkelt mir vor den Augen!" —

Thränen waren es, vor einem halben Jahrhundert vergossen von dem alten Anton aus Eisenach.

Alle, welche später die Nachtmütze aufsetzten, hatten Erscheinungen und Träume; ihre eigene Lebensgeschichte verwandelte sich in die Anton's, und wieder zu einem ganzen Abenteuer. So erging es Vielen, wovon Andere erzählen mögen. Wir haben nun die erste Geschichte erzählt und enden sie mit unserm letzten warnenden Worte: wünsche Dir niemals des alten Pfeffergesellen Nachtmütze.

Etwas.

„Ich will Etwas werden," sagte der älteste von fünf Brüdern; „ich will der Welt nützen, mag es in noch so geringer Lage sein. Wenn es nur gut ist, was ich ausrichte, so bleibt es immerhin Etwas. Ich will Mauersteine machen; die kann man nicht entbehren, und dann habe ich doch Etwas gewirkt."

„Aber nur etwas gar zu Geringes," sagte der zweite Bruder. „Was Du damit ausrichtest, ist so gut wie Nichts; es ist eine Handlangerarbeit, die mit der Maschine gemacht werden kann. Nein, denn doch lieber Maurer werden, das ist doch Etwas, und das will ich sein. Das ist ein Stand, dadurch wird man zünftig, wird Bürger und hat seine eigene Fahne und seine eigene Kuh. Geht es gut damit, so kann ich Gesellen halten, werde Meister genannt und mein Weib Frau Meisterin. Das nennt man Etwas!"

„Das ist gar Nichts!" sagte der dritte Bruder, „denn es gehört nicht zu den Klassen, und es giebt viele Klassen in einer Stadt, die über dem Meister stehen. Du kannst ein recht braver Mann sein, wirst aber als Meister immer nur zu den sogenannten simplen Leuten gehören. Nein, da weiß ich mir etwas Besseres. Ich will Baumeister werden, das künstlerische und denkende Gebiet betreten, zu den Höhergestellten im Reiche des Wissens mich emporschwingen. Zwar muß ich dabei von untenauf anfangen, ja, ich

kann es rein heraussagen, ich muß als Zimmerbursche anfangen, mit der Mütze gehen, obgleich ich gewöhnt bin, einen seidenen Hut zu tragen, für die simplen Gesellen Bier und Branntwein kaufen, und sie werden mich per Du anreden, was niederdrückend ist. Aber ich werde mir die Sache als eine Maskerade mit Maskenfreiheit denken und morgen, das heißt, wenn ich Geselle geworden bin, meiner Wege gehen, denn die Anderen gehen mich dann nichts weiter an. Ich lasse mich bei der Akademie einschreiben, lerne Zeichnen und werde Architekt genannt. — Das ist Etwas, es ist Viel, da ich als solcher ein Hochedler und Wohlgeborner werden kann, ja sogar mit einem Anhang vorn und hinten. Und ich werde dann bauen und bauen, wie es Andere vor mir gethan haben. Das ist Etwas, worauf man sich verlassen kann und bedeutet im Ganzen Etwas."

„Aber aus einem solchen Etwas mache ich mir nun ganz und gar nichts," sagte der vierte der Gebrüder. „Ich will nicht im Kielwasser Anderer segeln, will keine Copie sein, sondern ein Genie, tüchtiger als Ihr alle mitsammen. Ich erfinde einen neuen Baustil und gebe die Idee an zu einem Gebäude, das dem Klima, dem Material, der Nationalität des Landes und der Entwicklungsstufe des Zeitalters entspricht und füge dann noch eine Etage hinzu für das eigene Genie."

„Wenn aber nun das Klima und das Material nichts taugen," sagte der fünfte Bruder, „so wird das schlimm sein, denn es ist von Einfluß. Die Nationalität kann auch leicht soweit getrieben werden, daß sie affectirt wird, und die Entwicklung des Zeitalters kann Dich leicht zum Verlaufen bringen, wie sich oft die Jugend verläuft. Ich sehe nun wohl, daß überhaupt keiner von Euch es zu Etwas bringen wird, wie sehr Ihr Euch das auch selbst einbildet. Doch thut, wie Ihr wollt! Ich werde es nicht machen wie Ihr, sondern werde mich fern halten und unabhängig bleiben. Ich will über Das, was Ihr ausrichten und schaffen werdet, raisonniren, denn es findet sich immer etwas Verkehrtes an jedem

Dinge und jeder Sache, und das werde ich heraussuchen und besprechen. Das nennt man Etwas leisten, das ist wirklich Etwas!“

Und das that er denn auch, und die Leute sagten von dem Fünften der Gebrüder: „Da ist Etwas daran! das ist ein guter Kopf! Aber er thut nie Etwas!“ Und doch galt er eben darum für Etwas.

Seht da! das ist nur eine kurze Geschichte, und doch wird sie nie zu Ende kommen, so lange die Welt noch steht.

Wurde denn aus den fünf Brüdern nichts Weiteres? So war ja nach keiner von ihnen zu Etwas gekommen!

Horch' nur! es wird ein ganzes Abenteuer daraus.

Der älteste Bruder, welcher Mauersteine machte, entdeckte, daß von jedem fertig gewordenen Stein eine kleine Münze herabrollte, die freilich nur von Kupfer war. Aber wenn man viele Kupferpfennige aufeinander legt, so werden sie zuletzt zu einem blanken Thaler, und wo man mit einem solchen Stück Geld anklopft, sei es beim Bäcker, Fleischer oder Schneider, ja, bei Jedermann, so wird Einem willig aufgethan, und man erhält, was man bedarf. Seht, das warfen die Mauersteine ab! Zwar zerbröckelten einige Steine beim Backen, doch auch der Abfall brachte Nutzen.

Drüben am Deich wollte Mutter Margaretha, die arme Frau, sich so gern ein Häuschen bauen. Ihr nun gab der älteste Bruder die Bröckeln und ein paar ganze Steine daneben; denn ein gutes Herz hatte er, obgleich er nur Mauersteine machte. Die arme Frau richtete nun selbst ihre Kathe ein: schmal war sie zwar, das eine Fenster saß ein wenig schief, die Thür war allzu niedrig gerathen, und das Strohdach hätte besser gelegt sein können, aber sie gewährte doch Schutz und Wärme, und man konnte von da weit über das Meer hinaus schauen, dessen Wogen an dem Deiche zerschellten, so daß die salzigen Tropfen das ganze Häuschen überspritzten, das noch immer dastand, als der schon und vergessen war, der die Mauersteine dazu gemacht hatte.

Der zweite Bruder konnte nun freilich ganz anders aufmauern,

denn er hatte es ja gelernt. Als er sein Meisterstück gemacht hatte, schnürte er den Ranzen und sang aus dem Fest der Handwerker das Lied dazu:

Ich reisen will, weil jung ich bin,
Will draußen weiter bauen.
Als Geldsack dient mein froher Sinn,
Mein Glück darf ihm vertrauen. —
Und kehr' ich dann zum Vaterland
Zurück, um treue Lieb' zu lohnen;
Ein Handwerksmann wird leicht bekannt,
Kann bald am eignen Herde wohnen.

Und wie er gesungen hatte, so ward es auch. Als er von der Reise ins Ausland zurückgekehrt war, baute er ein neues Haus nach dem andern in der Stadt — fast eine ganze Straße. Als sie fertig geworden war, sich gut ausnahm und der Stadt ein neues Aussehen gab, da bauten die Häuser für ihn ein kleines Haus, das sein Eigenthum sein sollte. — „Wie konnten die Häuser aber für ihn bauen?" Ja, frage sie nur einmal darum, sie werden Dir keine Antwort geben, doch die Leute werden sagen, „allerdings hat die Straße ihm sein Haus gebaut!" Klein war es nur und Dielen waren nicht darin; als er aber mit seiner Braut auf der Lehmdiele tanzte, wurde dieselbe so blank, als wenn es eine gebohnte gewesen wäre, und aus jedem Mauerstein in der Wand sprang eine Blume hervor, die dem Stübchen das Aussehen gab, als wäre es auf's Schönste tapeziert worden. Das war denn nun ein liebliches Haus und ein glückliches Ehepaar! Die Gewerksfahne wehte vor der Thür und die Lehrburschen schrien Hurrah! Das war Etwas! und dann starb er, und das bedeutet auch Etwas!

Darauf kam der dritte Bruder, der Architekt, der erst Lehrbursche gewesen war, eine Mütze getragen hatte und Wege in die Stadt laufen mußte, aber von der Akademie zum Baumeister hinaufgestiegen und ein Hochedler und Wohlgeborner geworden war. Hatten



die Häuser in der neuen Straße ein Haus für den Bruder, den Maurermeister, gebaut, so wurde die Straße selbst nach diesem Bruder benannt und das schönste Haus darin ward das seinige. Das war Etwas, und auch er war Etwas, und zwar mit langem Titel vorn und hinten. Seine Kinder hießen vornehmer Leute Kinder, und als er gestorben war, nannte man seine Wittwe eine Wittwe von Stande, was Etwas sagen will, und des verstorbenen Mannes Name stand fortwährend an der Straßenecke und war im Volksmunde als — Gassenname. Gewiß, das war Etwas!

Nun folgte das Genie, der vierte Bruder, der etwas Neues, etwas Apartes und noch eine Etage darüber erfinden wollte, doch die stürzte mit ihm ein, und er fiel herab und brach das Genick. Aber ihm ward eine feierliche Beerdigung mit Gewerksfahnen, Trauermusik, Blumen in den Tageblättern und auf dem Straßenpflaster zu Theil, und es wurden drei Leichenreden über seinem Sarge gehalten, die eine noch länger als die andere, die ihn wirklich erfreut haben würden, denn er mochte es wohl, daß von ihm gesprochen wurde. Auch wurde ein Monument auf der Grabstätte errichtet, nur von einer Etage, aber das war doch immerhin Etwas!

Nun war denn auch er todt und begraben gleich den drei andern Brüdern! Aber der letzte von den Gebrüdern, der Raisonnirende, überlebte alle, was auch ganz folgerichtig war, denn dadurch behielt er das letzte Wort, und es war immer von großer Wichtigkeit für ihn gewesen, das letzte Wort zu haben. Er war ja ein guter Kopf, wie das Volk meinte. Nun schlug aber auch seine Stunde, er starb und kam bei der Himmelspforte an. Hier erscheinen die Seelen der Gestorbenen immer paarweise. Der fünfte Bruder traf nun hier mit einer andern Seele zusammen, die auch Einlaß begehrte, und das war die der alten Mutter Margaretha aus der Deichkathe.

„Das mußte ja wohl geschehen, um den Contrast recht auffallend zu machen, daß ich und diese elende Seele hier zusammen-

treffen," sagte der Raisonneur. „Nun, wer ist sie denn, Mütterchen? Will sie hier auch hinein?" fragte er.

Und die alte Frau verneigte sich so tief sie nur konnte, denn sie meinte, es sei St. Petrus selbst, der sie anredete. „Ich bin eine arme Alte ohne alle Verwandtschaft, die alte Margaretha aus der Deichkathe," sagte sie.

„Nun, was hat sie denn gethan und gewirkt da unten auf der Erde?"

„Ich habe in Wahrheit gar Nichts ausgerichtet in jener Welt, nicht das Geringste, das mir hier Einlaß verschaffen könnte. Es ist eine reine Gnade, wenn mir erlaubt wird, durch die Himmelsthür zu kommen."

„Wie hat sie denn die Welt verlassen?" fragte er, um doch etwas zu sagen, da es ihn langweilte, hier so lange harren zu müssen.

„Ja, wie ich sie verlassen habe, weiß ich nicht. Krank und schwach war ich schon immer in den letzten Jahren meines Lebens, und da habe ich es wohl nicht vertragen können, aus dem Bette zu kriechen und in Frost und Kälte hinaus zu kommen. Das war ja ein harter Winter; doch nun habe ich es überstanden. Wir hatten einige Tage Windstille, aber es war bitterlich kalt dabei, wie Ew. Hochwürden es wohl wissen. Das Eis stand, soweit man sehen konnte, und alle Leute aus der Stadt kamen heraus, um auf's Eis zu gehen. Da sah man nun Schlittschuhlaufen und Tanz bei voller Musik und lustiger Bewirthung, und ich konnte den allgemeinen Jubel in meiner Kammer hören. Als es nun so gegen Abend kam und der noch nicht recht zu Kräften gekommene Mond aufgegangen war, da sah ich von meinem Bette durch das Fenster weit hinaus über den Strand zwischen Meeresrand und Himmel eine wunderliche weiße Wolke aufsteigen. Lange lag ich und betrachtete sie und den schwarzen Punkt in ihrer Mitte, der immer größer und größer wurde, und nun wußte ich auch, was das zu bedeuten hatte, denn ich bin alt und erfahren, obgleich solche

Zeichen nicht oft eintreten. Ich kannte es, und mir schauderte davor. Zweimal in meinem Leben hatte ich schon dies Wahrzeichen herankommen sehen und wußte, daß eine Springfluth mit entsetzlichem Sturm im Anzuge war, die über die armen Menschen draußen auf dem Eise einbrechen würde, welche jetzt sangen und sprangen und jubelten. Alt und Jung, die ganze Stadt war dort versammelt, und wer sollte sie also warnen, wenn Keiner von ihnen sah und kannte, was ich jetzt gesehen und verstanden hatte? Mir wurde so bange, ich ward so lebendig wie schon seit lange nicht mehr. Aus dem Bette und bis an's Fenster kam ich denn auch, weiter reichten meine Kräfte nicht. Das Fenster konnte ich doch noch aufmachen; ich konnte die Menschen auf dem Eise laufen und herumhüpfen sehen, sah Flaggen wehen und hörte die Knaben Hurrah! schreien. Junge Mädchen und Bursche sangen dazu, und es ging weidlich lustig da her. Aber höher und höher stieg die weiße Wolke mit dem schwarzen Sack in ihrer Mitte. Ich rief so laut ich es vermochte, aber ich wurde nicht gehört, denn es war zu weit entfernt von mir. Bald mußte doch das Unwetter losbrechen, das Eis aufreißen und Alle, die draußen waren, mußten ohne Rettung umkommen. Mein Rufen konnten sie nicht hören, zu ihnen hinausgehen konnte ich nicht: ach, daß ich sie doch an's Land hätte bringen können! Da half der liebe Gott mir auf den Gedanken, mein Bett in Brand zu stecken und lieber das Haus abbrennen, als so viele Menschen jämmerlich um's Leben kommen zu lassen. Ich zündete das Licht an — sah die rothe Flamme aufsteigen, erreichte noch die Hausthür, konnte aber nicht weiter und blieb dort liegen. Die Flammen stiegen über mich hin aus dem Fenster und brachen durch das Dach. Nun gewahrten die Leute auf dem Eise den Brand, und Alle liefen an's Land und stürzten herbei, um mich Arme zu erretten, die sie in Gefahr zu verbrennen glaubten. Nicht Einer blieb zurück; sie liefen Alle hinzu. Ich hörte sie kommen; aber auch, wie es in der Luft sauste, hörte ein fernes Donnern wie von Kanonenschüssen; denn die Springfluth hob das Eis und zerbrach

es in Schollen. Aber die Leute erreichten den Deich, wo die Funken über mich wegsprühten, und ich sah sie alle gerettet. Die Kälte und den Schreck habe ich doch wohl nicht vertragen können, und so bin ich denn hier hinauf bis an des Himmels Pforten gekommen. Man sagt ja, die würden auch für so arme Menschen, wie ich, aufgethan, und nun habe ich ja keine Kathe mehr da unten am Deich. Doch das giebt mir kein Recht zum Einlaß hier."

Da öffnete sich des Himmels Pforte und der Engel führte die alte Frau hinein. Dabei fiel ein Strohhalm von ihrem Gewande, ein Halm aus dem Bette, das sie in Brand setzte, um die Vielen zu retten, der wurde zu purem Golde und gestaltete sich in immer größeren Formen zu den schönsten Verzierungen.

„Siehe, das brachte die arme Frau!" sprach der Engel. „Was bringst nun Du? Ach, ich weiß es schon, daß Du Nichts ausgerichtet, nicht einmal einen Mauerstein gemacht hast. Könntest Du doch zurückkehren, um wenigstens soviel zu schaffen! Zwar würde der Stein von Deiner Hand wohl nichts taugen, doch der gute Wille, das wäre immerhin Etwas. Aber Du kannst nicht zurückkehren, und ich vermag's nicht, Etwas für Dich zu thun."

Da bat die arme Seele, die Frau aus der Deichkathe für ihn. „Sein Bruder," sagte sie, „hat mir alle Bröckeln und Steine gegeben, woraus ich meine jämmerliche Hütte bauete, und das war sehr viel für ein armes Weib, wie ich. Können nun nicht alle diese Bröckeln ihm als ein Mauerstein angerechnet werden? Das ist ein Gnadenwerk, er bedarf der Gnade, und hier ist ja aller Gnaden und Barmherzigkeit rechte Heimath!" —

„Dein Bruder, der, den Du den Geringsten nanntest," sprach der Engel, „er, dessen ehrliches Streben Dir das allerniedrigste schien, reicht Dir seine Himmelsgabe. Du sollst nicht abgewiesen werden, es soll Dir vergönnt sein, hier draußen zu stehen, um nachzudenken, und zu versuchen, wie Du Deinem irdischen Leben

aufhelfen könntest. Aber eingelassen wirst Du nicht, ehe Du durch eine gute That Etwas ausgerichtet hast.“ —

„Das hätte ich besser sagen können!“ dachte der Raisonneur; aber er sprach es nicht aus, und das war schon Etwas von ihm. —

Der alten Eiche letzter Traum.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Hoch oben am Abhange nach dem offenen Strande stand im Walde eine recht alte Eiche, die gerade dreihundertfünfundsechszig Jahre alt war, aber diese Zeit war für den Baum nur, was ebensoviele Tage für uns Menschen sind. Wir wachen am Tage, schlafen des Nachts und haben dann unsere Träume. Mit den Bäumen verhält es sich anders: sie wachen während der drei Jahreszeiten und halten erst im Winter ihren Schlaf. Der Winter ist also ihre Schlafzeit, ihre Nacht nach dem langen Tage, den wir Frühling, Sommer und Herbst nennen.

Manchen warmen Sommertag hatte die Eintagsfliege den Wipfel der alten Eiche umschwirrt, gelebt, geschwebt und sich glücklich gefühlt, und wenn dann das kleine Geschöpf sich auf einem der frischen Eichenblätter einen Augenblick in stiller Glückseligkeit ausruhte, so sagte der Baum allemal: „Du armes kleines Thier! nur einen einzigen Tag währt Dein Leben? Wie kurz ist das und ach! wie traurig!“

„Traurig?“ wiederholte dann immer die Eintagsfliege. „Was meinst Du damit? Alles um mich her ist ja so hell und warm und schön, und ich bin so froh!“

„Aber nur einen Tag, und dann ist Alles vorbei!“

„Vorbei?“ sagte die Eintagsfliege. „Was ist vorbei? und bist auch Du dann dahin?“

„Nein, ich lebe wohl Tausende von Tagen wie der Deinige, denn mein Tag beträgt ganze Jahreszeiten. Das ist eine so lange Zeit, daß Du sie gar nicht einmal berechnen kannst.“

„Gewiß, denn ich verstehe Dich nicht. Du lebst Tausende von meinen Tagen, aber ich habe Tausende von Augenblicken, um froh und glücklich darin zu sein. Hört die ganze Herrlichkeit der Welt denn auf, wenn Du stirbst?“

„Nein,“ sagte der Baum, „sie dauert ganz gewiß länger, viel länger, als ich es mir vorstellen kann.“

„Nun,“ sprach die kleine Fliege, „so haben wir ja gleichviel, nur daß wir auf verschiedene Weise rechnen.“

Und die Eintagsfliege schwang sich in die Luft, flatterte, tanzte, freute sich ihrer feinen künstlichen Flügel von Flor und Sammet, ergötzte sich in der warmen Luft, die mit dem Duft des Feldklees, der wilden Rosen, der Fliederblumen und des Geißblatts erfüllt war, der Waldglöckchen, Kuhblumen und Krausemünze nicht zu gedenken. Das war ein Geruch, so süß und stark, daß die Eintagsfliege meinte, sie habe ordentlich einen kleinen Rausch davon. Der Tag war lang und schön, voller Freuden und süßer Empfindungen, und wenn dann die Sonne sich neigte, so fühlte die kleine Fliege sich allzeit so angenehm ermüdet von all der Lust und Freude; die Flügel wollten sie nicht länger tragen, und ganz sachte glitt sie hinab auf den weichen, wiegenden Grashalm, nickte mit dem Kopf, nach ihrer Weise, und schlief so freudig ein. — Das war der Tod! —

„Arme kleine Eintagsfliege!“ beklagte sie die Eiche. „Das war doch ein gar zu kurzes Leben!“

Und jeden Sommertag wiederholte sich derselbe Tanz, dieselbe Rede und Antwort und dasselbe Entschlafen wiederholte sich ganze Geschlechter von Eintagsfliegen hindurch, und sie alle waren gleich glücklich und froh. Die Eiche dagegen stand wachend da ihren

Frühlingsmorgen, Sommermittag und Herbstabend. Nun näherte sich die Schlafzeit, ihre Nacht, denn der Winter war im Kommen.

Schon sangen die Stürme ihr Lied: „Gute Nacht! gute Nacht! nun fiel ein Blatt, es fiel ein Blatt! wir pflücken, wir pflücken! mach, daß Du schläfst, wir singen Dich in Schlaf, wir rütteln Dich in Schlaf! Aber nicht wahr, daß thut Dir wohl in den alten Aesten? Sie krachen davon aus lauter Vergnügen. Schlaf wohl! schlaf wohl! Es ist Deine dreihundertundfünfundsechszigste Nacht und im Grunde bist Du nur noch ein einjähriges Kind. Schlaf wohl! Aus den Wolken fällt der Schnee, hüllt Alles in ein Betttuch ein und breitet eine warme Decke zu Deinen Füßen aus. Schlafe wohl und träume Angenehmes!“

Und die Eiche stand nun laubentkleidet da, um zur Ruhe zu gehen für den ganzen langen Winter und manchen Traum zu träumen, doch immer nur etwas Erlebtes, wie es ja auch so bei den Träumen der Menschen der Fall ist.

Sie war auch einmal klein gewesen und hatte eine Eichel zur Wiege gehabt. Nach menschlicher Berechnung stand sie nun im vierten Jahrhundert und war der höchste und stattlichste Baum des ganzen Waldes. Ihre Krone überragte alle anderen Bäume und war weit hinaus in die See zu erkennen, diente den Schiffern als Merkmal der Küste, während es der Eiche selbst nicht einfiel, daß so Vieler Augen sie suchten. Hoch oben in ihren grünen Wipfeln nisteten Waldtauben, und der Kuckuck rief da, und wenn im Herbst die Blätter gehämmerten Kupferplatten glichen, so kamen die Zugvögel, um sich hier auszuruhen, ehe sie die Reise über's Meer antraten. Aber nun war es Winter geworden; entblättert stand der Baum da, und man konnte recht sehen, wie zackig und gekrümmt die Aeste und Zweige waren. Krähen und Dohlen kamen abwechselnd daher, setzten sich auf den Baum und sprachen von den schweren Zeiten und wie beschwerlich es sei, die nöthige Nahrung im Winter zu finden.

Es war nun eben das heilige Weihnachtsfest gekommen, da



träumte die Eiche ihren herrlichsten Traum, den wir doch hören müssen.

Die alte Eiche hatte eine deutliche Empfindung davon, daß es eine festliche Zeit war. Sie schien das Läuten der Kirchenglocken zu hören und dabei war es warm und mild, wie an einem schönen Sommertage. Sie breitete ihre grüne gewaltige Krone weithin aus; die Sonnenstrahlen spielten zwischen den Blättern und Zweigen, und die Luft war geschwängert mit den Wohlgerüchen von Blumen und Gebüschen. Schmetterlinge flatterten im Sonnenschein schäkernd umher, und die Eintagsfliegen schwirrten in der Luft, als wenn Alles nur zu ihrem Vergnügen und ihrem Genusse erschaffen wäre. Alles, was die Eiche seit Jahren erlebt hatte und was sie um sich her vorgehen sah, zog nun wie in einem Festaufzuge wieder an ihr vorüber. Sie sah die Ritter mit gefiederten Hüten und Damen mit Falken auf den Händen zu Pferde durch den Wald kommen; das Jagdhorn ertönte und die Meute schlug an. Sie erblickte feindliche Soldaten in blanken Harnischen und bunten Kleidern mit Spießen und Hellebarden, wie sie ihre Zelte aufschlugen und wiederum abbrachen, wie die Wachtfeuer loderten, und wie unter ihrem Laubdache gesungen und geschlafen wurde. Sie sah Verliebte hier im Mondschein ihr stilles Glück feiern und die ersten Buchstaben ihrer Namen in die frische Rinde ihres Stammes einschneiden. Zither und Aeolsharfe waren vor Zeiten von jungen lustigen Burschen an ihren Zweigen aufgehangen worden, und nun hingen sie wieder da und erklangen wiederum so lieblich; die Waldtauben gurrten, als wollten sie erzählen, was die alte Eiche dabei fühlte, und der Kuckuk verkündete die Zahl der Sommertage, die der Baum noch zu leben hätte.

Da ward es der Eiche, als wenn ein neuer Lebensstrom sie durchrieselte von der feinsten Wurzelfaser bis zu den Wipfelzweigen und in jedes Blatt hinein. Sie fühlte, daß sie sich ausstreckte, und in den Wurzeln, daß auch Leben und Wärme im Innern der Erde zu spüren war; sie vernahm, daß ihre Stärke wuchs, daß sie

größer und immer größer wurde, daß der Stamm höher aufschoß, daß es kein Stillstehen gab, sondern nur ein beständiges Wachsen, denn auch ihre Krone wurde immer voller, breitete sich aus und hob sich empor. Und wie der Baum so im beständigen Wachsen begriffen war, so nahm auch sein Wohlbefinden, seine beglückende Sehnsucht nach beständigem Emporkommen zu, damit er höher und höher und bis an die glänzende und erwärmende Sonne steige.

Schon war er so bis über die Wolken gestiegen, die wie Schaaren von Zugvögeln oder gleich einem weißen Schwanenvolk unter ihm dahinzogen.

Und jedes Blatt des Baumes konnte sehen, als wenn es wirklich Augen zum Sehen gehabt hätte. Die Sterne wurden sichtbar am Tage und groß und glänzend, jeder derselben leuchtete mit milden klaren Blicken, und alle erinnerten an bekannte liebe Augensterne, an Kinderaugen und an Augen Liebender, wenn sie sich unter dem Baume wiedersahen.

Das war ein glückseliger, freudenvoller Augenblick! Und doch empfand die Eiche inmitten dieses Freudenrausches ein Verlangen und Sehnen, daß auch alle andern Bäume des Waldes da unten, alle Sträucher und Kräuter und Blumen sich ebenso emporheben und allen diesen Glanz und alle die Herrlichkeit und Freude mit empfinden könnten. Der alte ehrwürdige Baum fühlte sich also inmitten seines Glückseligkeittraumes nicht zufrieden, wenn nicht Alle, Große und Kleine, dieser Herrlichkeit auch theilhaftig werden könnten, und dieses Gefühl durchzuckte alle Zweige und Blätter desselben so stark und innig, als wäre es im Busen eines Menschen gewesen.

Die Krone der Eiche bewegte sich hin und her, als wenn sie etwas suchte und entbehrte, und blickte zurück auf die Erde. Da empfand sie den Duft der Waldanemonen und bald noch stärker den Wohlgeruch der Caprifolien und Nachtviolen, und es kam ihr vor, als wenn sie hören könnte, daß der Kuckuk ihr antwortete.

Und wirklich sah sie die grünen Wipfel des Waldes durch die

Wolken hervorschießen sah, wie die anderen Bäume gleich der Eiche gewachsen waren und sich emporhoben. Auch die Sträucher und Kräuter schossen hoch in die Höhe, und einige davon hatten sich sogar mit der Wurzel losgerissen und stiegen schneller als die andern hinauf. Von allen Waldpflanzen war doch die Birke die am schnellsten aufwachsende, denn ihr schlanker Stamm stieg wie ein knitternder Blitzstrahl in die Luft, während ihre Zweige gleich grünem Flor und Fahnen wogten. Die ganze Waldnatur bis auf das braungefiederte Rohr wuchs mit in die Höhe, und die Waldsänger folgten singend mit, sogar der Grashüpfer machte auf einem langen Grashalm sitzend Musik, indem er die langen Schienbeine mit den Flügeln rieb, die Maikäfer brummten und die Bienen summten, jeder Vogel sang, und Alles war lauter Freude und Gesang bis zu dem Himmel hinauf.

„Aber die kleine blaue Blume am Wasser, die sollte doch auch mit,“ sagte die Eiche, „und das Rothglöckchen und das liebe Gänseblümlein,“ — alle wollte die Eiche mit zum Himmel nehmen.

„Wir sind schon da! Wir sind alle hier!“ sang und klang es um den Baum herum.

„Die hübschen Anemonen des vorigen Sommers und die Menge von Lilienconvallen des vorhergehenden Jahres, der wilde Apfelbaum, der so schön blühte, und der ganze Schmuck des Waldes seit Jahren, seit vielen Jahren, hätte der doch noch gelebt oder wäre erst jetzt gewachsen, so hätte der auch mitkommen können!“

„Wir sind dabei! Wir sind auch da!“ ertönte es noch höher nach Oben, als wären sie vorangeflogen.

„Nein, das ist doch allzu unglaublich herrlich!“ rief jubelnd die alte Eiche. „Ich habe sie Alle um mich, Groß und Klein; nicht Einer ist vergessen! Wie kann so große Glückseligkeit doch nur denkbar und möglich sein!?“

„Im Himmelreich Gottes ist sie denkbar und möglich!“ erklang es.

Und der noch immer wachsende Baum vernahm nun, daß seine Wurzeln sich von der Erde lostrennten.

„Das ist nun noch das Beste von Allem,“ sprach die Eiche. „Nun hält mich Nichts mehr fest! Ich kann bis zu dem Allerhöchsten an Licht und Glanz hinauffliegen, und alle meine Lieben folgen mir dahin!“

„Alle!“ hallte es wieder. —

Das war der Traum der alten Eiche, und während ihr so träumte, ging ein gewaltiger Sturm über Land und Meer in der heiligen Weihnacht. Die See wälzte schwere Wogen gegen das Ufer, die Eiche knarrte und beugte sich und wurde mit der Wurzel aus der Erde gerissen, eben als ihr träumte, daß ihre Wurzeln sich lösten. Sie stürzte nieder und brach zusammen, und ihr dreihundertundfünfundsechszigstes Jahr war nun wie das Leben der Eintagsfliege.

Weihnachtmorgen, als die Sonne aufging, hatte der Sturmwind sich gelegt; die Kirchenglocken läuteten zum Feste, und aus jedem Schornstein, bis auf den kleinsten auf dem Dache des Häuslers, stieg der blaue Rauch empor, wie vom Altar der Druiden der Opferrauch des Dankfestes. Das Meer ward immer ruhiger, und auf einem fernankernden Schiffe, das den nächtlichen Sturm glücklich überstanden hatte, wurden nun zur Weihnachtsfeier alle Flaggen und Wimpel aufgezogen.

„Der Baum ist verschwunden! die alte Eiche, unser Merkmal an der Küste!“ sagten verwundert die Seeleute. „Sie ist in der Sturmnacht umgeweht! Wer soll uns den Baum ersetzen? Das kann Keiner!“

So lautete die kurze, aber wohlgemeinte Trauerrede, die der alten Eiche geweiht wurde, die nun auf der Schneedecke hingestreckt am Uferrande dalag. Und über sie hin ertönte der Lobgesang vom fernen Schiffe, der Lobgesang von den Freuden des Weihnachtfestes und der Erlösung des Menschen durch Christum in einem ewigen Leben:

„Drum stimmt an mit der Engel Heer:
Gott in der Höhe sei nun Ehr',
Auf Erden Friede jederzeit,
Den Menschen Wonn' und Fröhlichkeit!“

So erschallte der alte Psalm und Alle, die auf dem Schiffe waren, wurden nach ihrer Weise davon aufgerichtet und gehoben, gleichwie die alte Eiche sich in ihrem letzten und herrlichsten Traume in der Weihnacht aufgerichtet und gehoben hatte.

Der Flaschenhals.

Mitten in einer engen krummen Gasse stand zwischen anderen armseligen Wohnungen ein Haus von Fachwerk, das so schmal und hoch gebaut war, daß die Mauern nach allen Seiten gewichen waren. Arme Leute bewohnten dasselbe, aber am armseligsten sah es doch auf dem Erkerstübchen aus, wo vor dem kleinen Fenster ein alter Vogelbauer hing, der nicht einmal ein ordentliches Vogelglas hatte, sondern nur einen umgekehrten verkorkten Flaschenhals, der mit Wasser gefüllt war. Ein altes Mädchen stand am Fenster; sie hatte erst eben den Vogelbauer mit Vogelkraut geschmückt, und ein Irisch hüpfte darin von einer Sprosse auf die andere und sang aus vollem Halse seine Freudenlieder.

„Du kannst wohl singen!“ sprach der Flaschenhals, zwar nicht so in Worten, wie wir, denn ein Flaschenhals kann nicht sprechen, aber er dachte das so bei sich, wie wir Menschen, wenn wir in Gedanken sprechen. „Ja, Du kannst wohl singen, der Du noch gesunde Knochen hast! Du solltest es nur einmal versuchen, was es heißt, so wie ich, sein Untertheil zu verlieren und nur noch Hals und Mund, den letzteren gar noch verstopft, zu haben, so würdest Du nicht mehr singen. Gut ist es indessen, daß es doch noch einige Frohe giebt! Ich habe keine Lust zum Singen und kann es auch nicht, aber ich habe es gekonnt, als ich noch eine ganze Flasche war und man mich mit dem Pfropfen rieb und „die

rechte Lerche" nannte. Und als ich damals mit Kürschners in den Wald gefahren war und die Tochter verlobt wurde — ja, dessen erinnere ich mich noch heute so deutlich, als wenn es erst gestern geschehen wäre. Ich habe überhaupt Vieles erlebt, wenn ich mich recht darauf besinne. Ich bin durch Feuer und Wasser gegangen, war unten in der schwarzen Erde und stieg höher, als es den Wenigsten beschieden ist, und nun schwebe ich hier zwischen Himmel und Erde, hänge bei Wind und Sonnenschein an diesem Vogelbauer. Es könnte sich wohl der Mühe verlohnen, meine Lebensgeschichte zu hören, doch ich spreche nicht davon, denn ich vermag's nicht."

Und nun wiederholte der Flaschenhals sich in Gedanken seine ganze Geschichte, die wirklich merkwürdig war, während der Stieglitz muntere Lieder sang und die Leute auf der Straße vorüberfuhren und vorübergingen und jeder an etwas Anderes oder an gar Nichts dachte.

Aber der Flaschenhals dachte an den glühenden Schmelzofen der Fabrik, wo er als Flasche in's Leben geblasen worden war, und erinnerte sich noch, daß er zuerst ganz heiß war, in den polternden Ofen hineingestarrt hatte und im Begriff gewesen war, wieder in denselben hineinzuspringen, wie er sich dann aber allmälig abgekühlt und daselbst recht wohl befunden habe, wo er hingekommen sei. Er ward nämlich in Reihe mit einem ganzen Regimente Schwestern und Brüdern gestellt, wovon einige, obgleich alle aus demselben Ofen, zu Champagnerflaschen, andere zu Bierflaschen geblasen waren, was allerdings einen wesentlichen Unterschied macht. Nachher, wenn sie erst in die Welt hinausgekommen sind, kann zwar eine Bierflasche die prächtigsten Lacrymae Christi enthalten und eine Champagnerflasche mit Schuhwichse gefüllt sein — allein, wozu man geboren ist, das erkennt man doch schon an der Form: Adel bleibt Adel, auch mit Schuhwichse im Leibe!

Alle Flaschen wurden bald darauf verpackt, auch unsere Flasche. Damals fiel ihr der Gedanke gar nicht ein, daß sie einst als Fla-

schenhals enden und sich dann bis zum Vogelglas hinaufdienen werde, was immerhin eine ehrenvolle Existenz ist, weil es doch Etwas bedeutet. Sie erblickte erst das Tageslicht wieder, als sie mit den andern Commilitonen in des Weinhändlers Keller ausgepackt und zum ersten Mal ausgespült wurde, was ihr eine eigenthümliche Empfindung gewährte. Nun lag sie ungepfropft da und fühlte sich so recht innerlich leer, sie entbehrte etwas, wußte aber nicht recht, was. Darauf wurde sie nun mit gutem starken Wein gefüllt, verkorkt und verlackt und mit der Etiquette „Prima Sorte" versehen, was nicht anders war, als hätte sie den ersten Charakter im Examen erhalten. Aber der Wein war freilich auch gut und die Flasche war es auch. Ist man jung, so ist man Lyriker. Es klang und sang in der Flasche von Dingen, die sie gar nicht kannte: von grünen, sonnigen Bergen, wo der Wein wächst, wo Burschen und Mädchen singen und sich herzen und küssen, und wie herrlich ein heiteres Leben ist. Von alledem klang und sang es in der Flasche wie in jungen Poeten, die auch noch nichts davon wissen.

Eines Morgens wurde die Flasche gekauft. Des Kürschners Laufbursche sollte eine Flasche vom besten Wein holen, und nun wurde sie neben Schinken, Käse und Wurst in den Proviantkorb gepackt, worin sich auch schöne Maibutter und frisches Feinbrod befand. Des Kürschners Tochter packte Alles selbst ein. Sie war noch so jung und doch schon so schön! Die braunen Augen lachten und der Mund schmunzelte und sprach eben so deutlich als die Augen. Sie hatte feine weiche Händchen, die schön weiß daneben waren, doch überstrahlten Hals und Busen sie noch an Schmelz. Man sah daher auch gleich, daß sie eins der hübschesten Mädchen und doch noch nicht verlobt war.

Und das schöne Mädchen nahm den Proviantkorb auf ihren Schoß, als die Familie nun in den Wald fuhr. Der Flaschenhals ragte aus den Ecken der weißen Serviette hervor; auf seinem Stöpsel war rother Lack angebracht, und er schaute damit dem lieben Kinde gerade ins Gesicht. Er sah dann auch den jungen

Steuermann an, der neben dem jungen Mädchen saß, ein Jugendfreund des lieben Kindes und des Portraitmalers Sohn war. Er hatte soeben sein Steuermannsexamen ehrenvoll bestanden und sollte morgen mit einem Schiffe in See gehen und weit nach fremden Ländern segeln. Davon war beim Einpacken viel gesprochen worden, aber ohne daß Mund und Augen der hübschen Tochter des Kürschners sonderliche Freude darüber verrathen hätten.

Die beiden jungen Leute gingen miteinander in den grünen Wald und unterhielten sich, aber wovon sie sprachen, das hörte nur die Flasche, die im Proviantkorbe stand. Es dauerte wunderbar lange, ehe sie hervorgezogen wurde, als es aber endlich geschah, da hatten sich auch erfreuliche Dinge zugetragen. Aller Augen lachten, auch die der jungen Kürschnerstochter, aber sie sprach nur wenig und ihre Wangen glühten wie Rosen.

Der Vater nahm die volle Weinflasche und zog den Korkzieher aus der Tasche. Gewiß, das muß ein sonderbares Gefühl sein, so zum ersten Male in seinem Leben aufgezogen zu werden. Der Flaschenhals hatte später diesen feierlichen Augenblick nie wieder vergessen können, denn es hatte ordentlich in der Flasche gequatscht, als der Pfropfen aufging, und dann gluckste es hinterher, als der Wein in die Gläser strömte.

„Das verlobte Paar soll leben!“ rief der Vater laut, und alle Gläser wurden bis auf den Grund geleert, und der junge Seemann küßte seine hübsche Braut.

„Glück und Segen!“ sagten die beiden Alten. — Und der junge Bräutigam füllte die Gläser noch einmal und rief: „Heimkehr und Hochzeit heute über's Jahr!“ und als die Gläser wiederum geleert worden waren, ergriff er die Flasche, hielt sie hoch empor und sprach: „Du hast den schönsten Tag meines Lebens mitgemacht, Du sollst keinem Andern mehr dienen!“

Und damit schleuderte er die leere Flasche hoch in die Luft. Da dachte des Kürschners Tochter am wenigsten daran, daß sie dieselbe noch öfters fliegen sehen würde, und doch kam es so. Nun

fiel die Flasche in das Schilf des kleinen Waldsees herab, und dem Flaschenhals war es noch ganz erinnerlich, wie sie dagelegen und Reflectionen angestellt hatte. „Ich gab ihnen Wein," hatte sie gedacht, „und sie geben mir Sumpfwasser; aber es war doch gut gemeint!" Sie konnte die Verlobten und die vergnügten Alten jetzt nicht mehr sehen, doch sie hörte dieselben noch lange jubeln und singen. Darauf kamen zwei Bauerjungen, guckten in das Röhricht, entdeckten die Flasche und nahmen sie zu sich. Nun war die Flasche geborgen!

Daheim im Waldhäuschen, wo sie wohnten, war der älteste Bruder, welcher Seemann war, gestern dagewesen, um Adieu zu sagen, da er an Bord sollte, um eine weite Fahrt zu machen. Die Mutter war eben damit beschäftigt, dies und jenes einzupacken, womit der Vater auf den Abend nach der Stadt gehen sollte, um den Sohn noch einmal vor der Abreise zu sehen und einen Gruß von der Mutter zu bestellen. In das Päckchen war auch eine kleine Flasche mit Kräuterbranntwein gelegt. Nun kamen die Jungen mit einer größeren und stärkeren Flasche, die sie gefunden hatten. Darein ging mehr als in die kleine Schnappsbouteille, und das war nun so ein recht guter Magenschnaps, denn er war auf Hypericum gesetzt. Es war also kein Rothwein, den die Flasche jetzt in sich aufnehmen mußte, sondern bittere Tropfen waren es, aber die sind auch gut für einen — verdorbenen Magen. Daher sollte nun die neue Flasche, nicht die kleine, mit, und so kam dieselbe denn wiederum auf die Wanderung, kam an Bord mit Peter Johnson, und der war gerade auf dem nämlichen Schiff, womit der junge Steuermann segelte, der aber die Flasche nicht zu sehen bekam und sie auch nicht als dieselbe erkannt haben würde, woraus auf die Verlobung und die Heimkehr getrunken worden war.

Zwar war nun kein Wein mehr darin, aber etwas eben so Gutes. Sie wurde daher auch von den Kameraden, so oft Peter Johnson sie hergab, „der Apotheker" genannt, da sie eine so gute Medizin für den Magen enthielt und allemal half, so lange

noch ein Tropfen darin war. Das waren frohe Tage, und die Flasche sang darein, wenn sie mit dem Kork gestrichen wurde, und hieß nicht anders als „die große Lerche“ und „Peter Johnson's Lerche.“

Viele Tage waren seitdem verstrichen, und die Flasche stand nun leer in einer Ecke. Da geschah es — ob auf der Aus- oder auf der Heimfahrt, das wußte die Flasche nicht genau anzugeben, weil sie nicht an Land gewesen war —, daß sich ein Sturm erhob. Große Wogen warfen das Schiff von der einen Seite auf die andere, der Mastbaum brach, und die See schlug eine Planke ein. Nun vermochten die Pumpen nicht mehr das Schiff flott zu halten; es war stockfinstere Nacht; das Schiff fing an zu sinken. — In den letzten Minuten schrieb der junge Steuermann auf ein Blatt Papier: „In Jesu Namen! wir versinken!“ Er fügte den Namen seiner Braut und den eigenen, auch den des Schiffes hinzu, steckte den Zettel in eine leere Flasche, die zur Hand war, preßte den Stöpsel fest darauf und warf die Flasche dann hinaus in das stürmende Meer. Er wußte es nicht, daß dies dieselbe Flasche war, woraus er auf Freude und Hoffnung für sie und ihn eingeschenkt hatte, und die Flasche wiegte sich nun auf den Wellen mit dem letzten Gruß und der Todesbotschaft. — —

Das Schiff sank und die Mannschaft ertrank, aber die Flasche flog wie ein Pfeil dahin: sie hatte ja ein Herz, einen Liebesbrief in sich! — Und die Sonne ging wieder auf, und die Sonne ging wieder unter. Der Flasche war es wie in ihren Geburtstagen; sie meinte den rothglühenden Schmelzofen wieder zu sehen und wünschte, wieder in denselben hinein zu fließen. Sie empfand Meeresstille und neue Seestürme: sie stieß an kein Riff und wurde von keinem Haifisch verschlungen. — Länger als Jahr und Tag trieb sie auf dem Meere herum, bald gen Norden, bald gen Süden, wie es die Strömungen wollten. Im Uebrigen war sie doch ihr eigener Herr, was man indessen auch satt und müde werden kann.

Das beschriebene Blatt, das letzte Lebewohl des Bräutigams

an die Braut, würde nur Trauer und Kummer erwecken, käme es einmal in die rechten Hände. — Aber wo waren diese Hände, sie, die so weiß geglänzt hatten, als sie das Tischtuch auf dem frischen Rasen ausbreiteten am Verlobungstage? Wo weilte nun des Kürschners hübsche Tochter? Ja, wo war das Land? und welches Land war wohl das nächste? — Das wußte die Flasche nicht. Sie trieb hierhin und dorthin und war am Ende auch des langen Herumtreibens überdrüssig geworden, denn das war doch nicht ihre Bestimmung. Aber was half ihr das? Sie trieb dennoch weiter, bis sie endlich Land erreichte, ein fremdes Land! Sie verstand nicht ein Wort von dem, was dort gesprochen wurde; es war nicht die Sprache, die sie sonst zu hören gewohnt war, und es geht Einem Vieles verloren, wenn man die Sprache nicht kennt.

Die Flasche wurde aufgefischt und genau betrachtet, der Zettel darin wurde hin und her gedreht und gekehrt, allein man verstand nicht, was darauf geschrieben stand. Freilich begriff man, daß die Flasche aus einem verunglückten Schiffe über Bord geworfen sein müßte, und daß davon auf dem Papier zu lesen wäre, aber was es war, darin bestand das Räthselhafte des Zettels. Man steckte ihn wieder in die Flasche und stellte dieselbe in einen großen Schrank, der in einer großen Stube eines großen Hauses stand.

So oft Fremde kamen, wurde das Papier herausgenommen und gedreht und gewendet, bis der nur mit einem Bleistift geschriebene Zettel mehr und mehr unleserlich wurde und zuletzt Niemand mehr die Buchstaben erkennen konnte. So blieb die Flasche noch ein ganzes Jahr im Schrank stehen und kam endlich in die Rumpelkammer auf dem Boden, wo sie bald mit Staub und Spinnengewebe bedeckt wurde. Da gedachte sie der besseren Tage, als sie noch den rothen Wein auf dem Walde ausschenkte und als sie sich noch auf den Wellen wiegte und ein Geheimniß in sich trug, einen Brief, einen letzten Abschiedsseufzer. —

Und so blieb sie zwanzig Jahre lang stehen und würde noch länger stehen geblieben sein, wenn das Haus nicht hätte umgebaut werden sollen. Der Dachstuhl wurde abgebrochen, die Flasche gesehen und besprochen, aber sie verstand die Sprache wiederum nicht, was man nicht vom auf dem Bodenstehen erlernen kann, selbst nicht in zwanzig Jahren. Wäre sie dagegen unten in der Stube geblieben, meinte die Flasche, so hätte sie die Sprache wohl gelernt.

Sie wurde nun abgestäubt und gespült, was ihr wahrlich noth that, und fühlte sich klar und durchsichtig. Sie war wieder jung geworden auf ihre alten Tage, aber der Zettel, womit sie sich so lange getragen hatte, der war in die Wäsche gegangen. —

Man füllte sie nun mit Samenkörnern, die ihr ganz unbekannt waren, sie wurde verkorkt und wohl eingewickelt, so daß sie weder Tag noch Nacht, weder Sonne noch Mond sehen konnte, und etwas müßte man doch sehen können, wenn man auf Reisen ginge, meinte die Flasche. Sie sah aber nichts, that aber doch das Wichtigste: sie reiste und kam auch an, wohin sie bestimmt war, und wurde ausgepackt.

„Was man sich da im Ausland für Mühe mit der Flasche gegeben hat!" hieß es, „und so wird sie am Ende doch wohl gesprungen sein!" Aber die Flasche war nicht gesprungen, und sie verstand jedes Wort, das hier gesprochen wurde, denn es war wieder die Sprache, die sie im Schmelzofen, beim Weinhändler, im Walde und auf dem Schiffe gehört hatte, die einzige alte gute Sprache, die man verstehen konnte; sie war wieder zurückgekommen in ihr Land und empfing den Willkommsgruß. Aus Freude darüber wäre sie den Leuten bald aus der Hand geglitten und merkte kaum, daß sie aufgemacht wurde, daß man ihren Inhalt ausschüttete, und daß sie nach dem Keller gebracht wurde, um dort zu stehen und vergessen zu werden. Das Heimathland ist doch das beste von allen Ländern, und wäre es auch nur im Keller. Es fiel ihr gar nicht weiter ein, darüber zu grübeln, wie lange sie dort

lag; sie war gut aufgehoben und ruhte hier Jahre lang. Da kamen eines Tages Leute herunter in den Keller, trugen alle Flaschen weg und sie dabei.

Draußen im Garten war ein Fest angerichtet. Bunte Lampen brannten, in Guirlanden hängend, und bunt gemalte Laternen von Papier leuchteten wie große Tulpen in Transparent. Der Abend war still und schön, das Wetter heiter und angenehm. Die Sterne glänzten hell am Himmel, und die Sichel des Neumonds präsentirte sich wie eine blaugraue Kugel mit goldenem Rand, was schön anzusehen war für gute Augen.

In den Nebengängen des Gartens gab es auch einige Illumination, denn hier waren zwischen den Zäunen Flaschen, mit einem Licht in jeder, hingestellt, und hier stand auch die uns bekannte Flasche, sie, die dereinst als Flaschenhals und Vogelglas enden sollte. Sie fand in diesem Augenblick hier Alles so unvergleichlich schön, sie war wieder im Grünen, war wiederum mit bei Freuden und Festlichkeiten, vernahm Musik und Gesang, Gesumme und Gebrumme von vielen Menschen, besonders von der Seite des Gartens her, wo die Lampen und die bunten Laternen brannten. Sie selbst stand zwar nur in einem abgelegenen Gang, aber eben darin lag eine Veranlassung zum Nachdenken. Sie stand da mit ihrem Lichte und leuchtete zum Nutzen und Vergnügen, worin eben das Wahre der Aufklärung besteht. In einer solchen Stunde vergißt man leicht zwanzig auf dem Boden zugebrachte Jahre, und das Vergessen hat auch sein Gutes.

Dicht an ihr vorüber wandelte ein einzelnes Paar Arm in Arm, ebenso, wie einst der Steuermann und des Kürschners Tochter es im Walde gethan hatten, und es kam der Flasche nicht anders vor, als wenn sie das noch einmal erlebte. Im Garten spazierten Gäste und auch Leute, die das Fest mit ansehen durften. Unter diesen war auch ein altes Mädchen ohne Verwandte, aber nicht ohne Bekannte, das gerade an dasselbe Ereigniß dachte, dessen sich jetzt die Flasche erinnerte. Die Alte gedachte des grünen Waldes und

eines jungen Brautpaares, das sie sehr nahe anging, denn sie hatte Antheil daran, war selbst der eine Theil. Das war die glücklichste Stunde ihres Lebens gewesen, und die vergißt man nicht, wenn man auch eine noch so alte Jungfer geworden ist. Aber sie erkannte die Flasche nicht, und die Flasche auch sie nicht, wie man denn so in der Welt an einander vorüberzugehen pflegt, bis man sich zuletzt wieder begegnet, was auch mit den beiden der Fall wurde, denn sie waren ja nun in derselben Stadt beisammen.

Aus dem illuminirten Garten kam die Flasche zum Weinhändler, wurde wieder voll Wein gezapft und an einen Luftschiffer verkauft, der den nächsten Sonntag mit dem Ballon aufsteigen wollte. Da gab es ein Gewühl von Menschen, die als Zuschauer agirten; die Regimentsmusik erschallte, und viele Vorbereitungen zu der Luftfahrt wurden getroffen. Die Flasche sah dem Allen aus einem Korbe zu, worin sie neben einem Kaninchen lag, das ganz traurig drein blickte, weil es wußte, daß es mit aufsteigen und mit dem Fallschirm wieder herabkommen sollte. Die Flasche aber wußte weder von Auf noch von Nieder; sie sah nur, daß der Ballon sich füllte, größer und größer wurde, und als er ganz ausgespannt war, sich immer höher erhob und unruhig zu werden anfing. Endlich schnitt man die Schnüre, die ihn festhielten, durch, und nun schwebten der Luftschiffer, der Korb, die Flasche und das Kaninchen in die Luft; die Musik ertönte, und alle Leute schrien Hurrah!

„Das ist recht sonderbar, so in die Höhe zu steigen," dachte die Flasche. „Da oben wird man doch wahrscheinlich nicht auf den Grund laufen können." —

Und viele Tausend Menschen sahen nach dem Ballon, und auch die alte Jungfer blickte ihm nach. Sie stand an ihrem offenen Erkerfenster, wo der Vogelbauer mit dem kleinen Irisch hing, welcher damals noch kein Trinkglas hatte, sondern sich mit einer Tasse behelfen mußte. Am Fenster stand auch ein Myrthenbaum, der etwas an die Seite geschoben worden war, um nicht hinausgestoßen zu werden, als die Alte sich aus dem Fenster legte, um die Luft-

fahrt zu betrachten. Und sie konnte den Luftschiffer in der Gondel deutlich erkennen und sah auch, wie er jetzt das Kaninchen mit dem Fallschirm hinuntergehen ließ und dann auf aller Menschen Gesundheit trank und die Flasche hoch in die Luft schleuderte. Es fiel der alten Jungfer nicht ein, daß sie diese Flasche schon einmal vor ihren und ihres lieben Freundes Augen in die Luft fliegen sah am Tage der Freude, im grünen Walde, in der Blüthe ihrer Jugendjahre. —

Die Flasche aber konnte gar nicht zum Denken kommen, so unerwartet kam ihr das plötzliche Aufsteigen bis zum höchsten Punkte. Thürme und Dächer lagen tief unter ihr, und die Menschen alle erschienen ihr wie die allerkleinsten Zwerge. —

Nun aber fing sie an zu sinken und fuhr auf eine ganz andere Weise wieder hinab als das Kaninchen. Sie culminirte in der Luft und fühlte sich so jugendlich und ausgelassen, denn sie war nur halb angetrunken, aber es dauerte nicht lange. Was für eine Reise war doch das! Die Sonne schien auf die Flasche, alle Menschen blickten nach ihr, denn der Ballon war schon weit weg, und bald war auch die Flasche dahin. Sie fiel auf ein Dach herab und ging entzwei, aber die Scherben waren auch noch so im Zuge, daß sie nicht still liegen bleiben konnten, sondern nach allen Seiten flogen und hinabrollten, bis sie den Hofplatz erreichten und nun doch in noch kleineren Stücken liegen bleiben mußten. Nur der Flaschenhals hielt sich ganz und war wie mit einem Demant abgeschnitten.

„Der ließe sich noch als Vogelglas gebrauchen,“ sagte der Kellermann, aber er hatte selbst weder Vogel noch Bauer, und es käme zu theuer, sich Beides anzuschaffen, weil er nun einen Flaschenhals hatte, der als Vogelglas zu gebrauchen war. Die alte Jungfer auf dem Erkerstübchen würde Gebrauch davon machen können, meinte er, und so kam der Flaschenhals nach Oben, wurde zugepfropft und auf und nieder gekehrt, wie es oft bei Verände-

rungen so hergeht, dann mit reinem Wasser gefüllt und an den Bauer für den Vogel gehängt, der aus voller Kehle dazu flötete.

„Ja, Du kannst wohl singen!“ hatte der Flaschenhals gesagt, und merkwürdig war ja dieser Flaschenhals; hatte er doch eine Luftfahrt mit dem Ballon gemacht, — mehr wußte man aber nicht von seiner Lebensgeschichte. Nun hing er da als Vogelglas, konnte hören, wie die Menschen sich auf der Straße herumtummelten und lärmten, und was die alte Jungfer in dem Erkerstübchen sprach. Sie hatte eben Besuch von einer Freundin gleichen Alters; sie unterhielten sich mit einander und sprachen nicht vom Flaschenhals, sondern von dem Myrthenbaum am Fenster.

„Du sollst wahrlich keine zwei Thaler für einen Brautkranz zu Deiner Tochter Hochzeit ausgeben,“ sagte die alte Jungfer. „Ich werde Dir einen Kranz von blühenden Myrthen binden. Siehst Du nicht, wie schön mein Baum blüht! Ja, was meinst Du wohl, das ist ein Steckling von dem Myrthenbusch, den Du mir am Tage nach meinem Verlöbniß schenktest und wolltest, ich sollte mir selber davon meinen Brautkranz binden, wenn das Jahr um wäre. Aber der Tag sollte niemals kommen! die Augen, die mir zur Wonne und Freude in diesem Leben hätten leuchten sollen, erloschen. Auf des Meeres tiefem Grund schläft nun die Engelsseele! — Die Myrthe wurde alt, ich noch älter, und als sie zu kränkeln anfing, pflückte ich den letzten grünen Zweig ab und steckte ihn in die Erde, wo er nun zum Baum geworden ist und doch noch zuletzt als Brautkranz Deiner Tochter zur Hochzeit kommt.“

Und es standen der alten Jungfer die hellen Thränen in den Augen, als sie so von ihrem Jugendfreunde und der Verlobung in dem Walde erzählte. Sie dachte an das Hoch, das damals für sie von ihrem Bräutigam ausgebracht worden war, und an den ersten Kuß der Liebe, aber sie sprach nicht davon, denn nun war sie ja ein altes Mädchen! Sie dachte überhaupt an so Vieles von damals, aber gar nicht daran, daß gerade vor ihrem Fenster noch eine Erinnerung aus jener Zeit vorhanden war: der Hals von der Flasche,

in welchem es ordentlich gequatscht hatte, als der Pfropfen knallte für das Wohlergehen der Verlobten. Allein der Flaschenhals kannte auch sie nicht, denn er hatte sich einestheils nicht um ihr Gespräch mit der Freundin bekümmert — theils auch und sintemal er nur an sich selbst dachte.

Was der Wind erzählt von Waldemar Daae und seinen Töchtern.

Wenn der Wind über das Gras hinläuft, so kräuselt es sich wie ein Wasser, läuft er über's Korn hin, so wogt es wie die See, das ist des Windes Tanz; aber höre ihn erzählen: er singt, und ganz anders klingt es in den Bäumen des Waldes, als durch die Schalllöcher und Sprünge und Risse der Mauer. Siehst Du, wie der Wind dort oben die Wolken jagt, als wären sie eine Heerde Schafe! Hörst Du, wie der Wind durch die offene Pforte bläst, als wäre er der Wächter und stieße ins Horn! Wunderlich heult er durch den Schornstein und in den Kamin hinunter, daß das Feuer flammt und knistert und weit in die Stube hineinscheint, und hier ist es so warm und behaglich zu sitzen und ihm zuzuhören. Laß den Wind nur erzählen! er weiß Geschichten und Mährchen, mehr als wir Alle zusammen. Höre, was er erzählt:

„Hu — u — uh! fahre hin!“ — das ist der Refrain seines Liedes.

„Es liegt am großen Belt ein altes Schloß mit dicken rothen Mauern,“ sagte der Wind; „ich kenne jeden Stein darin, ich sah sie früher, als sie noch in des alten Stig's, des Marschalks, Burg auf der Klippe saßen; die Burg mußte herunter! die Steine kamen wieder in die Höhe und wurden eine neue Mauer, ein neues

Schloß, auf anderer Stelle, und das war Schloß Borreby, wie es noch steht!

Ich habe sie gesehen und gekannt, die hochadeligen Männer und Frauen, die wechselnden Geschlechter, die darin wohnten, und nun will ich erzählen von Waldemar Daae und seinen Töchtern.

Er trug die Stirn hoch und stolz, er war von königlichem Geschlecht; er konnte mehr, als bloß den Hirsch jagen und die Kanne leeren, — es würde sich noch zeigen, sagte er selbst.

Seine Frau schritt steif im Kleide von Goldstoff einher auf dem blanken getäfelten Parquet; die Tapeten waren prachtvoll, die kostbaren Meubles künstlich geschnitzt. Silber und Goldgeschirr hatte sie ins Haus gebracht; deutsches Bier lag im Keller, als noch Etwas darin lag; schwarze muthige Rosse wieherten im Stalle; es war reich auf Schloß Borreby, als noch Reichthum da war.

Auch Kinder waren da, drei feine Jungfrauen, Ida, Johanne und Anna Dorothea; ich weiß noch die Namen.

Es waren reiche Leute, es waren vornehme Leute, geboren und aufgewachsen in lauter Herrlichkeit. Hu — u — uh! fahr' hin!" sang der Wind und dann erzählte er weiter.

„Hier sah ich nicht, wie auf anderen alten Schlössern, die hochgeborene Frau im Saale mit ihren Mägden sitzen und die Spindel drehen; sie schlug die klingende Laute und sang dazu, doch nicht immer die alten dänischen Weisen, sondern Lieder in fremder Zunge. Hier war ein Leben und ein Gastiren, hier kamen vornehme Gäste von nah und fern, die Musik erschallte, die Becher klangen, ich konnte sie nicht übertönen!" sagte der Wind. „Hier war Uebermuth mit Prunk und Pracht, eine Herrschaft, aber nicht unser Herrgott!

Es war am Abend eines Maitags," sagte der Wind, „als ich von Westen kam, ich hatte gesehen, wie Schiffe an der Westküste von Jütland zu Wracks zerschellt wurden, war über die Haide gejagt und die grünbewaldete Küste, über Fünen hin, und kam nun über den Belt daher mit Sausen und Brausen.

An Seelands Küste legte ich mich zur Ruhe, dicht bei Schloß Borreby, wo der Wald noch stand mit den herrlichen Eichen.

Die jungen Leute aus der Gegend kamen heraus und sammelten Reisig und Aeste, die größten und trockensten, die sie finden konnten. Sie gingen damit zum Dorfe, legten sie in einem Haufen zusammen und zündeten sie an, und Mädchen und Burschen tanzten singend rund herum.

Ich lag still," sagte der Wind, „aber leise berührte ich einen Ast, den, welchen der hübscheste junge Bursche gelegt hatte; sein Holz loderte auf, loderte am höchsten; er war der Auserwählte und bekam den Ehrennamen „Maikönig" und wählte zuerst unter den Mädchen seine kleine Maikönigin*). Das war eine Freude, eine Lust, größer als da drinnen in dem reichen Schloß Borreby."

„Und vom Schlosse her kamen mit sechs Rappen vor der goldenen Karosse die hohe Frau gefahren und ihre drei Töchter, so fein, so jung, drei liebliche Blumen: die Rose, die Lilie, und die blasse Hyazinthe. Die Mutter grüßte Keinen in dem ganzen Haufen, der zu spielen aufhörte und sich bückte und knixte; sie war eine prächtige Tulpe, man hätte glauben sollen, die Frau fürchtete im Stengel abzubrechen.

Die Rose, die Lilie und die blasse Hyazinthe, ja, ich sah sie alle Drei! Wessen „Maikönigin" sie wohl einmal werden! dachte ich; ihr „Maikönig" wird gewiß ein stolzer Ritter, vielleicht ein Prinz! — Hu — u — uh! — fahr' hin! fahr' hin! —

Ja, die Karosse fuhr mit ihnen dahin und die Bauersleute fuhren dahin im Tanze. Es wurde darauf Sommer in Dorf Borreby und in Tjaereby und in allen Dörfern rund umher.

Aber Nachts, als ich mich erhob," sagte der Wind, „legte sich die hohe vornehme Frau nieder, um niemals wieder aufzustehen, es über-

*) Anm. Dänisch: Gadebasse und Gadelam.

kam sie, wie es auch alle anderen Menschen überkommt, das ist nichts Neues. Waldemar Daae stand eine kleine Weile ernst und gedankenvoll; der stolzeste Baum kann gebeugt, aber nicht gebrochen werden, sagte es in ihm; die Töchter weinten, und auf dem Schloß trockneten sie Alle ihre Augen, aber Frau Daae war dahin gefahren, — und ich fuhr dahin! hu — u — uh!“ sagte der Wind.

„Ich kam wieder, ich kam oft wieder, über Land und Meer, über Fünen und den Belt, und legte mich auf den Strand von Borreby, bei dem prächtigen Eichenwald; da nistete der Fischadler, da bauten die Waldtauben, die blauen Raben und selbst der schwarze Storch. Es war früh im Jahre, Einige hatten Eier, Andere hatten Junge. Nein, wie sie flatterten, wie sie schrieen! Da tönte die Axt Schlag auf Schlag; der Wald sollte gefällt werden, Waldemar Daae wollte ein kostbares Schiff bauen, ein Linienschiff mit drei Verdecken, das sollte der König kaufen, und deshalb fiel der Wald, des Seemanns Merkzeichen, die Wohnung der Vögel. Der Neuntödter floh erschreckt, sein Nest wurde zerstört; der Fischadler und alle Vögel des Waldes verloren ihre Heimath, sie flogen verwirrt umher und schrieen vor Angst und Zorn; ich verstand sie recht gut. Krähen und Dohlen spotteten laut: „Herab vom Nest! herab vom Nest! herrab! herrab!“

Und mitten im Walde bei dem Haufen der Arbeiter stand Waldemar Daae mit seinen drei Töchtern, und sie lauschten Alle auf das wilde Geschrei der Vögel; aber der jüngsten Tochter, Anna Dorothea, that es wehe im Herzen, und als die Arbeiter auch einen halbverdorrten Baum fällen wollten, auf dessen nackten Aesten der schwarze Storch sein Nest gebaut hatte, aus dem die kleinen Jungen ihre Köpfe hervorstreckten, bat sie für die Armen, bat mit Thränen in den Augen, und der Baum mit dem Storchnest durfte stehen bleiben. Die Sache war von keiner Bedeutung.

Es wurde gehauen, es wurde gesägt, — es wurde ein stolzer

Dreidecker gebaut. Der Baumeister war gering von Blut, aber adlig von Muth. Auge und Stirn zeugten von seinem Verstande, und Waldemar Daae hörte ihn gern erzählen; das that auch klein Ida, die Aelteste, das funfzehnjährige Mädchen; und während er für den Vater das Schiff baute, erbaute er für sich selbst ein Luftschloß, worin er und klein Ida saßen als Mann und Frau, und so wäre es auch wohl gekommen, wäre nur das Schloß von gemauerten Steinen gewesen, mit Wall und Graben, mit Wald und Feld. Aber mit all' seiner Klugheit war der Meister doch nur ein armer Vogel, und was soll der Spatz unter den Kranichen? Hu — u — uh! — Ich flog fort und er flog fort, denn er durfte nicht bleiben, und klein Ida verwand es, weil sie's verwinden mußte!"

„Im Stalle wieherten die schwarzen Rosse; sie waren wohl werth, gesehen zu werden, und sie wurden gesehen. — Der Admiral wurde vom König selbst gesandt, um das neue Linienschiff zu besehen und wegen des Ankaufs zu unterhandeln; er sprach mit großer Bewunderung von den muthigen Rappen. Ich hörte es wohl!" sagte der Wind; „ich begleitete die Herren durch die offene Thür und streute Strohhalme wie Goldstangen vor ihre Füße. Gold wollte Waldemar Daae haben, der Admiral die schwarzen Rosse, darum rühmte er sie so; aber es wurde nicht verstanden, und daher wurde das Schiff auch nicht gekauft. Es stand stolz und prächtig auf dem Strande, mit Planken zugedeckt, eine Arche Noäh, die nie auf's Wasser kommen sollte. Hu — u — uh! fahr' hin! fahr' hin! und das war kläglich.

Zur Winterzeit, wenn der Schnee das Feld bedeckte, das Treibeis den Belt erfüllte und an der Küste von mir aufgethürmt wurde," sagte der Wind, „kamen die Raben und Krähen, die eine noch schwärzer als die andere, ganze Haufen, die setzten sich auf das öde, todte, einsame Schiff am Strande und klagten mit heiserem Gekrächz um den Wald, der nun ausgerottet war, um all' die köst-

lichen Nester, die zerstört waren, um die heimathlosen Alten, die heimathlosen Jungen, und Alles das um dieses großen Rumpelkastens willen, des stolzen Fahrzeugs, das bestimmt war, niemals zu segeln.

Ich wirbelte den Schnee herab; der Schnee lag wie große Seen um das Schiff her, und über das Schiff weg. Ich ließ es meine Stimme hören; es erfuhr, was ein Sturm zu sagen hat! Ich weiß, daß ich das Meinige dazu that, um es seetüchtig zu machen. Hu — u — uh! fahr' hin!

Und der Winter fuhr dahin, Winter und Sommer fuhren dahin und fahren noch dahin, wie ich dahinfahre, wie der Schnee jägt, wie die Aepfelblüthen verwehen und wie das Laub fällt! Fahr' hin, fahr' hin, ihr Menschen auch, fahrt dahin!

Aber noch waren die Töchter jung, klein Ida eine Rose, lieblich anzusehen, ebenso wie damals, als der Schiffsbaumeister sie sah. Oft griff ich in ihr langes braunes Haar, wenn sie in Gedanken versunken beim Apfelbaum im Garten stand und nicht merkte, daß ich ihr Blüthen auf das gelöste Haar streute, und sie sah in die rothe Sonne und in den goldenen Himmel zwischen den dunkeln Bäumen und Büschen des Gartens.

Ihre Schwester Johanna war wie eine Lilie, glänzend und steif; sie war hoch und stolz und spröde und wie ihre Mutter brüchig im Stengel. Sie ging gern in den großen Saal, wo die Bilder der Ahnen hingen; da waren die Frauen abgebildet in Sammt und Seide mit perlengestickten, winzig kleinen Hüten auf dem geflochtenen Haar, lauter schöne Frauen! Die Männer sah man in Stahlrüstung oder im kostbaren Mantel mit Eichhornpelz verbrämt und in der stattlichen Halskrause; das Schwert war nicht um die Hüften, sondern um die Schenkel gegürtet. Wo wohl Johannen's Bild einmal an der Wand hängen würde, und wie er wohl aussähe, ihr adeliger Eheherr? ja, daran dachte sie, davon flüsterte sie bei sich; ich hörte es, wenn ich durch den langen Gang in den Saal hineinfuhr und wieder hinaus.

Anna Dorothea, die bleiche Hyazinthe, noch ein Kind von vierzehn Jahren, war still und bedachtsam; die großen hellblauen Augen sahen gedankenvoll aus, aber um den Mund spielte das Kindeslächeln, das konnte ich nicht fortblasen und wollte es auch nicht.

Ich traf sie im Garten, auf Wegen und im Felde; sie sammelte Kräuter und Blumen, von denen sie wußte, daß ihr Vater sie zu den Tränken und Tropfen brauchen konnte, die er zu destilliren verstand; Waldemar Daae war stolz und trotzig, aber klug dabei und wußte gar viel, das merkte man wohl, davon munkelte man viel; das Feuer brannte selbst zur Sommerzeit in seinem Kamin; seine Kammerthür war stets verschlossen, das ging fort bei Tag und bei Nacht, aber er sprach nicht viel davon; die Naturkräfte soll man still erforschen; bald aber hoffte er das Beste zu finden — das rothe Gold! Darum rauchte der Kamin, darum knisterte und flammte es! Ja, ich war dabei!" sagte der Wind; „laß fahren! laß fahren! sang ich durch den Schornstein. Es wird zu Rauch und Qualm, zu Staub und Asche! Du verbrennst Dich selbst! Hu — u — uh! fahr' hin! fahr' hin! — Aber Waldemar Daae ließ es nicht fahren!

Die prächtigen Rosse im Stalle, — wo blieben sie? das alte Silber- und Goldgeschirr in Schrank und Kasten, die Kühe auf dem Felde, und Hof und Habe? — ja, das Alles kann schmelzen, zerschmelzen im Goldtiegel, und es kommt doch kein Gold.

Es wurde leer in Stall und in Scheune, auf dem Boden und im Keller; der Leute wurden weniger, der Mäuse mehr. Eine Fensterscheibe knickte, eine andere brach; ich brauchte nicht mehr durch die Thür zu gehen!" sagte der Wind. „Wo der Schornstein raucht, da siedet die Mahlzeit, — hier rauchte der Schornstein, der alle Mahlzeiten verschlang, für das rothe Gold.

Ich blies durch das Burgthor wie ein Wächter, der in's Horn stößt, aber da war kein Wächter!" sagte der Wind; „ich drehte den Wetterhahn auf der Thurmspitze, daß es klang, als ob der

Wächter auf dem Thurme schnarchte, aber auch da war kein Wächter; Ratten und Mäuse waren da; Mangel deckte den Tisch, Mangel saß in Kleiderschrank und Speisekammer, die Thür verlor ihre Angel, es kamen Risse und Spalten; ich ging aus und ich ging ein," sagte der Wind, „daher weiß ich so gut Bescheid!

Von Rauch und Asche, von Sorgen und schlaflosen Nächten ward er grau an Haar und Bart, seine Haut ward gelb und runzlig, die Augen wurden gierig nach Gold, nach dem immer erwarteten Gold.

Ich blies ihm Rauch und Asche in Gesicht und Bart; Schulden kamen statt des Goldes. Ich sang durch die zerbrochenen Scheiben und die offenen Spalten der Wände, ich blies den Töchtern in's Bett hinein, wo ihre Kleider lagen, verschossen und fadenscheinig, denn sie wurden täglich getragen. Die Weise war ihnen nicht an der Wiege gesungen worden! aus Herrenleben ward Kummer und Elend! Ich war der Einzige im Schlosse, der sang," sagte der Wind. „Ich schneite sie ein, das wärmt, sagt man; Brennholz hatten sie nicht; der Wald war gefällt, aus dem sie es hätten holen können. Es war klingender Frost; um mich geschmeidig zu erhalten, schwang ich mich durch Schalllöcher und Gänge, über Giebel und Mauer. Drinnen lagen sie in den Betten vor Kälte, die adeligen Töchter; der Vater kroch unter die Wildschur. Nichts zu beißen und nichts zu heizen, das ist Herrenleben! Hu — u — uh! laß' fahren! — Aber das konnte Herr Daae nicht!

„„Auf den Winter folgt der Frühling!"" sagte er, „„nach der Noth kommen gute Tage! — aber die lassen auf sich warten, lange auf sich warten! Das Schloß ist verpfändet, es ist die äußerste Zeit — aber dann kommt auch das Gold! zu Ostern!""

Ich hörte ihn vor dem Spinngewebe murmeln: „„Du flinker kleiner Weber, Du lehrst mich ausdauern! wird Dein Gewebe zerstört, so beginnst Du es von Neuem, und vollendest es! abermals zerstört — und unverdrossen greifst Du wieder an, von vorn! —

immer von vorn! das ist es, was Noth thut, und das wird belohnt!““

Es war am Ostermorgen, die Glocken klangen, die Sonne tanzte am Himmel. In Fieberhitze hatte er gewacht, gekocht und gekühlt, gemischt und destillirt. Ich hörte ihn ächzen wie die Seele eines Verdammten, ich hörte ihn beten, ich sah, daß er den Athem anhielt. Die Lampe war erloschen, er merkte es nicht; ich blies in die Kohlen, sie leuchteten ihm in sein kreidebleiches Gesicht, daß es einen Schimmer von Farbe erhielt; seine Augen verbargen sich in den tiefen Höhlen, — aber jetzt wurden sie größer, groß — als sollten sie springen.

Sieh, das alchymistische Glas! es blinkt darin! es ist glühend, klar und schwer! Er erhob es mit zitternder Hand, er rief mit zitternder Zunge: „„Gold! Gold!““ Ihn schwindelte; ich hätte ihn umblasen können,“ sagte der Wind, „aber ich blies nur auf die glühenden Kohlen, folgte ihm durch die Thür, dahinein, wo die Töchter vor Kälte bebten. Sein Gewand war mit Asche bedeckt, und Asche hing ihm im Bart und in dem verwirrten Haar. Er richtete sich hoch auf, erhob seinen reichen Schatz in dem gebrechlichen Glase: „„Gefunden! gewonnen! — Gold!““ rief er, hob das Glas in die Höhe, daß es in der Sonne blitzte; — und die Hand zitterte und das alchymistische Glas fiel auf den Boden und zersprang in tausend Stücke; zersprungen war die letzte Seifenblase seines Glückes. Hu — u — uh! fahr' hin! — und ich fuhr dahin vom Schlosse des Goldmachers.

Spät im Jahre in unseren kurzen Tagen, wenn der Nebel kommt und feuchte Tropfen aus seinem nassen Tuche auf die rothen Beeren und die blattlosen Aeste drückt, kam ich in munterer Laune, und lüftete aus, blies den Himmel rein und knickte dürre Zweige ab; das ist zwar keine große Arbeit, aber sie will doch gethan sein. Es wurde auch noch auf andere Weise ausgefegt, in Schloß Borreby bei Waldemar Daae. Hans Uven Ove Ramel von Basnäs war da mit dem gekauften Pfandbrief über

Hof und Hausrath. Ich trommelte auf den geborstenen Scheiben, schlug mit den verfallenen Thüren, pfiff durch Risse und Spalten: hu — i! — Herr Ove sollte nicht Lust bekommen hier zu bleiben. Ida und Anna Dorothea weinten bittere Thränen; Johanne stand stolz und bleich und biß sich in den Daumen, daß er blutete, das sollte viel helfen! Ove Ramel verstattete Herrn Daae für seine Lebenszeit auf dem Schlosse zu bleiben, aber er bekam keinen Dank für das Anerbieten; ich wartete so sehr darauf; — ich sah den von Haus und Hof abziehenden Herrn stolzer sein Haupt erheben und den Nacken zurückwerfen, und ich schlug mit einem Stoß gegen das Schloß und die alten Lindenbäume, so daß der dickste Ast knackte, und der war nicht verdorrt; er lag vor dem Thor wie ein Besen, als ob hier Jemand fegen wollte, und es wurde ausgefegt, ich dachte es wohl!

Das war ein harter Tag, eine eiserne Zeit, und wohl schwer, sich darin aufrecht zu halten, aber der Sinn war hart, der Nacken war von Eisen.

Nichts hatten sie im Besitz als die Kleider auf dem Leibe, doch ja, das alchymistische Glas, das erst kürzlich gekauft war und angefüllt mit dem vom Boden zusammengescharrten Rest des gewonnenen Schatzes, — ein Schatz, der versprach, aber nicht hielt. Waldemar Daae verbarg das Glas an seiner Brust, nahm seinen Stab in die Hand und der einst so reiche Herr ging mit seinen drei Töchtern vom Schloß Borreby hinaus. Ich wehte kalt auf seine heißen Wangen, ich peitschte seinen grauen Bart und sein langes weißes Haar, ich sang so laut ich konnte: Hu — u — uh! fahr' hin! fahr' hin! — das war das Ende von all' der Herrlichkeit.

Ida und Anna Dorothea gingen an seiner Seite; Johanne wandte sich im Thore um, — wozu? das Glück wird sich doch nicht wenden. Sie sah nach den rothen Steinen der Mauer von Marx Stig's alter Burg, dachte sie an seine Töchter:

„Die Aelteste faßt der Jüngsten Hand,
Und sie zogen hinaus in's ferne Land!“

dachte sie an das alte Lied? — Hier waren ihrer Drei! der Vater war mit dabei! Sie gingen vom Wege ab, auf dem sie in der Karosse gefahren waren, sie gingen wie Bettler mit dem Vater nach der Smidstruper Feldmark, zu der Lehmhütte, welche für zehn Mark jährlich gemiethet war, dem neuen Herrensitz mit leeren Wänden und leeren Schüsseln. Krähen und Dohlen flogen über sie hin und schrieen wie zum Spott: „Vom Nest herab, vom Nest herab, heraab! herraab!“ wie die Vögel im Wald von Borreby geschrieen hatten, als die Bäume gefällt wurden.

Herr Daae und seine Töchter verstanden es wohl! Ich wehte ihnen um die Ohren, es war nicht werth, darauf zu hören.

So zogen sie ein in die Lehmhütte von Smidstrup, — und ich fuhr hinweg über Moor und Feld, durch kahle Hecken und entlaubte Wälder, zum offenen Meer, zu anderen Ländern! — Hu — u — uh! fahr' hin! fahr' hin! und so in alle Zeiten fort!“

Wie ging es Waldemar Daae, wie ging es seinen Töchtern? Der Wind erzählt:

„Die Letzte, die ich von ihnen sah, und zum letzten Mal, war Anna Dorothea, die blasse Hyazinthe, — nun war sie alt und gebeugt, es war ein halb Jahrhundert später. Sie lebte am längsten, sie wußte Bescheid von der ganzen Sache.

Drüben auf der Haide bei der Stadt Wiborg lag das neue stattliche Gehöft des Domprobsten, von rothen Steinen erbaut, mit gezacktem Giebel; der Rauch stieg dick vom Schornstein auf. Die milde Frau und die schönen Töchter saßen im Erker und schauten hinaus über die niederhängenden Buxdornhecken des Gartens und auf die braune Haide; — wonach sahen sie? Sie sahen nach dem Storchnest draußen auf dem baufälligen Hause. Das Dach war überzogen mit Moos und Hauslauch, soweit ein Dach

da war; was das Haus am meisten bedeckte, war das Storchnest, und das war das Einzige, was ausgebessert wurde, der Storch erhielt es im Stande.

Das war ein Haus zum Ansehen, nicht zum Anrühren; ich mußte behutsam sein!“ sagte der Wind. „Um des Storchnestes willen durfte das Haus stehen bleiben, sonst war es ja ein Schandfleck für die Haide. Den Storch wollten Domprobstens nicht verjagen, darum hatte die Ruine Erlaubniß zu bleiben und die Arme durfte darin wohnen; das hatte sie dem ägyptischen Vogel zu danken. — oder war es der Dank dafür, daß sie einst für das Nest seiner wilden schwarzen Brüder im Walde zu Borreby gebeten hatte? Damals war sie, die Arme, ein junges Kind, eine feine bleiche Hyazinthe in dem adligen Blumengarten. Sie erinnerte sich an das Alles — Anna Dorothea.

„„Ach! ach!““ — ja, die Menschen können auch seufzen, so gut wie der Wind es kann in Schilf und Rohr. „„Ach! es läuteten keine Glocken über Deinem Grabe, Waldemar Daae!““ Die armen Schulkinder sangen nicht, als der ehemalige Herr von Borreby in die Erde gelegt wurde! — Ach! Alles hat doch ein Ende, auch das Elend! — Schwester Ida wurde die Frau eines Bauern! Das war für unsern Vater die härteste Prüfung! der Tochtermann ein armseliger Leibeigener, der von dem Gutsherrn in den Bock gespannt werden konnte! Nun ist er wohl unter der Erde? und du auch, Ida? — O ja, o ja! es ist noch nicht vorüber, o ich arme unglückliche Alte! erlöse mich, Du reicher Gott!““

Das war Anna Dorothea's Gebet in dem jämmerlichen Hause, welches nur um des Storches willen stehen geblieben war.

Die Raschest von den Schwestern nahm ich für mich!“ sagte der Wind; „sie hatte männlichen Sinn und männliche Tracht, sie kam als ein armer Junge und nahm Dienste beim Schiffer, war knapp von Worten, verdrossen von Mienen, doch eifrig im Dienst; aber klettern konnte sie nicht; — da wehte ich sie über Bord, da-

mit Niemand erführe, daß sie ein Frauenzimmer war, und das war gewiß wohlgethan!“ sagte der Wind.

„Es war an einem Ostermorgen, wie damals, als Waldemar Daae das rothe Gold zu finden glaubte, da hörte ich unter dem Storchnest zwischen den baufälligen Wänden hervor Psalmengesang, Anna Dorothea’s letzten Gesang.

Da war kein Fenster, da war nur ein Loch in der Wand, — die Sonne kam wie ein Goldklumpen und legte sich dort hinein; das war ein Glanz! Ihr Auge brach, es brach ihr Herz! das wäre freilich auch geschehen, wenn die Sonne diesen Morgen nicht auf sie geschienen hätte.

Der Storch gab ihr ein Dach, um darunter zu sterben! ich sang bei ihrem Grabe!“ sagte der Wind, „ich sang auch beim Grabe ihres Vaters, ich weiß, wo es ist und wo ihr Grab ist, sonst weiß es Keiner.

Neue Zeiten, andere Zeiten! Die alte Landstraße verschwindet in abgegränzten Feldern, umfriedigte Gräber werden zu belebten Wegen, — und bald kommt der Dampf mit seiner Wagenreihe und braust dahin über Gräber, die vergessen sind wie die Namen ihrer Bewohner, hu — u — uh! fahr’ hin!

Das ist die Geschichte von Waldemar Daae und seinen Töchtern. Erzählt sie besser, Ihr Anderen, wenn Ihr könnt!“ sagte der Wind und wandte sich.

Weg war er.

Von dem Mädchen, welches das Brot mit Füßen trat.

Du hast wohl von dem Mädchen gehört, das auf das Brot trat, um ihre Schuhe nicht schmutzig zu machen, und wie schlecht es ihr dafür ging. Das steht ja geschrieben und gedruckt.

Sie war ein armes Kind, aber stolz und hochmüthig; sie taugte von Hause aus nicht viel. Als ganz kleines Mädchen machte sie sich ein Vergnügen daraus, Fliegen zu fangen, ihnen die Flügel auszureißen und sie so wie Gewürm kriechen zu lassen. Sie nahm Maikäfer und Mistkäfer, steckte sie auf Nadeln und legte ihnen dann ein grünes Blatt oder ein Stückchen Papier unter die Füße, und das arme Thier hielt sich daran fest und drehte und wendete es, um von der Nadel loszukommen.

„Nun liegt der Maikäfer!“ sagte klein Inger, „sieh, wie er das Blatt umschlägt!“

Als sie heranwuchs, wurde sie eher schlechter als besser, aber hübscher war sie und das war ihr Unglück, sonst wäre sie wohl noch etwas besser zurechtgepufft worden.

„Es wird scharfe Lauge kosten, um den Kopf zu waschen!“ sagte ihre eigene Mutter. „Du hast als Kind mir oft auf die Schürze getreten; ich bin bange, wenn Du groß bist, wirst Du mir noch oft auf mein Herz treten!“

Und das that sie wirklich.

Sie kam auf's Land, um bei vornehmen Leuten zu dienen, die hielten sie wie ihr eigenes Kind, und wie ein solches ging sie auch gekleidet. Hübsch genug sah sie aus, und ihr Hochmuth nahm zu.

Ein Jahr lang war sie vom Hause, da sagte ihre Herrschaft: „Du solltest doch einmal Deine Eltern besuchen, klein Inger!“

Sie ging auch, aber nur, um sich zu zeigen, sie sollten sehen, wie fein sie geworden war. Aber als sie an's Heckenthor beim Dorfe kam und draußen an der Straßenpfütze Mädchen und junge Burschen plaudern sah, und als auch ihre Mutter mit einem Bündel Holz, das sie im Walde gesammelt hatte, gerade da auf einem Steine saß und ausruhte, da kehrte Inger um, sie schämte sich, daß sie, die so fein gekleidet war, eine so zerlumpte Person, die Holz sammelte, zur Mutter haben sollte. Sie ließ es sich nicht verdrießen, wieder umzukehren, so ärgerlich war sie.

Es verging wieder ein halbes Jahr.

„Du solltest doch einmal nach Hause gehen und nach Deinen alten Eltern sehen, klein Inger!“ sagte ihre Herrin. „Da hast Du ein großes Weizenbrot, das kannst Du ihnen mitbringen; sie werden sich freuen, Dich zu sehen!“

Und Inger zog ihren besten Staat an und ihre neuen Schuhe, und nahm ihre Kleider auf und ging mit aller Vorsicht, damit sie rein und sauber um die Füße bliebe, und das war ihr nicht zu verdenken! Aber als sie dahin kam, wo der Fußweg über den Moorgrund ging und eine weite Strecke von Wasser und Morast bedeckt war, da warf sie das Brot in den Schmutz, damit sie darauf treten und so mit trocknen Schuhen hinüber kommen könnte; aber indem sie mit dem einen Fuße auf dem Brote stand und den andern aufhob, da sank das Brot mit ihr tiefer und tiefer, bis sie ganz versunken und nur eine schwarze Pfütze zu sehen war, aus welcher die Blasen aufstiegen.

Das ist die Geschichte.

Wohin kam sie denn? Sie kam hinunter zur Moorfrau, die dort braut. Die Moorfrau ist eine Tante der Elfenmädchen, die

ja bekannt genug sind, es giebt Lieder von ihnen und Bilder, aber von der Moorfrau wissen die Leute nur, daß, wenn die Wiesen im Sommer dampfen, die Moorfrau es ist, die da braut. In ihre Brauerei hinunter sank Inger, und da ist es nicht lange auszuhalten. Die Mistpfütze ist ein helles Prachtzimmer gegen die Brauerei der Moorfrau! Jedes Faß stinkt so, daß die Menschen davon ohnmächtig werden müssen, und die Fässer stehen dicht an einander, wo aber an einer Stelle eine kleine Oeffnung zwischen ihnen ist, durch welche man sich hindurchklemmen könnte, da ist's doch nicht möglich vor allen den feuchten Kröten und feisten Schlangen, die sich hier zusammenfilzten; hier hinunter sank klein Inger; all' das ekle lebende Gewirre war so eisig kalt, daß es sie durch alle Glieder schauerte, ja sie erstarrte davon mehr und mehr. Das Brot hing fest an ihr und zog sie, wie ein Bernsteinknopf ein Stückchen Strohhalm.

Die Moorfrau war zu Hause, die Brauerei wurde an dem Tage von dem Teufel und seiner Großmutter besehen, und die ist ein altes sehr giftiges Frauenzimmer, und niemals müssig; sie geht nie aus ohne ihre Handarbeit, und die hatte sie auch hier bei sich. Sie nähte Kribbelleder, das setzte sie den Menschen in die Schuhe und dann hatten sie keine Ruhe; sie stickte Lügen und häkelte unbedachte Worte, die auf die Erde gefallen waren, Alles zum Schaden und Verderben. Ja, sie konnte nähen, sticken und häkeln, die alte Großmutter.

Sie sah Inger, hielt dann ihr Brillenglas vor's Auge und sah sie sich noch einmal an: „Das Mädchen hat Anlagen!" sagte sie, „die bitte ich mir aus zum Andenken an den Besuch hier! sie kann im Vorzimmer meines Urenkels eine passende Statüe abgeben!"

Und sie ward ihr mitgegeben. So kam klein Inger in die Hölle. Da kommen die Leute nicht immer gleich hinunter, aber auf einem Umwege können sie dahin kommen, wenn sie Anlagen haben.

Es war ein Vorzimmer von unendlicher Weite; man wurde schwindlich, wenn man vorwärts sah, und schwindlich, wenn man rückwärts sah; und hier stand eine Schaar von Verschmachtenden, die darauf warteten, daß sich die Thür der Gnade öffnen würde; die konnten lange warten! Große dicke wachtschelnde Spinnen woben tausendjährige Netze um ihre Füße und von diesem Gespinnste wurden sie zusammengeschnürt wie von Fußschellen und festgehalten wie von eisernen Ketten, und dann war in ihren Seelen eine ewige Unruhe, eine qualvolle Unruhe. Der Geizige stand da und hatte den Schlüssel zu seinem Geldschranke vergessen und der Schlüssel steckte darin, das wußte er. Ach, es ist zu weitläufig, alle Arten von Pein und Plagen aufzuzählen, die hier empfunden wurden. Es war gräßlich für Inger, wie eine Säule hier zu stehen; aber sie war mit den Füßen an das Brot wie gefesselt.

„Das hat man davon, wenn man rein um die Füße sein will!“ sagte sie bei sich selbst. „Sieh, wie sie mich angaffen!“ Ja, sie sahen Alle auf sie; ihre bösen Lüste leuchteten ihnen aus den Augen und redeten ohne Laut aus ihrem Munde, es war schrecklich anzusehen.

„Mich anzusehen muß doch ein Vergnügen sein!“ dachte klein Inger; „ich habe ein hübsches Gesicht und schöne Kleider!“ und nun drehte sie die Augen, denn der Nacken war zu steif. Nein, wie war sie besudelt im Brauhaus der Moorfrau! das hatte sie nicht bedacht. Ihre Kleider sahen aus wie ein einziger großer Schmutzfleck; eine Schlange hatte sich in ihre Haare gehängt und klatschte ihr bis in den Nacken hinunter, und aus jeder Falte ihres Rockes guckte eine Kröte hervor, und bellte wie ein engbrüstiger Mops. Das war sehr unangenehm. „Aber die Andern hier unten sehen auch schrecklich aus!“ damit tröstete sie sich.

Am schlimmsten von Allem war aber der schreckliche Hunger, den sie spürte. Konnte sie sich denn nicht bücken und ein Stück von dem Brot abbrechen, auf dem sie stand? Nein, der Rücken war steif, die Arme und Hände waren steif, ihr ganzer Körper

war wie von Stein, nur die Augen konnte sie im Kopfe drehen, konnte sie ganz rund herumdrehen, so daß sie nach hinten hinaus sahen, und das war ein gräßlicher Anblick. Und dann kamen die Fliegen, die krochen ihr über die Augen, vorwärts und rückwärts; sie blinzelte mit den Augen, aber die Fliegen flogen nicht weg; denn sie konnten nicht, die Flügel waren ihnen ausgerissen, sie konnten nur kriechen; das war eine Qual! und dann noch der Hunger! zuletzt schien es ihr, als ob ihre Eingeweide sich selbst verzehrten, und sie wurde inwendig so leer, so schauerlich leer!

„Wenn das noch lange dauert, so halte ich es nicht aus!" sagte sie, aber sie mußte es aushalten, das war nicht anders und wurde nicht anders.

Da fiel eine brennende Thräne herab auf ihren Kopf, und rollte über ihr Gesicht und ihre Brust gerade hinunter auf das Brot, es fiel noch eine Thräne, noch viele Thränen. Wer weint über klein Inger? Hatte sie nicht oben auf der Erde eine Mutter? Thränen des Kummers, die eine Mutter über ihr Kind weint, erreichen es immer, aber sie erlösen es nicht; sie brennen nur, sie machen die Qual nur größer. Und dann dieser unleidliche Hunger, und nicht das Brot erreichen zu können, das sie mit Füßen trat! Sie hatte zuletzt die Empfindung, als ob Alles in ihr sich selbst verzehrt haben müßte, sie war wie ein dünnes hohles Rohr, das jeden Laut in sich einsog; sie hörte ganz deutlich Alles, was oben auf der Erde von ihr gesprochen wurde, und schlimm und hart war, was sie hörte. Ihre Mutter weinte freilich tief betrübt, sagte aber dabei: „Hochmuth kommt vor dem Falle! das war Dein Unglück, Inger! Wie hast Du Deine Mutter betrübt!"

Ihre Mutter und Alle dort oben wußten, was für eine Sünde sie begangen hatte, daß sie das Brot mit Füßen getreten hatte und versunken und verschwunden war; der Kuhhirt hatte es erzählt, er hatte es selbst vom Abhang aus gesehen.

„Wie hast Du Deine Mutter betrübt, Inger!" sagte die Mutter; „ach, ich habe es mir wohl gedacht!"

„O wäre ich nie geboren!“ dachte Inger dabei, „das wäre viel besser für mich gewesen. Es kann nun Nichts helfen, daß meine Mutter jammert!“

Sie hörte, wie ihre Herrschaft, die braven Leute, die wie Eltern gegen sie gewesen waren, sprachen. „Sie war ein böses Kind,“ sagten sie; „sie achtete die liebe Gottesgabe nicht, sondern trat sie mit Füßen, es wird ihr schwer werden, die Gnadenpforte zu öffnen!“

„Sie hätten mich besser erziehen sollen!“ dachte Inger, „und mir die Unarten austreiben, wenn ich sie hatte.“

Sie hörte, daß ein ganzes Lied auf sie gemacht wurde: „Das hochmüthige Mädchen, welches das Brot mit Füßen trat, damit sie reine Schuhe behielte!“ und das wurde im ganzen Lande gesungen.

„Daß man darüber so viel hören muß und so viel dafür leiden!“ dachte Inger; „die Andern sollten auch nur für ihre Sünden gestraft werden! ja, dann gäbe es Viel zu strafen! uh, welche Marter!“

Und ihr Sinn wurde noch härter, als ihre Haut.

„Hier unten wird man auch nicht besser werden in der Gesellschaft! und ich will nicht besser sein! Sieh, wie sie glotzen!“

Und ihr Sinn war zornig und böse gegen alle Menschen.

„Nun haben die da oben was zu erzählen! — uh, welche Marter!“

Und sie hörte, daß man ihre Geschichte den Kindern erzählte, und die Kleinen nannten sie die gottlose Inger; — „sie war so garstig,“ sagten sie, „so abscheulich! sie müßte tüchtig gequält werden!“

Es waren immer nur harte Worte gegen sie in Kindesmund.

Aber eines Tages, als Gram und Hunger in ihrer hohlen Schale nagten und sie ihren Namen nennen und ihre Geschichte einem unschuldigen Kinde erzählen hörte, einem kleinen Mädchen,

da verspürte sie, daß die Kleine in Thränen ausbrach bei der Geschichte von der hochmüthigen, putzsüchtigen Inger.

„Aber kommt sie denn niemals wieder herauf?“ fragte das kleine Mädchen. Und es wurde geantwortet:

„Sie kommt niemals wieder auf die Erde!“

„Aber wenn sie nun um Verzeihung bittet und es nicht Einmal wieder thun will?“

„Aber sie will nicht um Verzeihung bitten!“ sagten sie.

„Ich wollte doch so gern, daß sie es thäte!“ sagte das kleine Mädchen, und war ganz untröstlich. „Ich will meinen Puppenschrank hergeben, wenn sie wieder heraufkommen darf! Es ist so schrecklich für die arme Inger!“

Und die Worte drangen gerade herunter in Inger's Herz, und beinahe machten die sie schon gut; das war das erste Mal, daß Jemand sagte: „Die arme Inger!“ und nicht das Geringste von ihrem Vergehen hinzufügte; ein kleines unschuldiges Kind weinte und bat für sie; ihr wurde so wunderlich dabei, sie hätte gern selbst geweint, aber sie konnte nicht weinen, und das war auch eine Qual.

Dort oben vergingen die Jahre — unten war kein Wechsel der Zeit — und Inger hörte seltener Laute von oben her, es wurde weniger von ihr gesprochen; da vernahm sie eines Tages einen Seufzer: „Inger, Inger! wie hast Du mich betrübt! ich hab' es wohl gesagt!“ Es war ihre Mutter, die im Sterben lag.

Sie hörte ihren Namen zuweilen von ihrer alten Herrschaft nennen, und die mildesten Worte waren es, daß die Frau sagte: „Ob ich Dich wohl jemals wiedersehe, Inger! man weiß nicht, wohin man kommt!“

Aber Inger begriff, daß ihre brave Frau niemals dahin kommen konnte, wo sie war.

So verging abermals eine Zeit, lang und schmerzlich.

Da hörte Inger wieder ihren Namen nennen, und sah es oben über sich wie zwei klare Sterne schimmern; das waren zwei

milde Augen, welche sich auf der Erde schlossen. Es waren so viele Jahre vergangen, seit das kleines Mädchen über die „arme Inger“ untröstlich weinte, daß das Kind eine alte Frau geworden war, welche jetzt der liebe Gott zu sich rufen wollte, und gerade in dieser Stunde, als sie den Inhalt ihres ganzen Lebens überdachte, erinnerte sie sich auch, wie sie als kleines Kind bitterlich hatte weinen müssen bei der Geschichte von Inger; die Zeit und der Eindruck standen so lebendig vor der alten Frau in ihrer Todesstunde, daß sie ganz laut in die Worte ausbrach: „Herr, mein Gott, habe auch ich nicht oft wie Inger auf die Gaben Deiner Güte getreten, ohne daran zu denken, bin nicht auch ich mit hochmüthigem Sinn einhergegangen; aber Du hast in Deiner Gnade mich nicht sinken lassen, sondern mich aufrecht erhalten! verlaß mich nicht in meiner letzten Stunde!“

Und die Augen der Alten schlossen sich und die Augen ihrer Seele wurden für das Verborgene geöffnet, und da Inger so lebendig in ihren letzten Gedanken gewesen war, sah sie dieselbe, sah, wie tief hinunter sie gezogen worden war, und bei dem Anblick brach die Gute in Thränen aus; im Himmel stand sie wieder als Kind und weinte über die arme Inger! Die Thränen und die Gebete klangen wie ein Echo hinunter in die hohle leere Hülle, welche die gefesselte, gemarterte Seele umschloß, und diese ward überwältigt von all' der nie geahnten Liebe von oben: ein Engel Gottes weinte über sie! wie hatte sie das verdient! Die gequälte Seele sammelte in Gedanken Alles, was sie in ihrem Erdenleben vollbracht hatte, und sie erbebte und weinte, wie Inger niemals hatte weinen können; Betrübniß über sich selbst erfüllte sie, ihr däuchte, für sie könne die Gnadenpforte sich niemals öffnen; und indem sie das mit Zerknirschung erkannte, leuchtete plötzlich ein Strahl in die Tiefe des Abgrunds herunter; der Strahl kam mit einer Kraft, stärker als der Sonnenstrahl, der den Schneemann aufthaut, welchen die Knaben im Garten erbaut haben, und da, — viel schneller als Schneeflocken, die auf den warmen Mund

des Kindes fallen und wie Tropfen hinschmelzen, verdunstete Inger's versteinerte Gestalt: ein kleiner Vogel schwang sich wie der Blitz im Zickzack auf zur Menschenwelt, aber ängstlich und scheu machte ihn Alles rings umher; er schämte sich vor sich selbst und vor allen lebenden Geschöpfen und verbarg sich eilig in einer dunklen Höhle, welche er in der verfallenen Mauer fand; hier saß er und kroch in sich zusammen, bebend am ganzen Leibe; keinen Laut konnte er von sich geben, er hatte keine Stimme. Eine lange Zeit saß er still, ehe er mit Ruhe um sich sehen und alle die Pracht draußen wahrnehmen konnte! Ja, eine Pracht und Herrlichkeit war es: die Luft war so frisch und milde, der Mond schien so klar, die Bäume und Büsche dufteten; und dann war es so traulich, wo er saß, und sein Federkleid so rein und fein. Nein, wie doch alles Erschaffene strahlte von Liebe und Schönheit! Alle Gedanken, die sich in der Brust des Vogels regten, wollten sich aussingen, aber der Vogel getraute sich's nicht; wie gern hätte er gesungen, wie im Frühling Kuckuck und Nachtigall! Der liebe Gott, welcher auch den stummen Lobgesang des Wurmes hört, vernahm auch hier den Lobgesang, der in Gedanken-Accorden sich erhob, wie der Psalm in David's Brust erklang, bevor er Wort und Melodie erhielt.

Wochen vergingen, und in Gedanken wuchsen und schwollen diese lautlosen Gesänge, die erst laut werden durften beim ersten Flügelschlag zu einer guten Handlung, und die war zur Erlösung des Vogels erforderlich.

Nun kam das heilige Weihnachtsfest. Der Bauer richtete dicht bei der Mauer eine Stange auf und band eine volle Hafergarbe darauf, damit die Vögel unter dem Himmel auch ein fröhliches Weihnachtsfest hätten und eine erfreuliche Mahlzeit in dieser Zeit unseres Heilands.

Und die Sonne ging auf am Weihnachtsmorgen und schien auf die Hafergarbe und auf all' die zwitschernden Vögel, die um die Mahlzeitsstange herumflogen; da klang es auch von der Mauer

her: „piep, piep!“ Der schwellende Gedanke wurde zum Laut, das schwache Piepen war eine ganze Freudenhymne, der Gedanke, Gutes zu thun, war erwacht und der Vogel flog aus seinem Versteck hervor; im Himmel wußte man wohl, was für ein Vogel das war!

Der Winter packte ernsthaft an, die Gewässer waren tief gefroren: den Vögeln und Thieren des Waldes hielt es schwer, ihr Futter zu finden. Der kleine Vogel flog auf die Landstraße, und dort in den Spuren der Schlitten suchte und fand er hie und da ein Korn; vor den Wirthshäusern fand er ein Paar Brotkrümchen, davon fraß er nur ein einziges, rief aber allen den anderen hungrigen Sperlingen zu, hier könnten sie Futter finden. Er flog zu den Städten, er spähte umher, und wo eine liebende Hand den Vögeln Brot aus dem Fenster gestreut hatte, da fraß er selbst nur ein einziges Krümchen und gab Alles den Anderen.

Im Verlauf des Winters hatte der Vogel so viele Krümchen gesammelt und weggegeben, daß sie völlig das Brot aufwogen, welches klein Inger mit Füßen getreten hatte, um nicht ihre Schuhe zu beschmutzen, und als das letzte Brotkrümchen gefunden und weggegeben war, da wurden die grauen Flügel des Vogels weiß und breiteten sich aus.

„Da fliegt eine Möwe über die See!“ sagten die Kinder, die den weißen Vogel sahen; jetzt tauchte er in die See, jetzt erhob er sich im hellen Sonnenschein, man konnte nicht sehen, wo er blieb; sie sagten, er flöge geradewegs in die Sonne.

Anne Lisbeth.

Anne Lisbeth war wie Milch und Blut, und jung und fröhlich, es war eine Freude, sie anzusehen; ihre Zähne glänzten so weiß, ihre Augen so klar; leicht war ihr Fuß im Tanz und noch viel leichter war ihr Sinn! Was kam davon? — „der leidige Junge!“ Ja, hübsch war er nicht! Er wurde bei der Frau des Todtengräbers in Kost gegeben, und Anne Lisbeth kam auf das gräfliche Schloß, saß in der prächtigen Stube mit Kleidern von Sammt und Seide geschmückt; kein Wind durfte sie anwehen, kein Mensch durfte ihr ein hartes Wort sagen, denn es konnte ihr schaden, daher durfte sie selbst es nicht dulden. Sie war die Amme des gräflichen Kindes, das war zart wie ein Prinz, schön wie ein Engel, wie liebte sie das Kind! Ihr eigenes, ja es war zu Haus, im Hause des Todtengräbers, wo der Grütztopf nicht gerade überkochte, wohl aber der Mund, und oft genug war Niemand zu Hause; der Junge weinte, aber „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ sagt man, er weinte sich in den Schlaf, und im Schlafe fühlt man weder Hunger noch Durst, der Schlaf ist eine ganz vortreffliche Erfindung! Im Verlauf der Jahre — „Unkraut vergeht nicht“ — schoß Anne Lisbeth's Junge auf und doch sagten die Leute, er wäre im Wachsthum zurück; aber in diese Familie war er ganz und gar hineingewachsen; sie hatten ihr Geld bekommen, also hatte Anne Lisbeth Nichts mehr mit

ihm zu thun. Sie war eine Stadtmadame, saß warm und gut in ihrem Hause und trug, wenn sie ausging, einen Hut; aber zum Todtengräber ging sie nie, es war so weit von der Stadt und sie hatte dort sonst Nichts zu thun. Der Junge gehörte den Leuten und mochte seine Kost, wie sie sagten; er mußte sein Brot verdienen und hütete Matz Jansen's rothe Kuh; warum sollte er das auch nicht, er mußte doch etwas zu thun haben.

Der Kettenhund auf der Bleiche des Herrenhofes sitzt stolz im Sonnenschein auf seinem Hause und bellt Jeden an, der vorüber geht, kriecht bei Regenwetter hinein und liegt da trocken und warm. Anne Lisbeth's Junge saß auf dem Walle und schnitzte an einem Tädderpflock für die Kuh; im Frühjahr wußte er drei blühende Erdbeerpflanzen, die würden Beeren ansetzen, — das war sein glücklichster Gedanke, aber es kamen keine Beeren. Er saß da in Wetter und Wind und wurde naß bis auf die Haut; der scharfe Wind trocknete ihm das Zeug auf dem Leibe; kam er nach Hause, so wurde er gepufft und gestoßen; er sei häßlich wie ein Affe, sagten Mägde und Knechte, er war es gewohnt — von Keinem geliebt!

Wie ging es Anne Lisbeth's Jungen? Wie sollte es ihm gehen? Es war sein Loos: „von Keinem geliebt“.

Vom festen Lande über Bord geworfen, ging er zur See auf einem elenden Fahrzeug und saß am Ruder, während der Schiffer trank; schmutzig und häßlich sah er aus, verfroren und verhungert; man hätte glauben sollen, er wäre noch niemals satt geworden, und das war er auch nicht.

Es war schon spät im Jahre, ein rauhes, feuchtes, stürmisches Wetter. Der schneidende Wind drang durch die dicksten Kleider, besonders auf der See; da lief vor Einem Segel eine jämmerliche Schüte mit nur zwei Mann an Bord, ja man konnte sagen, mit nur anderthalb; das waren der Schiffer und sein Junge. Halbdunkel war es den ganzen Tag gewesen und nun wurde es noch finsterer; es war eine grimmige Kälte. Der Schiffer nahm einen

Schluck, um sich von innen zu erwärmen. Die Flasche war alt und das Glas dazu, oben war es ganz, aber der Fuß war abgebrochen und es hatte statt dessen einen blau angestrichenen Holzklotz, worauf es stand. — Ein Schnaps that gut, und zwei thäten besser, meinte der Schiffer. Der Junge saß am Ruder und hielt es fest mit seinen harten betheerten Händen; er sah abscheulich aus, mit struppigen Haaren, erschüttert und verkümmert, das war des Todtengräbers Junge; im Kirchenbuche hieß er Anne Lisbeth's Sohn.

Der Wind sauste dahin auf seine Weise, die Schüte auf ihre. Das Segel schwoll, vom Winde gefaßt; das Schiff hatte fliegende Fahrt — kalt und naß Alles rings umher; aber es konnte noch anders kommen! — Halt! was war das? was stieß, was sprang, was hielt das Schiff auf? Es drehte sich um! Kam ein Wolkenbruch? war das eine Sturzwelle? — Der Junge beim Ruder schrie laut auf: „in Jesu Namen!“ Das Schiff war auf einen mächtigen Stein im Meeresgrunde gestoßen und sank unter wie ein alter Schuh in der Gosse, sank mit Mann und Maus, und da war mehr als eine Maus, aber nur anderthalb Mann: der Schiffer und des Todtengräbers Junge. Niemand sah es, außer den schreienden Möven und den Fischen da unten, aber auch die sahen es nicht einmal recht, denn sie fuhren erschreckt zur Seite, als das Wasser brausend in die sinkende Schüte stürzte; kaum einen Faden tief lag das Schiff unter Wasser; die Beiden waren verschwunden, verschwunden und vergessen! Nur das Glas mit dem Fuß von blaugemaltem Holz sank nicht, der Klotz hielt es oben; das Glas trieb und kippte um und wurde endlich an den Strand gespült, — wo und wann? O, darauf kommt's nicht an; es hatte gedient und war geliebt worden, so gut hatte Anne Lisbeth's Junge es nicht gehabt! Doch im Himmel wird keine Seele mehr sagen: „von Keinem geliebt!“

Anne Lisbeth war schon seit vielen Jahren in der Stadt, sie wurde „Madame“ genannt und warf sich sehr in die Brust, wenn sie von alten Erinnerungen erzählte, von der gräflichen Zeit, als sie in der Kutsche fuhr und mit Gräfinnen und Baronessen umging. Ihr süßes Grafenkind war der lieblichste Engel, die beste Seele, sie hatte so viel von ihm gehalten und er von ihr. Sie hatten einander geküßt und gestreichelt, er war ihre Freude, ihr halbes Leben. Jetzt war er groß, war vierzehn Jahre alt, und klug und schön; er hatte sie nicht wieder gesehen, seit sie ihn auf dem Arme trug; sie war in vielen Jahren nicht auf dem gräflichen Schlosse gewesen, es war eine ganze Reise dahin.

„Ich muß mich nur einmal aufmachen!“ sagte Anne Lisbeth; „ich muß zu meinem Schatz, zu meinem süßen Grafenkind! ach, ihn verlangt gewiß auch nach mir, er denkt an mich, er hat mich lieb, wie damals, als er mit seinen Engelsarmen an meinem Halse hing und sagte: „„An-Lis!““ Es war ein Ton wie eine Violine! Ja, ich muß ihn wiedersehen, es mag gehen, wie es will!“

Sie fuhr mit dem Kälberwagen und ging zu Fuß; sie kam zum gräflichen Schlosse; das war so groß und glänzend wie je zuvor, der Garten lag draußen ganz wie sonst: aber die Leute im Hause waren lauter Fremde. Nicht Einer von ihnen wußte Etwas von Anne Lisbeth, nicht Einer wußte, was sie hier einmal zu bedeuten gehabt hatte, das würde ihnen wohl die Gräfin sagen und deren eigener Sohn! Wie sehnte sie sich nach ihm!

Nun war Anne Lisbeth hier; sie mußte lange warten, und Wartezeit währt lange! Ehe die Herrschaft zu Tische ging, wurde sie zur Gräfin hineingerufen, und es wurde sehr freundlich mit ihr gesprochen. Ihren süßen Jungen sollte sie nach Tische sehen, dann sollte sie wieder gerufen werden.

Wie war er groß geworden, wie lang und dünn! aber die lieblichen Augen hatte er noch und den Engelsmund! Er sah sie an, sagte aber kein Wort. Er kannte sie wahrscheinlich nicht mehr. Er wandte sich um und wollte wieder gehen; aber da nahm sie

seine Hand und drückte sie an ihren Mund. „Na, es ist schon gut!“ sagte er und ging aus dem Zimmer, er, der Gedanke ihrer Seele, er, der sie so lieb, so lieb gehabt hatte, er, ihr Stolz und ihre Freude.

Anne Lisbeth ging vom Schlosse auf die offene Landstraße, sie war ganz traurig; er war so fremd gegen sie gewesen, hatte keinen Gedanken, kein Wort für sie gehabt, er, den sie einst bei Tag und bei Nacht auf ihren Armen getragen hatte, und den sie noch immer im Herzen trug.

Es flog ein großer schwarzer Rabe vor ihr auf den Weg, und schrie und schrie wieder. „Ach,“ sagte sie, „was für ein Unglücksvogel bist du!“

Sie kam an dem Hause des Todtengräbers vorbei, die Frau stand vor der Thür und da sprachen sie miteinander.

„Du stehst wohl Nichts aus!“ sagte die Todtengräberfrau; „Du bist dick und fett, Dir geht's gut!“

„O ja!“ sagte Anne Lisbeth.

„Das Fahrzeug ist ja denn mit ihnen untergegangen,“ sagte die Todtengräberfrau; „Schiffer Lars und der Junge sind Beide ertrunken. Nun hat es denn ein Ende. Ich hatte immer gedacht, der Junge sollte mir einmal mit einem Schilling helfen können, Dir kostete er ja Nichts mehr, Anne Lisbeth!“

„Sind sie ertrunken!“ sagte Anne Lisbeth, und dann wurde nicht weiter darüber gesprochen. Anne Lisbeth war so betrübt, daß ihr Grafenkind mit ihr nicht hatte sprechen mögen, mit ihr, die ihn so lieb hatte und den langen Weg machte, um ihn zu sehen; Geld hatte die Reise auch gekostet und das Vergnügen war nicht groß gewesen; aber davon sagte sie hier kein Wort, sie wollte nicht ihr Herz dadurch erleichtern, daß sie es der Frau des Todtengräbers erzählte, die könnte ja glauben, daß sie bei der gräflichen Familie Nichts mehr gelte. Da schrie der Rabe wieder über ihr.

„Das schwarze Scheusal!“ sagte Anne Lisbeth, „könnte mich heute noch erschrecken!“

Sie hatte Kaffeebohnen und Cichorien mitgebracht, damit wollte sie der Todtengräberfrau eine Güte thun, die könnte dann eine Tasse Kaffee machen und Anne Lisbeth eine Tasse mittrinken.

Die Frau ging auch hin, um den Kaffee zu kochen, und Anne Lisbeth setzte sich auf einen Stuhl und fiel in Schlaf. Da träumte ihr Etwas, wovon sie nie geträumt hatte, es war wunderlich genug: sie träumte von ihrem eigenen Kinde, das hier in diesem Hause gehungert und geschrien hatte und dann umhergetrieben war im kalten Salzwasser, und nun im tiefen Meere lag, Gott weiß wo. Ihr träumte, sie säße da, wo sie wirklich saß, und die Todtengräberfrau wäre draußen und kochte Kaffee; sie konnte die Bohnen riechen, und in der Thür stand ein schöner Knabe, der war ebenso hübsch wie das Grafenkind, und der Kleine sagte:

„Nun geht die Welt unter! halt' Dich fest an mir, Du bist ja doch meine Mutter! Du hast einen Engel im Himmel! halt' Dich fest an mir!“

Und da faßte er sie an, und es entstand ein furchtbares Poltern, das war wohl die Welt, die auseinander ging, und der Engel erhob sich und hielt sie fest an ihren Aermeln, so fest, daß sie von der Erde aufgehoben wurde, wie es ihr vorkam; aber es hing sich etwas so schwer an ihre Füße, es lief über ihren Rücken hin, es war, als ob Hunderte von Frauen sich an sie anhängten und riefen: „Wenn Du gerettet wirst, wollen wir es auch! Hängt an! hängt an!“ und sie hingen Alle zusammen fest an ihr; das war zu viel und — ritsch! ratsch! die Aermel zerrissen und Anne Lisbeth fiel herunter, so schrecklich, daß sie erwachte — und nahe daran war, von ihrem Stuhle zu fallen; ihr war so schwindlig im Kopfe, daß sie sich durchaus nicht darauf besinnen konnte, was sie geträumt hatte; aber etwas Schlimmes war es gewesen.

Dann wurde Kaffee getrunken und dann wurde gesprochen, und dann ging Anne Lisbeth zur nächsten Stadt, wo sie den Frachtfuhrmann zu treffen dachte, mit welchem sie noch den Abend und

die Nacht nach ihrem Wohnorte fahren könnte; aber als sie zum Fuhrmann kam, sagte er, vor dem nächsten Abend könne sie nicht fortkommen; sie rechnete aus, wie viel es kosten würde, so lange zu bleiben, überlegte, wie weit der Weg sei und berechnete, daß, wenn sie längs dem Strande ginge und nicht auf dem Fahrwege, es wenigstens zwei Meilen näher wäre; es war ja trocknes Wetter und Vollmond, daher wollte Anne Lisbeth zu Fuße gehen, am nächsten Morgen konnte sie schon zu Haus sein.

Die Sonne war untergegangen, die Abendglocken klangen noch, — nein, es waren nicht die Glocken, es waren die Frösche, die im Sumpfe quakten. Jetzt schwiegen sie, Alles war still, kein Vogel ließ sich hören, sie waren alle zur Ruhe und die Eule war wohl nicht zu Hause; lautlos war es im Walde und am Ufer, sie hörte ihre eigenen Tritte im Sande, das Meer schlug gar keine Wellen, draußen im tiefen Wasser war Alles lautlos, stumm waren Alle dort unten, die Lebenden und die Todten.

Anne Lisbeth ging und dachte an Nichts; sie war weit weg von ihren Gedanken, aber ihre Gedanken waren nicht fern von ihr; die sind niemals fern von uns, sie liegen nur im Schlummer, sowohl die lebendig gewordenen Gedanken, welche sich zur Ruhe gelegt haben, als die, welche sich noch nicht geregt haben. Aber die Gedanken kommen dennoch hervor, sie steigen aus dem Herzen empor oder im Kopfe, oder sie fallen von außen auf uns herab.

Es steht geschrieben: „Wohlthun bringt Segen!“ Es steht auch geschrieben: „Der Tod ist der Sünden Sold!“ Es steht Vieles geschrieben, Vieles ist gesagt worden; man weiß es nur nicht, man denkt nicht daran; so ging es Anne Lisbeth. Aber es kann Einem aufgehn, es kann über Einen kommen!

Alle Laster, alle Tugenden liegen in unserm Herzen, in Deinem, in meinem! Sie liegen da wie kleine unscheinbare Körner; dann kommt von außen ein Sonnenstrahl, die Berührung einer bösen Hand, Du wendest Dich um, nach Rechts, nach Links: das kann schon die Entscheidung bringen; das kleine Fruchtkorn regt

sich, es schwillt, es platzt, es gießt seine Säfte in all' Dein Blut, und Du bist schon in Bewegung. Es giebt beunruhigende Gedanken, man hat sie nicht, wenn man so im Traume einhergeht, aber sie regen sich: Anne Lisbeth ging wie im Traum, ihre Gedanken regten sich! Von Lichtmeß bis Lichtmeß hat das Herz Viel abzurechnen, es ist die Rechnung eines Jahres. Vieles ist davon vergessen, Sünden in Worten und in Gedanken, gegen Gott, gegen unsere Nächsten und gegen unser eigenes Gewissen, wir denken nicht mehr daran; das that auch Anne Lisbeth nicht, sie hatte nichts Böses gegen Gesetz und Recht gethan, sie stand in gutem Ansehn, sie war eine honette und geachtete Frau, das wußte sie. Und wie sie nun so am Strande hinging, — was lag da im Wege? Sie stutzte; was war da angetrieben? Ein alter Mannshut lag da. Wo der wohl über Bord gegangen war! Sie ging näher, blieb stehen und sah ihn an — ach Gott! was lag da! Sie war ganz erschrocken; aber da war Nichts zu erschrecken, es war Seetang und Schilf, welches über einen großen länglichen Stein hin geschlungen war, so daß es aussah wie ein Mensch, es war nur Tang und Schilf, aber erschrocken hatte sie sich doch; und indem sie weiter ging, kam ihr so Vieles in den Sinn, was sie als Kind gehört hatte, all' der Aberglaube vom Strandgespenst, dem Spuk, den die unbegrabenen Todten trieben, die auf dem öden Strande angespült waren. Die Strandleiche, der todte Körper, der that Nichts, aber sein Geist, das Strandgespenst, folgte dem einsamen Wanderer, hängte sich an ihn und wollte sich nach dem Kirchhof tragen lassen, um in geweihter Erde begraben zu werden. „Häng' an! häng' an!“ sagte es; und wie Anne Lisbeth diese Worte für sich wiederholte, stieg mit einem Male ihr ganzer Traum vor ihr auf, und so lebendig, wie die Mütter sich an sie angeklammert hatten mit demselben Ausruf: „„Häng' an! häng' an!““ als die Welt unterging, als ihre Aermel zerrissen und sie von ihrem Kinde herabstürzte, das sie in der Stunde des Gerichts gerettet haben würde. Ihr Kind, ihr eignes leibliches Kind, das sie

nie geliebt hatte, ja an das sie nicht einmal gedacht hatte, dieses Kind lag nun auf dem Meeresgrund, es konnte als Strandgespenst kommen und rufen: „Häng' an! häng' an! bring' mich in geweihte Erde!" und indem sie das dachte, saß die Angst ihr auf den Fersen, so daß sie rascher ging; die Furcht legte sich wie eine kalte feuchte Hand auf ihr Herz, so daß sie fast ohnmächtig wurde: und als sie so auf's Meer hinaussah, wurde es dicker und dichter um sie, ein schwerer Nebel flog heran und legte sich um Büsche und Bäume, so daß sie ein ganz wunderliches Aussehen bekamen. Sie wandte sich, um nach dem Monde zu sehen, welcher hinter ihr stand, er war wie eine bleiche Scheibe ohne Strahlen; es war ihr, als wenn sich Etwas schwer auf alle ihre Glieder legte. Häng' an! häng' an! dachte sie, und als sie sich wieder nach dem Monde umsah, da schien es ihr, daß sein bleiches Gesicht gerade auf sie gerichtet wäre und der Nebel wie ein Leichentuch über seine Schulter herabhing. „Häng' an! häng' an! bring' mich in geweihte Erde!" glaubte sie zu hören, und hörte wirklich einen Ton, so hohl, so sonderbar; er kam nicht von den Fröschen im Sumpfe, auch nicht von den Raben oder Krähen; denn die konnte sie ja nicht sehen. „Begrab' mich, begrab' mich!" klang es ganz deutlich. Ja, das war das Strandgespenst ihres Kindes, das auf dem Meeresgrunde lag; es bekam nicht eher Ruhe, bis es auf den Kirchhof gebracht und in geweihter Erde begraben war. Dahin wollte sie gehen, da wollte sie graben; sie schlug die Richtung nach der Kirche ein, und da wurde die Bürde leichter und leichter und verschwand endlich ganz, als sie aber wieder umkehren wollte, um auf dem kürzesten Wege nach Hause zu kommen, da drückte es sie wieder: „Häng' an! häng' an!" — es klang wie das Quaken der Frösche, es klang wie das Krächzen der Vögel, es klang ganz deutlich: „Begrab mich! begrab mich!"

Der Nebel war kalt und feucht, ihre Hände und ihr Gesicht waren kalt vor Grausen! Von außen preßte es sie zusammen, und

im Innern hatte sie unendlichen Raum für Gedanken, wie sie nie zuvor sie gehabt hatte.

In Einer Frühlingsnacht kann hier im Norden der Buchenwald ausschlagen und im hellen Sonnenschein des Tages in seiner jungen heiteren Pracht dastehen; in Einer einzigen Secunde kann in unserm Innern die Saat der Sünde in Gedanken, Worten und Werken aufgehen und wachsen, die in unserm ganzen bisherigen Leben niedergelegt war; sie keimt und wächst in einer einzigen Secunde, wenn das Gewissen wacht, und Gott weckt es, wenn wir es am wenigsten erwarten; da giebt es keine Entschuldigung, die That steht da und zeugt, die Gedanken bekommen Worte, und die Worte klingen laut hinaus in die Welt. Wir erschrecken darüber, was wir in uns getragen haben ohne daran zu ersticken, erschrecken, was wir in Uebermuth und Gedankenlosigkeit ausgestreut haben. Im Herzen liegen alle Tugenden, aber auch alle Laster verborgen, und die können gedeihen auch in dem dürrsten Boden.

Anne Lisbeth überdachte Alles, was wir hier ausgesprochen haben, sie war davon ganz überwältigt und sank zur Erde, und kroch eine Strecke weiter. „Begrab' mich! begrab' mich!“ sagte es; am liebsten hätte sie sich selbst begraben, wenn nur das Grab ein ewiges Vergessen für Alles wäre. — Das war der Augenblick, wo in Angst und Grauen der Ernst erwachte. Der Aberglaube kroch heiß und kalt durch ihr Blut, sie mußte an so Vieles denken, wovon sie niemals hatte sprechen mögen. Lautlos wie ein Wolkenschatten im hellen Mondschein, fuhr eine Erscheinung bei ihr vorüber, wovon sie früher gehört hatte. Dicht an ihr vorbei jagten vier schnaubende Rosse, das Feuer leuchtete ihnen aus den Augen und Nüstern, sie zogen eine glühende Kutsche, darin saß der böse Gutsherr, der vor mehr als hundert Jahren hier in der Gegend gehaust hatte. In jeder Mitternacht, hieß es, fuhr er auf sein Schloß und kehrte gleich wieder um; er war nicht weiß, wie man sagt, daß die Todten sind, nein er war schwarz wie eine

Kohle, eine ausgebrannte Kohle. Er nickte Anne Lisbeth und winkte ihr: „Häng' an! häng' an! Dann kannst Du wieder im gräflichen Wagen fahren und Dein Kind vergessen!“

Sie eilte rascher vorwärts und erreichte den Kirchhof; aber die schwarzen Kreuze und die schwarzen Raben verschwammen vor ihren Augen in einander. Die Raben schrien, wie der Rabe heute Morgen geschrien hatte; aber jetzt verstand sie, was er gesagt hatte: „Ich bin eine Rabenmutter! Rabenmutter!“ sagten sie alle mit einander, und Anne Lisbeth wußte, daß der Name auch ihr galt, vielleicht würde sie noch in einen solchen schwarzen Vogel verwandelt werden und immerfort rufen, wie die Vögel riefen, wenn sie das Grab nicht grübe.

Und sie warf sich auf die Erde nieder und grub mit ihren Händen ein Grab in den harten Boden, so daß das Blut ihr aus den Nägeln sprang.

„Begrab' mich! begrab' mich!“ erscholl es beständig; sie zitterte vor dem Hahnenschrei und dem ersten rothen Streifen im Osten, denn wenn der Hahn krähte und der Morgen anbrach, ehe ihre Arbeit beendet war, so war sie verloren. Und der Hahn krähte und im Osten leuchtete es auf; — — das Grab war erst halb fertig, eine eisige Hand strich über ihr Haupt und ihr Gesicht hin bis zum Herzen hinunter. „Nur ein halbes Grab!“ seufzte es, und schwebte fort, hinunter auf den Meeresgrund, — es war der Strandgeist; Anne Lisbeth sank überwältigt und betäubt zur Erde, sie hatte weder Gedanken noch Empfindung.

Es war heller Tag, als sie wieder zu sich kam, zwei Männer hoben sie auf; sie lag nicht auf dem Kirchhofe, sondern unten am Strande, und hatte vor sich ein tiefes Loch im Sande ausgegraben und ihre Finger blutig geritzt an einem sonderbaren Glase, dessen scharfer Stiel in einem blau angestrichenen Holzklotz steckte. Anne Lisbeth war krank; ihr Gewissen hatte dem Aberglauben die Karten gemischt und aufgelegt, und aus ihnen las sie ihr Schicksal: sie

habe nur eine halbe Seele mehr, die andere Hälfte habe ihr Kind mit hinunter genommen auf den Meeresgrund; sie könnte nicht in den Himmel kommen, ehe sie die andere Hälfte wieder habe, die im tiefen Wasser zurückgehalten werde. Anne Lisbeth kam nach Hause, sie war aber nicht mehr die Alte, ihre Gedanken waren wie verwirrtes Garn; nur einen Faden fand sie, den, den Strandgeist zum Kirchhof zu bringen, ihm ein Grab zu graben und dadurch ihre ganze Seele wieder zu gewinnen.

Manche Nacht wurde sie in ihrem Hause vermißt und immer fand man sie am Strande, wo sie auf den Geist wartete; so verging ein ganzes Jahr, da verschwand sie auch in einer Nacht, aber war nicht wieder zu finden; der ganze folgende Tag ging mit vergeblichem Suchen hin.

Gegen Abend, als der Küster in die Kirche kam, um die Abendglocke zu läuten, sah er vor dem Altar Anne Lisbeth liegen; da war sie von der frühen Morgenstunde gewesen, ihre Kräfte waren nun fast aufgerieben, aber ihre Augen leuchteten, ihr Gesicht hatte einen röthlichen Glanz, die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten sie und fielen über den Altartisch auf die blanken Spangen der Bibel, in der die Worte des Propheten Joel aufgeschlagen waren: „Zerreißet Eure Herzen und nicht Eure Kleider, und bekehret Euch zu dem Herrn!“ „Das war ein Zufall,“ sagte man. Ja, wie so Vieles ein Zufall ist.

In Anne Lisbeth's Gesicht, welches die Sonne beleuchtete, war Friede und Gnade zu lesen. Ihr wäre so wohl! sagte sie. Nun hatte sie das Ihrige wieder! In der Nacht war der Strandgeist, ihr eignes Kind, bei ihr gewesen und hatte gesagt: „Du grubst nur ein halbes Grab — für mich, aber Du hast nun seit Jahr und Tag mich in Deinem Herzen begraben, und da verwahrt eine Mutter ihr Kind am besten!“ Dann hatte er ihr ihre verlorene halbe Seele wieder gegeben und sie in die Kirche geführt.

„Nun bin ich in Gottes Hause!“ sagte sie, „und dann ist man selig!“

Als die Sonne völlig untergegangen war, war Anne Lisbeth's Seele schon hinauf geschwebt, dahin, wo es keine Furcht mehr giebt, wenn sie hier unten überwunden ist, und überwunden hatte Anne Lisbeth.

Kindergeschwätz.

Im Hause des Kaufmanns war große Kindergesellschaft, reicher Leute Kinder und vornehmer Leute Kinder; der Kaufmann stand sich gut, und war ein Gelehrter; er war auf Universitäten gewesen, sein braver Vater hatte ihn studiren lassen; der war von Hause aus nur ein Viehhändler gewesen, aber ehrlich und thätig. Das Geschäft hatte Geld eingebracht, und das Vermögen war seitdem bei dem Kaufmanne noch gewachsen. Er hatte Verstand und Gemüth dazu, aber davon wurde weniger gesprochen, als von seinem vielen Gelde.

Vornehme Leute gingen bei ihm ein und aus, Leute von Geburtsadel und Leute von Geistesadel. Leute, die beides, und Leute, die keins von beiden besaßen. Da war nun Kindergesellschaft, Kindergespräch, und Kinder sprechen rein von der Leber weg. Ein liebliches kleines Mädchen war da, aber sie war gräulich stolz, das hatten die Dienstboten in sie hineingeküßt und nicht die Aeltern, die waren dafür viel zu vernünftig; ihr Vater war Kammerjunker, und das, wußte sie, ist schrecklich viel.

„Ich bin ein Kammerkind!“ sagte sie. Sie hätte nun auch ein Kellerkind sein können, man kann für's Eine so viel wie für's Andere; und dann erzählte sie den anderen Kindern, daß sie von guter Geburt sei, und sagte, wenn man nicht von Geburt sei,

so könne man zu Nichts kommen, es hülfe Nichts, lesen zu können und noch so fleißig zu sein, ohne Geburt könne man es doch zu Nichts bringen.

„Und die, die ein „— sen“ hinter ihren Namen haben,“ sagte sie, „aus denen kann nun gar Nichts in der Welt werden! Man muß seine Arme in die Seite setzen und sie weit von sich abhalten, diese „— sen!“ „— sen!“ Und dabei setzte sie ihre kleinen niedlichen Arme in die Seite und machte die Ellenbogen spitz, um zu zeigen, wie man es machen müsse; und die kleinen Arme waren so niedlich. Süß war sie.

Aber die kleine Tochter des Kaufmanns wurde ganz böse! Ihr Vater hieß Madsen, und sie wußte, daß ein „sen“ an seinem Namen hing und da sagte sie so stolz, wie sie konnte:

„Aber mein Vater kann für hundert Thaler Brustzucker kaufen und ihn in die Greife werfen! Kann Dein Vater das auch?“

„Ja, aber mein Vater,“ sagte die kleine Tochter eines Schriftstellers, „kann Deinen Vater und Deinen Vater und alle Väter in die Zeitung setzen! Alle Menschen sind bange vor ihm, sagt Mutter, weil mein Vater es ist, der die Zeitung regiert!“

Und das kleine Mädchen warf sich dabei in die Brust, als ob sie eine wirkliche Prinzessin wäre, die sich je in die Brust werfen muß.

Aber draußen vor der halboffenen Thür stand ein armer Junge und guckte herein. Der Kleine durfte nicht einmal mit in die Stube kommen, so gering war er; er hatte für die Köchin den Spieß gedreht und nun Erlaubniß bekommen, durch die Thür die geputzten Kinder in ihrer Unterhaltung anzusehen, und das war gewaltig viel für ihn.

„Wer doch Eins von ihnen wäre!“ dachte er, und dann hörte er, was da gesprochen wurde, und das war Etwas, was Einen wohl verdrießen konnte. Nicht einen Schilling hatten seine Aeltern zu Hause im Kasten, und eine Zeitung zu halten vermochten sie nicht, geschweige denn eine zu schreiben, und was das Aller-

schlimmste war, seines Vaters Name und also auch sein eigner Name endigte mit „sen!“ — aus ihm konnte also nie in der Welt Etwas werden. Das war gar zu traurig! Aber geboren war er, meinte er, gut und richtig geboren, das konnte gar nicht anders sein!

Sieh, das war der Abend.

Nun vergingen viele Jahre, und aus den Kindern wurden Leute.

Da stand in der Stadt ein prächtiges Haus, das war voll lauter Kostbarkeiten, alle Leute wollten es sehen, selbst von draußen kamen Leute herein in die Stadt, um es zu sehen. Nun? welches von den Kindern, von denen wir erzählt haben, konnte dies Haus sein nennen? O, das ist leicht zu errathen! Nein, das ist doch nicht so ganz leicht. Das Haus gehörte dem armen kleinen Jungen; es wurde doch Etwas aus ihm, obgleich sein Name ein „sen“ am Ende hatte — — Thorvaldsen.

Und die drei anderen Kinder — die Kinder der Aristokratie, der Geburt, des Geldes und des Geistes, das Eine hat vor dem Andern Nichts voraus, es sind eben Kinder —? Aus Allen wurde 'was Gutes und Rechtes, es war ein guter Grund in ihnen; was sie damals gedacht und gesprochen haben, war nur — Kindergeschwätz.

Ole, der Thurmwächter.

„In der Welt geht Alles auf und ab, herunter und herauf! Ich kann nun nicht höher kommen!“ sagte der Thurmwächter Ole. „Auf und ab, und ab und auf müssen's die Meisten probiren. Im Grunde werden wir Alle zuletzt Thurmwächter und sehen das Leben und die Dinge von oben an!“

So redete mein Freund Ole auf dem Thurme, der alte Wächter, ein lustiger gesprächiger Kauz, der Alles zu sagen schien und doch so manches Ernsthafte auf dem Grunde seines Herzens bewahrte. Er war von guter Herkunft, Einige sagten, er wäre der Sohn eines Conferenzraths, oder hätte es doch sein können! Er hatte studirt, war Hülfslehrer gewesen und Hülfsküster, aber was konnte das helfen! Damals wohnte er bei dem Küster und sollte Alles frei haben im Hause, da war er noch jung und fein: er wollte seine Stiefel mit Glanzwichse geputzt haben, aber der Küster wollte nur Stiefelschmiere geben und darüber wurden sie uneins. Der Eine sprach von Geiz, der Andere von Eitelkeit; die Wichse wurde der schwarze Grund ihrer Feindschaft, und da trennten sie sich; aber was er vom Küster verlangt hatte, verlangte er nun auch von der Welt: Glanzwichse, aber er bekam immer nur Schmiere. Da wandte er allen Menschen den Rücken und wurde Eremit, aber eine Eremitage mit Lebensunterhalt mitten in einer großen Stadt

findet sich nur auf dem Kirchthurme. Er stieg hinauf und rauchte seine Pfeife auf seinem einsamen Wege; er sah hinunter und er sah hinauf, dachte dabei nach und erzählte auf seine Weise von dem, was er sah und nicht sah, was er aus Büchern schöpfte und aus sich selbst. Ich gab ihm oft Bücher zum Lesen, was für Bücher man liest und mit wem man umgeht, danach wird man mit Recht beurtheilt. Er hielte nichts von englischen Gouvernanten-Romanen, sagte er, und gar nichts von französischen, die aus Wind und Rosinenstengeln zusammengebraut wären, nein, Lebensbeschreibungen wollte er haben, Bücher von den Wundern der Natur. Ich besuchte ihn wenigstens ein Mal im Jahre, gewöhnlich gleich nach Neujahr, er hatte dann immer Eins und das Andere, was sich in seinen Gedanken an den Jahreswechsel anknüpfte.

Ich will zwei Besuche erzählen und seine eigenen Worte wiedergeben, wenn ich es kann.

Erster Besuch.

Unter den Büchern, die ich Ole zuletzt geliehen hatte, war ein Buch über die erratischen Steine, und das hatte ihn ganz besonders erfreut und eingenommen.

„Ja, das sind wahre Jubelgreise, diese erratischen Blöcke!“ sagte er, „und an denen geht man so gedankenlos vorüber! Das habe ich auch gethan, auf dem Felde und am Strande, wo sie in Menge liegen. Da tritt man auf die Pflastersteine, diese Bruchstücke der allerältesten Ueberbleibsel aus der Vorzeit! Das habe ich auch gethan. Nun hat jeder Pflasterstein meine Hochachtung! Dank für das Buch, das hat mich ergriffen, hat alte Gedanken und Irrthümer bei Seite geschoben, und hat mich begierig gemacht, noch mehr der Art zu lesen. Der Roman unserer Erde ist doch der interessanteste von allen Romanen! Schade, daß man die ersten Bände nicht lesen kann, weil sie in einer Sprache abgefaßt sind, die wir nicht gelernt haben; man muß in Erdschichten lesen, in

Kieselsteinen, in allen Erdperioden, und erst im sechsten Theile treten die handelnden Personen auf, Herr Adam und Frau Eva, das ist etwas spät für viele Leser, welche sie gleich haben wollen; mir ist es gleich. Es ist ein Roman voller Abenteuer, und wir kommen Alle darin vor. Wir kribbeln und krabbeln und bleiben auf derselben Stelle; aber die Kugel dreht sich, ohne das Weltmeer über uns her zu spülen; die Kruste, auf der wir gehen, hält zusammen, wir fallen nicht hindurch; und so ist es eine Geschichte von Millionen Jahren mit immerwährendem Fortgange. Dank für das Buch von den Steinen! sie sind Kerle, die 'was erzählen könnten, wenn sie es könnten! Ist es nicht ergötzlich, so einmal zu Nichts zu werden, wenn man so hoch gestellt ist wie ich, und zu bedenken, daß wir Alle, trotz der Glanzwichse, doch nur winzige Ameisen auf dem Erdhaufen sind, gleichviel, wenn wir auch Ameisen mit Ordensband, Ameisen mit Sitz und Stimme sind. Man wird so erbärmlich jung neben diesen millionenjährigen alten ehrwürdigen Wandersteinen. Ich las in dem Buche in der Neujahrsnacht und war so darin vertieft, daß ich mein gewöhnliches Neujahrsvergnügen darüber vergaß, nämlich „die wilde Jagd nach Amager“ anzusehen. Ja, die kennen Sie noch nicht!

Die Hexenfahrt auf dem Besenstiele ist bekannt genug, die geht in der Mainacht auf den Blocksberg; aber wir haben auch die wilde Jagd, die ist inländisch und 'was ganz Neues, und geht nach Amager in der Neujahrsnacht. Alle die närrischen Dichter und Dichterinnen, Musikanten und Zeitungsschreiber und Kunstautoritäten, die nichts werth sind, reiten in der Neujahrsnacht durch die Luft nach Amager hinaus; sie sitzen rittlings auf ihrem Pinsel oder ihrer Federspule (die Stahlfeder kann keinen Reiter tragen, die ist zu steif). Ich sehe das, wie gesagt, jedesmal ganz genau; die Meisten könnte ich bei Namen nennen, aber es ist nicht der Mühe werth, sich mit ihnen einzulassen; sie haben es nicht gern, daß die Leute um ihre Amagerfahrt auf der Feder wissen. Ich habe so eine Art Geschwisterkind, die Fischfrau ist und drei

geachteten Blättern Schimpfworte liefert, wie sie sagt; sie war selbst mit draußen gewesen als eingeladener Gast, sie wurde mit hinausgetragen und hielt nicht selbst die Feder, denn sie kann nicht reiten. Die hat es mir erzählt. Die Hälfte von dem, was sie sagt, ist gelogen, aber die Hälfte ist auch schon genug. Als sie draußen angekommen war, fingen sie an zu singen, jeder der Gäste hatte sein Lied geschrieben und Jeder sang sein eigenes, weil es das beste war; es war Alles dasselbe, immer dieselbe Melodei. Dann kamen Alle, die ein gutes Maulwerk hatten, und marschirten in kleinen Abtheilungen auf, sie mußten nun die Klingelglocken sein. Dann kamen die kleinen Trommelschläger, die in den Familien Geschichten austrommeln. Hier wurde Bekanntschaft gemacht mit den anonymen Scribenten, die gern Stiefelschmiere für Glanzwichse ausgeben möchten; es war Alles da, Janhagel und sein Staat. Mitten im größten Vergnügen schoß plötzlich aus der Erde hervor ein Stengel, ein Baum, eine ungeheure Blume, ein großer Pilz, ein ganzes Dach, — das war die Eselsbrücke der geehrten Versammlung, auf welcher sich Alles fand, was sie im alten Jahre in die Welt geschickt hatten; Funken fuhren heraus groß wie Feuerflammen, das waren alle die gestohlenen Gedanken und Ideen, welche sie gebraucht hatten und welche sich nun auflösten und umherfuhren wie ein ganzes Feuerwerk. Schüsse und Witze flogen umher; die Witze klangen, wie wenn leere Töpfe an eine Thür geworfen werden, oder wie wenn man an einen Topf voll Torfasche schlägt. Es war höchst ergötzlich! sagte meine Frau Base; eigentlich sagte sie noch mehr, was zwar sehr malitiös aber lustig war; ich sage es aber nicht, man soll ein braver Mensch sein und nicht lästern. Sie sehen übrigens ein, daß, wenn man wie ich so genau Bescheid weiß von dem Feste da draußen, es sehr natürlich ist, in jeder Neujahrsnacht aufzupassen, um das wilde Heer abfahren zu sehen; vermisse ich einmal Einzelne, so sind dafür wieder Neue hinzugekommen. Dieses Jahr aber habe ich es versäumt, die Gäste zu sehen; ich reiste mit den wandernden Steinen

von dannen, durch Millionen von Jahren und sah die Steine oben in den Nordländern losbrechen, sah sie auf Eisschollen treiben, lange vorher, ehe Noah's Arche gezimmert wurde, sah sie zu Grunde sinken und auf einer Sandbank wieder in die Höhe kommen, sah den Stein, der aus dem Wasser auftauchte und sagte: „Dies soll Seeland sein!“ Ich sah sie Wohnsitze werden für Vogelarten, welche wir nicht kennen, bis die Art Runenzeichen in ein Paar von ihnen grub, die mit in die Zeitrechnung kommen konnten; ich aber war schon außer aller Zeitrechnung, war zu Nichts geworden. Da fielen drei, vier schöne Sternschnuppen, sie lösten sich auf und die Gedanken bekamen eine andere Richtung. — Sie wissen doch, was eine Sternschnuppe ist? Das wissen die Gelehrten sonst nicht! — Ich habe nun so meine Gedanken darüber; ich denke mir: Wie oft wird ein Dank, ein Segen nicht ausgesprochen über Jemand, der etwas Schönes und Gutes gethan hat; oft ist der Dank stumm, aber er fällt darum nicht zur Erde! Ich denke mir, er wird vom Sonnenschein aufgefangen, und der Sonnenstrahl legt den tiefempfundenen heimlichen Dank auf das Haupt des Wohlthäters nieder; ist es ein ganzes Volk, welches seinen Dank durch Zeit und Raum sendet, dann kommt der Dank wie ein Blüthenstrauß und fällt wie eine Sternschnuppe auf des Wohlthäters Grab. Es ist mir ein wahres Vergnügen, wenn ich Sternschnuppen fallen sehe, besonders in der Neujahrsnacht, herauszufinden, wem das Danksagungsbouquet nun wohl gelten kann. Es ist ein großer, ein froher Gedanke, zu wissen, daß eine Sternschnuppe auf unser Grab fallen kann, auf meins freilich wird keine fallen, kein Sonnenstrahl hat mir einen Dank zu bringen, da ist nichts zu danken! „ich gewinne keine Glanzwichse,“ sagte Ole; „es ist einmal mein Loos in der Welt, nur Schmiere zu erhalten.“

Zweiter Besuch.

Es war am Neujahrstage, als ich auf den Thurm kam; Ole sprach von den Gesundheiten, welche beim Uebergange von dem alten Tropfen in den neuen Tropfen, wie er das Jahr nannte, getrunken werden. So bekam ich seine Geschichte von den Gläsern, und es waren Gedanken darin.

„Wenn die Glocke in der Neujahrsnacht Zwölf geschlagen hat, stehen die Leute am Tische auf und trinken die Gesundheit des neuen Jahres. Man fängt das Jahr an mit dem Glase in der Hand, — für Trinker ein guter Anfang! Man fängt das Jahr damit an, zu Bett zu gehen, — ein guter Anfang für die Faulheit! Der Schlaf wird im Verlaufe des Jahres eine große Rolle spielen, und die Gläser nicht weniger. Wissen Sie, was im Glase wohnt?“ fragte er. „Es wohnt Gesundheit, Freude und Ausgelassenheit darin; es wohnt Verdruß darin und bitteres Unglück! Wenn ich nun die Gläser aufzähle, so meine ich natürlich verschiedene Maaße für verschiedene Menschen.

Sehen Sie, das erste Glas, das ist das Glas der Gesundheit; darin wächst das Kraut der Gesundheit, stecke das an den Balken Deines Hauses und am Jahresschlusse kannst Du in der Laubhütte der Gesundheit sitzen.

Trinkst Du das zweite Glas! — Es fliegt ein kleiner Vogel daraus hervor, er zwitschert so unschuldig und froh, daß der Mensch lauscht und vielleicht mitsingt: Das Leben ist schön! wir wollen nicht den Kopf hängen lassen! frisch vorwärts in's Leben hinein!

Aus dem dritten Glase erhebt sich ein kleines beflügeltes Wesen; einen Engel darf man ihn wohl nicht nennen, denn er hat Koboldsblut und Koboldssinn, aber er verletzt nicht, er scherzt und neckt nur. Er setzt sich uns hinter's Ohr und flüstert uns muntere Einfälle zu, er bettet sich in unser Herz und erwärmt

es, so daß man muthwillig, und für einen hellen Kopf gehalten wird.

Im vierten Glase blüht kein Kraut und flattert weder Vogel, noch Geist; es ist der Gedankenstrich des Verstandes, und über diesen Strich soll man niemals gehen.

Trinkst Du das fünfte Glas, so weinst Du über Dich selbst, Du wirst so innerlich selig gerührt, oder es explodirt auf andere Weise, und aus dem Glase springt mit einem Knall leichtfertig und ausgelassen Prinz Karneval, er zieht Dich mit sich fort, Du vergissest Deine Würde, wenn Du noch Würde hast, — Du vergissest mehr, als Du vergessen mußt und darfst. Alles ist Tanz und Sang und Klang, die Masken reißen Dich fort, die Töchter des Teufels kommen in Flor und Seide, mit aufgelöstem Haar und reizenden Gliedern, — reiß Dich los, wenn du kannst!

Das sechste Glas! Ach, in dem sitzt der Teufel selbst, ein kleiner wohlgekleideter, wohlredender, einnehmender, höchst angenehmer Mann, der Dich immer versteht, Dir in Allem Recht giebt, der Dein wahres Ich ist. Er trägt Dir die Laterne, um Dir heimzuleuchten — in seine Wohnung! Es giebt eine alte Legende von dem Heiligen, der sich eine der sieben Todsünden wählen sollte, und er wählte, wie er glaubte, die geringste, den Trunk, und beging in dem alle anderen sechs Sünden. Mensch und Teufel vermischen sich in dem sechsten Glase, und da gedeihen alle bösen Keime in uns, sie alle wachsen mit einer Ueppigkeit wie das biblische Senfkorn und werden zu einem Baume, der sich über die ganze Welt ausbreitet, und die Meisten haben nichts Anderes zu erwarten, als daß sie in den Schmelzofen kommen und umgegossen werden müssen.

„Das ist die Geschichte vom Glase!“ sagte der Thurmwächter Ole, „und sie kann nach Belieben mit Glanzwichse oder mit Schmiere aufgeputzt werden! ich gebe sie mit Beiden!“

Das war der zweite Besuch bei Ole, willst Du noch mehr davon hören, so sag' es und die Besuche werden fortgesetzt.

Ein Stück Perlenschnur.

I.

Die Eisenbahn geht in Dänemark nur erst von Kopenhagen bis Korsör, und diese Strecke ist auch eine Reihe Perlen, wie sie Europa so reichlich hat; die köstlichsten Perlen heißen dort Paris, London, Wien, Neapel —; aber Mancher bezeichnet nicht diese großen Städte als seine schönsten Perlen, dagegen zeigt er auf eine kleine unbedeutende Stadt, die seine Heimath ist, wo die Lieben wohnen; ja, oft ist es nur ein einzelnes Gehöft, ein kleines zwischen grünen Hecken verborgenes Haus, ein Punkt, der vorbeifliegt, wenn der Bahnzug dahersaust.

Wie viele Perlen giebt es an der Schnur von Kopenhagen bis Korsör! Wir wollen sechs davon betrachten, welche den Meisten wichtig sein müssen, alte Erinnerungen und selbst die Poesie verleihen diesen Perlen einen Glanz, so daß sie in unseren Gedanken leuchten.

Dicht an dem Hügel, auf welchem Friedrich des Sechsten Schloß liegt, welches Oehlenschläger's Kindheit sah, schimmert im Schutze des Waldgrundes von Söndermark eine dieser Perlen, man nannte sie „Philemon's und Baucis' Hütte," der Wohnsitz zweier liebenswürdigen Alten. Hier wohnte Rahbak mit seiner Gattin Camma, hier unter ihrem gastfreien Dache sammelte

sich während der Dauer eines Menschenalters alles geistig Tüchtige aus der geschäftigen Residenz, hier war ein Asyl des Geistes, — — und jetzt! sag' nicht: „ach, wie verändert!“ — nein, es ist noch ein Asyl des Geistes, ein Treibhaus für die kranke Pflanze! Die Blumenknospe, welche nicht Kraft genug hat, sich zu entfalten, bewahrt doch im Innern verborgen alle Keime zu Blättern und Früchten. Hier scheint die Sonne des Geistes in eine wohlbehütete Heimath des Geistes und belebt und beseelt ihn. Die Welt rings umher strahlt durch die Augen in die unerforschliche Tiefe der Seele hinein — das Asyl für Geistesschwache, umschwebt von Menschenliebe, ist eine geheiligte Stätte, ein Treibhaus für die siechende Pflanze, welche dereinst verpflanzt werden soll und blühen in dem Garten Gottes. Die geistig Schwächsten versammeln sich jetzt hier, wo einst die Größten und Stärksten sich trafen, Gedanken austauschten und sich emporschwangen — aufwärts schwingt sich auch jetzt die Flamme der Seele in „Philemon's und Baucis' Hütte.“

Die Stadt der Königsgräber bei Hroar's Quelle, das alte Roeskilde, liegt vor uns; die schlanken Thurmspitzen der Kirche erheben sich über der niedrigen Stadt und spiegeln sich im Wasser des Issefjords; ein Grab nur wollen wir hier aufsuchen und es im Glanz der Perle anschauen; es ist nicht das der Königin Margarethe, der mächtigen Herrscherin der nordischen Union — nein, drinnen auf dem Kirchhofe, an dessen weißer Mauer wir dicht vorbei fliegen, ist das Grab, ein einfacher Stein liegt darauf, der König der Orgel, der Erneuerer des dänischen Liedes, ruht hier; die alten Sagen wurden in unserer Seele zu Melodien, wir hörten, wie „die klaren Wogen rollten,“ und „es wohnt' ein König in Laire!“ — Roeskilde, du Stadt der Königsgräber, in deiner Perle wollen wir auf das geringe Grab blicken, auf dessen Stein die Leier ausgehauen ist und der Name: Weyse.

Jetzt gelangen wir nach Sigarsted bei Ringsted; das Wasser ist seicht, das gelbe Korn wächst da, wo Hagbarth's Boot

anlegte, nicht fern von Signes Jungfrauenverließ. Wer kennt nicht die Sage von Hagbarth, der in der Eiche hing und Signalils Kerker stand in Flammen, die Sage von der Macht der Liebe.

„Liebliches Sorö von Wald umkränzet!“ deine stille Klosterstadt lauscht zwischen den moosbewachsenen Bäumen hervor; mit jugendlichem Blicke schaut es von der Akademie aus über den See auf die Weltstraße, und hört den Drachen der Lokomotive schnauben, während er durch den Wald fliegt. Sorö, du Perle der Dichtkunst, die du Holberg's Asche bewahrst! Wie ein mächtiger weißer Schwan liegt an dem tiefen Waldsee dein Schloß, der Sitz der Bildung, und aufwärts am See — und dahin blickt unser suchendes Auge —, schimmert wie die weiße Sternblume im Waldgrunde ein kleines Haus, fromme Psalmen tönen daraus hervor in's Land hinaus und Worte erschallen darin, — selbst der Bauer horcht darauf und kennt die vergangenen Zeiten von Dänemark. Der grüne Wald und Vogelgesang gehören zusammen wie die Namen Sorö und Ingemann.

Nach Slagelse —! was spiegelt hier die Perle wieder? Verschwunden ist das Kloster des Antworwaldes, verschwunden die reichen Säle des Schlosses, ja selbst der noch lange einsam stehende Flügel desselben; aber Ein altes Zeichen steht noch, erneuert und wieder erneuert, ein hölzernes Kreuz auf der Höhe, dort, wo in der Zeit der Legende der heilige Anders, der Prediger von Slagelse, erwachte, nachdem er in Einer Nacht von Jerusalem hierher getragen worden war.

Korsör — hier wardst Du geboren, der uns sang *):

„ — Ernst mit Scherz gepaart
In Liedern von Knud's Seelandsfahrt.“

Du Meister in Wort und Witz! Die einsinkenden alten Wälle der verlassenen Befestigung sind jetzt die letzten redenden

*) Baggesen.

Zeugen von der Heimath Deiner Kindheit; wenn die Sonne untergeht, fallen ihre Strahlen auf den Fleck, wo Dein Geburtshaus stand; von diesen Wällen aus sahest Du über die Höhen von Sprogö blickend, als Du „noch klein“ warst, den Mond hinter die Insel gleiten und besangst sie mit unsterblichen Tönen, wie Du später die Berge der Schweiz besangst, Du, der im Labyrinth der Welt umherzog und doch fand, daß

„ — an keinem Ort so herrlich roth die Rosen,
An keinem Ort die Dornen sind so klein,
An keinem Ort die Lüfte sanfter kosen,
Als dort, wo Kindesunschuld schlummert ein.“

Du wahrer Sänger der Laune! wir flechten Dir einen Kranz von Waldblumen, werfen ihn in die See und die Wogen werden ihn zur Kieler Bucht tragen, an deren Ufer Deine Asche ruht; er bringt Dir einen Gruß von dem jungen Geschlecht, von der Vaterstadt Korsör — wo die Perlenschnur ein Ende hat!

II.

„Es ist wahrlich ein Stück Perlenschnur von Kopenhagen bis Korsör!“ sagte Großmutter, welche gehört hatte, was wir jetzt eben lasen. „Es ist für mich eine Perlenschnur und das wurde es für mich schon vor mehr als vierzig Jahren!“ sagte sie. „Damals hatten wir keine Dampfmaschinen, wir brauchten Tage zu dem Wege, zu welchem Ihr jetzt nur Stunden braucht. Das war 1815; damals war ich einundzwanzig Jahre alt. Das ist ein schönes Alter! aber auch die dreißiger Jahre sind ein schönes, glückliches Alter! — In meinen jungen Tagen, ja, da war es eine größere Seltenheit, als jetzt, nach Kopenhagen zu kommen, der Stadt aller Städte, wofür wir sie hielten. Meine Aeltern wollten nach zwanzig Jahren einmal wieder einen Besuch dort machen, und

ich sollte mit; von der Reise hatten wir Jahrelang gesprochen, und jetzt sollte sie wirklich vor sich gehen! es war, als sollte ein ganz neues Leben beginnen, und in Einer Weise begann auch für mich ein neues Leben.

Es wurde genäht und gepackt, und als wir endlich fort sollten, ach! wie viele gute Freunde kamen wohl, um uns Lebewohl zu sagen! es war eine große Reise, welche wir vor hatten! Am Vormittage fuhren wir aus Odense, auf meines Vaters offenem holsteiner Wagen, Bekannte nickten aus den Fenstern die ganze Straße hindurch, fast so lange, bis wir aus dem St. Jürgens-Thore hinaus waren. Das Wetter war herrlich, die Vögel sangen, Alles war voll Vergnügen, man vergaß, daß es ein beschwerlicher langer Weg bis Nyborg war; gegen Abend kamen wir dort an; die Post traf erst gegen die Nacht ein, und eher ging das Fährschiff nicht ab; dann gingen wir an Bord. Da lag es nun vor uns, das große Wasser, so weit wir nur blicken konnten, ganz still und ruhig. Wir legten uns in den Kleidern zum Schlafen nieder. Als ich am Morgen erwachte, und auf's Verdeck kam, war nach allen Seiten hin nicht das Geringste zu sehen, einen solchen Nebel hatten wir. Ich hörte die Hähne krähen, bemerkte, daß die Sonne aufging, hörte Glocken läuten; wo mochten wir sein? der Nebel zertheilte sich, und wir lagen wahrhaftig noch dicht vor Nyborg. Als es Tag war, kam endlich ein klein wenig Wind auf, aber gerade uns entgegen; wir kreuzten und kreuzten und waren endlich so glücklich, etwas nach eilf Uhr Abends Korsör zu erreichen, nachdem wir zweiundzwanzig Stunden zu den vier Meilen gebraucht hatten.

Es that wohl, an's Land zu kommen; aber es war dunkel, nur spärlich brannten Laternen und Alles war für mich so wildfremd, da ich niemals an irgend einem Orte außer Odense gewesen war.

„Sieh, hier wurde Baggesen geboren!" sagte mein Vater, und hier lebte Birkner!"

Da erschien mir mit einem Male die alte Stadt mit den kleinen Häusern heller und größer; wir fühlten uns zugleich so froh, festes Land unter den Füßen zu haben, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor Aufregung über alle die großen Dinge, die ich schon gesehen und erlebt hatte, seit ich vorgestern von Hause fortreiste.

Am nächsten Morgen mußten wir bei Zeiten aufstehen, wir hatten einen schlimmen Weg vor uns mit fürchterlichen Bergen und vielen tiefen Löchern, bis wir Slagelse erreichten, und von dort aus war der Weg auf der anderen Seite noch nicht viel besser, und wir wollten doch gern so zeitig bis zum Krebshause gelangen, daß wir von da noch bei Tage nach Sorö gehen könnten, um Möller's Emil zu besuchen, wie wir ihn nannten; ja, das war Euer Großvater, mein seliger Mann, der Probst; er war damals Student in Sorö und hatte gerade sein zweites Examen beendigt.

Wir kamen Nachmittags zum Krebshause, das war damals ein feiner Ort, das beste Wirthshaus auf der ganzen Reise und die reizendste Gegend, und ist es noch, das müßt Ihr Alle einräumen. Es war eine tüchtige Wirthin, die Madame Plambeck, Alles im Hause sah aus wie ein blankgescheuertes Spickbrett. An der Wand hing unter Glas und Rahmen Baggesen's Brief an sie, und er war wohl werth gesehen zu werden! für mich war es eine große Merkwürdigkeit. — Dann gingen wir nach Sorö und trafen Emil dort; Ihr könnt glauben, daß er froh war, uns zu sehen, und wir ebenfalls, ihn zu sehen, er war so freundlich und aufmerksam. Mit ihm zusammen besahen wir dann die Kirche mit Absalon's Grab und Holberg's Sarg, sahen die alten Mönchsinschriften und segelten darauf über den See nach dem „Parnaß", es war der schönste Abend, dessen ich mich erinnern kann! ich glaubte wirklich, wenn man irgendwo in der Welt dichten könnte, so müßte es in Sorö sein, in dem Frieden und der Schönheit dieser Natur. Dann gingen wir im Mondschein nach dem sogenannten Philo-

sophengang, dem reizenden einsamen Wege längs dem See und dem Sumpfe bis auf den Weg nach dem Krebshause. Emil blieb und aß mit uns, Vater und Mutter fanden, er wäre so klug geworden und sähe so gut aus. Er versprach uns, in fünf Tagen in Kopenhagen bei seiner Familie und auch bei uns zu sein, da es gerade Pfingsten war. Die Stunden in Sorö und beim Krebshause, ja die gehören zu den schönsten Perlen meines Lebens! —

Am nächsten Morgen reisten wir sehr früh ab, weil wir einen langen Weg vor uns hatten, ehe wir Roeskilde erreichten, und dort mußten wir so früh ankommen, daß die Kirche besehen werden konnte, und am Abend wollte Vater einen alten Schulkameraden besuchen; so geschah es, und darauf übernachteten wir in Roeskilde und am Tage darauf, aber erst gegen Mittag, weil es der schlimmste und am meisten ausgefahrene Weg war, den wir noch zurückzulegen hatten, kamen wir nach Kopenhagen. Es waren fast drei Tage, die wir von Korsör nach Kopenhagen gebraucht hatten, Ihr macht denselben Weg jetzt in drei Stunden. Die Perlen sind nicht schöner geworden, das können sie nicht werden, aber die Schnur, an welcher sie aufgereiht sind, ist neu und wunderbar geworden. — Ich blieb mit meinen Aeltern drei Wochen in Kopenhagen, mit Emil waren wir noch acht ganze Tage dort zusammen, und als wir darauf nach Fören zurückreisten, begleitete er uns von Kopenhagen bis Korsör, daselbst wurden wir mit einander verlobt, ehe wir uns trennten; nun versteht Ihr mich wohl, wenn auch ich den Weg von Kopenhagen nach Korsör ein Stück Perlenschnur nenne.

Später, als Emil nach Assens berufen ward, verheiratheten wir uns; wir sprachen oft von der Reise nach Kopenhagen und daß wir sie wieder einmal machen wollten, aber da kam zuerst Eure Mutter und die bekam Geschwister, und es war immer so viel zu thun und aufzupassen, und dann wurde Vater zum Probst befördert, ja, es war lauter Glück und Segen, aber nach Kopenhagen kamen wir nicht! ich kam nie wieder dahin, so oft wir auch

daran dachten und davon sprachen, und jetzt bin ich zu alt geworden und habe keine Kräfte mehr, um auf der Eisenbahn zu fahren, aber ich freue mich doch über die Eisenbahnen! es ist ein Glück, daß wir sie haben! Ihr kommt dadurch schneller zu mir! Jetzt ist ja Odense nicht viel weiter von Kopenhagen, als es in meiner Jugend von Nyborg war! Ihr könnt jetzt ebenso schnell nach Italien fliegen, wie wir nach Kopenhagen reisen konnten, und das ist schon Etwas! — übrigens ich bleibe ruhig sitzen, ich lasse die Andern reisen, lasse sie zu mir kommen! Aber Ihr dürft nicht darüber lachen, daß ich so still sitze, ich habe eine noch viel größere Reise vor als Ihr und eine viel schnellere als auf der Eisenbahn; wann unser Herrgott will, reise ich hinauf zum Großvater, und wenn auch Ihr Euer Werk vollbracht und Euch in dieser schönen Welt erfreut habt, so weiß ich, daß Ihr wieder zu uns kommt, und wenn wir dort über die Tage unseres Erdenlebens sprechen, glaubt mir, Kinder! ich sage auch dann wie jetzt: „Von Kopenhagen bis Korsör, ja, das ist wahrlich eine Perlenschnur!“

Die Eisjungfrau.

I. Rudi.

Folgt mir in die Schweiz, da wollen wir uns umschauen in dem herrlichen Bergland, wo die Wälder an den steilen Felswänden hinauf wachsen, laßt uns auf die blendenden Schneefelder steigen, und wieder hinab in die grünen Wiesen, wo Flüsse und Bäche hinunter brausen, als fürchteten sie, nicht früh genug das Meer zu erreichen und zu verschwinden. Die Sonne brennt im tiefen Thale, sie brennt auch droben auf den Schneemassen, welche im Lauf der Jahre zu glänzenden Eisblöcken zusammenschmelzen und rollende Lawinen werden und hochaufgethürmte Gletscher. Zwei solcher Gletscher liegen in den breiten Felsklüften unter dem Schreckhorn und dem Wetterhorn, bei der kleinen Bergstadt Grindelwald. Es ist ein wunderbarer Anblick und deshalb kommen im Sommer viel Fremde hierher aus aller Herren Ländern; sie kommen über die hohen schneebedeckten Berge, sie kommen aus den tiefen Thälern herauf. Manche Stunde müssen sie steigen, und je höher sie steigen, je tiefer senkt sich das Thal, sie sehen hinab wie aus einem Luftballon. Oben hängen um die Bergspitzen mitunter Wolken wie dichte schwere Vorhänge, während unten im Thal, wo die vielen hölzernen Häuser zerstreut liegen, noch die Sonne scheint und ein Fleckchen in strahlendem Grün hervorleuchten läßt, als wäre es

transparent. Drunten saust und braust und murmelt das Wasser, droben rieselt und klingt es und stürzt wie ein flatterndes silbernes Band über die Klippe herab.

Zu beiden Seiten des Weges, welcher bergan führt, liegen Balkenhäuser, jedes Haus hat seinen kleinen Kartoffelgarten, und der ist wohl nothwendig, denn drinnen ist mancher Mund, Kinder vollauf, und die mögen ihre Kost; aus allen Häusern wimmeln sie heraus und drängen sich um die Reisenden, mögen diese zu Fuße oder zu Wagen kommen; der ganze Kinderhaufen treibt Handel; die Kleinen bieten zierlich geschnitzte hölzerne Häuser zum Kauf aus, wie man sie hier in den Bergen baut. Mag es Regen oder Sonnenschein sein, der Kinderschwarm kommt hervor mit seinen Waaren.

Vor einigen und zwanzig Jahren stand hier einmal wie immer, aber stets etwas entfernt von den anderen Kindern, ein kleiner Junge, der auch Handel treiben wollte. Er stand mit so ernsthaftem Gesicht da, und hielt mit beiden Händen sein Schnitzwerk fest, als wollte er es doch nicht lassen, aber gerade dieser Ernst und die Kleinheit des Knirpses machten, daß gerade er bemerkt und sogar gerufen wurde und meistens den besten Handel machte, er wußte selbst nicht warum. Höher oben auf dem Berge wohnte sein Großvater, der schnitzte die feinen zierlichen Häuser, und droben in der Stube stand ein alter Schrank voll solcher Schnitzereien, da waren Nußknacker, Messer, Gabeln und Schachteln mit hübschem Laubwerk und springenden Gemsen, da war alles, was Kinderaugen erfreuen kann, aber der Kleine, Rudi hieß er, sah mit viel mehr Lust und Verlangen nach dem alten Gewehr unter dem Balken, das würde er einmal bekommen, hatte Großvater gesagt, aber erst müßte er groß und stark genug werden, um es zu gebrauchen.

So klein der Junge war, mußte er doch die Ziegen hüten, und wenn gut Klettern zu einem guten Hirten macht, so war Rudi gewiß ein guter Hirt; er kletterte noch höher als die Ziegen und holte Vogeleier aus den höchsten Bäumen. Er war keck und ver-

wegen, aber lächeln sah man ihn nur, wenn er am brausenden Wasserfall stand oder wenn er eine Lawine rollen hörte. Nie spielte er mit den andern Kindern, er kam nur mit ihnen zusammen, wenn sein Großvater ihn hinabschickte, um Handel zu treiben, und darum war es Rudi nicht viel zu thun, weit lieber streifte er allein in den Bergen umher oder saß neben Großvater und hörte ihn erzählen von alten Zeiten und von dem Volke in dem nahen Mairingen, woher er gebürtig war. Die Mairinger hatten nicht von Anfang der Welt an da gewohnt, sagte er, sie waren eingewandert; weit her, vom hohen Norden waren sie gekommen, daher stammten sie und wurden „Schweden" genannt. Das wußte Rudi und that sich viel darauf zu gute, aber noch mehr lernte er durch einen anderen Umgang, und das waren die Hausgenossen aus dem Thiergeschlechte. Da war ein großer Hund, Ajola, ein Erbstück von Rudi's Vater, und ein Kater, welcher besonders wichtig für Rudi war, der hatte ihn klettern gelehrt.

„Komm mit auf's Dach hinauf!" hatte der Kater gesagt, und zwar ganz deutlich und verständlich, denn wenn man ein Kind ist und noch nicht sprechen kann, versteht man ganz vortrefflich Hühner und Enten, Katzen und Hunde; sie sprechen ebenso deutlich mit Einem, wie Vater und Mutter sprechen, man muß nur recht klein sein; selbst Großvaters Stock kann wiehern und ein Pferd werden mit Kopf und Beinen und Stimme. Einige Kinder verlieren dieses Verständniß später als andere, und von denen sagt man, sie seien weit zurück, sie seien zu lange Kinder. Man sagt so vieles!

„Komm mit, kleiner Rudi, auf's Dach hinauf!" war ungefähr das erste, was die Katze sagte und was Rudi verstand. „Es ist alles Einbildung, daß man fallen könnte, man fällt nicht, wenn man nicht bange davor ist. Komm, setz' Deine eine Pfote so, Deine andere so! zieh Dich an den Vorderpfoten hinauf! hab' Augen im Kopf und hab' geschmeidige Glieder! ist eine Kluft da, so spring' und halt' Dich fest, so mach' ich's!"

Und so machte es auch Rudi, und darum saß er so flink auf

dem Dachrücken bei der Katze, er saß mit ihr im Baumgipfel, und sogar hoch auf dem Felsrande, wohin selbst die Katze nicht kam.

„Höher, höher!“ sagten Bäume und Büsche. „Siehst Du, wie wir in die Höhe klettern, wie hoch wir kommen, wie wir uns festhalten, selbst auf der äußersten schmalen Felsspitze!“

Und Rudi war oben auf dem Berge, früh, ehe die Sonne hinaufkam, und dort bekam er seinen Morgentrunk, die frische stärkende Bergluft, den Trank, den nur Gott der Herr brauen kann, und zu dem die Menschen nur das Rezept lesen können: frischer Duft von den Kräutern des Berges und von Krausemünze und Thymian aus den Thälern.

Alles Schwere saugen die niederhängenden Wolken auf und dann führen die Winde den Kräuterduft durch die Tannenwälder, um ihn zu klären, und der Geist aus dem Dufte wird zur Bergluft, leicht und frisch und immer frischer; das war Rudi's Morgentrank.

Die Sonnenstrahlen, die segenbringenden Töchter der Sonne, küßten seine Wangen und der Schwindel stand und lauerte ihm auf, aber wagte sich nicht heran, und die Schwalben flogen unten von Großvaters Hause, — da waren nicht weniger als sieben Nester — zu ihm und den Ziegen herauf und sangen: „Wir und ihr! und ihr und wir!“ Sie brachten Grüße von Hause, sogar von den beiden Hühnern, den einzigen Stubenvögeln, mit welchen Rudi sich jedoch nicht einließ.

So klein er auch war, hatte er doch schon Reisen gemacht, und für einen solchen Knirps schon recht weite. Er war drüben im Canton Wallis geboren und über die Berge hierher getragen, und vor kurzem hatte er zu Fuße den nahen Staubbach besucht, der wie ein silberner Schleier durch die Luft wehte vor der schneebedeckten, blendend weißen Jungfrau. Und in Grindelwald war er gewesen bei dem großen Gletscher, aber das war eine traurige Geschichte, da fand seine Mutter den Tod, „da war dem kleinen Rudi“, sagte Großvater, „seine kindliche Fröhlichkeit weggeweht.“

Als der Junge noch kein Jahr alt war, da lachte er mehr als er weinte," hatte Mutter geschrieben, „aber seitdem er in der Eiskluft gesessen hatte, war ein ganz anderer Sinn in ihn gefahren." Großvater sprach sonst nicht viel davon, aber auf dem ganzen Berge kannte man die Geschichte.

Rudi's Vater war, soviel wir wissen, Postillon gewesen; der große Hund in der Stube hatte ihn stets begleitet auf der Fahrt über den Simplon bis an den Genfersee hinunter. Im Rhonethal im Canton Wallis wohnte noch Rudi's Familie väterlicher Seite, der Onkel war ein tüchtiger Gemsenjäger und ein wohlbekannter Führer. Rudi war erst ein Jahr alt, als er seinen Vater verlor und die Mutter wollte nun gern mit ihrem kleinen Kinde zu ihrer Familie im Berner Oberland ziehen. Einige Stunden Weges von Grindelwald wohnte ihr Vater, er schnitzte in Holz und verdiente damit so viel, daß er sein Auskommen hatte. Im Juni ging sie, ihr Kind tragend, in Gesellschaft zweier Gemsenjäger über den Gemmi nach Grindelwald zu. Schon hatten sie die größte Strecke des Weges zurückgelegt und waren über den Bergrücken an's Schneefeld gekommen, schon sahen sie ihr heimathliches Thal mit allen seinen bekannten zerstreuten Blockhäusern, sie hatten nur noch den beschwerlichen Weg über den höchsten Theil des einen großen Gletschers zu machen. Es lag frisch gefallener Schnee, und dieser verdeckte eine Kluft, welche nicht gerade bis auf den tiefen Grund reichte, wo das Wasser brauste, aber doch tiefer als Mannshöhe. Die junge Frau, die ihr Kind trug, glitt aus, sank und war verschwunden, man hörte keinen Schrei, kein Stöhnen, aber man hörte ein Kind weinen. Es ging mehr als eine Stunde hin, ehe ihre beiden Begleiter von dem nächsten Hause Stricke und Stangen herbeigebracht hatten, um möglicherweise zu retten, und nach großen Anstrengungen wurden aus der Eiskluft anscheinend zwei Leichen hervorgeholt. Alle Mittel wurden angewandt, und es gelang, das Kind in's Leben zurückzurufen, aber nicht die Mutter, und so bekam der alte Großvater einen Enkel

in's Haus statt einer Tochter, den Kleinen, „der mehr lachte als weinte", aber er schien es jetzt verlernt zu haben, die Veränderung war wohl in der Gletscherspalte mit ihm vorgegangen, in der kalten wunderbaren Eiswelt, wo die Seelen der Verdammten bis zum Tage des Gerichts eingeschlossen sind, wie der Schweizer Bauer glaubt.

Nicht unähnlich einem wogenden Wasser, welches zu einem Block von grünem Glase zusammen gefroren ist, liegt der Gletscher da, eine große Eisschicht über die andere geschoben, und unten in der Tiefe braust der reißende Strom von geschmolzenem Schnee und Eis; tiefe Höhlen, mächtige Klüfte wölben sich darin, ein weiter, wunderbarer Glaspallast ist es, und darin wohnt die Eisjungfrau, die Gletscherkönigin. Sie, die Tödtende, Zermalmende, ist zur Hälfte ein Kind der Luft, zur Hälfte die mächtige Beherrscherin der Fluth, deshalb strebt sie mit der Flüchtigkeit der Gemse auf die höchsten Zinnen des Schneeberges sich zu erheben, wo die kühnsten Bergsteiger sich Stufen in's Eis hauen müssen, um Fuß zu fassen, sie segelt auf dem dünnen Fichtenast den reißenden Strom hinunter, springt dort von Felsblock zu Felsblock, umflattert von ihrem langen schneeweißen Haar und ihrem blaugrünen Gewande, welches leuchtet wie das Wasser in den tiefen Schweizerseeen.

„Pack' ihn! halt' ihn fest! mein ist die Macht!" sagt sie. „Einen hübschen Jungen hat man mir gestohlen, ich habe einen Jungen geküßt, aber ich habe ihn nicht todtgeküßt. Er ist wieder unter den Menschen, er hütet die Ziegen auf dem Berge, klettert hinauf, immer hinauf, frei von allen Andern, aber nicht frei von mir! er ist mein, ich hole ihn!"

Und sie bat den Schwindel, ihr zu helfen, denn es war der Eisjungfrau im Sommer zu schwül im Grünen, wo die Krausemünze gedeiht, und der Schwindel hob sich und senkte sich, es kam noch einer von seinen Brüdern, es kamen drei, denn der Schwindel hat viele Brüder, und die Eisjungfrau wählte den Stärksten von allen aus, die allenthalben hausen, drinnen und draußen. Sie

sitzen auf dem Treppengeländer und auf dem Thurmgerüst, sie laufen wie Eichhörnchen am Bergesrand dahin, sie springen darüber hinaus und treten die Luft wie der Schwimmer das Wasser tritt und locken ihre Opfer mit hinaus, hinab in den Abgrund. Der Schwindel und die Eisjungfrau machen beide Jagd auf Menschen, wie der Polyp alles ergreift, was in seine Nähe kommt. Der Schwindel sollte Rudi greifen.

„Ja, den greif' Einer!" sagte der Schwindel, „ich vermag es nicht. Der Kater, der Schelm, hat ihn seine Künste gelehrt. Das Menschenkind hat eine Macht in sich, die mich forttreibt, ich kann dem kleinen Kobold nicht beikommen, wenn er am Zweig über dem Abgrund hängt, und wenn ich ihn auch unter den Fußsohlen kitzle oder ihm einen Stoß gebe. Ich kann nicht!"

„Wir können's!" sagte die Eisjungfrau, „Du oder ich! ich, ich!"

„Nicht, nicht!" klang es in das Bergecho hinein, welches den Kirchenglocken antwortete; es war Gesang, es war Rede, es war ein zusammenklingender Chor anderer Naturgeister, milder, zärtlicher, guter Geister der Sonnenstrahlen; sie lagern sich an jedem Abend im Kreise auf den Bergregionen, und breiten ihre rosenfarbenen Schwingen aus, welche, je tiefer die Sonne sinkt, um so rother und rother schimmern, die hohen Gipfel erglühen, die Menschen nennen es „Alpenglühen"; wenn dann die Sonne untergegangen ist, ziehen sie in den Berggipfel hinein, in den weißen Schnee und schlafen da, bis die Sonne sich erhebt, dann kommen sie wieder hervor. Sie lieben besonders die Blumen, die Schmetterlinge und die Menschen, und unter diesen hatten sie vor allen den kleinen Rudi sich ausgewählt.

„Ihr fangt ihn nicht, ihr bekommt ihn nicht!" sagten sie.

„Größere und stärkere habe ich schon gefangen und behalten!" sagte die Eisjungfrau.

Dann sangen die Sonnentöchter ein Lied von dem Wandersmann, welchem der Wirbelwind die Kappe fortriß und in stürmischer

Flucht hinwegführte; die Hülle nahm der Wind fort, aber nicht den Mann, ihn könnt ihr Kinder der Kraft wohl fangen, aber nicht halten, er ist stärker, er ist geistiger als selbst wir! er steigt höher als die Sonne, unsere Mutter; er hat ein Zauberwort, das bindet Wind und Wasser, und sie müssen ihm dienen und gehorchen; er löst den schweren Druck und er erhebt sich höher als zuvor.

So schön klang der Gesang der Sonnenstrahlen in das Geläute hinein.

Und jeden Morgen schienen die Sonnenstrahlen in das einzige kleine Fenster in Großvaters Haus hinein, hinein zu dem stillen Kinde. Die Sonnenstrahltöchter küßten ihn, sie wollten die Eisküsse aufthauen, sie erwärmen und endlich verschwinden lassen, welche die königliche Jungfrau der Gletscher ihm gegeben hatte, als er im Schooße seiner todten Mutter in der tiefen Eiskluft lag und gerettet wurde wie durch ein Wunder.

II. Die Reise in die neue Heimath.

Rudi war acht Jahre alt. Sein Oheim im Rhonethal, jenseits der Berge, wollte den Jungen zu sich nehmen, dort konnte er besser erzogen werden und vorwärts kommen. Das sah auch Großvater ein und ließ ihn ziehen.

Rudi sollte fort. Es waren noch mehrere da, denen er Lebewohl sagen mußte, außer dem Großvater, da war zuerst Ajola, der alte Hund.

„Dein Vater war Postknecht, und ich war Posthund,“ sagte Ajola. „Wir sind auf und ab gefahren, ich kenne die Hunde auf der anderen Seite der Berge, und die Menschen dazu. Aber viel zu reden war nicht meine Gewohnheit, nun jedoch, da wir nicht lange mehr zusammen sprechen können, will ich etwas mehr als

sonst sagen. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, über die ich immer nachgedacht habe; ich kann es nicht verstehen, und Du gar nicht, aber das kann auch einerlei sein, weil ich soviel daraus entnommen habe, daß doch nicht Alles so ganz richtig in der Welt vertheilt ist für Hunde und für Menschen. Nicht alle sind dazu geschaffen, auf dem Schooß zu liegen und Milch zu saufen; ich bin nicht daran gewöhnt worden, aber ich habe einen jungen Hund mit im Postwagen auf dem Menschenplatz fahren sehen, die Frau, die seine Herrschaft war, oder deren Herrschaft er war, hatte eine Flasche mit Milch bei sich, wovon sie ihm zu trinken gab, er bekam Zuckerbrot, aber mochte es nicht einmal fressen, er schnupperte kaum daran, und da aß sie es selbst. Ich lief im Schmutz an der Seite des Wagens, hungrig wie nur ein Hund es sein kann, und dachte so in meinem eigenen Sinn, das wäre nicht in der gehörigen Ordnung, — aber es giebt noch vieles andere, was auch nicht in der Ordnung ist. Ich will wünschen, daß Du auf den Schooß kommst und in der Kutsche fährst, aber das kann man sich nicht selbst schaffen; ich habe es nicht möglich gemacht, weder durch Bellen noch durch Hungern."

So sprach Ajola, und Rudi umfaßte seinen Hals und küßte ihn gerade auf seinen breiten Mund, und dann nahm er den Kater in seine Arme, aber der wurde böse darüber.

„Du wirst mir zu stark und gegen Dich will ich meine Krallen nicht brauchen. Klettre Du nur über die Berge, ich habe Dich ja klettern gelehrt. Glaub' nur niemals, daß Du hinunter fällst, dann hältst Du Dich wohl!"

Und dann lief der Kater fort, denn er wollte Rudi nicht sehen lassen, daß er Thränen in den Augen hatte.

Die Hühner liefen vorüber, die eine Henne hatte ihren Schwanz verloren. Ein Reisender, der ein Jäger sein wollte, hatte ihr den Schwanz abgeschossen, weil der gute Mann sie für einen Raubvogel ansah.

„Rudi will über die Berge!" sagte die eine Henne.

„Er hat immer Eile," sagte die andere, „und ich halte nichts vom Abschiednehmen." Und alle beide trippelten davon.

Den Ziegen sagte er auch Lebewohl, und sie riefen: „Mit! mit! mäh!" und es klang so traurig.

Es waren zwei flinke Führer aus der Ebene da, welche ihr Weg gerade über die Berge führte, sie wollten über die Gemmi, Rudi ging mit ihnen, dießmal zu Fuße. Es war ein tüchtiger Marsch für so einen kleinen Kerl, aber Kräfte hatte er, und einen Muth, der ihn nie verließ.

Die Schwalben flogen eine Strecke mit: „Wir und ihr! und ihr und wir!" sangen sie. Der Weg führte über die reißende Lätschine, welche in vielen kleinen Bächen aus der schwarzen Gletscherkluft von Grindelwald herübstürzt. Lose Baumstämme und Steinblöcke dienen hier als Brücke; sie gingen hinüber und durch das Erlengebüsch, und begannen nun bergan zu steigen, gerade an der Stelle, wo der Gletscher sich vom Berge gelöst hatte, und dann gingen sie auf den Gletscher hinaus, über Eisblöcke hinweg oder um sie herum. Rudi mußte bald kriechen, bald gehen; seine Augen strahlten vor Vergnügen und mit seinen eisenbeschlagenen Bergschuhen trat er so fest auf, als sollte er jeden Schritt bezeichnen, den er gemacht hatte. Der schwarze Niederschlag von Erde, welchen der Bergstrom über den Gletscher ausgegossen hatte, gab demselben ein verkalktes Aussehen, aber das blaugrüne glashelle Eis schimmerte doch darunter hervor; die kleinen Wasserlachen, welche durch aufgestaute Eisblöcke eingedämmt waren, mußte man umgehen, und auf dieser Wanderung kam man an einen großen Stein, welcher schwebend über dem Rande einer Eisspalte lag, der Stein verlor das Gleichgewicht, fiel, rollte und machte das Echo ertönen aus den hohlen tiefen Gängen des Gletschers.

Aufwärts, immer aufwärts ging es; der Gletscher streckte sich in die Höhe wie ein Meer von wild aufgethürmten und zwischen steile Felsen eingezwängten Eismassen. Rudi dachte einen Augenblick an das, was ihm erzählt war, daß er mit seiner Mutter

unten in einer von diesen frosthauchenden Klüften gelegen hatte, aber gleich darauf waren solche Gedanken fort, es war ihm nur wie eine von den vielen Geschichten, die er gehört hatte. Hin und wieder, wenn die Männer glaubten, daß dem kleinen Burschen das Steigen zu schwierig würde, reichten sie ihm die Hand, aber er war nicht müde, und stand auf dem Glatteise fest wie eine Gemse. Jetzt kamen sie in den Felsengrund, bald zwischen unbemooste Steine, bald zwischen verkrüppelte Tannen, und dann wieder hinaus auf die grünen Matten, immer wechselnd, immer neu; ringsumher erhoben sich Schneeberge, deren Namen er wie jedes Kind hier kannte: Jungfrau, Mönch und Eiger. Rudi war niemals früher so hoch gewesen, hatte niemals früher das weithingestreckte Schneemeer betreten, es lag da mit seinen unbeweglichen Schneewogen, von welchen der Wind einzelne Flocken wegriß, wie er Schaum von den Wellen des Wassers fortbläst. Gletscher an Gletscher reichten sich gleichsam die Hand, jeder ist ein Glaspallast der Eisjungfrau, deren Thun und Trachten es ist, zu fangen und zu begraben. Die Sonne brannte warm, der Schnee war blendend weiß und übersäet mit weißblauen funkelnden Diamanten.

Unzählige Insecten, besonders Schmetterlinge und Bienen, lagen in Massen todt auf dem Schnee, sie hatten sich zu hoch hinaufgewagt, oder der Wind hatte sie zu den andern, in dieser Kälte schon früher gestorbenen hinaufgeführt. Um das Wetterhorn hing, wie eine ungekämmte schwarze Wollflocke, eine drohende Wolke; sie senkte sich, niedergedrückt durch das, was sie in sich verbarg, einen „Föhn“, fürchterlich in seiner Gewalt, wenn er losbricht. Der Eindruck der ganzen Wanderung, das Nachtquartier hoch oben, und der fernere Weg, die tiefen Felsklüfte, wo das Wasser in gedankenschwindelnd langer Zeit die Steinblöcke durchsägt hatte, hafteten unvergeßlich in Rudi's Erinnerung.

Eine verlassene, aus Steinen gebaute Wohnung jenseits des Schneemeeres gab Schirm und Schutz zum Uebernachten; es fanden sich Holzkohlen und Zweige vor, es wurde sogleich ein Feuer

angezündet, ein Nachttrunk gebraut so gut es anging, die Männer setzten sich um's Feuer, rauchten ihren Taback und tranken das selbstbereitete warme kräuterige Getränk; Rudi bekam auch seinen Theil, und es wurde von dem geheimnißvollen Wesen des Alpenlandes gesprochen, von den seltsamen Riesenschlangen in den tiefen Seen, vom Nachtvolke, vom Gespensterheer, welches den Schlafenden zu der wunderbaren schwimmenden Stadt Venedig trägt, von dem wilden Hirten, der seine schwarzen Schafe über die Matten treibt; hatte man diese nicht selbst gesehen, so hatte man doch das Läuten ihrer Glocken und das unheimliche Blöken der Heerde gehört. Rudi horchte voll Neugier, aber ohne alle Furcht, die kannte er nicht, und während er horchte, glaubte er den gespenstischen hohlen Ton zu hören, ja! es wurde deutlicher und immer deutlicher, die Männer hörten es ebenfalls, hielten in ihrem Gespräche inne, horchten und sagten zu Rudi, er dürfe nicht schlafen.

Es war ein Föhn, der sich erhob, der furchtbare Sturm, der sich von den Bergen in's Thal stürzt und in seinem Rasen Bäume knickt, als wären sie Rohr, und Balkenhäuser von einer Seite auf die andere kippt, wie wir ein Schachbrett umkehren.

Eine Stunde war vergangen, als sie zu Rudi sagten, nun sei es überstanden, nun könne er schlafen, und ermüdet vom Marsche schlief er wie im reichen Bette.

Frühmorgens brachen sie auf. Die Sonne beleuchtete heute andere Berge, Gletscher und Schneefelder; Alles war ihm neu und fremd. Sie waren in den Canton Wallis gelangt und befanden sich nun jenseits des Bergrückens, welchen man von Grindelwald aus sah, aber noch weit von der neuen Heimath. Andere Felsklüfte, andere Matten, Wälder und Bergsteige entfalteten sich vor Rudi, andere Häuser, andere Menschen zeigten sich, aber das waren Mißgestalten mit unheimlichen, fetten, weißgelben Gesichtern, der Hals eine dicke, häßliche, überhängende Fleischmasse; es waren Cretins; kümmerlich schleppten sie sich vorwärts und sahen mit

dummen Augen die ankommenden Fremden an; die Frauen sahen meistens schrecklich aus. Waren das die Menschen in der neuen Heimath?

III. Der Oheim.

In des Oheims Haus, wohin Rudi kam, sahen die Menschen gottlob so aus, wie Rudi sie gewohnt war zu sehen, ein einziger Cretin war hier nur, ein armer blödsinniger Zwerg, eins dieser unglücklichen Geschöpfe, welche in ihrer Armuth und Verlassenheit im Canton Wallis von Haus zu Haus ziehen und in jeder Familie einige Monate bleiben; der arme Saperli war gerade hier, als Rudi kam.

Der Oheim war noch ein kräftiger Jäger und trieb dabei das Böttcherhandwerk; seine Frau war eine kleine lebendige Person mit einem Gesicht, fast wie ein Vogel, sie hatte ein Paar Augen wie ein Adler, ihr Hals war lang und ganz wie mit Flaumfedern besetzt.

Alles war neu für Rudi, Kleidung, Sitte und Brauch, sogar die Sprache, aber das lernt und versteht ein Kindesohr bald. Es sah hier wohlhabend aus im Vergleich mit Großvaters Häuslichkeit. Die Wohnstube war größer, an den Wänden prangten Gemshörner und blankgeputzte Büchsen, über der Thür hing ein Bild der Muttergottes, frische Alpenrosen und eine brennende Lampe davor.

Der Ohm war, wie gesagt, einer der tüchtigsten Gemsenjäger der Gegend und zugleich der geübteste und beste Führer. Hier im Hause nun sollte Rudi Schooßkind sein, eigentlich war schon eins da, das war ein alter, blinder und tauber Jagdhund, der keine Dienste mehr thun konnte, aber die hatte er gethan; man erinnerte sich noch der Tüchtigkeit des Thieres in jüngeren Jahren und deshalb gehörte es nun mit zur Familie und sollte gute Tage haben.

Rudi liebkoste den Hund, aber der ließ sich mit Fremden nicht mehr ein, und das war ja Rudi noch, aber nicht lange; er schlug bald Wurzel in Haus und Herzen.

„Es ist nicht so übel hier im Canton Wallis!“ sagte der Ohm, „Gemsen haben wir, die sterben nicht so bald aus, wie die Steinböcke! es ist hier viel besser als in alten Zeiten, und so viel Rühmens man auch von der guten alten Zeit macht, unsere ist doch besser, man hat uns die Tasche aufgeknöpft und ist frischer Wind durch unser eingeschlossenes Thal geweht. Es kommt stets was besseres zum Vorschein, wenn das Alte fällt!“ sagte er, und wenn Ohm recht in's Schwatzen kam, so erzählte er aus seinen Kinderjahren, als sein Vater im kräftigsten Alter war, als Wallis noch, wie er es nannte, ein zugebundener Sack war mit viel zu vielen kranken Leuten, den jämmerlichen Cretins; „aber da kamen die französischen Soldaten, das waren die richtigen Doctoren, die schlugen die Krankheit todt sammt dem Kranken. Schlagen können die Franzosen, sie schlagen auf mancherlei Weise, und ihre Mädchen können's auch!“ und dabei nickte der Ohm seiner Frau zu, die aus Frankreich war, und lachte. „Die Franzosen verstehen sich auch auf's Steinschlagen, die Simplon-Straße haben sie durch die Felsen geschlagen, haben da einen Weg gebrochen, daß ich nun einem dreijährigen Kinde sagen kann: geh' nach Italien hinunter! halt' dich nur auf der Landstraße, und der Junge findet sich nach Italien zurecht, wenn er sich auf der Landstraße hält!“ So sang Ohm den Franzosen ein Loblied und rief Hurrah für Napoleon Bonaparte.

Da hörte Rudi zuerst von Frankreich, von Lyon, der großen Stadt am Rhonefluß, da war der Ohm gewesen.

Noch ein Paar Jahre weiter, und Rudi würde ein flinker Gemsenjäger werden, Anlagen hätte er dazu, sagte Ohm, und er lehrte ihn eine Büchse anschlagen, zielen und abschießen; er nahm ihn in der Jagdzeit mit in die Berge, ließ ihn von dem warmen Gemsenblut trinken, um den Schwindel zu bannen; er lehrte ihn

die Zeiten kennen, wann auf den verschiedenen Seiten der Berge die Lawinen rollen würden, um Mittag oder am Abend, je nachdem die Sonne mit ihren Strahlen darauf einwirkte; er lehrte ihn recht Acht zu geben auf die Gemsen und ihnen den Sprung abzulernen, so daß man auf die Füße falle und feststehe, und wenn keine Stütze für die Füße sei in der Felsschlucht, so müsse man sich mit den Ellbogen zu stützen suchen, sich mit den Muskeln der Schenkel und der Waden festklammern; man könne sich sogar mit dem Genick festbeißen, wenn's Noth thäte. Die Gemsen sind klug, sie stellen ihre Vorposten aus, aber der Jäger müsse noch klüger sein, meinte er, und ihnen aus der Witterung gehen; aber anführen ließen sie sich doch, er hinge nur Jacke und Hut auf den Alpenstock und die Gemsen hielten den Rock für den Mann. Den Spaß machte Ohm eines Tages, als er und Rudi zusammen auf der Jagd waren.

Der Felspfad war schmal, ja es war fast keiner da, nur ein dünnes Gesimse war es, hart an dem schwindelnden Abgrund. Es lag halb aufgethauter Schnee, der Stein bröckelte ab, wenn man auftrat, Ohm legte sich deshalb nieder, so lang er war und kroch vorwärts. Jeder losbrechende Stein fiel, stieß an, sprang und rollte weiter, er machte viele Sprünge von Felswand zu Felswand, ehe er zur Ruhe kam in der schwarzen Tiefe. Einhundert Schritte hinter dem Ohm stand Rudi auf dem äußersten festen Felsvorsprung, und er sah einen mächtigen Lämmergeier durch die Luft daherkommen und über dem Ohm schweben, um mit seinem Flügelschlag das kriechende Gewürm in den Abgrund zu schleudern zu seiner Atzung. Der Ohm hatte nur Augen für die Gemse, welche mit ihrem Zicklein jenseits der Kluft sichtbar war; Rudi behielt den Vogel im Auge, er wußte, was derselbe wollte, und hatte darum die Hand an der Büchse, um abzudrücken; da sprang die Gemse auf, der Ohm schoß, das Thier war getroffen von der tödtlichen Kugel, aber das Zicklein war fort, als wäre es sein lebelang in Flucht und Gefahr geübt und geprüft worden. Der unge-

heure Vogel nahm durch den Knall erschreckt einen anderen Flug; Ohm wußte nichts von seiner Gefahr, er erfuhr sie erst von Rudi.

Als sie nun in der besten Laune sich auf den Heimweg begaben, und Ohm ein Lied aus seinen Knabenjahren pfiff, tönte plötzlich ein eigener Laut in der Nähe, sie sahen sich um, sahen in die Höhe, und dort, oben auf dem steilen Felsvorsprung hob sich die Schneedecke, es wogte, wie wenn der Wind unter ein ausgebreitetes Stück Leinwand fährt. Die Wellenhäupter barsten, als wären es Marmorplatten, sie zerstoben und lösten sich auf in schäumende stürzende Wogen, mit dumpfem Donnerton sich heranwälzend; es war eine Lawine, welche herabstürzte, nicht gerade über Rudi und dem Ohm, aber nahe, viel zu nahe bei ihnen.

„Halt' Dich fest, Rudi!“ rief er, „fest, mit aller Kraft!“

Und Rudi umfaßte einen Baumstamm, welcher in der Nähe war, der Ohm kletterte über ihn weg in die Zweige des Baumes und hielt sich dort fest, während die Lawine viele Klafter von ihnen entfernt dahin rollte, aber der Zugwind, der Sturm, welchen sie erregte, knickte und zerbrach ringsum Büsche und Bäume, als wären sie nur dürres Rohr, und streute sie weit umher. Rudi lag auf dem Boden gebeugt da; der Baumstamm, an welchem er sich hielt, war wie abgesägt und die Krone eine weite Strecke fortgeschleudert. Dort, zwischen den zerbrochenen Zweigen, lag mit zerschmettertem Haupte der Ohm, seine Hand war noch warm, aber das Gesicht unkenntlich. Rudi stand bleich und zitternd da, es war die erste furchtbare Schreckensstunde in seinem Leben.

Mit der Todesnachricht kam er am späten Abend nach Hause, es war nun ein Trauerhaus. Die Frau stand wortlos, thränenlos da, und erst, als die Leiche gebracht wurde, kam der Schmerz zum Ausbruch. Der arme Cretin kroch in sein Bett, man sah ihn den ganzen Tag nicht, gegen Abend kam er zu Rudi.

„Schreib mir einen Brief! Saperli kann nicht schreiben, Saperli kann mit dem Brief nach dem Posthause gehen.“

„Einen Brief von Dir?“ fragte Rudi, „und an wen?“

„An den Herrn Christus.“

„Wen meinst Du damit?“

Und der Halbblödsinnige, den sie Cretin nannten, sah mit einem rührenden Blicke Rudi an, faltete die Hände und sagte feierlich und fromm:

„Jesus Christus. Saperli will ihm einen Brief schicken, und ihn bitten, daß Saperli todt ist und nicht der Mann hier im Hause.“

Rudi drückte ihm die Hand. „Der Brief kommt nicht hin, der Brief giebt ihn uns nicht wieder!“

Es war Rudi zu schwierig, ihm die Unmöglichkeit zu erklären.

„Nun bist Du die Stütze des Hauses!“ sagte die Pflegemutter. Und Rudi wurde es.

IV. Babette.

Wer ist der beste Schütze im Canton Wallis? Die Gemsen wußten es wohl: „Hüte Dich vor Rudi!“ konnten sie sagen. „Wer ist der schönste Jäger? O, das ist Rudi!“ sagten die Mädchen, aber sie sagten nicht: „hüte Dich vor Rudi!“ Das sagten nicht einmal die ernsten Mütter, denn er nickte ihnen ebenso freundlich zu wie den jungen Mädchen, er war so keck und heiter, seine Wangen waren braun, seine Zähne schneeweiß und die Augen kohlschwarz, er war ein schmucker Bursche und erst zwanzig Jahre alt. Es fror ihm nicht, wenn er im eiskalten Wasser schwamm, er bewegte sich im Wasser wie ein Fisch, er kletterte wie kein Anderer, klebte an der Felswand wie eine Schnecke, seine Muskeln und Sehnen waren eisenfest, das zeigte er auch beim Springen, das hatte er zuerst vom Kater und dann von den Gemsen gelernt. Rudi war der beste Führer, dem man sich anvertrauen konnte, er hätte

sich damit ein ganzes Vermögen erwerben können; das Böttcherhandwerk, das er auch vom Ohm erlernt hatte, sagte ihm nicht zu, seine Lust und sein Verlangen war nur, Gemsen zu schießen, das brachte auch Geld ein. Rudi war eine gute Parthie, wie man sagte, wenn er nur nicht über seinen Stand hinauswollte. Beim Tanze zeigte er sich als ein Tänzer, wie ihn sich die Mädchen träumten, und Eine und die Andere ging wachend umher und dachte an ihn.

„Er hat mich beim Tanz geküßt!“ sagte Schulmeisters Annette zu ihrer besten Freundin, aber das hätte sie lieber nicht sagen sollen, selbst nicht ihrer besten Freundin. So etwas ist nicht gut zu verschweigen, es ist wie Sand in einem durchlöcherten Sack, da ist kein Halten; bald, so anständig und brav Rudi auch war, wußte man doch, daß er die Mädchen im Tanze küßte, und doch hatte er nicht die geküßt, die er gar zu gern geküßt hätte.

„Paßt auf!“ sagte ein alter Jäger, „er hat Annette geküßt, er hat mit A angefangen und wird nun das ganze Alphabet durchküssen.“

Ein Kuß während des Tanzes war Alles, was das Gerücht von Rudi sagen konnte, aber er hatte Annette geküßt, und sie füllte doch nicht sein Herz aus.

Unten bei Bex, zwischen den großen Nußbäumen, dicht an einem kleinen reißenden Bergstrom, wohnte der reiche Müller. Das Wohnhaus war ein großes Gebäude von drei Stockwerken mit kleinen Thürmen, mit Holzschindeln gedeckt und mit Blechplatten beschlagen, in welchen Sonne und Mond sich spiegelten; der größte Thurm hatte als Windfahne einen glänzenden Pfeil, welcher einen Apfel durchbohrte, eine Anspielung auf Tell's Apfelschuß. Die Mühle nahm sich wohlhabend und stattlich aus und wurde gezeichnet und beschrieben. Aber die Müllertochter ließ sich weder zeichnen noch beschreiben, das behauptete wenigstens Rudi, und doch stand sie in seinem Herzen deutlich abgezeichnet. Ihre beiden Augen strahlten in seinem Herzen, so daß ein wahrer Brand darin ent-

stand. Es war mit einemmal so gekommen, wie eine Feuersbrunst, und das Wunderlichste dabei war, daß die Müllertochter, die niedliche Babette, keine Ahnung davon hatte. Sie und Rudi hatten niemals auch nur zwei Worte mit einander gesprochen.

Der Müller war reich, und wegen dieses Reichthums stand Babette unerreichbar hoch da. Aber Nichts ist so hoch, sagte Rudi bei sich, daß man es nicht erreichen könnte, man muß nur brav klettern, und man fällt nicht herunter, wenn man nicht daran glaubt. Die Lehre hatte er von Hause mitgebracht.

Nun traf es sich gerade, daß Rudi Geschäfte in Bex hatte, es war eine weite Reise bis dahin, die Eisenbahn war noch nicht fertig. Vom Schneegletscher herab, am Fuße des Simplon entlang, zwischen vielen und mannigfaltigen Berghöhen erstreckt sich das breite Walliser Thal mit seinem mächtigen Strom, der Rhone, welche zu Zeiten aufschwillt und Felder und Wege, Alles verwüstend, überschwemmt. Zwischen den Städten Sion und St. Maurice macht das Thal eine Biegung, krümmt sich wie ein Ellbogen und wird unterhalb Maurice so schmal, daß es nur für das Flußbett und den schmalen Fahrweg Platz hat. Ein alter Thurm steht wie eine Schildwacht des Cantons Wallis, welcher hier aufhört, auf der Bergwand und schaut über die steinerne Brücke nach dem Zollhause auf der anderen Seite; da beginnt der Canton Waadt, und das nächste, nicht weit entfernte Städtchen ist Bex. Hier blüht Alles in üppiger Fruchtbarkeit, man ist wie in einem Garten von Kastanien und Wallnußbäumen; hier und dort ragen Cypressen und Granatblüthen hervor, die Luft ist südlich warm, als wäre man in Italien. —

Rudi erreichte Bex, verrichtete sein Geschäft und sah sich um. Aber nicht einen Müllerknecht, geschweige denn Babette, bekam er zu Gesicht. Es war nicht, wie es hätte sein sollen.

Es wurde Abend; die Luft war erfüllt vom Duft des wilden Thymian und der Lindenblüthen, es lag wie ein schimmernder, himmelblauer Schleier über den bewaldeten Bergen, es lag eine

Stille über das Ganze ausgebreitet, es war nicht Schlaf, nicht Tod; nein, es war, als hielte die ganze Natur den Athem an, als fühlte sie sich hingestellt, um auf dem blauen Himmelsgrunde photographirt zu werden. Hie und da, zwischen den Bäumen, über die grünen Felder hin standen Stangen, welche den Telegraphendraht hielten, der durch das stille Thal geleitet war. An einer derselben zeigte sich ein Gegenstand, so unbeweglich, daß man glauben konnte, es wäre ein ausgegangener Baumstamm, — es war Rudi, welcher hier ebenso still stand, wie die ganze Umgebung in diesem Augenblick; er schlief nicht, und war noch weniger todt, aber wie durch den Telegraphendraht oft große Weltbegebenheiten hindurchfliegen, Lebensmomente von großer Bedeutung für den Einzelnen, ohne daß der Draht durch ein Zittern oder durch einen Ton es andeutet, so flogen hier durch Rudi mächtige, überwältigende Gedanken, sein ganzes Lebensglück, seine von nun an beständigen Gedanken. Seine Augen waren auf einen Punkt zwischen dem Laube gerichtet, auf ein Licht in der Stube des Müllers, wo Babette wohnte. Rudi stand so unbeweglich, daß man hätte glauben können, er dächte eine Gemse zu schießen, aber er glich in diesem Augenblicke selbst der Gemse, welche minutenlang stillstehen kann, als wäre sie aus dem Felsen gemeißelt, und plötzlich, wenn nur ein Stein rollt, springt sie auf und jagt davon; das that eben Rudi, es rollte ein Gedanke in ihm.

„Niemals verzagen!“ sagte er. „Besuch auf der Mühle! Gutenabend dem Müller, Gutentag der Babette! Man fällt nicht, wenn man es nicht selbst glaubt. Babette muß mich doch einmal sehen, wenn ich ihr Mann werden soll!“

Und Rudi lachte, war gutes Muths und ging zur Mühle. Er wußte, was er wollte: er wollte Babette haben.

Der Fluß brauste mit seinem hellgelben Wasser vorüber, Weidenbäume und Linden hingen über die eilende Fluth hin. Rudi ging über den Steg, und wie es in dem alten Kinderliede heißt:

„— — — in's Müllerhaus,
Wo Keiner zu Haus,
Als die Katz' und die Maus."

Die Hauskatze stand auf der Treppe, machte einen Buckel und sagte: „Miau!" aber Rudi hatte keinen Sinn für das, was sie sagte. Er stieg hinauf. Niemand hörte es, Niemand öffnete ihm. „Miau!" sagte die Katze. Wäre Rudi noch klein gewesen, so hätte er ihre Sprache verstanden und hätte gehört, daß sie sagte: „Es ist Niemand zu Hause." Da mußte er in die Mühle hinüber, um vorzufragen, und da erhielt er Bescheid. Der Herr war auf der Reise, weit weg nach Interlaken, „inter lacus, zwischen den Seeen," wie der Schulmeister, Annetten's Vater, es in seinem Unterricht erklärt hatte. Dahin war der Müller, und Babette war mit. Es war großes Schützenfest dort, es begann morgen und währte volle acht Tage. Die Schweizer aus allen deutschen Cantonen kamen dort zusammen.

Der arme Rudi, er war nicht zur glücklichen Stunde nach Bex gekommen, er konnte nur wieder umkehren, und das that er, nahm den Weg über St. Maurice und Sion in sein eigenes Thal, seine eigenen Berge, aber verzagt war er nicht. Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, war seine Laune wieder obenauf, weg war sie nie gewesen.

„Babette ist in Interlaken, viele Tagereisen von hier!" sagte er bei sich. „Es ist ein weiter Weg dahin, wenn man längs der Landstraße gehen will, aber es ist nicht so gar weit, wenn man über die Berge steigt, und das ist gerade ein Weg für einen Gemsenjäger! Den Weg habe ich früher schon gemacht, da drüben ist meine Heimath, wo ich als Knabe bei Großvater war! und Schützenfest haben sie in Interlaken! da will ich der Erste sein, und das will ich auch bei Babette sein, wenn ich erst ihre Bekanntschaft gemacht habe!"

Mit seinem leichten Ränzel, worin der Sonntagsstaat sich befand, mit Büchse und Jagdtasche ging Rudi über den Berg, auf

dem kurzen Wege, der übrigens ziemlich lang war; aber das Schützenfest hatte ja erst heute begonnen und währte länger als eine Woche; die ganze Zeit, hatte man ihm gesagt, blieben der Müller und Babette bei ihren Verwandten in Interlaken. Rudi ging über die Gemmi, um so nach Grindelwald hinunter zu kommen. —

Gesund und froh schritt er vorwärts, hinauf in die frische, leichte, stärkende Bergluft. Das Thal sank tiefer hinab, der Gesichtskreis ward weiter. Hier eine Schneespitze, dort eine, und bald die glänzende, weiße Alpenkette. Rudi kannte jeden Schneeberg; er wandte sich gegen das Schreckhorn, welches seinen weißbepuderten steinernen Finger hoch in die blaue Luft hinausstreckte.

Endlich war er über den Höhenrücken hinweg, die Weideplätze senkten sich gegen sein heimathliches Thal hinab. Sein Sinn war leicht wie die Luft; Berg und Thal standen da in der Fülle der Blumen und Kräuter; sein Herz war voll Jugendlust und Jugendgedanken: man wird niemals alt, man stirbt nie; man will leben, schalten und walten, genießen! Frei wie ein Vogel, leicht wie ein Vogel war er. Und die Schwalben flogen vorbei und sangen wie in der Zeit der Kindheit: „Wir und ihr! und ihr und wir!“ Alles war ein fröhliches Fliegen.

Unten lag die sammtgrüne Wiesenflur, mit braunen hölzernen Häusern bestreut, die Lütschine rauschte und brauste. Er sah den Gletscher mit seinen glasgrünen Kanten in dem schmutzigen Schnee, die tiefen Spalten, er sah den oberen und den unteren Gletscher. Die Glocken klangen von der Kirche zu ihm herüber, als wollten sie ihm zum Willkommen in der Heimath läuten. Sein Herz klopfte und wurde ihm so weit, daß Babette einen Augenblick daraus verschwand, so groß wurde ihm das Herz und so voll von Erinnerungen.

Er ging wieder denselben Weg, wo er als kleiner Bursche mit den anderen Kindern auf der Grabenkante gestanden und aus Holz geschnitzte Häuser verkauft hatte. Dort oben hinter den Tannen lag noch Großvaters Haus, es wohnten fremde Leute darin. Kinder

kamen auf den Weg gelaufen und wollten handeln, eins von ihnen reichte eine Alpenrose her, Rudi nahm sie als ein gutes Zeichen und dachte an Babette. Bald war er unten über die Brücke hinüber, wo die beiden Lütschinen sich vereinigen. Die Laubbäume mehrten sich, Nußbäume gaben Schatten. Dann sah er wehende Flaggen, das weiße Kreuz auf rothem Grunde, wie es der Schweizer und der Däne im Wappen führt, und vor ihm lag Interlaken.

Das war wahrlich eine prächtige Stadt, wie keine andere, meinte Rudi. Eine Schweizerstadt im Sonntagskleide. Sie war nicht wie die anderen Städte ein Haufen massiver, steinerner Häuser, schwerfällig, fremd und vornehm, nein! hier sah es aus, als wären die hölzernen Häuser droben von den Bergen in's grüne Thal heruntergelaufen mit dem klaren pfeilschnellen Flusse und hätten sich in Reihe und Glied gestellt, um eine Straße zu bilden. Und die prächtigste von allen Straßen war wahrhaftig erst entstanden, seit Rudi als Kind zuletzt hier war. Es schien, als wäre sie aus all' den zierlichen Holzhäuschen entstanden, die Großvater geschnitzt hatte und mit denen der Schrank zu Hause angefüllt war, und die hätten sich hier aufgestellt und wären so kräftig gewachsen wie die alten, uralten Kastanienbäume. Jedes Haus war ein Hôtel, wie es hieß, mit Holzschnitzwerk um Fenster und Balkone, und vorspringenden Dächern, Alles so sauber und zierlich, und vor jedem Hause ein ganzer Blumengarten bis an die breite macadamisirte Landstraße; längs derselben, aber nur auf einer Seite standen die Häuser, sie würden sonst die frische grüne Wiese gerade vor versteckt haben, wo die Kühe gingen mit ihren Glocken, welche ebenso wie auf den hohen Alpentriften klangen. Die Wiese war von hohen Bergen umschlossen, welche in der Mitte gleichsam auseinander rückten, damit man recht deutlich die glänzende schneebedeckte Jungfrau sehen könne, den am schönsten geformten von allen Schweizer Bergen.

Welche Menge von geputzten Herren und Damen aus fremden

Ländern! welches Gewimmel von Landleuten aus den verschiedenen Cantonen! Die Schützen trugen ihre Schieß-Nummer am Hut. Musik und Gesang, Drehorgeln und Blasinstrumente, Geschrei und Lärmen. Häuser und Brücken mit Versen und Emblemen geschmückt; Flaggen und Fahnen wehten. Die Büchsen knallten Schuß auf Schuß, das war die schönste Musik für Rudi's Ohr. Bei allen diesen Dingen vergaß er ganz und gar Babette, um derentwillen er doch hergekommen war.

Die Schützen drängten sich zum Scheibenschießen, Rudi war bald unter ihnen und war der Tüchtigste, der Glücklichste; stets traf er mitten in's Schwarze.

„Wer ist wohl der fremde blutjunge Jäger?“ fragte man. „Er spricht französisch, wie es in Wallis gesprochen wird, und kann sich auch ganz gut in unserm Deutsch verständlich machen,“ sagten Einige. „Als Kind soll er hier in der Gegend von Grindelwald gelebt haben,“ wußte Einer.

Es steckte Leben in dem Kerl! Seine Augen leuchteten, sein Blick, sein Arm waren sicher, darum traf er. Muth giebt Glück, und Muth hatte Rudi ja immer gehabt. Bald hatte er hier einen ganzen Kreis von Freunden um sich, er wurde geehrt und gefeiert, Babette war fast ganz aus seinen Gedanken gekommen. Da schlug ihn eine schwere Hand auf die Schulter, und eine tiefe Stimme redete ihn französisch an:

„Ihr seid aus dem Canton Wallis?“

Rudi wandte sich um und sah ein rothes fröhliches Gesicht, eine dicke Figur, es war der reiche Müller von Bex. Er verdeckte mit seinem breiten Körper die feine zierliche Babette, die jedoch bald hervorguckte mit den glänzenden dunklen Augen. Der reiche Müller rechnete es sich zur Ehre, daß es ein Jäger seines Cantons war, welcher den besten Schuß that und soviel Ruhm erntete. Rudi war wirklich ein Glückskind; das, wonach er fortgewandert war und was er jetzt, da er angekommen, fast vergessen hatte, suchte ihn auf.

Wo man fern von der Heimath Landsleute trifft, da kennt man sich, da spricht man mit einander. Rudi war beim Schützenfeste der Erste durch sein Schießen, wie der Müller daheim in Bex durch sein Geld und seine schöne Mühle. Und so drückten die beiden Männer einander die Hände, was sie nie früher gethan hatten. Auch Babette gab Rudi treuherzig die Hand, und er drückte ihr wieder die Hand und sah sie an, daß sie über und über erröthete.

Der Müller erzählte von dem langen Wege, den sie hierher gemacht hätten, von den vielen großen Städten, die sie gesehen. Es war eine ordentliche Reise: sie waren auf dem Dampfschiff gefahren, auf der Eisenbahn und mit der Post.

„Ich bin den kürzeren Weg gekommen," sagte Rudi. „Ich bin über die Berge gegangen; kein Weg ist so hoch, daß man ihn nicht gehen könnte!"

„Aber auch den Hals brechen," sagte der Müller. „Und Ihr seht gerade danach aus, daß Ihr einmal den Hals brechen werdet, so verwegen seid Ihr."

„Man fällt nicht, wenn man es nicht selbst glaubt," sagte Rudi.

Auch die Verwandten des Müllers in Interlaken, bei welchen der Müller und Babette zum Besuch waren, baten Rudi, ebenfalls bei ihnen einzusprechen, er wäre ja aus demselben Canton wie ihre Verwandten. Das war ein gutes Anerbieten, das Glück war mit Rudi, wie es immer mit Denen ist, welche sich auf sich selbst verlassen und immer daran denken: „Unser Herrgott giebt uns Nüsse, aber er knackt sie uns nicht auf!"

Rudi saß nun, wie mit zur Familie gehörig, bei des Müllers Verwandtschaft, es wurde eine Gesundheit ausgebracht auf den besten Schützen, und Babette stieß mit an, und Rudi bedankte sich.

Gegen Abend gingen sie Alle den Weg nach den schmucken Hôtels entlang unter den alten Wallnußbäumen, und da war eine Menschenmenge, ein Gedränge, daß Rudi Babetten seinen Arm

bieten mußte. Er wäre so froh darüber, sagte er, daß er Leute aus dem Waadtlande getroffen; Waadt und Wallis wären gute Nachbarcantone. Er drückte seine Freude so innig aus, daß Babette meinte, sie müsse ihm dafür die Hand drücken. Sie gingen bald wie alte Bekannte zusammen, und sie war so lustig, das kleine reizende Persönchen; es kleidete sie so allerliebst, fand Rudi, wenn sie das Lächerliche und Uebertriebene in der Kleidung und dem Putze der fremden Damen herausfand, und doch war eigentlich kein Grund vorhanden, sie deshalb zu verspotten, meinte Babette, denn es könnten doch sehr rechtschaffene Menschen sein, ja sogar ganz prächtige und liebenswürdige Menschen, das wußte sie, sie hatte selbst eine Pathe, das war eine sehr vornehme englische Dame. Vor achtzehn Jahren, als Babette getauft wurde, war sie in Bex und sie hatte Babette die kostbare Nadel geschenkt, die sie an der Brust trug. Zwei Mal hatte die Frau Gevatterin einen Brief geschrieben, und in diesem Jahre würde sie sie hier in Interlaken treffen mit ihren Töchtern, das waren alte Jungfern, schon gegen die Dreißig, sagte Babette, — sie war ja erst achtzehn.

Der süße kleine Mund stand nicht einen Augenblick still, und Alles, was Babette sagte, klang Rudi, als wären es lauter Dinge von der größten Wichtigkeit, und er erzählte wieder, was er zu erzählen wußte, erzählte: wie oft er in Bex gewesen sei, wie gut er die Mühle kenne, und wie oft er Babette gesehen habe, aber sie habe ihn natürlich nie bemerkt, und das letzte Mal, als er zur Mühle gekommen, und zwar mit vielen Gedanken, die er nicht aussprechen könne, waren sie und ihr Vater nicht zu Hause, weit weg, aber doch nicht so weit, daß man nicht über die Mauer klettern könnte, die den Weg so lang macht.

Ja, das sagte er, und er sagte noch viel mehr. Er sagte, wie gern er sie habe — — — und daß er ihretwegen, und nicht wegen des Schützenfestes gekommen sei.

Babette wurde ganz still. Es war fast zu viel, was er ihr zu tragen gab.

Und während sie gingen, sank die Sonne hinter die hohe Felswand. Die **Jungfrau** stand da voll Pracht und Glanz, umgeben von dem grünbewaldeten Kranz der nahen Berge. Alle die vielen Menschen standen still und sahen dahin. Auch Rudi und Babette genossen den großen Anblick.

„Nirgends ist es schöner als hier!“ sagte Babette.

„Nirgends!“ sagte Rudi und sah Babette an.

„Morgen muß ich fort!“ sagte er kurz darauf.

„Besuch' uns in Bex!“ flüsterte sie, „es wird meinen Vater freuen.“

V. Auf dem Heimwege.

O, wie schwer hatte Rudi zu tragen, als er am folgenden Tage nach Hause ging über die hohen Berge!

Ja, er hatte drei silberne Becher, zwei ausgezeichnete Büchsen und eine silberne Kaffeekanne, die konnte man brauchen, wenn man ein eigenes Hauswesen gründete.

Aber das war doch nicht das Schwerste, etwas Schwereres, Gewichtigeres trug er oder es trug ihn über die hohen Berge nach Hause. Aber das Wetter war rauh, grau, regnig, schwer. Die Wolken senkten sich wie Trauerflöre über die Höhen herab und verhüllten die schimmernden Bergspitzen. Vom Waldgrunde klangen die letzten Axthiebe herauf und die Seite des Berges hinab rollten Baumstämme, von der Höhe aus wie dünnes Lattenwerk anzusehen, aber in der Nähe Bäume wie Schiffsmasten. Die Lütschine brauste ihre einförmigen Accorde, der Wind sauste, die Wolken zogen. Dicht bei Rudi ging plötzlich ein junges Mädchen, er hatte sie nicht bemerkt, ehe sie dicht bei ihm war, sie wollte auch über's Gebirg. Ihre Augen hatten eine eigene Macht, man mußte hineinsehen, sie waren so seltsam glashell, so tief, grundlos tief.

„Hast Du einen Liebsten?“ fragte Rudi. Alle seine Gedanken waren davon erfüllt, eine Liebste zu haben.

„Nein, ich habe keinen,“ sagte sie und lachte, aber es war, als wenn sie nicht die Wahrheit sagte.

„Laß uns keinen Umweg machen,“ fuhr sie fort, „wir müssen uns mehr links halten, der Weg ist kürzer.“

„Ja, um in eine Eiskluft zu fallen!“ sagte Rudi. „Kennst Du den Weg nicht besser und willst Führer sein?“

„Ich kenne den Weg wohl!“ sagte sie, „und ich habe meine Gedanken beisammen. Deine sind noch unten im Thal; hier oben muß man an die Eisjungfrau denken, sie meint es nicht gut mit den Menschen, sagen die Menschen.“

„Ich fürchte sie nicht!“ sagte Rudi, „sie mußte mich auch wieder loslassen, als ich ein Kind war, ich werde ihr wohl entgehen, ich bin nun um so viel älter.“

Die Dunkelheit nahm zu, der Regen fiel, der Schnee kam, er leuchtete, er blendete.

„Reich' mir Deine Hand, ich will Dir steigen helfen!“ sagte das Mädchen, und sie berührte ihn mit eiskalten Fingern.

„Du mir helfen!“ sagte Rudi. „Noch habe ich keine Weiberhülfe zum Klettern gebraucht.“

Und er ging rascher vorwärts, fort von ihr. Das Schneegestöber flog wie eine Gardine um ihn her, der Wind heulte, und hinter sich hörte er das Mädchen lachen und singen, es klang ganz wunderlich. Es war gewiß Zauberspuk im Dienst der Eisjungfrau. Rudi hatte davon gehört, als er in der Kindheit auf seiner Wanderung über die Berge hier oben übernachtete.

Der Schnee fiel dünner, die Wolke lag unter ihm; er sah zurück, es war Niemand mehr zu sehen, aber er hörte Gelächter und Jodeln, und es klang nicht wie aus menschlichem Munde.

Als Rudi endlich die oberste Spitze des Berges erreichte, wo der Pfad in's Rhonethal hinunterging, da sah er in dem klaren blauen Luftstreifen in der Richtung gegen Chamounix zwei helle

Sterne, die glänzten und funkelten, und er dachte an Babette, an sich selbst und sein Glück und wurde warm bei den Gedanken.

VI. Der Besuch in der Mühle.

„Du bringst ja herrschaftliches Geräth in's Haus," sagte die alte Pflegemutter, und ihre seltsamen Vogelaugen leuchteten, sie bewegte den mageren Hals noch schneller in seltsamen Verdrehungen. „Das Glück ist mit Dir, Rudi! ich muß Dich küssen, mein süßer Junge!"

Rudi ließ sich küssen, aber es war ihm anzusehen, daß er sich in die Umstände, in die kleinen häuslichen Beschwerden fand. „Wie schmuck bist Du!" sagte die Alte.

„Rede mir nur nichts ein!" sagte Rudi und lachte, es freute ihn doch.

„Ich sage es noch einmal," sagte die Alte, „das Glück ist mit Dir!"

„Ja, das glaube ich Dir!" sagte er und dachte an Babette.

Nie zuvor hatte er ein solches Verlangen nach dem tiefen Thal gehabt.

„Sie müssen nun schon nach Hause gekommen sein," sagte er bei sich. „Es ist schon zwei Tage über die Zeit, wo sie kommen wollten. Ich muß nach Bex!"

Rudi kam nach Bex, und die Müllersleute waren zu Hause. Er wurde gut aufgenommen und bekam Grüße von den Verwandten in Interlaken. Babette sprach nicht viel, sie war still geworden, aber ihre Augen sprachen, und das war schon genug für Rudi. Der Müller, der sonst gern das Wort führte, — er war gewohnt, daß man immer über seine Einfälle und Wortspiele lachte, er war ja der reiche Müller, — ließ es geschehen, daß man lieber Rudi erzählen hörte von Jagdabenteuern, Beschwerlichkeiten und Gefahren,

welche die Gemsenjäger auf den hohen Bergzinnen zu bestehen haben, und wie sie über die unsicheren Schneegesimse hinklettern müssen, welche Wind und Wetter am Felsrande festkitten, wie sie über die kühnen Brücken kriechen, die das Schneegestöber über tiefe Abgründe geworfen hat. Rudi sah so keck dabei aus, seine Augen leuchteten, während er vom Jägerleben erzählte, von der Klugheit und den kühnen Sprüngen der Gemsen, von dem furchtbaren Föhn und den rollenden Lawinen; er merkte wohl, daß er bei jeder neuen Schilderung den Müller mehr und mehr für sich gewann, was ihm aber besonders zusagte, waren die Geschichten von den Lämmergeiern und den kühnen Königsadlern.

Nicht weit von da, im Canton Wallis, war ein Adlernest sehr geschickt unter eine vorspringende Felskante hineingebaut, es war ein Junges darin, das man durchaus nicht bekommen konnte! Ein Engländer hatte vor wenigen Tagen Rudi eine ganze Handvoll Gold geboten, wenn er ihm den jungen Adler lebendig schaffen könne, „aber es hat Alles seine Gränzen," sagte er, „der junge Adler da ist nicht zu bekommen, es wäre Tollheit, sich darauf einzulassen."

Der Wein floß und das Gespräch floß, aber der Abend war gar zu kurz, wie es Rudi schien, und doch war es nach Mitternacht, als er von diesem ersten Besuche in der Mühle kam.

Die Lichter schienen noch eine kurze Weile durch das Fenster und zwischen den grünen Zweigen hindurch. Aus der offenen Dachluke kam die Stubenkatze und längs der Dachrinne kam die Küchenkatze.

„Weißt Du, was es Neues auf der Mühle giebt?" sagte die Stubenkatze. „Es ist heimliche Verlobung hier im Hause! Vater weiß es noch nicht; Rudi und Babette haben einander den ganzen Abend unter dem Tisch auf die Pfoten getreten; sie traten mich zweimal, aber ich miaute doch nicht, das würde nur Verdacht erregt haben."

„Das hätte ich doch gethan!" sagte die Küchenkatze.

„Was sich in der Küche schickt, schickt sich nicht in der Stube!“ sagte die Stubenkatze. „Ich möchte nur einmal wissen, was der Müller sagen würde, wenn er von der Verlobung hörte!“

Ja, was wohl der Müller sagen würde, das hätte Rudi auch gern gewußt, aber warten konnte er nicht lange, bis er es wußte. Und nicht viele Tage darauf, als der Omnibus über die Rhonebrücke zwischen Wallis und Waadt rollte, saß Rudi darin mit gutem Muth wie immer und mit angenehmen Gedanken an das Jawort, welches er sich noch heute Abend zu holen gedachte.

Und als der Abend kam, und der Omnibus denselben Weg zurückfuhr, da saß auch Rudi darin, und fuhr denselben Weg zurück, in der Mühle aber lief die Stubenkatze mit Neuigkeiten herum.

„Weißt Du's schon, Du aus der Küche? der Müller weiß Alles. Die Sache nahm ein rares Ende! Rudi kam gegen Abend hier an, und er und Babette hatten viel mit einander zu flüstern und zu wispern, sie standen auf dem Gange gerade vor des Müllers Kammer. Ich lag zu ihren Füßen, aber sie hatten weder Augen noch Gedanken für mich. „„Ich gehe geradeswegs zu Deinem Vater hinein,““ sagte Rudi, „„es ist eine ehrliche Sache.““ „„Soll ich Dich begleiten?““ sagte Babette, „„das wird Dir Muth geben!““ „„Ich habe Muth genug!““ sagte Rudi, „„aber bist Du dabei, so muß er ein freundliches Gesicht machen, er mag wollen oder nicht!““ Und dann gingen sie hinein. Rudi trat mich furchtbar auf den Schwanz. Rudi ist schrecklich ungeschickt! ich miaute, aber weder er noch Babette hatten Ohren für mich. Sie öffneten die Thür, gingen Beide hinein, ich voran, aber ich sprang auf eine Stuhllehne hinauf, denn ich konnte nicht wissen, wie Rudi auftreten würde. Aber der Müller trat auf! das war ein tüchtiger Tritt. Hinaus aus der Thür, auf den Berg hinauf zu den Gemsen! auf die kann Rudi nun lauern, und nicht auf unsere kleine Babette!“

„Aber was wurde denn dabei gesprochen?“ fragte die Küchenkatze.

„Gesprochen?“ — „Es wurde Alles gesprochen, was sie so sagen, wenn sie auf's Freien gehn: „„Ich habe sie lieb und sie hat mich lieb! und wenn für Einen Milch im Kübel ist, so ist auch Milch für Zwei da.““ „„Aber sie sitzt zu hoch für Dich!““ sagte der Müller, „„wie Du wohl weißt! Du kriegst sie nicht!““ „„Nichts sitzt so hoch, daß man es nicht erreichen kann, wenn man nur will!““ sagte Rudi; damit ist er gar zu rasch bei der Hand. „„Aber das Adlerjunge kannst Du doch nicht kriegen, sagtest Du neulich selbst. Babette sitzt noch höher.““ „„Ich nehme sie alle Beide!““ sagte Rudi. „„Gut, ich schenke sie Dir, wenn Du mir das lebendige Adlerjunge schenkst!““ sagte der Müller und lachte, daß ihm die Thränen über's Gesicht liefen. Aber nun sollst Du Dank haben für die Visite, Rudi! komm morgen wieder, und Du findest Niemand zu Hause. Lebwohl, Rudi!““ Und Babette sagte auch Lebewohl, so kläglich wie ein Kätzchen, das seine Mutter verloren hat. „„Ein Wort, ein Mann!““ sagte Rudi. „„Weine nicht, Babette, ich bringe den Adler!““ „„Du brichst den Hals, hoffe ich!““ sagte der Müller, „„und dann hat dies Laufen ein Ende!““ Das nenne ich auftreten! nun ist Rudi fort und Babette sitzt und weint, aber der Müller singt deutsche Lieder, das hat er auf der Reise gelernt. Ich will darüber nicht traurig sein, das hilft doch Nichts!“

„Aber es sieht doch immer besser aus!“ sagte die Küchenkatze.

VII. Das Adlernest.

„Vom Bergpfade herab klang ein lustiges und helles Jodeln, das deutete auf gute Laune und freudigen Muth. Es war Rudi, er ging zu seinem Freunde Vesinand.

„Du mußt mir helfen; wir nehmen Ragli mit, ich muß das Adlerjunge dort oben auf dem Felsrand ausnehmen."

„Willst Du nicht erst das Schwarze vom Mond nehmen, das ist wohl ebenso leicht!" sagte Vasinand. „Du bist guter Laune."

„Ja, weil ich Hochzeit machen will! Aber nun im Ernst, Du sollst erfahren, wie die Sachen für mich stehen."

Und bald wußten Vasinand und Ragli, was Rudi wollte.

„Du bist ein verwegener Bursche!" sagten sie. „Es geht nicht; Du brichst den Hals!"

„Man fällt nicht hinunter, wenn man nicht daran glaubt!" sagte Rudi.

Um Mitternacht zogen sie aus mit Stangen, Leitern und Stricken; der Weg ging durch Gestrüpp und Gebüsch, über rollende Steine, immer aufwärts, hinauf in die dunkle Nacht. Das Wasser brauste unten, das Wasser rieselte oben, feuchte Wolken schwebten in der Luft. Die Jäger erreichten die steile Felswand, es war hier noch dunkler, denn die Felswände berührten sich fast und nur hoch oben in der schmalen Spalte zeigte sich der Himmel: zu ihren Füßen gähnte ein tiefer Abgrund mit einem brausenden Wasser. Alle Drei saßen still, sie wollten das Morgengrauen erwarten, dann flog der Adler aus, der mußte zuerst heruntergeschossen werden, ehe daran zu denken war, das Junge zu bekommen. Rudi saß auf der Lauer, so still, als wäre er ein Stück des Steines, auf dem er saß, das Gewehr hatte er schußbereit vor sich hingestellt, die Augen unverwandt auf die oberste Spalte gerichtet, wo unter dem überhängenden Felsrande das Adlernest versteckt war. Die drei Jäger warteten lange.

Jetzt tönte über ihnen ein knackendes, sausendes Geräusch, die Luft wurde verfinstert durch einen großen schwebenden Gegenstand. Zwei Büchsenröhre zielten, während die schwarze Figur des Adlers aus dem Neste aufflog; es fiel ein Schuß; einen Augenblick bewegten sich die ausgebreiteten Schwingen, und dann sank der Vogel langsam, als müßte er mit seiner Größe und mit den ausgestreckten

Flügeln die ganze Kluft ausfüllen und die Jäger in seinem Fall mit fortreißen. Der Adler sank in die Tiefe; es knackte in Baumästen und Büschen, welche durch den Fall des Vogels brachen.

Und nun begann eine große Geschäftigkeit; drei der längsten Leitern wurden zusammengebunden, damit sie hinaufreichten; sie wurden auf dem äußersten festen Punkte am Rande des Abgrunds aufgestellt, aber sie waren zu kurz, und glatt wie eine Mauer war die Felswand noch ein gutes Stück höher hinauf, wo das Nest im Schutze des obersten vorspringenden Felsblocks verborgen lag. Nach kurzer Berathschlagung kam man überein, man könne nichts Besseres thun, als von oben herunter zwei zusammengebundene Leitern in die Schlucht hinabzulassen und dann diese mit dreien verbinden, welche schon unten aufgestellt waren. Mit großen Beschwerden gelang es, die beiden Leitern auf die Höhe zu schleppen und dort an Tauen aufzuhängen, die Leitern wurden über die vorspringende Klippe hinabgeschoben und hingen frei schwebend gerade über dem Abgrunde; Rudi saß schon auf der untersten Sprosse. Es war ein eiskalter Morgen, Nebelwolken erhoben sich unten aus der schwarzen Schlucht. Rudi saß dort draußen wie eine Fliege auf dem schwankenden Strohhalm, welchen ein Vogel beim Nestbau auf dem Rande des hohen Fabrikschornsteins verloren hat, aber die Fliege kann davonfliegen, wenn der Halm sich loslöst, Rudi konnte nur den Hals brechen. Der Wind umsauste ihn, und unten im Abgrunde brauste das eilende Wasser aus dem aufschäumenden Gletscher, dem Pallast der Eisjungfrau.

Jetzt versetzte er die Leiter in schwingende Bewegung, wie die Spinne, die an ihrem langen schwebenden Faden hängend denselben befestigen will, und als Rudi zum vierten Male die Spitze der unten festgestellten zusammengebundenen Leitern berührte, hatte er sie erfaßt, sie wurden mit sicherer und kräftiger Hand zusammengefügt, jedoch schwankten sie fortwährend gefährlich hin und her. Wie ein schwebendes zerbrechliches Rohr erschienen die fünf senkrecht an die Felswand gelehnten langen Leitern, welche zu dem

Neste hinführten. Aber jetzt kam das Gefährlichste, man mußte klettern wie eine Katze, aber Rudi konnte das auch, er hatte es von der Katze gelernt, er spürte nicht den Schwindel, der neben ihm in der Luft schwebte und seine Polypenarme nach ihm ausstreckte. Jetzt stand er auf der obersten Leitersprosse und merkte, daß er doch noch nicht hoch genug war, um in's Nest hineinsehen zu können, nur mit der Hand konnte er es erreichen. Er prüfte die Festigkeit der dicken in einander geflochtenen Zweige, welche den unteren Theil des Nestes bildeten, und als er sich eines starken und unbeweglich festsitzenden Astes versichert hatte, schwang er sich von der Leiter auf den Ast und war nun mit Kopf und Brust oberhalb des Nestes, aber hier strömte ihm ein furchtbarer Aasgestank entgegen; todte Lämmer, Gemsen und Vögel lagen hier durcheinander. Der Schwindel, der ihn nicht zu packen vermochte, blies ihm die giftigen Dünste in's Gesicht, um ihn zu betäuben, und unten in der schwarzen gähnenden Tiefe, über dem dahineilenden Wasser, saß die Eisjungfrau selbst mit ihrem langen hellgrünen Haar und stierte mit Todtenaugen gleich zwei Büchsenläufen herauf.

„Nun frage ich Dich!“

In einem Winkel des Adlernestes sah er den jungen Adler sitzen; er war groß und stark, aber noch nicht flügge. Rudi heftete seine Augen auf ihn, hielt sich mit aller Kraft mit der einen Hand fest und warf mit der andern eine Schlinge um den jungen Adler. Er war lebendig gefangen! seine Beine saßen in der zusammengezogenen Schlinge fest, und Rudi warf die Schlinge mit dem Thiere über die Schulter, so daß das Thier ein gutes Stück unter ihm herabhing, während er sich an einem am Neste befestigten Stricke herabließ und so lange festhielt, bis seine Fußspitze wieder die oberste Sprosse der Leiter erreichte.

„Halt' fest! glaub' nicht, daß du fällst, so fällst du nicht!“ das war die alte Lehre, und die befolgte er, hielt sich fest, kletterte, war gewiß, nicht zu fallen, und er fiel nicht.

Nun aber erschallte ein Jodlen, so kräftig und fröhlich. — Rudi stand auf dem festen Felsengrund mit seinem Adlerjungen.

VIII. Was für Neuigkeiten die Stubenkatze erzählen konnte.

„Hier ist das Verlangte," sagte Rudi, indem er beim Müller in Bex in's Haus trat; er setzte einen großen Korb auf den Boden, zog die Hülle ab, und da glühten die gelben schwarzgeränderten Augen hervor, so sprühend wild, recht als wollten sie sich einbrennen und einbeißen, wohin sie sahen; der kurze starke Schnabel gähnte zum Biß bereit, der Hals war roth und flaumig.

„Das Adlerjunge!" rief der Müller. Babette stieß einen Schrei aus und sprang zur Seite, konnte aber ihre Augen weder von Rudi noch vom Adler wegwenden.

„Du läßt Dich nicht bange machen," sagte der Müller.

„Und Ihr haltet stets Euer Wort!" sagte Rudi, „Jeder hat sein Kennzeichen!"

„Und warum brachst Du nicht den Hals?" fragte der Müller.

„Weil ich festhielt!" antwortete Rudi, „und das thue ich auch noch, ich halte fest an Babette!"

„Sieh' erst zu, daß Du sie hast!" sagte der Müller und lachte; das war ein gutes Zeichen, wie Babette wußte.

„Laß uns das Thier aus dem Korbe nehmen, es ist gefährlich anzusehen, wie es glotzt! wie kriegtest Du ihn?"

Und Rudi mußte erzählen, und der Müller machte ein Paar Augen, die größer und immer größer wurden.

„Mit Deinem Muth und Deinem Glück kannst Du drei Frauen versorgen!" sagte der Müller.

„Dank, Dank!" rief Rudi.

„Ja, Babette hast Du noch nicht!“ sagte der Müller und schlug zum Spaß den jungen Alpenjäger auf die Schulter. —

„Weißt Du was es Neues auf der Mühle giebt?“ sagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Rudi hat uns das Adlerjunge gebracht und kriegt Babette dafür. Sie haben sich geküßt und der Vater hat zugesehen; das ist dann so gut wie eine Verlobung. Der Alte schlug nicht und trat nicht, er zog die Krallen ein, machte ein Mittagsschläfchen und ließ die Beiden sitzen und kosen. Die haben sich so viel zu erzählen, sie werden bis Weihnachten nicht damit fertig!“

Und sie wurden wirklich nicht fertig bis Weihnachten. Der Wind wirbelte das braune Laub auf, der Schnee jagte im Thal wie oben auf den Bergen; die Eisjungfrau saß in ihrem stolzen Schlosse, das sich zur Winterszeit vergrößerte; die Felswände waren mit Glatteis bedeckt, und klafterdicke, elephantenschwere Eiszapfen hingen dort, wo im Sommer der Bergstrom seinen nassen Schleier herabwehen ließ; Guirlanden aus phantastischen Eiskrystallen gebildet, glänzten auf den schneebepuderten Tannen. Die Eisjungfrau ritt auf dem sausenden Sturme über die tiefsten Thäler hin. Ihr Schneeteppich lag bis Bex hinunter ausgebreitet, sie konnte dahin gelangen und Rudi in die Thür gucken, er saß mehr zu Hause, als er es je gewohnt gewesen war, er saß bei Babette. Im Sommer sollte die Hochzeit sein, ihnen klangen öfter die Ohren, so häufig sprachen ihre Freunde davon. Da war heller Sonnenschein, die lieblichste Alpenrose blühte dort, die heitere lächelnde Babette, lieblicher wie der nahende Frühling, der Frühling, der alle Vögel singen lehrt von der schönen Sommerzeit, vom Hochzeitstage!

„Wie die Beiden immer zusammensitzen und hinter einander her sind!“ sagte die Stubenkatze, „das ewige Miauen hab' ich satt!“

IX. Die Eisjungfrau.

Der Frühling hatte seine saftiggrüne Guirlande von Nuß- und Kastanienbäumen entfaltet, verbreitet sich besonders üppig von der Brücke bei St. Maurice bis zum Ufer des Genfersees längs des Rhoneflusses, welcher mit rasender Gewalt von seinem Ursprung unter dem grünen Gletscher herabstürzte, im Eispallaste, wo die Eisjungfrau hauste, wo sie sich durch den scharfen Wind auf das höchste Schneefeld hinauftragen läßt und im hellen Sonnenschein sich auf den zusammengewachsenen Polstern ausstreckte. Da lag sie und schaute mit scharfem Blick in die tiefen Thäler hinab, wo die Menschen wie Ameisen auf einem von der Sonne beschienenen Steine sich emsig rührten.

„Ihr starken Geister, wie die Sonnentöchter euch nennen!" sagte die Eisjungfrau, „Gewürm seid ihr! ein herabrollender Schneeball, und ihr sammt euren Häusern und Städten seid zermalmt, vernichtet!" Und sie erhob ihr stolzes Haupt höher und sah mit todtsprühenden Augen weit umher und tief hinunter. Aber vom Thal herauf erscholl ein Rollen, ein Sprengen von Felsen, — Menschenwerk! Straßen und Tunnels für Eisenbahnen wurden gebahnt.

„Die elenden Maulwürfe!" sagte sie; „sie graben sich Gänge und es klingt wie Flintenschüsse. Versetze ich mein Schloß, so rauscht es mächtiger als das Dröhnen des Donners!"

Vom Thale herauf erhob sich eine Rauchwolke, sie bewegte sich vorwärts wie ein flatternder Schleier, ein wehender Federbusch aus der Locomotive, welche den Zug auf der neu eröffneten Eisenbahn zog, die gewundene Schlange, deren Gelenke Wagen an Wagen bilden. Pfeilschnell schoß sie vorwärts.

„Die erbärmlichen Herren dort unten, die Kräfte des Geistes!"

sagte die Eisjungfrau, „die Naturmächte sind doch die herrschenden!“ Und sie lachte und sang, daß es in's Thal hinabschallte.

„Es rollt eine Lawine!“ sagten die Menschen unten.

Aber die Töchter der Sonnen sangen noch lauter von der Macht des menschlichen Gedankens, welcher die Welt beherrscht, der das Meer in's Joch spannt, Berge versetzt, Thäler ausfüllt, von dem Gedanken, welcher Herr ist über die Naturkräfte.

In diesem Augenblick kam über das Schneefeld, wo die Eisjungfrau saß, eine Gesellschaft von Reisenden. Sie hatten sich mit Stricken fest aneinander gebunden, um so wie ein größerer Körper zu sein auf den glatten Eisflächen und an den tiefen Abgründen.

„Gewürm!“ sagte sie. „Ihr solltet Herren sein über die Macht der Natur!“ und sie wandte sich ab und sah spöttisch in's tiefe Thal hinunter, wo der Bahnzug vorbeibrauste.

„Da sitzen sie, diese Gedanken! sie sitzen da in der Macht ihrer Geisteskräfte. Ich sehe jeden Einzelnen. — Einer sitzt allein da, stolz wie ein König, dort ein ganzer Haufen zusammen; die Hälfte schläft und wenn der Dampfzug hält, steigen sie aus und gehen ihre Wege. Die Gedanken gehen in die Welt hinaus!“ Und sie lachte.

„Es rollt wieder eine Lawine!“ sagten sie unten im Thale.

„Uns trifft sie nicht!“ sagten Zwei, die im Zuge saßen, „Zwei Seelen und Ein Gedanke.“ Es war Rudi und Babette. Auch der Müller war dabei.

„Als Bagage!“ sagte er: „ich bin unentbehrlich dabei!“

„Da sitzen die Beiden,“ sagte die Eisjungfrau. „Manche Gemse habe ich schon zermalmt, Millionen von Alpenrosen habe ich geknickt und gebrochen, daß kein Stengel nachblieb! ich wische sie weg, die Gedanken, die Geisteskräfte!“ Und sie lachte.

„Schon wieder eine Lawine!“ sagten sie im Thale.

X. Die Gevatterin.

In Montreux, einer der nächsten Städte, welche mit Clarens, Varnex und Crin eine Guirlande um den nordöstlichen Theil des Genfersees schlingen, wohnte Babetten's Gevatterin, die vornehme englische Dame, mit ihren Töchtern und einem jungen Verwandten. Sie waren erst kürzlich eingetroffen, jedoch der Müller hatte ihnen schon einen Besuch abgestattet, ihnen Babetten's Verlobung angezeigt und von Rudi und dem Adlernest erzählt, vom Besuch in Interlaken, kurz er hatte die ganze Geschichte berichtet, und die hatte sie im höchsten Grade interessirt und für Rudi und Babette eingenommen, und auch für den Müller; sie sollten nun durchaus alle Drei kommen, und deshalb kamen sie. — Babette und ihre Pathe mußten sich wiedersehen.

Bei der kleinen Stadt Villeneuve am Ende des Genfersees lag das Dampfschiff, von dort erreicht man in einer Stunde Varnex gerade unterhalb Montreux. Dies ist eine vielbesungene Küste, hier saß Byron unter den Nußbäumen an dem tiefen blaugrünen See und schrieb seine melodischen Verse an den Gefangenen in dem berüchtigten Felsenschloß Chillon. Dort, wo Clarens mit seinen Trauerweiden sich im Wasser spiegelt, wandelte Rousseau und träumte von Heloise. Die Rhone gleitet unter den hohen schneebedeckten Bergen Savoyens dahin; hier, nicht weit von ihrem Ausfluß in den See, liegt eine kleine Insel, sie ist so klein, daß sie von der Küste aus nur wie ein Boot aussieht. Es war ein wackerer Felsengrund, welchen vor etwa hundert Jahren eine Dame mit Steinen eindämmen, mit Erde bedecken und mit drei Akazienbäumen bepflanzen ließ, welche jetzt die ganze Insel beschatten. Babette war wahrhaft hingerissen von diesem Plätzchen, es war ihr das Köstlichste auf der ganzen Fahrt, dahin möchte sie, dahin mußte sie, da müßte es ganz köstlich zu wohnen sein, meinte

sie. Aber das Dampfschiff fuhr vorbei und legte an, wo es anlegen sollte, bei Barnex.

Die kleine Gesellschaft wanderte zwischen den weißen sonnenbeschienenen Mauern hinauf, welche die Weingärten vor dem Bergstädtchen Montreux umgeben, wo Feigenbäume vor den Bauerhäusern Schatten geben, wo Lorbeerbäume und Cypressen in den Gärten grünen. Auf der Hälfte des Weges lag die Pension, wo die Frau Pathe wohnte.

Sie fanden eine sehr herzliche Aufnahme. Die Pathe war eine große ältliche Frau mit rundem, lächelndem Gesicht; als Kind mußte sie ein wahrhaft raphaelisches Engelsantlitz gewesen sein, jetzt aber war sie ein altes Engelsgesicht, rings von silberweißem Haar umringelt. Die Töchter waren zierlich, fein, lang und schlank. Der junge Vetter, welcher sie begleitete und von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet war, mit goldgelbem Haar und einem goldgelben Backenbart, so groß, daß er für drei Gentlemen ausgereicht hätte, zeigte für die kleine Babette sogleich die allergrößte Aufmerksamkeit.

Reich gebundene Bücher, Notenblätter und Zeichnungen lagen auf dem großen Tische ausgebreitet, die Balkonthür stand offen, man sah auf den herrlichen weiten See hinaus, der so glatt und still war, daß sich die Savoyer Berge mit ihren Städtchen, Wäldern und Schneespitzen deutlich darin abspiegelten.

Rudi, der sonst so keck, lebensfroh und heiter war, fühlte sich gar nicht in seinem Element; er bewegte sich hier, als ginge er auf Eiern über einen glatten Fußboden. Wie langsam die Zeit dahinschlich! wie in der Tretmühle! Und nun wollte man spazieren gehen! das ging ebenso langsam, zwei Schritte vorwärts und einen zurück konnte Rudi machen, um mit den Anderen Schritt zu halten. Nach Chillon ging es, auf das alte verrufene Schloß, auf die Felseninsel, um Marterpfähle anzusehen und ewige Gefängnisse, verrostete Ketten in der Felsmauer, Steinsitze für die zum Tode Verurtheilten, Fallthüren, durch welche die Unglücklichen

hinuntergestürzt wurden und sich an Eisenspitzen mitten in der Brandung aufspießten. Und sie nannten es ein Vergnügen, das zu besehen. Es war ein Hochgericht, durch Byron's Dichtung poetisch verklärt. Rudi sah durchaus nur Hochgericht. Er lehnte sich an die große steinerne Fenstereinfassung und sah in das tiefe blaugrüne Wasser, und nach der kleinen einsamen Insel mit den drei Akazien, dahin wünschte er sich, befreit von dieser plaudernden Gesellschaft; Babette jedoch war außerordentlich froh. Sie hatte sich prächtig amüsirt, sagte sie später, den Vetter fand sie sehr nett.

„Ein rechter Laffe!“ sagte Rudi, und das war das erste Mal, daß Rudi etwas sagte, was nicht ihren Beifall hatte. Der Engländer hatte ihr ein kleines Buch geschenkt zur Erinnerung an Chillon, es war Byron's Gedicht: „der Gefangene von Chillon,“ in's Französische übersetzt, so daß Babette es lesen konnte.

„Das Buch mag recht gut sein!“ sagte Rudi, aber der glattgekämmte Narr, der Dir es gab, hat kein Glück bei mir gemacht!“

„Er sah aus wie ein Mehlsack ohne Mehl!“ sagte der Müller, und lachte über seinen Witz. Rudi lachte mit ihm und sagte, es wäre sehr gut, und eine ganz richtige Bezeichnung.

XI. Der Vetter.

Als Rudi ein Paar Tage darauf zum Besuch auf die Mühle kam, fand er den jungen Engländer dort; Babette setzte ihm gerade gekochte Forellen vor, die sie gewiß selbst mit Petersilie bestreut hatte, um ihnen ein hübsches Aussehn zu geben. Das gefiel ihm durchaus nicht. Was wollte der Engländer hier? Was sollte er hier? Sich von Babette tractiren und kredenzen lassen? Rudi war eifersüchtig und das amüsirte Babette; es machte ihr Vergnügen, ihn von allen Seiten seines Herzens zu sehen, den starken und den schwachen. Die Liebe war ihr noch ein Spiel, und sie

spielte mit Rudi's ganzem Herzen, und doch muß man sagen, daß er ihr Glück, ihr Leben war, das Beste und Herrlichste in der ganzen Welt, aber je finsterer er drein sah, desto heller lachten ihre Augen, sie hätte den blonden Engländer mit dem goldgelben Backenbart küssen können, wenn sie dadurch erreichen könnte, daß Rudi wie rasend davonliefe, sie wußte wohl, wie tief er sie liebte. Es war nicht richtig, nicht klug von Babettchen, aber sie war ja erst neunzehn Jahre! Sie dachte nicht darüber nach; dachte noch weniger daran, wie ihr Benehmen gedeutet werden konnte, von dem jungen Engländer wurde es für lustiger und leichtfertiger angesehen, als es sich wohl für die ehrbare künstlich verlobte Müllertochter schickte.

Wo die Landstraße von Bex unter den schneebedeckten Felshöhen hinläuft, welche in der Landessprache Diablarets genannt werden, lag die Mühle nicht weit von einem reißenden Bergstrom, der weißgrau wie Seifenschaum aussah; die Mühle wurde jedoch nicht von diesem, sondern von einem kleineren Bache getrieben, welcher auf der anderen Seite von Felsen herabstürzte, und durch einen gemauerten Durchgange unter dem Wege hindurchgeleitet, durch seine eigene Kraft und Schnelligkeit sich hob und dann in einem verschlossenen Balkenbassin, einer breiten Rinne, über den reißenden Fluß hinweggeführt wurde und das große Mühlrad trieb. Die Rinne war so reichhaltig an Wasser, daß es überlief und so einen nassen schlüpfrigen Weg bildete für den, dem es einfiel, hier rascher zur Mühle zu gelangen, und diesen Einfall hatte ein junger Mann, der Engländer. Weißgekleidet wie ein Müllerknecht, kletterte er in der Abendstunde, geleitet von dem Lichte in Babettes Kammer, hinüber. Er hatte nicht klettern gelernt und wäre fast kopfüber in den Strom gefallen, aber kam mit nassen Aermeln und mit bespritzten Beinkleidern davon. Durchnäßt und beschmutzt kam er unter Babetten's Fenstern an, wo er in den alten Lindenbaum kletterte und den Eulenruf nachahmte, einem andern Vogel wußte er nicht nachzusingen. Babette hörte es und lauschte durch

die dünnen Gardinen hinaus, aber als sie den weißen Mann sah und sich wohl denken konnte, wer es wäre, schlug ihr kleines Herz vor Schreck, aber auch vor Zorn. Sie löschte rasch das Licht aus, fühlte nach, ob alle Fensterhaken geschlossen wären und dann ließ sie ihn heulen und schreien.

Schrecklich wäre es, wenn Rudi auf der Mühle wäre, aber Rudi war nicht da, nein, es war noch viel schlimmer, er war gerade draußen vor der Mühle. Es wurden laute zornige Worte gesprochen, es wird Schläge geben, vielleicht Todtschlag!

Babette öffnete voll Schrecken das Fenster, rief Rudi's Namen, bat ihn doch zu gehen, sie litte nicht, daß er bliebe, sagte sie.

„Du leidest nicht, daß ich hier bleibe!“ rief er aus, „es ist also eine verabredete Sache! Du erwartest gute Freunde, bessere als mich! schäme Dich, Babette!“

„Du bist abscheulich!“ sagte Babette. „Ich hasse Dich!“ und nun weinte sie. „Geh! geh!“

„Das habe ich nicht verdient!“ sagte er, und er ging, seine Wangen brannten wie Feuer, auch in seinem Herzen brannte es wie Feuer.

Babette warf sich auf's Bett und weinte.

„Ich liebe Dich so innig, Rudi, und Du kannst schlecht von mir denken!“

Sie war zornig, sehr zornig, und das war gut für sie, sonst wäre sie tief betrübt gewesen; nun konnte sie einschlafen und den stärkenden Schlaf der Jugend schlafen.

XII. Böse Mächte.

Rudi verließ Bex, ging auf den Heimweg, er suchte in die Berge zu kommen, in die frische kühlende Luft, wo der Schnee lag, wo die Eisjungfrau herrschte. Die Laubbäume standen tief

unten, als wären sie nur Kartoffelstauden, Tannen und Gebüsche wurden weniger, die Alpenrosen blühten auf dem Schnee, welcher in einzelnen Flocken lag, wie Leinen auf der Bleiche. Dort stand eine blaue Gentiane, er zerdrückte sie mit dem Gewehrkolben.

Höher aufwärts zeigten sich zwei Gemsen, Rudi's Augen bekamen wieder Glanz, seine Gedanken neuen Flug; aber er war nicht nahe genug, um einen sichern Schuß zu thun; er stieg noch höher, wo nur ein rauhes Gras zwischen den Steinblöcken wuchs; die Gemsen gingen ruhig auf dem Schneefelde, hastig eilte er vorwärts; Nebelwolken senkten sich um ihn und plötzlich stand er vor der steilen Felswand, der Regen fing an herabzuströmen.

Er fühlte brennenden Durst, Hitze im Kopf, Kälte in den Gliedern. Er griff nach seiner Jagdflasche, aber sie war leer, er hatte nicht daran gedacht, als er fortstürmte in die Berge. Er war nie krank gewesen, aber jetzt fühlte er sich krank; er war müde und fühlte Lust, sich niederzuwerfen und zu schlafen, aber es war Alles von Wasser überschwemmt, er versuchte sich zusammen zu nehmen; alle Gegenstände schwankten wunderlich vor seinen Augen, aber da sah er plötzlich, was er nie vorher hier gesehen hatte, ein noch neues niedriges Balkenhaus, welches sich an den Felsen lehnte, und in der Thür stand ein junges Mädchen, er meinte, es wäre Schulmeisters Annette, die er einmal beim Tanzen geküßt hatte, aber Annette war es nicht, und doch hatte er das Mädchen früher gesehen, vielleicht bei Grindelwald, an jenem Abend, als er vom Schützenfest in Interlaken kam.

„Wo kommst Du her?“ fragte er.

„Ich bin hier zu Hause!“ sagte sie. „Ich hüte meine Heerde.“

„Deine Heerde? wo grast sie denn? Hier ist doch Nichts als Schnee und Felsen!“

„Du weißt gut Bescheid!“ sagte sie und lachte. „Hier zur Seite, etwas tiefer, ist eine schöne Matte, da gehen meine Ziegen; ich hüte sie gut! nicht eine verliere ich, was mein ist, bleibt mein!“

„Du bist keck!“ sagte Rudi.

„Du auch!“ antwortete sie.

„Hast Du Milch, so gieb sie mir, ich habe unleidlichen Durst!“

„Ich habe was Besseres als Milch,“ sagte sie, „das sollst Du haben! Gestern waren Reisende mit ihren Führern hier, die vergaßen eine halbe Flasche Wein, wie Du ihn noch nicht geschmeckt hast; sie holen ihn nicht wieder, und ich trinke ihn nicht, trink' Du!“

Sie kam mit dem Wein heraus, schenkte ihn in eine hölzerne Schale und gab ihn Rudi.

„Der ist gut,“ sagte er. „Noch niemals habe ich einen so erwärmenden, feurigen Wein getrunken!“ und seine Augen strahlten, es kam ein Leben, eine Gluth in ihn, wie wenn aller Kummer und alles Drückende verdunstet wäre; die sprudelnde frische Menschennatur regte sich in ihm.

„Aber das ist ja doch Schulmeisters Annette!“ rief er aus. „Gieb mir einen Kuß!“

„Wenn Du mir den hübschen Ring giebst, den Du am Finger trägst!“

„Meinen Brautring?“

„Gerade den!“ sagte das Mädchen und goß Wein in die Schale, setzte sie an seine Lippen, und er trank. Es strömte Lebenslust in seine Adern, die ganze Welt war sein, meinte er, warum sich plagen! Alles ist da, um uns zu dienen und zu beglücken! Der Strom des Lebens ist der Strom der Freude, sich fortreißen, sich tragen lassen davon, das ist Glück. Er sah das junge Mädchen an, es war Annette und doch wieder nicht Annette, noch weniger eine Spukgestalt, wie er sie genannt hatte, als er sie bei Grindelwald traf; das Mädchen hier auf dem Berge war frisch wie der frischgefallene Schnee, blühend wie die Alpenrose und leicht wie ein Zicklein, aber immer doch eine Evastochter, ein Menschenkind wie Rudi. Und er schlang seine Arme um sie, sah ihr in die wunderbar klaren Augen, nur eine Secunde war es und in dieser Secunde — ja wer's nur erklären, erzählen, in Worte

fassen könnte! — erfüllte ihn ein Geistesleben oder ein Leben des Todes, wurde er gehoben oder sank er hinunter in den tiefen mörderischen Eisgrund, tiefer, immer tiefer; er sah Eiswogen wie aus blaugrünem Glase; unendliche Klüfte gähnten ringsum, und das Wasser tropfte klingend wie ein Glockenspiel herab und war so perlenklar und leuchtete in blauweißen Flammen, die Eisjungfrau gab ihm einen Kuß, der ihn durch's Rückgrat bis in's Gehirn hinein frieren machte, er stieß einen Schmerzensschrei aus, riß sich los, taumelte und fiel, es ward Nacht vor seinen Augen, aber er öffnete sie wieder. Böse Mächte hatten ihr Spiel mit ihm getrieben.

Das Alpenmädchen war fort, die Hütte war fort, das Wasser floß an der nackten Felswand herab, der Schnee lag rings umher. Rudi schauderte vor Kälte, er war bis auf die Haut durchnäßt, und sein Ring war fort, der Brautring, den Babette ihn gegeben. Sein Gewehr lag bei ihm im Schnee, er faßte es, wollte es abschießen, es versagte. Feuchte Wolken lagen wie feste Schneemassen in der Schlucht, der Schwindel saß dort und lauerte auf die kraftlose Beute, unter ihm in der tiefen Kluft klang es, als wenn ein Felsblock fiele, der Alles zertrümmerte und fortriß, was ihn im Falle aufhalten wollte.

In der Mühle aber saß Babette und weinte. Rudi war schon seit sechs Tagen nicht dagewesen. Und er hatte doch Unrecht, er mußte sie doch um Verzeihung bitten, weil sie ihn von ganzem Herzen liebte.

XIII. Im Müllerhause.

„Das ist ein schrecklicher Wirrwarr mit den Menschen!“ sagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Nun ist es wieder aus mit Babette und Rudi. Sie weint, und er denkt nicht mehr an sie.“

„Das mag ich nicht leiden!“ sagte die Küchenkatze.

„Na, ich gewiß auch nicht," sagte die Stubenkatze, „aber ich will mich nicht darum grämen. Babette kann ja die Liebste des rothen Backenbarts werden; er ist noch nicht wieder hier gewesen, seit er hier auf's Dach steigen wollte!"

Böse Mächte haben ihr Spiel, außer uns und in uns. Das hatte Rudi erfahren und hatte darüber nachgedacht. Was war um ihn und in ihm vorgegangen dort oben auf dem Berge? Waren das Erscheinungen oder ein Fiebertraum? er hatte nie früher Fieber oder Krankheit gekannt. Er hatte einen Blick in sein eigenes Innere gethan, als er Babette verurtheilte. Er dachte an die wilde Jagd in seinem Herzen, den heißen Föhn, welcher dort vor Kurzem ausbrach. Konnte er Alles beichten vor Babette, jeden Gedanken, der in der Stunde der Versuchung bei ihr zur That werden konnte? Ihren Ring hatte er verloren, und gerade beim Verlust desselben hatte sie ihn wiedergewonnen. Konnte sie ihm Alles beichten? Es war, als wenn sein Herz brechen sollte, indem er an sie dachte; es wurden so viele Erinnerungen geweckt, er sah sie vor sich, lebendig, lachend, ein übermüthiges Kind; manches liebevolle Wort, das sie aus der Fülle ihres Herzens zu ihm gesprochen hatte, flog wie Sonnenblick in seine Brust und bald war lauter Sonnenschein für Babette darin.

Sie mußte ihm beichten können, und das sollte sie.

Er kam zur Mühle. Er kam zum Beichten, er fing mit einem Kuß an und endete damit, daß Rudi der Sünder war, sein großer Fehler war es, daß er an Babettens Treue zweifeln konnte, das war beinahe abscheulich von ihm! solches Mißtrauen, solche Heftigkeit konnte sie Beide in's Unglück stürzen. Ja ganz gewiß! und darum hielt Babette ihm eine kleine Predigt; es amüsirte sie selbst und es kleidete sie so allerliebst; in einem Dinge jedoch hatte Rudi Recht: der Vetter der Pathin war ein Laffe! sie wollte das Buch verbrennen, das er ihr geschenkt hatte, und nicht das Geringste besitzen, was sie an ihn erinnern könnte.

„Nun ist es glücklich überstanden!" sagte die Stubenkatze,

Rudi ist wieder hier, sie verstehen sich und das ist das größte Glück, sagen sie."

„Ich hörte diese Nacht," sagte die Küchenkatze, „die Ratten sagen, das größte Glück sei Talglichter zu fressen und einen guten Vorrath von verdorbenem Speck zu besitzen. Wem soll man nun glauben, den Ratten oder den Liebesleuten?"

„Keinen von beiden!" sagte die Stubenkatze; „das ist immer das Sicherste."

Das größte Glück für Rudi und Babette war gerade im Anzuge, ihren schönsten Tag erwarteten sie, den Hochzeitstag.

Aber nicht in der Kirche in Bex sollte die Trauung, nicht im Müllerhause sollte die Hochzeit sein. Die Frau Gevatterin wünschte, daß sie bei ihr gefeiert werde und daß die Trauung in der hübschen kleinen Kirche in Montreux stattfinde. Der Müller hielt darauf, daß ihr Verlangen erfüllt werde; er allein wußte, was die Pathin als Mitgift bestimmt hatte, sie erhielten ein Hochzeitsgeschenk, das wohl einer kleinen Nachgiebigkeit werth war. Der Tag war festgesetzt. Schon am Abend vorher wollten sie nach Villeneuve reisen, um am Morgen bei Zeiten zu Schiffe nach Montreux hinüberzusetzen, damit die Töchter der Gevatterin die Braut schmücken könnten.

„Es giebt wohl den Tag darauf Hochzeit hier im Hause!" sagte die Stubenkatze. „Sonst gebe ich kein Miau für die ganze Geschichte."

„Hier wird der Schmaus!" sagte die Küchenkatze, „es sind Enten geschlachtet, Tauben erwürgt, und ein ganzes Stück Wild hängt an der Wand. Ich bekomme den Abfall dafür, daß ich aufpasse. Morgen geht die Reise vor sich!"

Ja morgen! — Heut' Abend saßen Rudi und Babette zum letzten Mal als Verlobte in der Mühle zusammen.

Draußen war Alpenglühen und Abendglockenklang, die Sonnentöchter sangen: „Nun kommt das Beste!"

XIV. Nachtgespenster.

Die Sonne war untergegangen, die Wolken senkten sich in's Rhonethal, zwischen die hohen Berge hinein, der Wind wehte von Süden her, aus Afrika, über die hohen Alpen herüber, ein Föhn, der die Wolken zerriß, und als er vorübergesaust war, wurde es einen Augenblick ganz still; die zerrissenen Wolken hingen in phantastischen Formen zwischen den grünbewaldeten Bergen über den dahineilenden Rhonefluß, in Gestalten wie ururaltliche Seeungethüme, wie schwebende Adler und wie springende Frösche; sie senkten sich auf den reißenden Strom herab, sie segelten auf ihn und doch in der Luft. Der Strom führte eine mit der Wurzel ausgerissene Tanne mit sich fort, drehende Wirbel zeigten sich im Wasser — es war der Schwindel, mehrere aus der Sippschaft drehten sich im Kreise auf dem fortbrausenden Strom; der Mondschein glänzte auf dem Schnee der Bergspitzen auf, auf den dunklen Wäldern und den seltsam geformten weißen Wolken, den Nachtgespenstern, den Geistern der Naturkräfte; der Bergbewohner sah sie durch die Fenster, sie segelten in ganzen Schaaren der Eisjungfrau voran; sie kam aus ihrem Gletscherschloß, sie saß auf zerbrechlichem Fahrzeuge, auf der entwurzelten Tanne, das Gletscherwasser trug sie den Strom hinab in den offenen See.

„Die Hochzeitsgäste kommen!“ sauste und sang es in Luft und Wasser.

Gespenster draußen, Gespenster im Innern! Babette hatte einen seltsamen Traum.

Es kam ihr vor, als wäre sie mit Rudi verheirathet, und zwar schon viele Jahre. Er war auf der Gemsenjagd, aber sie war zu Hause und bei ihr saß der junge Engländer mit dem gelben Backenbart; seine Augen waren so warm, seine Worte hatten Zauberkraft, er reichte ihr die Hand und sie mußte ihm folgen.

Sie gingen vom Hause fort. Immer hinunter! — und es war Babette, als läge eine Last auf ihrem Herzen, die immer schwerer wurde, es war eine Sünde gegen Rudi, eine Sünde gegen Gott, und plötzlich stand sie einsam und verlassen, ihre Kleider von Dornen zerrissen, ihr Haar ergraut, voll Schmerz sah sie in die Höhe und erblickte Rudi; — sie streckte ihm ihre Arme entgegen, aber wagte nicht ihn zu rufen oder zu bitten, und das würde auch Nichts geholfen haben, denn bald sah sie, daß er es gar nicht war, sondern nur sein Jagdrock und Hut auf den Alpenstock gehängt, wie die Jäger es aufstellen, um die Gemsen zu überlisten. Und in gränzenlosem Schmerze jammerte Babette: „O wäre ich doch an meinem Hochzeitstage, meinem glücklichsten Tage gestorben! Herr, mein Gott, das wäre eine Gnade gewesen, ein hohes Glück! dann wäre das Beste geschehn, was mir und Rudi geschehen konnte! Niemand kennt seine Zukunft!“ und in gottlosem Schmerze stürzte sie sich in die tiefe Felsschlucht hinab. Es riß eine Saite, es klang ein Trauerton —!

Babette erwachte, der Traum war aus — und vergessen, aber sie wußte, daß sie etwas Schreckliches geträumt hatte, daß sie von dem jungen Engländer geträumt, den sie seit mehreren Monaten nicht gesehen, an den sie nicht gedacht hatte. Ob er wohl in Montreux war? würde sie ihn bei der Hochzeit sehen? Es glitt ein leiser Schatten um den feinen Mund; ihre Brauen runzelten sich, aber bald kam ein lächelnder Blick, draußen schien die Sonne so schön, und morgen war ihre und Rudi's Hochzeit.

Er war schon in der Stube, als sie herunter kam, und bald ging es fort nach Villeneuve. Sie waren Beide so glücklich, und der Müller auch, er lachte und strahlte in der prächtigsten Laune; er war ein guter Vater, ein ehrliches Gemüth.

„Nun sind wir die Herrschaft im Hause!“ sagte die Stubenkatze.

XV. Schluß.

Es war noch nicht Abend geworden, als die drei frohen Menschen Villeneuve erreichten und ihre Mahlzeit einnahmen. Der Müller setzte sich mit seiner Pfeife in den Lehnstuhl und hielt ein Schläfchen. Die jungen Brautleute gingen Arm in Arm in die Stadt, den Fahrweg unter den umbuschten Felsen entlang, längs des blaugrünen tiefen Sees; das finstere Chillon spiegelte seine grauen Mauern und dicken Thürme in dem klaren Wasser; die kleine Insel mit den drei Akazien lag noch näher, sie sah aus wie ein Blumenstrauß, der auf dem See schwamm.

„Es muß reizend sein drüben!“ sagte Babette, sie hatte wieder die größte Lust dahin zu kommen und der Wunsch konnte gleich erfüllt werden, es lag ein Boot am Ufer, der Strick, welcher es hielt, war leicht zu lösen. Man sah Keinen, den man um Erlaubniß fragen konnte, und so nahm man ohne Weiteres das Boot; Rudi konnte ja rudern.

Die Ruder griffen wie Fischflossen in das fügsame Wasser ein, es ist so leicht und flüssig und doch so stark, es ist ganz Rücken zum Tragen, ganz Mund zum Verschlingen, milde lächelnd, die Sanftheit selbst und doch so erschreckend, und stark genug, Alles zu zerbrechen. Es stand ein Streifen schäumenden Kielwassers hinter dem Boote und in wenigen Minuten gelangte es mit den Beiden zu der Insel, wo sie an's Land stiegen. Der Platz war gerade groß genug zu einem Tanze für sie Beide.

Rudi schwang Babette drei Male herum und dann setzten sie sich auf die kleine Bank unter den überhängenden Akazien, sahen einander in die Augen, hielten einander bei den Händen, und Alles rings umher strahlte im Glanze der sinkenden Sonne; die Tannenwälder auf den Bergen wurden violett, ganz wie blühendes Haidekraut, und wo die Bäume aufhörten und die Felsen hervorsahen, da glühten sie, als wäre der Stein durchsichtig, die Wolken

am Himmel leuchteten wie rothes Feuer, der ganze See war wie ein frisches blühendes Rosenblatt. Wie die Schatten allmälig sich auf die schneebedeckten Berge von Savoyen senkten, wurden diese dunkelblau, aber die höchsten Zinnen leuchteten wie glühende Lava, sie wiederholten einen Moment aus der Entstehungsgeschichte der Berge, als diese Massen sich glühend aus dem Schooße der Erde erhoben und noch nicht erloschen waren. Es war ein Alpenglühen, wie Rudi und Babette es noch nie gesehen zu haben meinten. Der schneebedeckte Dent du Midi hatte einen Glanz wie die Scheibe des Vollmonds, wenn sie über dem Horizont emporsteigt.

„Wie viel Schönheit! wie viel Glück!" sagten Beide. — „Mehr kann die Erde mir nicht geben!" sagte Rudi. „Eine Abendstunde wie diese ist doch ein ganzes Leben! wie oft schon fühlte ich mich glücklich, wie ich es jetzt bin, und dachte, wenn nun Alles zu Ende wäre, wie glücklich hätte ich doch gelebt! wie voll Segen ist diese Welt! und der Tag ging zu Ende, aber ein neuer begann wieder und ich meinte, daß der noch schöner sei! Unser Herrgott ist doch unendlich gut, Babette!"

„Wie glücklich bin ich!" sagte sie.

„Mehr kann die Erde mir nicht geben!" rief Rudi aus.

Und die Abendglocken klangen von den Savoyer Bergen herüber, und von den Schweizer Bergen, in goldenem Glanze erhob sich gegen Westen der dunkelblaue Jura.

„Gott gebe Dir das Herrlichste und Beste!" rief Babette aus.

„Das wird er!" sagte Rudi. „Morgen habe ich es! Morgen bist Du ganz mein! meine eigene kleine süße Frau!"

„Ach, das Boot!" rief Babette.

Das Boot, welches sie zurückführen sollte, war losgegangen und schwamm von der Insel fort.

„Ich hole es!" sagte Rudi, warf die Jacke ab, zog die Stiefel aus, sprang in den See und schwamm rasch auf das Boot zu.

Kalt und tief war das klare blaugrüne Eiswasser des Gletschers. Rudi blickte hinein, nur mit einem einzigen Blicke, und es war

ihm, als sähe er einen goldenen Ring kreisen, blinken und spielen — er dachte an seinen verlorenen Brautring, und der Ring war größer, erweiterte sich zu einem funkelnden Kreise und in demselben glänzte der helle Gletscher; unendlich tiefe Klüfte gähnten ringsum und das Wasser tropfte klingend wie ein Glockenspiel und mit weiß-blauer Flamme leuchtend herab; in einem Nu sah er, was wir in vielen langen Worten aussprechen müssen. Junge Jäger und junge Mädchen, Männer und Frauen, die einmal in die Klüfte des Gletschers gesunken waren, standen hier lebendig mit offenem Auge und lächelndem Munde, und tief unter ihnen läuteten Glocken versunkener Städte; die Menge kniete unter den Kirchengewölben, Eiszapfen bildeten Orgelpfeifen, in denen der Bergstrom spielte; die Eisjungfrau saß auf dem klaren, durchsichtigen Grunde, sie erhob sich gegen Rudi, küßte seine Füße und ein Todesschauer ging durch seine Glieder, ein elektrischer Stoß — Eis oder Feuer? man unterscheidet es nicht bei der kurzen Berührung.

„Mein! mein!" klang es um ihn und in ihm. „Ich küßte Dich, als Du klein warst! küßte Dich auf den Mund, jetzt küsse ich Dir die Zehen und Ferse, mein bist Du ganz und gar!"

Und er war verschwunden in dem klaren blauen Gewässer.

Alles war still. Die Kirchenglocken hörten auf zu läuten, die letzten Töne verschwanden mit dem Glanze auf den gerötheten Wolken.

„Mein bist Du!" klang es in der Tiefe; „mein bist Du!" erklang es in der Höhe, in dem unendlichen Raume.

Köstlich ist es, von der Liebe zur Liebe zu kommen, von der Erde in den Himmel.

Es zerriß eine Saite, es klang ein Trauerton, der Eiskuß des Todes besiegte das Vergängliche; das Vorspiel endete, damit das Lebensdrama beginnen könne, und der Mißklang sich auflöse in Harmonien.

Nennst Du das eine traurige Geschichte?

Die arme Babette! Es war eine Stunde voller Angst für sie.

Das Boot trieb weiter und weiter weg. Niemand am Lande wußte, daß das Brautpaar auf der kleinen Insel sei. Der Abend kam heran, die Wolken senkten sich, es wurde dunkel. Allein, verzweifelt, jammernd stand sie da. Ein Gewitter stand über ihr; Blitze leuchteten über dem Jura, über dem Schweizerlande, über Savoyen; von allen Seiten Blitz auf Blitz, Donner auf Donner, welche minutenlang in einander rollten. Die Blitze leuchteten bald taghell, man sah jeden einzelnen Weinstock wie am hellen Mittag, und gleich darauf brütete wieder die schwarze Finsterniß. Die Blitze bildeten Schleifen, Verschlingungen, Zickzacke, flogen rings um den See herum, sie leuchteten von allen Seiten, während das Echo den Ton des Donners brüllend verstärkte. Am Lande zog man die Böte an's Ufer, Alles Lebendige suchte Schutz! — und jetzt strömte der Regen herab.

„Wo mögen doch Rudi und Babette in diesem Unwetter sein!" sagte der Müller.

Babette saß mit gefalteten Händen, das Haupt im Schooß, sprachlos vor Schmerz, vom Schreien und Jammern.

„Im tiefen Wasser!" sprach sie in sich hinein. „Tief unten ist er, tief unter dem Gletscher."

Es kam ihr in den Sinn, was Rudi vom Tode seiner Mutter erzählt hatte, von seiner Rettung, als er wie todt aus der Gletscherschlucht hervorgezogen war. „Die Eisjungfrau hat ihn wieder."

Es leuchtete ein Blitz, so blendend wie Sonnenglanz auf weißem Schnee. Babette fuhr in die Höhe; der See hob sich auf einen Moment wie ein glänzender Gletscher, die Eisjungfrau stand da, majestätisch, bläulichweiß, glänzend, und zu ihren Füßen lag Rudi's Leiche. „Mein!" sagte sie, und ringsum war wieder Nacht und Dunkel und strömendes Wasser.

„Grausam!" jammerte Babette. „Warum mußte er denn sterben, da der Tag unseres Glückes kam! Gott! erleuchte meinen Verstand! erleuchte mein Herz! ich verstehe Deine Wege nicht, ich tappe im Dunkel vor Deiner Allmacht und Weisheit!"

Und Gott erleuchtete ihr Herz. Ein Gedankenblitz, ein Strahl der Gnade, ihr Traum in der vorigen Nacht durchleuchtete sie lebendig; sie erinnerte sich der Worte, die sie gesprochen, den Wunsch, das Beste für sich und Rudi zu gewinnen.

„Weh' mir! war das das Samenkorn der Sünde in meinem Herzen? war mein Traum ein Blick in die Zukunft, welche Saiten mußten um meiner Rettung willen zerreißen! Ich Unglückliche!"

Jammernd saß sie in der tiefdunklen Nacht. Durch die tiefe Stille der Nacht glaubte sie noch Rudi's Worte klingen zu hören, die letzten, welche er hier sprach: „Mehr Glück kann die Erde mir nicht gewähren!" Sie wurden gesprochen in der Fülle des Glücks, sie wurden wiederholt im tiefsten Schmerz.

Ein Paar Jahre waren seitdem hingegangen. Der See lächelt, die Ufer lächeln, die Weinreben setzen üppige Trauben an; Dampfschiffe jagen mit wehenden Flaggen vorüber, Lustböte mit ihren ausgespannten Segeln fliegen wie weiße Schmetterlinge über den Wasserspiegel dahin; die Eisenbahn über Chillon ist eröffnet, sie führt tief in's Rhonethal hinein. Auf jeder Station steigen Fremde aus, sie kommen mit ihren rothgebundenen Reisehandbüchern und lesen sich vor, was für Merkwürdigkeiten sie zu besehen haben. Sie besuchen Chillon, sie sehen draußen im See die kleine Insel mit den drei Akazien, und lesen in dem Buche von dem Brautpaare, das im Jahre 1856 eines Abends hinüberfuhr, von dem Tode des Bräutigams, und: „am andern Morgen hörte man am Ufer das verzweifelnde Geschrei der Braut."

Aber das Reisebuch meldet Nichts von Babettens stillem Leben bei ihrem Vater, nicht in der Mühle, dort wohnen jetzt Fremde, sondern in dem hübschen Hause am Bahnhof, wo sie noch manchen Abend aus dem Fenster sieht, über die Kastanienbäume weg nach den Schneebergen, wo Rudi sich einst tummelte. Sie sieht in der

Abendstunde das Alpenglühen, die Sonnentöchter lagern sich darauf und wiederholen das Lied von dem Wandersmann, dem der Wirbelwind die Kappe abriß und wegführte; er konnte nur die Hülle nehmen und nicht den Mann selbst.

Es liegt ein Rosenglanz auf dem Schnee des Berges, es ist Rosenglanz in jedem Herzen, in dem der Gedanke lebt: „Gott lasse geschehen, was für uns das Beste ist!“ aber es wird uns nicht immer geoffenbart, wie es Babette geoffenbart wurde in ihrem Traume.

Der Schmetterling.

Der Schmetterling suchte sich eine Liebste; natürlich wollte er eine recht hübsche kleine Blume haben. Er sah sie sich an; jede saß ganz still und ehrbar auf ihrem Stengel, wie eine Jungfrau sitzen muß, wenn sie noch nicht verlobt ist; aber da waren so viele, daß ihm die Wahl zu schwer wurde, und so flog er zum Gänseblümchen. Die Franzosen nennen es Margarethe, die wissen, daß sie wahrsagen kann, und das thut sie, wenn Liebesleute ihr Blatt für Blatt ausreißen und bei jedem eine Frage über den Geliebten thun: „von Herzen? — mit Schmerzen? ganz heimlich? — ein wenig? — oder gar nicht? oder etwas Aehnliches. Ein Jeder fragt in seiner eigenen Sprache. Der Schmetterling kam auch um zu fragen; er pflückte keine Blätter ab, sondern küßte jedes einzelne, in der Meinung, daß man mit etwas Gutem immer am weitesten kommt.

„Süßes Gretchen Gänseblümchen!“ sagte er, „Sie sind die klügste Frau unter allen Blumen! Sie können wahrsagen! Sagen Sie mir, kriege ich die oder die? und wen kriege ich? wenn ich das wüßte, könnte ich geradeswegs zu ihr hinfliegen und sie freien.“

Aber Gretchen antwortete kein Wort. Sie konnte es nicht leiden, daß er sie Frau nannte, denn sie war eine Jungfrau, und dann ist man keine Frau. Er fragte zum zweiten Mal und er fragte zum dritten Mal, und da er kein einziges Wort von ihr

herausbringen konnte, so mochte er nicht mehr fragen, sondern flog allein auf's Freien aus.

Es war im Beginn des Frühlings; Alles war voll von Schneeglöckchen und Crokus. „Die sind sehr nett!“ sagte der Schmetterling, „niedliche kleine Confirmanden! aber noch zu jung. Er sah, wie alle jungen Männer, nach den älteren Mädchen.

Er flog dann zu den Anemonen; die waren ihm zu bescheiden, die Veilchen zu schwärmerisch, die Tulpen zu prunkend, die Pfingstlilien zu bürgerlich, die Lindenblüthen waren zu klein, und hatten eine so große Familie; die Apfelblüthen waren wirklich wie Rosen anzusehen, aber sie blühten heute und fielen morgen ab, sowie nur ein Wind bläst, das würde doch eine gar zu kurze Ehe geben, meinte er. Die Erbsenblüthe gefiel ihm noch am besten, sie war weiß und roth, war glatt und fein, ein häusliches Mädchen, die gut aussah und doch in der Küche Bescheid wußte; er war schon im Begriff, sie anzusprechen, aber in demselben Augenblick sah er dicht daneben eine Erbsenschote mit verwelkter Blüthe an der Spitze hängen. „Wer ist das?“ fragte er. — „Das ist meine Schwester,“ sagte die Erbsenblüthe.

„Aha! so werden Sie auch später aussehen!“ Der Schmetterling erschrak und flog davon.

Die Caprifolien hingen über die Hecken herüber, es war voll von den Fräulein mit den langen Gesichtern und der gelben Haut. Von der Sorte hielt er nicht viel. Ja, wovon hielt er denn was?

Frag' ihn selbst.

Der Frühling ging, der Sommer ging, und es war Herbst geworden; er war noch ebenso weit. Die Blumen erschienen in den schönsten Kleidern, aber was konnte das helfen! es fehlte der frische duftende Jugendhauch. Duft bedarf das Herz, wenn das Alter naht, und Duft ist gerade nicht sonderlich viel bei Georginen und Stockrosen zu finden. Da suchte der Schmetterling die Krausemünze auf.

„Die hat zwar keine Blume, aber sie ist selbst ganz Blume, ganz Duft von Kopf bis zu Füßen, Blumenduft athmet jedes Blatt. Die nehme ich!"

Und da machte er endlich Ernst.

Aber die Krausemünze stand steif und still, und endlich sagte sie: „Freundschaft, aber nichts weiter! ich bin alt und Sie sind alt! wir können wohl für einander leben, aber uns heirathen — nein! lassen Sie uns in unserm Alter nicht zu Narren werden!"

Und so kriegte der Schmetterling gar Keine. Er hatte zu lange gesucht, und das muß man nicht. Der Schmetterling wurde ein Hagestolz.

Es war schon spät im Herbst, Regen und Nebel fiel, der Wind blies den alten Weidenbäumen kalt über den Rücken, so daß es in ihnen knackte. Es war kein Wetter danach, im Sommeranzug auszufliegen, und der Schmetterling flog nicht aus. Er war zufällig in ein Haus hineingekommen, wo Feuer im Kachelofen brannte; wahrhaftig sommerwarm! er konnte leben; aber „Leben ist nicht genug," sagte er, „Sonnenschein, Freiheit und eine kleine Blume muß man haben!"

Und er flog gegen das Fenster, wurde gesehen, wurde bewundert, und steckte auf einer Nadel im Raritätenkasten; mehr konnte man nicht für ihn thun.

„Nun sitze ich auch auf einem Stengel wie die Blumen!" sagte der Schmetterling; „ganz behaglich ist es indeß nicht! es ist Einem, als wäre man verheirathet, man sitzt zu fest!" und damit tröstete er sich.

„Das ist ein elender Trost!" sagten die Topfblumen in der Stube.

„Aber den Topfblumen kann man nicht ganz trauen," meinte der Schmetterling, „sie haben zu viel Umgang mit Menschen!"

Psyche.

In der Morgendämmerung scheint in der röthlichen Luft ein großer Stern, der hellste Stern des Morgens; seine Strahlen fallen zitternd auf die weiße Wand, als wollte er darauf niederschreiben, was er zu erzählen weiß, was er im Lauf der Jahrtausende hier und dort erschaute auf der ewig sich drehenden Erde.

Hört eine seiner Geschichten.

Vor Kurzem — seine kurze Zeit ist für uns Menschen von Jahrhunderte langer Dauer — folgten meine Strahlen einem jungen Künstler. Es war im Kirchenstaat, in der Weltstadt Rom. Viel hat sich dort im Laufe der Zeiten verändert, jedoch nicht so schnell, wie die menschliche Gestalt vom Kind zum Greise sich verändert. Die Kaiserburg war, wie noch heute, Ruine; der Feigenbaum und der Lorbeer wuchsen zwischen den umgestürzten Marmorsäulen und in den verwüsteten Badegemächern mit den goldglänzenden Wänden; das Colosseum war Ruine; die Kirchenglocken klangen, der Weihrauch duftete, die Prozessionen zogen mit Lichtern und glänzenden Baldachinen durch die Straßen. Die Kirche stand in hohem Ansehen, und auch die Kunst hielt man hoch und heilig. In Rom lebte Raphael, der größte Maler der Welt; Michel Angelo, der erste Bildhauer des Zeitalters. Selbst der Papst huldigte diesen Beiden und ehrte sie durch seinen Besuch, die Kunst

wurde erkannt, geehrt und belohnt. Aber nicht alles Große und Tüchtige kann man sehen und kennen.

In einer kleinen, engen Straße stand ein altes Haus, es war einmal ein Tempel gewesen, darin wohnte ein junger Künstler. Er war arm und unbekannt. Allerdings hatte er junge Freunde, die auch Künstler waren, jung an Sinn, an Hoffnungen und Gedanken; die sagten ihm, er sei reich an Talent und Tüchtigkeit, aber er sei ein Narr, daß er niemals selbst daran glauben wolle. Er zerbrach Alles wieder, was er in Thon geformt hatte, war nie mit seiner Arbeit zufrieden, machte nie Etwas fertig, und das muß man, um bemerkt und bekannt zu werden, und Geld zu verdienen.

„Du bist ein Träumer!“ sagten sie, „und das ist Dein Unglück! Aber es kommt daher, daß Du noch nicht gelebt, noch nicht das Leben gekostet hast. Genieße es in großen, gesunden Zügen, wie es genossen werden muß! Gerade in der Jugend kann und soll man es sich zu eigen machen! Sieh' den großen Meister Raphael, der Papst ehrt ihn, die Welt bewundert ihn, und er verschmäht weder Wein noch Brot!“

„Er verspeist sogar die Bäckerin mit, die reizende Fornarina!“ sagte Angelo, einer der lustigsten jungen Freunde.

Sie sagten Alle noch mancherlei, wie es ihre Jugend und ihr Verstand mit sich brachten. Sie riethen dem jungen Künstler theilzunehmen an ihrer Lustbarkeit, ihrem wilden, ihrem tollen Leben. Es lockte ihn im Augenblicke, sein Blut war warm, seine Phantasie lebhaft, er konnte mit einstimmen in das heitere Gespräch, konnte laut lachen mit den Anderen, und doch, das, was sie „raphaelisches lustiges Leben“ nannten, sank wie Morgennebel vor seinen Augen dahin, wenn er den göttlichen Glanz sah, der aus den Bildern des großen Meisters hervorleuchtete; und wenn er im Vatikan vor den Schönheitsidealen stand, welche die Meister vor Jahrtausenden aus dem Marmorblock geformt hatten, so schwoll seine Brust, er fühlte in sich etwas Hohes, Heiliges, Erhabenes, Großes und Gutes, und er sehnte sich, solche Gestalten zu schaffen, aus

Marmor zu meißeln. Er wollte es zum Bilde gestalten, was sich aus seinem Herzen in's All hinaufschwang, aber wie? und in welcher Form? Der weiche Thon rundete sich zu Schönheitsformen unter seinen Händen, aber Tags darauf zerbrach er wie immer, was er geschaffen hatte.

Eines Tages ging er an einem der reichen Paläste vorüber, von denen Rom so viele enthält, er blieb an dem großen offenen Eingangsthore stehen, und sah von bildergeschmückten Bogengängen eingeschlossen einen kleinen Garten voll der schönsten Rosen. Große weiße Callablüthen schossen zwischen ihren grünen saftigen Blättern aus dem weißen Marmorbecken auf, in welchem das klare Wasser plätscherte; und eine Gestalt schwebte vorüber, ein junges Mädchen, die Tochter dieses fürstlichen Hauses, so zart, so leicht, so schön! So hatte er nie ein Weib gesehen, und doch! Raphael hatte sie gemalt, als Psyche, in einem der römischen Paläste. Dort war sie nur gemalt, hier ging sie lebendig einher.

Sie lebte in seinen Gedanken und in seinem Herzen; und er ging heim in seine ärmliche Stube und bildete im Thon eine Psyche. Es war die reiche, junge Römerin, das adlige Fräulein, und zum ersten Male sah er mit Befriedigung sein Werk an. Es hatte Bedeutung, es war „sie“. Und die Freunde, welche das Werk sahen, jubelten laut vor Freude. Diese Arbeit war ein Beweis seiner Künstlergröße, sie hatten sie schon längst erkannt, jetzt sollte auch die Welt sie kennen lernen.

Der Thon ist zwar ganz wohl geeignet zur Nachbildung des lebendigen Fleisches, aber er hat weder die Weiße noch die Dauerhaftigkeit des Marmors. Im Marmor würde Psyche erst Leben bekommen, und den theuren Marmorblock besaß er schon; er lag schon viele Jahre, wie der Vorzeit angehörig, im Hofe; Flaschenscherben, Unkraut und Ueberreste von Artischocken bedeckten und verunreinigten ihn, im Innern aber war er weiß wie der Schnee des Berges. Daraus sollte die Psyche hervorgehen.

Eines Tages traf es sich — der helle Stern erzählt nichts

davon, er sah es nicht, aber wir wissen es —, es traf sich, daß eine vornehme römische Gesellschaft in die enge kleine Gasse kam. Der Wagen hielt in einiger Entfernung, die Gesellschaft kam näher, um das Werk des jungen Künstlers zu sehen, von welchem sie durch Zufall gehört hatte. Und wer waren die Besuchenden? Armer Jüngling! allzuglücklicher Jüngling! Das junge Mädchen selbst stand hier im Zimmer, und was für ein Lächeln war es, als ihr Vater sagte: „Das bist Du ja selbst, wie Du leibst und lebst!" Das Lächeln kann nicht nachgeformt, der Blick nicht wiedergegeben werden, der erstaunte Blick, mit welchem sie den jungen Künstler ansah, es war ein Blick, welcher erhob, adelte und — niederschmetterte.

„Die Psyche muß in Marmor ausgeführt werden!" sagte der reiche Herr. Das war ein belebendes Wort für den todten Thon und für den starren Marmor, wie für den betäubten Jüngling. „Wenn das Werk ausgeführt ist, kaufe ich es!" sagte der Fürst.

Es war, als wäre eine neue Zeit aufgegangen in der armen Werkstatt; Leben und Lust sprühten, emsige Geschäftigkeit waltete darin. Der glänzende Morgenstern schaute zu, wie die Arbeit fortschritt. Selbst der Thon schien durchgeistigt, seit sie hier war, er formte sich in höherer Schönheit zu den bekannten Zügen.

„Jetzt weiß ich, was Leben heißt!" jubelte er, „es ist die Liebe! es ist die Erhebung in das Reich des Erhabenen, die Entzückung in das Reich des Schönen! Was die Freunde Leben und Genuß nennen, ist Vergänglichkeit, nichts als aufsprudelnde Blasen in der gährenden Hefe, nicht das reine himmlische Wasser des Lebens!"

Der Marmorblock ward aufgerichtet, der Meißel schlug große Stücke herunter. Es wurde gemessen, Punkte und Linien gezogen, das Handwerk forderte sein Recht, bis nach und nach der Stein zum Körper wurde, zum Schönheitsbilde, zur Psyche, schön wie Gottes Ebenbild in der Jungfrau. Der starre Stein bewegte sich schwebend, tanzend, leicht und luftig, eine reizende Psyche, mit einem

Lächeln so himmlisch unschuldig, als habe es sich gespiegelt in dem Herzen des jungen Bildhauers.

Der Stern des rosenfarbigen Morgens sah es und verstand sicherlich, was den Jüngling bewegte, verstand die wechselnde Farbe seiner Wangen, den Glanz seiner Augen, während er schaffend doch nur wiedergab, was Gott in ihn gelegt hatte.

„Du bist ein Meister wie jene alten Hellenen!“ sagten die hingerissenen Freunde. „Bald wird die ganze Welt Deine Psyche bewundern!“

„Meine Psyche!“ erwiederte er. „Mein! ja mein muß sie werden! Auch ich bin ein Künstler, wie jene großen Alten! Gott hat mir Gnade verliehen, hat mich so hoch erhoben, wie die adelig Geborenen!“

Und er sank auf seine Knie, und brachte mit Thränen Gott seinen Dank dar — und vergaß ihn wieder über Sie, ihr Marmorbild, die Psychengestalt, welche stand wie aus Schnee geformt, von der Abendsonne geröthet.

Er sollte sie in Wirklichkeit sehen, die Lebendige, Schwebende, sie, deren Sprache wie Musik tönte. Er durfte die Nachricht in den reichen Palast bringen, daß das Marmorbild der Psyche vollendet sei. Er begab sich dorthin, ging durch den offenen Hof, wo das Wasser aus dem Delphinrachen in die Marmorschale plätscherte, wo die Callas blühten und die frischen Rosen hervorsproßten. Er trat in die weite hohe Vorhalle, wo Wände und Decke mit farbigen Wappen und Bildern prangten. Geschmückte Diener, welche sich brüsteten wie Schlittenpferde im Schellengeschirr, gingen auf und nieder, Einige lagen bequem ausgestreckt auf den geschnitzten Holzbänken, als wären sie die Herren vom Hause. Er sagte ihnen, was er wünschte, und wurde die mit weichen Teppichen belegte Marmortreppe hinaufgeführt. Statuen standen zu beiden Seiten, er ging durch reiche Zimmer mit Gemälden und glänzenden Mosaikfußböden. Die Pracht und der Glanz benahm ihm etwas den Athem, aber bald wurde ihm wieder leicht um's Herz; der alte

Fürst nahm ihn so freundlich, fast herzlich auf und nachdem sie mit einander gesprochen, bat er den jungen Künstler zum Abschiede, bei der jungen Signora einzutreten, welche ihn auch sehen wollte. Die Diener führten ihn durch prachtvolle Zimmer und Säle in ihr Gemach, dessen schönster Schmuck sie selbst war.

Sie sprach zu ihm. Keine Miserere, kein Kirchengesang konnte mehr das Herz erweichen, die Seele erheben. Er ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen; keine Rose ist so zart, aber es ging ein Feuer aus von dieser Rose, ein Feuer durchglühte ihn, eine Begeisterung —, es flogen Worte über seine Lippen, von welchen er selbst nichts wußte. — Weiß der Krater des Vulkans, daß er glühende Lava auswirft? — Er gestand ihr seine Liebe. Sie stand überrascht, vornehm, stolz, als habe sie plötzlich einen feuchten, kalten Frosch berührt; ihre Wangen rötheten sich, ihre Lippen wurden bleich; ihre Augen waren Feuer und doch schwarz wie das Dunkel der Nacht.

„Wahnsinniger!“ sagte sie. „Fort! hinunter!“ und wandte ihm den Rücken. Das schöne Gesicht hatte einen Ausdruck, wie jenes versteinerte Antlitz mit den Schlangenhaaren.

Betäubt, leblos kam er auf die Straße hinunter, wie ein Schlafwandler kam er nach Hause und erwachte in Raserei und Schmerz, ergriff seinen Hammer, hob ihn hoch in die Höhe, um das schöne Marmorbild zu zerschlagen; aber in seinem Zustand merkte er nicht, daß sein Freund Angelo neben ihm stand und ihm mit kräftigem Griffe in den Arm fiel.

„Bist Du toll geworden? was hast Du vor?“

Sie rangen mit einander; Angelo war der Stärkere, und mit tiefem Athemzuge warf der junge Künstler sich über einen Stuhl.

„Was ist geschehen?“ fragte Angelo. „Nimm Dich doch zusammen! sprich!“

Aber was konnte er sprechen? was konnte er sagen? Und

:s Angelo ihn nicht zum Sprechen bewegen konnte, gab er es
idlich auf.

„Du bekommst schweres Blut bei Deinem Träumen! sei doch
.n Mensch, wie wir Anderen, und lebe nicht in Idealen, dabei
eht man zu Grunde! Trink Dir einen kleinen Rausch, Du schläfst
ut darauf! laß ein hübsches Mädchen Deinen Arzt sein! das
Nädchen aus der Campagna ist schön wie die Prinzessin im Mar-
norschlosse, sie sind beide Evastöchter und im Paradiese nicht von
inander zu unterscheiden. Folge Deinem Angelo! laß mich Deinen
guten Engel sein, den Engel des Lebens! Es kommt eine Zeit,
vo Du alt wirst, wo der Leib verfällt und an einem schönen sonni-
gen Tage, wo Alles lacht und jubelt, liegst Du da wie dürres
Stroh, um Dich nicht wieder zu erheben. Ich glaube nicht, was
die Priester sagen, daß es ein Leben giebt über das Grab hinaus.
Das ist ein schöner Wahn, ein Kindermährchen, recht angenehm,
wenn man sich so 'was einbilden kann; ich lebe nicht in Phantasien,
sondern in der Wirklichkeit! Komm! werde ein Mensch!"

„Und er zog ihn mit sich fort, es gelang ihm jetzt; es tobte ein
Feuer in den Adern des Jünglings, es ging eine Veränderung in
seiner Seele vor sich, es drängte ihn, sich loszureißen von allem
Alten, von Allem, woran er gewöhnt war, von seinem eigenen
alten Ich, und er folgte Angelo.

In einem entlegenen Stadttheile von Rom lag eine von Künst-
lern besuchte Osterie, in die Ruinen eines alten Bades hinein-
gebaut. Große gelbe Citronen hingen zwischen dem dunklen, glän-
zenden Laube und bedeckten zum Theil die alte, röthlichgelbe Mauer;
die Osterie war ein tiefes Gewölbe, fast wie eine Höhle im Innern
der Ruine; eine Lampe brannte darin vor einem Madonnenbilde;
ein großes Feuer brannte auf dem Herde, da wurde gekocht, ge-
braten und gebacken; draußen unter Citronen- und Lorbeerbäumen
standen ein Paar gedeckte Tische.

Mit lärmendem Jubel wurden die beiden von den Freunden
bewillkommnet. Man aß wenig, trank viel, man wurde lustig;

man sang, man spielte die Guitarre; der Saltarello erklang und der lustige Tanz begann. Ein Paar junge Römerinnen, welche den Künstlern als Modelle dienten, traten mit in den Kreis und mischten sich in die Lust; zwei reizende Bacchantinnen! sie hatten zwar keine Psychengestalt, waren keine zarte schöne Rosen, aber frische, kräftige, üppig blühende Nelken.

Wie warm war es an dem Tage, selbst noch nach Sonnenuntergang! Gluth in den Adern, Gluth in der Luft, Gluth in jedem Blicke! Der Himmel schwamm in einem Meere von Gold und Rosen, das Leben bestand aus lauter Gold und Rosen!

„Jetzt endlich bist Du einmal dabei! nun laß Dich tragen von dem Strom um Dich und in Dir!"

„Noch niemals früher bin ich so gesund und froh gewesen!" sagte der junge Künstler. „Du hast Recht, Ihr habt Alle Recht, ich war ein Narr, ein Träumer, der Mensch gehört der Wirklichkeit an und nicht der Phantasie!"

Mit Gesang und klingenden Guitarren zogen die Jünglinge in dem klaren sternhellen Abend aus der Osterie durch die Gassen; die beiden üppigen Nelken, die Töchter der Campagna, waren mit in dem Zuge.

In Angelo's Zimmer, zwischen den umhergestreuten Skizzen, weggeworfenen Blättern und glühenden, üppigen Bildern klangen die Stimmen gedämpfter, aber nicht minder feurig; auf dem Fußboden verstreut lag manches Blatt mit Zeichnungen, den Campagna-Mädchen in ihrer wechselnden, kräftigen Schönheit so ähnlich, und dennoch waren sie selbst weit schöner. Die sechsarmige Lampe ließ alle Wände in brennenden Farben leuchten, und mitten darin brannte und leuchtete die menschliche Gestalt hervor wie ein Götterbild.

„Apollo! Jupiter! ich fühle mich in euren herrlichen Himmel erhoben! es ist mir, als wäre in diesem Moment die Blume des Lebens aus meinem Herzen hervorgeblüht!"

Ja, sie blühte, sie ward zerknickt, sie sank, und ein betäubender

Dunst stieg daraus empor, und blendete das Auge, betäubte die Gedanken, das Feuerwerk der Sinne erlosch und es ward Nacht.

Er kam nach Hause, setzte sich auf sein Bett, und kam zu sich. „Pfui!“ ertönte es aus seinem Munde, aus dem Grunde seines Herzens. „Elender! fort! hinunter!“ — Und er stöhnte im tiefen Schmerz.

„Fort! hinunter!“ diese ihre Worte, die Worte der lebendigen Psyche, ertönten in seiner Brust, ertönten von seinen Lippen. Er verbarg sein Haupt in die Kissen, seine Gedanken wurden unklar, und er schlief ein.

Beim Tagesanbruch fuhr er auf und besann sich. Was war das? hatte er das Ganze nur geträumt? ihre Worte, der Besuch in der Osterie, der Abend mit den purpurrothen Nelken der Campagna? — Nein, das Alles war die Wirklichkeit, die er früher nicht gekannt hatte.

In der purpurfarbigen Luft funkelte der Stern hell und klar, seine Strahlen fielen auf ihn und die marmorne Psyche, der Jüngling zitterte, das Bild der Unvergänglichkeit zu betrachten, sein Blick schien ihm unrein. Er warf ein Tuch darüber, noch einmal berührte er es, um die Gestalt wieder zu entschleiern, aber es war ihm nicht möglich, sein Werk anzusehen.

Still, düster, in sich versunken, saß er den ganzen langen Tag, er bemerkte nicht, was um ihn geschah, Niemand wußte, was in diesem Menschenherzen vorging.

Es gingen Tage hin, es gingen Wochen hin; am längsten waren die Nächte. Der blinkende Stern sah ihn am Morgen bleich, im Fieberfrost zitternd, sich vom Bette erheben, zum Marmorbilde hingehen, das Tuch lüften und einen schmerzlichen innigen Blick auf sein Werk richten und dann, fast erliegend unter der Last, die Statue in den Garten hinaus schleppen. Dort war ein verfallener, ausgetrockneter Brunnen, dahinein versenkte er die Psyche, schüttete Erde darüber, und verdeckte den frisch aufgegrabenen Grund mit Reisig und Nesseln.

„Fort! hinunter!“ war die kurze Grabrede.

Der Stern in der rosenfarbigen Luft sah es und zitterte in zwei schweren Thränen auf den todtenbleichen Wangen des Jünglings.

Er war fieberkrank, „todtkrank“ nannten sie ihn, als er auf dem Krankenbette lag.

Der Klosterbruder Ignatius kam als Freund und Arzt zu ihm, kam mit den Trostesworten der Religion, sprach von dem Frieden und dem Segen der Kirche, von der menschlichen Sünde und der Gnade und dem Frieden in Gott.

Und die Worte fielen wie erwärmende Sonnenstrahlen auf den feuchten gährenden Boden, der Boden dampfte und es erhoben sich aus ihm Nebelwolken, Phantasiegebilde, Gebilde, welchen eine Wirklichkeit zu Grunde lag; und von diesen schwimmenden Inseln sah er hinab auf das Menschenleben: aus Fehlgriffen, Täuschungen bestand es, hatte es für ihn bestanden. Die Kunst erschien ihm wie eine Zauberin, welche uns in Versuchungen führt, in irdische Lüste. Wir fehlten gegen uns selbst, gegen unsere Freunde, gegen Gott. Die Schlange in uns spricht noch immer: „Koste, und Du wirst werden wie Gott!“

Jetzt erst glaubte er sich selbst verstanden und den Weg zur Wahrheit und zum Frieden gefunden zu haben. In der Kirche sah er göttliches Licht und Klarheit, in der Mönchszelle die Ruhe, in welcher der Mensch wie ein Baum fortwachsen könne durch die ganze Ewigkeit.

Bruder Ignatius bestärkte ihn in diesem Gedanken und sein Entschluß stand fest. Aus einem Weltkinde ward ein Diener der Kirche, der junge Künstler entsagte der Welt, er ging in's Kloster.

Wie liebevoll, wie froh nahmen ihn die Brüder auf; wie feierlich war die Einweihung! Gott war in dem Sonnenschein, welcher in die Kirche fiel, Gott strahlte im Sonnenschein von den Heiligenbildern und von dem glänzenden Kreuze wieder. Und als er dann

in der Abendstunde beim Sonnenuntergang in seiner kleinen Zelle stand und das Fenster öffnete, und hinaussah über das alte Rom, über die zerstörten Tempel, das mächtige Colosseum, als er sah im Frühling, wie die Akazien blühten, das Immergrün frisch keimte, die Rosen üppig erblühten, Citronen und Orangen schimmerten, Palmen fächelten, da fühlte er sich ergriffen und befriedigt, wie nie zuvor. Die weite stille Campagna dehnte sich bis an die erblauenden, schneebedeckten Berge, welche wie auf den Himmel gemalt erschienen; Alles in einander verschmelzend, Alles Frieden und Schönheit athmend, verschwimmend, träumend, Alles wie ein Traum!

Ja, wie ein Traum erschien ihm diese Welt; ein Traum währt nur Stunden, er verschwindet und kommt wieder, aber das Klosterleben ist ein Leben von Jahren, langen, langen und vielen Jahren.

Aus dem Inneren des Menschen kommt viel Böses, viel Unreines, das mußte er erfahren! was für Flammen durchglühten ihn zu Zeiten! was für ein Quell der Sünde war das, was er nicht wollte, und was doch beständig hervorsprudelte! Er kasteite seinen Körper, aber das Böse kam aus dem Inneren. Was war es in seiner Seele, das geschmeidig wie die Schlange sich wandte und ringelte, und mit seinem Gewissen sich unter dem Mantel der ewigen Liebe hineinschlich und ihn tröstete: die Heiligen beten für uns, die Mutter Gottes betet für uns, Jesus selbst hat sein Blut für uns dahingegeben. War es Kindssinn oder jugendlicher Leichtsinn, was ihn bewog, sich der Gnade hinzugeben und sich durch sie erhoben zu fühlen, erhoben über so viele Andere? denn er hatte ja die Versuchungen der Welt von sich gestoßen, er war ein Sohn der Kirche.

Eines Tages, nach vielen Jahren, begegnete er Angelo, welcher ihn erkannte.

„Mensch!“ sagte der, „ja, Du bist's! Bist Du jetzt glücklich? Du hast Dich gegen Gott versündigt und seine Gnadengabe von

Dir geworfen, Deinen Beruf verfehlt! Lies die Parabel von dem anvertrauten Pfunde! der Meister, der sie erzählte, sprach die Wahrheit! Was hast Du nun gewonnen, was gefunden? Bereitest Du Dir nicht ein Trauerleben? machst Dir eine Religion nach Deinem eigenen Kopfe, wie sie wohl Alle es thun. Wenn nun Alles nichts als ein Traum, eine Phantasie, nur ein schöner Gedanke wäre!"

„Weiche von mir, Satanas!" sprach der Mönch und verließ Angelo.

„Es giebt einen Teufel, einen persönlichen Teufel! ich habe ihn heute gesehen!" murmelte der Mönch. „Ich gab ihm einst einen Finger, er nahm meine ganze Hand! — Nein!" seufzte er, „in mir selbst ist das Böse und in diesem Menschen auch, aber ihn drückt es nicht nieder, er geht aufrechten Hauptes einher und lebt im besten Wohlsein; — und ich suche Gesundheit im Glauben! — wenn es nur ein Glauben wäre! wenn Alles hier, wie die Welt, welche ich verließ, nur ein schöner Gedanke wäre! nur Täuschung, wie die Schönheit der rothen Abendwolken es ist, wie der meerblaue Schimmer der fernen Berge! In der Nähe sind beide ganz anders! Ewigkeit, du bist wie das große, unendliche, windstille Meer, es winkt, es ruft uns, es erfüllt uns mit Ahnungen, und schreiten wir hinein, so sinken wir, versinken, — sterben, — hören auf zu sein! — Täuschung! fort! hinunter!"

Und thränenlos, in sich versunken, saß er auf seinem harten Lager, er kniete — vor wem? vor dem steinernen Kreuze in der Mauer? Nein, nur die Gewohnheit ließ den Körper in die Kniee sinken.

Je tiefere Blicke er in sich selbst that, desto düsterer erschien ihm Alles. „Nichts drinnen, Nichts draußen! das Leben vergeudet!" Dieser Gedankenschneeball rollte, wuchs, erdrückte, zermalmte ihn.

„Ich darf Nichts verrathen von dem nagenden Wurm im Inneren! mein Geheimniß ist mein Gefangener, verliere ich es, so bin ich der seine!"

Und die göttliche Kraft in ihm litt und kämpfte.

„Herr! Herr!“ rief er in seiner Verzweiflung, „sei barmherzig, gieb mir Glauben! — Dein Gnadengeschenk warf ich von mir, meinen Beruf für diese Welt! ich bedurfte Kraft, und Du gabst sie mir nicht. Die unsterbliche Seele, die Psyche in meiner Brust, — fort, hinunter! sie wird begraben werden wie jene Psyche, der Glanzpunkt meines Lebens, und wird nicht wieder auferstehen!“

Der Stern leuchtete am rosig erglühenden Himmel, der Stern, der sicherlich ausgelöscht und vernichtet werden wird, während die Seelen noch leben und leuchten; sein zitternder Strahl fiel auf die weiße Wand, aber er schrieb dort nichts von der Herrlichkeit bei Gott, von der Gnade, von der ewigen Liebe, welche in der Brust des Glaubenden lebt.

„Die Psyche in uns stirbt nicht? — sie führt ein bewußtes Leben? — kann das Unbegreifliche geschehen? — ja! unbegreiflich ist mein Ich, unbegreiflich bist Du, o Herr! Deine ganze Welt ist unbegreiflich, unfaßbar; — ein Wunderwerk von Macht und Herrlichkeit und — Liebe!“ —

Sein Auge leuchtete, sein Auge brach. Die Kirchenglocken sandten ihren Klang dem Todten nach, er wurde gebettet in Erde aus dem heiligen Lande, gemischt mit dem Staube frommer Todten.

Nach Jahren wurde sein Gerippe hervorgezogen, wie das der vor ihm gestorbenen Mönche, mit der braunen Kutte bekleidet, ein Rosenkranz in die Knochenhand gelegt, und die Gestalt in eine Nische, aus Menschenknochen gebildet, hineingestellt, wie es im Kloster Sitte war. Die Sonne schien draußen, der Weihrauch duftete drinnen, es wurden Messen gelesen.

Jahre vergingen.

Knochen und Knöchelchen fielen auseinander, durch einander hin. Die Todtenschädel wurden wieder aufgestellt, sie bildeten eine ganze Außenwand in der Kirche; in den Reihen stand auch sein Schädel im brennenden Sonnenschein, es waren der Todten so

viele, Niemand kannte mehr ihre Namen, auch den seinen nicht. Und sieh'! im Sonnenschein bewegte sich etwas Lebendiges in den beiden Augenhöhlen, was war das? eine bunte Eidechse hauste in dem hohlen Schädel, und schlüpfte durch die leeren großen Augenhöhlen heraus und wieder hinein. Es war wieder Leben in dieses Haupt gekommen, worin einst die großen Gedanken, die hellen Träume, die Liebe zur Kunst und zu allem Herrlichen gewohnt hatten, woraus heiße Thränen geströmt waren und wo die Hoffnung auf Unsterblichkeit lebte. Die Eidechse sprang umher, verschwand; der Schädel verwitterte, ward Staub im Staube.

Es war Jahrhunderte danach. Der helle Stern leuchtete unverändert, klar und groß, wie vor Jahrtausenden, der Himmel schimmerte roth, frisch wie Rosen, glühend wie Blut.

Wo einst ein schmales Gäßchen war mit den Resten eines alten Tempels, lag jetzt auf freiem Platze ein Nonnenkloster. Im Garten desselben ward ein Grab gegraben, eine junge Nonne war gestorben und sollte in dieser Morgenstunde zur Erde bestattet werden. Der Spaten stieß auf einen Stein; er schimmerte blendend weiß. Man sah weißen Marmor, er rundete sich zu einer Schulter. Es wurde mehr sichtbar, der Spaten ward vorsichtiger geführt, ein weiblicher Kopf erschien, Schmetterlingsflügel. Aus dem Grabe, in welches die junge Nonne gelegt werden sollte, zog man in dem rosenrothen, lodernden Morgenlicht eine schöne Psychengestalt, aus weißem Marmor. „Wie schön! vollendet schön! ein Kunstwerk aus der besten Zeit!“ sagte man. Wer kann der Meister sein? Niemand wußte es, Niemand kannte ihn, als der helle, Jahrtausende lang leuchtende Stern; er kannte den Gang seines Erdenlebens, seine Prüfung, seine Schwäche, sein „Mensch sein!“ — aber er war todt, verweht, wie der Staub verwehen muß und wird, aber das Ergebniß seines besten Strebens, das Herrlichste, der Beweis des Göttlichen in ihm, die Psyche, welche niemals stirbt, die das Gedächtniß überlebt, deren Schimmer hier auf

Erden sichtbar wird, das blieb, das ward gesehen, erkannt, bewundert, geliebt.

Der helle Morgenstern in der rosenfarbenen Luft sandte seinen blinkenden Strahl auf die Psyche und auf das glückliche Lächeln um die Lippen und in den Augen der Bewunderer, welche die Seele im Marmor gebildet sahen.

Was irdisch ist, wird verweht, vergessen, und nur der Stern im unendlichen Raume kennt es. Was himmlisch ist, das lebt im Gedächtniß, und wenn das Gedächtniß schwindet — dann lebt noch die Psyche.

Die Schnecke und der Rosenstock.

Rings um den Garten war eine Hecke von Haselnußbüschen, und draußen Feld und Weide mit Kühen und Schafen, mitten im Garten aber stand ein blühender Rosenstock, und darunter saß eine Schnecke, die hatte viel in sich, nämlich sich selbst.

„Wartet nur, bis meine Zeit kommt!“ sagte sie, „ich werde etwas mehr ausrichten, als Rosen zur Blüthe bringen, Nüsse tragen oder Milch geben wie Kühe und Schafe!“

„Ich erwarte sehr viel davon!“ sagte die Rosenhecke. „Darf ich fragen, wann es denn kommt?“

„Ich lasse mir Zeit!“ sagte die Schnecke. „Sie haben jetzt immer so große Eile! das spannt die Erwartung nicht genug!“

Im nächsten Jahre lag die Schnecke ungefähr auf derselben Stelle im Sonnenschein unter dem Rosenbusch, welcher Knospen ansetzte und Rosen zur Blüthe brachte, immer frische, immer neue. Und die Schnecke kroch halb hervor, steckte ihre Fühlhörner aus und zog sie wieder ein.

„Es sieht Alles aus wie sonst! es ist kein Fortschritt geschehen; der Rosenstock bleibt bei seinen Rosen, und weiter kommt es nicht!“

Der Sommer ging, der Herbst ging, der Rosenstock trug be-

ständig Blüthen und Knospen, so lange bis der Schnee fiel, das Wetter wurde rauh und feucht, der Rosenstock beugte sich zur Erde. Die Schnecke kroch in die Erde.

Es begann ein neues Jahr, die Rosen kamen hervor, und auch die Schnecke kam wieder zum Vorschein.

„Nun sind Sie ein alter Rosenstock!“ sagte sie, „Sie werden nun bald ausgehen müssen. Sie haben der Welt Alles gegeben, was Sie in sich hatten; ob es irgend von Bedeutung war, ist noch die Frage, ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken; aber das ist doch klar, Sie haben nicht das Geringste für Ihre innere Entwickelung gethan, es wäre sonst wohl etwas Anderes aus Ihnen hervorgegangen. Können Sie das leugnen? Sie werden nun bald zu lauter dürren Stöcken werden! Verstehen Sie, was ich sage?“

„Sie erschrecken mich!“ sagte der Rosenstock. „Daran habe ich nie gedacht!“

„Nein, mit dem Denken haben Sie sich niemals abgegeben! haben Sie jemals sich Rechenschaft davon gegeben, warum Sie blühten, und wie es mit dem Blühen zuging? ob auf diese und auf keine andere Weise?“

„Nein!“ sagte der Rosenstock. „Ich blühte freudig, weil ich nicht anders konnte. Die Sonne war so warm, die Luft so erfrischend, ich trank den klaren Thau und den kräftigen Regen; ich athmete, ich lebte! Es stieg von der Erde eine Kraft in mir herauf, es kam eine Kraft von oben herab, ich empfand ein immer neues, immer großes Glück, und darum mußte ich immer blühen; es war mein Leben, ich konnte nicht anders!“

„Sie haben ein sehr bequemes Leben geführt!“ sagte die Schnecke.

„Gewiß! Alles wurde mir gegeben!“ sagte der Rosenstock; „aber Ihnen ward noch mehr gegeben! Sie sind eine denkende,

tiefsinnige Natur, eine hochbegabte Natur, welche die Welt in Erstaunen setzen wird!“

„Das ist meine Absicht keineswegs!“ sagte die Schnecke. „Die Welt geht mich nichts an! Was habe ich mit der Welt zu thun? ich habe genug an mir selbst und in mir selbst!“

„Aber müssen wir nicht Alle hier auf Erden unser Bestes den Uebrigen geben, hervorbringen, was wir können —? ich habe freilich nur Rosen gegeben, — aber Sie? Sie, der so Vieles gegeben ist, was geben Sie der Welt? Was geben Sie ihr?“

„Was ich gegeben habe? was ich gebe? ich verachte die Welt! sie taugt nichts! sie geht mich nichts an! Bringen Sie Rosen hervor, Sie können nichts weiter! laß den Haselbusch Nüsse tragen! laß die Kühe und Schafe Milch geben; sie haben Alle ihr Publikum, ich habe meines in mir selbst! ich ziehe mich in mich selbst zurück und dabei bleibe ich. Die Welt geht mich nichts an!“

Und die Schnecke kroch in ihr Haus und verkittete es.

„Das ist doch traurig!“ sagte der Rosenstock. „Ich kann mit dem besten Willen nicht in mich hineinkriechen, ich muß stets aus mir heraustreten, in Rosen. Die Blätter fallen ab, sie fliegen dahin im Winde! jedoch eine meiner Rosen, sah' ich, legte die Hausmutter in ihr Gesangbuch, eine meiner Rosen erhielt einen Platz an der Brust eines jungen, schönen Mädchens und eine wurde von einem Kindermund in seliger Freude geküßt. Das that mir so wohl, es war ein rechter Segen. Das ist meine Erinnerung, mein Leben!“

Und der Rosenstock blühte in Unschuld weiter, die Schnecke schimpfte in ihrem Hause, und bekümmerte sich nicht um die Welt.

Und Jahre vergingen.

Die Schnecke war Staub im Staube, der Rosenstock war Staub im Staube; auch die Gedenkrose im Gesangbuch war

verweht, — — im Garten aber blühten neue Rosenstöcke, im Garten wuchsen neue Schnecken heran; sie verkrochen sich in ihr Haus und geiferten, — die Welt ging sie nichts an.

Sollen wir die Geschichte wieder von vorn anfangen? — Es wird doch nicht anders.



Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschwei

Robinson der Jüngere.

Ein Lesebuch für Kinder.

Von

J. H. Campe.

(Große illustrirte Pracht-Ausgabe, Lexicon-Octav. (Dreiundsechszi
Auflage.) Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Kleinere illustrirte Ausgabe (siebenundsechszigste Auflage, mit 47
strationen in Holzstich nach Zeichnungen von Ludwig Richter
gr. 8. Velinpap. Eleg. cart. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Gewöhnliche Octav-Ausgabe (sechsundsechszigste Auflage). Carton
Preis 16 Sgr.

Die Entdeckung von Amerik

Ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute.

Von

J. H. Campe.

Neunzehnte rechtmäßige Auflage.

3 Theile in einem Bande mit 1 Titelbilde und 3 Karten.
8. cart. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die Mähr von einer Nachtigall

Mit ihrem Frühlingszauberschall
In dunklen, grünen Zweigen!

Bilder und Lied

von

G. Süs.

gr. 4. Mit 16 Holzstichen. Satin. Velinpap. Elegant cartonn
Dritter Abdruck. Preis 15 Sgr.

Swinegel's Reiseabenteuer!

Ein lustiges Bildermährchen für fröhliche Kinde

Von

G. Süs.

gr. 4. Mit 13 Holzstichen. Satin. Velinpap. Elegant cartonn
Dritter Abdruck. Preis 15 Sgr.